



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Eduo. 2069.00



Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE,
OF BOSTON.

Under a vote of the President and Fellows,
October 24, 1898.

1

2

3

4

5

6

G. Compayré,

Die Entwicklung der Kindesseele.

○

Internationale
Bibliothek für Pädagogik
und deren Hilfswissenschaften.

In Verbindung mit

Prof. N. M. Butler (New York),
Prof. G. Compayré (Lyon), **Prof. N. Fornelli** (Neapel), **Prof. W. Rein** (Jena),
Prof. J. Mourly Vold (Christiania) u. a.

herausgegeben von

Chr. Ufer,
Rektor der Gebr. Reichenbach-Bürgerschulen in Altenburg.

Band I.

Altenburg.
Druck und Verlag von Oskar Bonde.
1900.

©

Die

Entwicklung der Kindesseele.

Von

Gabriel Compayré,

Rektor der Akademie Lyon.

587

Von der französischen Akademie gekrönt.

Mit Erlaubnis des Verfassers

nach der zweiten Auflage des Originals übersetzt

und mit ergänzenden Anmerkungen versehen

von

Chr. Ufer.

Altenburg.

Druck und Verlag von Oskar Bonde.

1900.

Educ 2069.00

(2069.00)

Pierce fund
(1-4)

27

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Compayré's *Évolution intellectuelle et morale de l'enfant* gilt inhaltlich als eine der besten Arbeiten auf dem Gebiete der Psychologie des Kindes und steht hinsichtlich der abgerundeten, durchsichtigen und fließenden Darstellung unter den umfangreicheren Büchern ähnlicher Art bis jetzt ohne Vergleich da. Nachdem das Werk bereits ins Englische und Italienische übersetzt worden ist, legen wir es hier — übrigens durch zahlreiche Anmerkungen ergänzt und erweitert — in deutschem Gewande vor, und wenn die Übersetzung dem Werte des Originals einigermaßen entsprechen sollte, so zweifeln wir nicht, daß sie sich bald im weiteren Kreise der günstigen Aufnahme erfreuen wird, die das Original im engern bereits gefunden hat.

Unter dem engern Kreise verstehen wir vorzugsweise die Psychologen von Fach, unter dem weitem hingegen das gesamte psychologisch interessierte Publikum einschließlic der Pädagogen. Dem weiteren Kreise und insbesondre den angehenden Lehrern und Lehrerinnen bietet das Werk eine vorzügliche Einführung in die Psychologie überhaupt, und gleichzeitig vermittelt es die für jeden Lehrer und Erzieher notwendige Bekanntschaft mit der seelischen Entwicklung und Beschaffenheit des Kindes. Von unmittelbarem Interesse in theoretischer wie in praktischer Hinsicht dürfte es für gebildete Eltern sein, sowie für alle die, welche an Kindergärten und Kleinkinderschulen thätig sind oder den Unterricht während der ersten Schuljahre zu erteilen haben.

Altenburg, im November 1899.

Ufer.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Kapitel: Der Neugeborene	21
II. „ Die Bewegungen als die ersten Formen der Thätigkeit . .	47
III. „ Die Entwicklung des Sehens	73
IV. „ Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen	103
V. „ Die ersten Gemütsbewegungen und ihr Ausdruck	127
VI. „ Das Gedächtnis vor und nach dem Sprechenlernen	162
VII. „ Die verschiedenen Formen der Phantasie	186
VIII. „ Bewußtsein. Aufmerksamkeit. Ideenassoziation	207
IX. „ Die erziehlichen Triebe: Nachahmung und Neugier	234
X. „ Urteilen und Schließen	256
XI. „ Wie das Kind sprechen lernt	280
XII. „ Die willkürliche Thätigkeit. Das Gehen und Spielen . . .	324
XIII. „ Die Entwicklung des sittlichen Gefühls	352
XIV. „ Die üblen und guten Eigenschaften des Kindes	379
XV. „ Geistesstörung bei Kindern	406
XVI. „ Das Ichgefühl und die Persönlichkeit	438
Berichtigungen	460

Einleitung.

Zu allen Zeiten ist das Kind von der Mutter geliebt, gehätschelt und mit Schmeichelworten überhäuft worden; die Dichter haben es gepriesen und sein süßes Lächeln besungen:

Wie bist du schön! — Wie treu! — Was gleicht den süßen Tönen
Des kleinen Mundes hier! — Wie lieblich dieser Thränen
So schnell versiegter Gufs!¹⁾

Die Maler haben mit Wohlgefallen seinen kleinen runden rosigen Körper dargestellt und ihm in vergöttlichender Weise Amorflügel verliehen. Zu allen Zeiten auch wurde das Kind gepflegt, erzogen und unterrichtet, von den Hygienikern überwacht, von den Pädagogen gescholten und ermahnt. Aber bei aller Sorgfalt, aller Aufmerksamkeit und allem Kultus, deren Gegenstand das Kind von jeher war, hat man anscheinend vergessen, es zu erforschen, in seinem Wesen und in den bescheidenen Anfängen seines Seelenlebens zu beobachten. Die Psychologen beschäftigten sich früher mit ihm so gut wie gar nicht. Man dachte nur daran, es mit Unterricht zu überhäufen; man vergaß, dass es wegen der noch unveränderten Einfachheit seiner Natur geeignet ist, uns wenigstens den ersten Unterricht in der Psychologie zu erteilen.

Das ist nun anders geworden. In Deutschland, England und Frankreich haben zahlreiche Arbeiten die „Psychologie des Kindes“ in Aufnahme gebracht²⁾. Väter, Mütter und besonders jüngere

¹⁾ Victor Hugo. Deutsch von Freiligrath.

²⁾ [Als Begründer der Psychologie des Kindes ist Dietrich Tiedemann zu bezeichnen, der im Jahre 1787 in den „Hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst“ „Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten bei Kindern“ veröffentlichte. Die Arbeit erschien 1868 in französischer Über-

Philosophen führen mit lobenswertem Eifer über das Thun und Treiben ihrer Kinder Tagebücher. Die Beobachtungen mehren sich von allen Seiten. „Von allen neuen Forschungsgebieten, welche die moderne Wissenschaft erschlossen hat, sagt James Sully, ist keines anziehender als die Psychologie des Kindes.“¹⁾ Man wird es entschuldigen, daß auch ich dieser Anziehungskraft nachgegeben und es versucht habe, durch Veröffentlichung meiner Betrachtungen und persönlichen Erfahrungen an meinem Teile zu der Förderung eines Studiums beizutragen, dessen Erfolg nunmehr gesichert ist.²⁾

Wie könnte man in der That einem solchen Gegenstande gegenüber gleichgültig bleiben oder das Interesse daran unbegreiflich finden? Wenn die Kindheit die Wiege der Menschheit ist, so ist das Studium der Kindheit die naturgemäße und notwendige Einleitung in alle fernere Psychologie. Mehr als eine dunkle Frage der allgemeinen Philosophie kann durch die Enthüllungen, welche die Geschichte der ersten Lebensjahre bietet, gelöst oder doch wenigstens vereinfacht werden. Hier ist der Ort, wo man beispielsweise die Lösung der herkömmlichen philosophischen Streitfragen nach dem Ursprung der Ideen und der Sprache zu suchen hat. „Wir kennen die Kinder nicht,“ sagte Rousseau, und diese von ihm beklagte Unkenntnis hielt er für die Ursache so vieler untauglicher Erziehungssysteme, die auf dem Apriori religiöser Dogmen und philosophischer Hypothesen ruhende Hirngespinnste

setzung im Pariser *Journal général de l'Instruction publique*, wurde 1881 von Bernard Perez auszugsweise als besondere Schrift veröffentlicht (*Thierry Tiedemann et la science de l'enfant*) und nach diesem Auszuge 1891 ins Englische übersetzt (*Record of an infant life*). Die erste deutsche vollständige Sonderausgabe besorgte der Übersetzer des vorliegenden Buches. (Altenburg, 1897) U.]

¹⁾ James Sully in der Einleitung zur englischen Übersetzung von Perez, *Les trois premières années de l'enfant*.

²⁾ Die vorliegende Arbeit ist bereits vor einigen Jahren entstanden. 1878 bis 1879 hatte ich an der philosophischen Fakultät in Toulouse alle meine öffentlichen Vorlesungen dem Studium der Kindheit gewidmet, und in der Mai-nummer 1880 brachte die *Revue philosophique* die Anzeige: „Unser Mitarbeiter G. Compayré bereitet die Herausgabe eines Werkes über die Psychologie des Kindes vor.“ Die Umstände bewirkten, daß das Werk damals ein Entwurf blieb, und mich nötigten, der Horazischen Regel, dem *nonumque prematur in annum* zu folgen und noch darüber hinauszugehen. Das beklage ich aber nicht, weil ich dank dieser Verzögerung der endgültigen Fertigstellung meines Buches in der Lage war, die vielen interessanten Arbeiten zu berücksichtigen, die seit zehn Jahren über denselben Gegenstand erschienen sind.

seien. Unzweifelhaft sind auf die gleiche Ursache, auf dieselbe Unkenntnis auch zahlreiche Irrtümer zurückzuführen, welche die Philosophen über die Natur des Menschen verbreitet haben. Wenn sich die einen für das ausschließliche Angeborensein der Ideen und des Bewußtseins aussprechen oder, wenn die andern alles als erworben ansehen, so sind das beiderseitig Übertreibungen, die unhaltbar werden, sobald man ihnen das Kind gegenüberstellt. Einige kleine Thatfachen aus der fortschreitenden Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten reichen hin, sowohl die idealistische Hypothese von einer gleich anfangs fertigen, im Besitz aller ihrer Eigenschaften befindlichen Seele, wie auch die sensualistische Theorie von einer unthätigen, jeder eigenen Regung entbehrenden und durch Sinnesempfindungen völlig beherrschten Seele umzustossen.

Schon Reid erkannte das sehr klar. Der schottische Psycholog trug keine Bedenken, den von der Kinderforschung zu erwartenden Nutzen mit den Ergebnissen der systematischen philosophischen Spekulation in Parallele zu stellen, und er maßt der Psychologie des Kindes den größern Wert bei¹⁾. „Wenn es möglich wäre, sagt er, von allem, was in der Seele eines Kindes vor sich gegangen ist — vom Anfange seines Lebens und seiner Empfindungen bis zum Gebrauche seiner Vernunft — eine klare und vollständige Geschichte zu erhalten, eine Geschichte aus der wir erfahren würden, wie unsere wachsenden Fähigkeiten thätig sind, wie sie alle Begriffe und alle Gefühle erzeugen und entwickeln, die wir im Alter der Reflexion in unserm Innern vorfinden, so wäre das eine Errungenschaft für die Naturgeschichte, die wahrscheinlich mehr Licht über die Fähigkeiten des Menschen verbreiten würde als alle Systeme der Philosophen, die je über diesen Gegenstand geschrieben haben.“²⁾

¹⁾ Reid, *An inquiry into human mind*. 6th edition 1804. Einleitung. Zwar glaubt Reid nicht an die Möglichkeit dieser Untersuchungen, die, wie er sagt, „nicht in unserer Macht liegen.“

²⁾ Wenn die Psychologie des Kindes berufen ist, der allgemeinen Psychologie wirkliche Dienste zu leisten, so darf man auch umgekehrt nicht vergessen, daß sie selbst nur möglich ist im Lichte der allgemeinen Psychologie und der Aufschlüsse, welche letztere dem Bewußtsein des Erwachsenen verdankt. „Die Idee der Bewegung, der Veränderung, der Entwicklung, sagt Paul Janet, wird immer mehr in die Psychologie eindringen, sei es nun hinsichtlich des Alters, oder der Geschichte der Gesellschaften, oder der krankhaften Störungen;

Aber nicht nur die Sorge um den Fortschritt der philosophischen Spekulation sollte das, was man „Paidoskopie“ nennen könnte¹⁾, empfehlen und zu Ehren bringen. Von der Erforschung des Kindes sind noch andere, praktische Ergebnisse zu hoffen. Ich erinnere mich, daß Marion in einer seiner Vorlesungen über die Psychologie des Kindes an der Sorbonne besonders das betonte, was er das „ästhetische Interesse“ seines Gegenstandes nannte. „Die Kinder, sagte er, sind die Menschen der Zukunft; sie werden sehen, was wir nur vorhersehen können, ja was wir nicht einmal vorhersehen; sie werden als Zuschauer oder Handelnde an Ereignissen teilnehmen, von denen wir gar keine Ahnung haben.“ Daher der gleichsam dramatische Reiz, der die Thätigkeit des Kindes poetisch verklärt, der Reiz, wie ihn ein beginnendes Drama ausübt, dessen Ausgang man nicht kennt. Aber noch weit interessanter und wichtiger als diese Kindheitspoesie ist der Dienst, den die genaue Analyse der sich entwickelnden Fähigkeiten dem Studium der Psychologie und der Ethik leistet, der Nutzen für den Erzieher und den Sittenlehrer. Wenn es wahr ist, daß die Kinder die Zukunft der Menschheit in der Hand haben, so ist es nicht weniger wahr, daß man durch eine bessere Erziehung und größere Versittlichung diese Zukunft bestimmen und die Sittlichkeit des Menschengeschlechts heben kann. Wie aber könnte man für diese bessere Erziehung, diese wirksamere Versittlichung Grundsätze und Regeln aufstellen, ohne versucht zu haben, in die Geheimnisse der Kindesnatur einzudringen und Klarheit in das Mysterium der Seelenentwicklung zu bringen?

aber diese vergleichenden Studien schliessen eine Einheit, eine Grundlage zum Vergleichen nicht aus; sie verlangen sie sogar, und diese haben wir im erwachsenen und im gesunden Menschen.“ (*Revue des deux mondes*, Juli 1892.) [Über das Verhältnis der allgemeinen Psychologie zur Psychologie des Kindes siehe besonders die Ausführungen G. M. Strattons im Septemberhefte 1897 des amerikanischen *Educational Review*, teilweise übersetzt in unserer Zeitschrift „Die Kinderfehler“ II, S. 148 ff. U.]

¹⁾ Wir wagen diese Sprachwidrigkeit nach dem Vorgange von Émile Faguet, der mit dem Ausdruck Néaniascopie die Untersuchung bezeichnet, welche von vielen unserer Zeitgenossen zur Feststellung des Seelenzustandes der französischen Jugend unternommen worden ist. [Chrisman schlägt den Namen „Paidologie“ vor; in Nordamerika ist der Ausdruck „Child Study“ allgemein in Aufnahme gekommen. In Deutschland scheinen sich die freilich nicht ganz einwandfreien Bezeichnungen „Kinderpsychologie“ und „Kinderforschung“ einzubürgern. U.]

Hören wir das Kind! Es schreit aus Leibeskräften und lehrt uns, daß es Hülfe und Beistand nötig hat, daß es von selbst nichts vermag, daß es nicht, wie die Tiere, die Eltern entbehren kann.

Wie ganz anders doch wachsen die Herden des Vieh's und das Wild auf:
 Klappern bedürfen sie nicht, Liebkosungen braucht man bei keinem
 Anzuwenden und lallende Reden der schmeichelnden Amme.

— — — — — da allen ja alles die Erde

Reichlich beschert und die Natur, die kunstreich bildet die Dinge¹⁾.

Die thätige Natur arbeitet ganz gewiß auch für das Kind, aber unter der Bedingung, daß ihr beigestanden wird, daß sie Unterstützung findet. Das vorliegende Buch wird auf jeder Seite die Unzulänglichkeit einer Spontaneität darthun, die, obgleich wirklich vorhanden, doch unfähig ist, ihr Werk selbständig, ohne Mitwirkung erzieherischer Thätigkeit zu vollenden. Die Psychologie des Kindes lehrt uns, daß es nötig ist, auf die eine oder andere Weise in die Entwicklung der Natur einzugreifen; sie giebt uns gleichzeitig auch die Mittel an die Hand, um dieses Eingreifen zu einem richtigen und wirksamen zu machen. Den Ärzten steht es außer allem Zweifel, daß für die physische Hebung des Menschengeschlechts die Ergebnisse der Embryogenie verwertet werden müssen, daß man die Gesetze für die anatomische und physiologische Entwicklung ergründen und daraus zweckentsprechende hygienische Mafsregeln herzuleiten hat. Praktische Philosophen, welche die Seelen bilden und leiten wollen, werden sich immer mehr davon überzeugen, daß ihre Bemühungen vergeblich sind, wenn sie nicht an der Wiege Neugeborener gelernt haben, welchen Weg die Erziehung einschlagen muß, um der natürlichen Entwicklung zu Hilfe zu kommen und sie ohne Zwang zu leiten, welche spontanen Kräfte zu fördern, welche Gebrechen zu heilen sind.

Leider ist die Psychologie des Kindes ebenso schwierig wie notwendig. Die Schwierigkeiten derartiger Untersuchungen sind so groß, daß man sogar deren Möglichkeit verneint; der Charakter derselben ist so delikater Natur, daß man ihnen die Berechtigung abspricht.

Ich könnte hier einen hervorragenden Philosophen der Gegenwart nennen, der aus überängstlichem religiösem Zartgefühl nichts

¹⁾ Lucretius, Von der Natur der Dinge. Deutsch von Binder. V, 230 f.

von der Psychologie Neugeborener hören mag. Die Entstehungsgeschichte der Seele ist in seinen Augen ein Akt schöpferischer Allmacht, ein zu achtendes Naturgeheimnis, das man durch eine beinahe gottlose Indiskretion entweiht, wenn man sich anmaßt, den verhüllenden Schleier zu lüften. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß mir eine derartige Zurückhaltung unverständlich, daß sie aber jedenfalls mit der Wissenschaft unvereinbar ist; denn bevor man den Philosophen die Erforschung der Anfänge des psychischen Lebens untersagen dürfte, müßte man den Ärzten das Recht nehmen, die Gesetze der Zeugung zu bestimmen und ihnen sogar die Geburtshilfe verbieten.

Weit ernster als die Einwendungen wegen der Zulässigkeit dieser Forschungen sind die Bedenken hinsichtlich der Schwierigkeit.

„Welche Mittel, fragt man, stehen denn bei dieser Forschung zu Gebote? Die Psychologie des Erwachsenen beruht wesentlich auf dem Bewußtsein seiner selbst, das sich in der Erinnerung fortsetzt. Für die Psychologie des Kindes fehlt dieses Mittel. Von der inneren Beobachtung, von dem persönlichen Sichbesinnen hat man hier nichts zu erwarten. Man beansprucht, das Kind zu kennen, und dabei kennt das Kind sich selbst nicht! Was man im ersten Lebensalter gethan, gedacht und gefühlt hat, davon ist im Gedächtnis nichts mehr erhalten. Von den Eindrücken, welche die tägliche Thätigkeit und Erfahrung im Kinde hervorrief, so bald es ein Bewußtsein hatte, ist keine Spur mehr vorhanden; darüber breitet sich vollständige Vergessenheit¹⁾. Die vergangene Kindheit läßt sich nicht wieder zurückrufen, und man ist darauf beschränkt, nach dem Äußern zu mutmaßen, was im Innern des beobachteten Kindes vor sich geht. Diese allein mögliche äußere Beobachtung hat, wie man einsehen muß, alle Mängel und die

¹⁾ [Diesen Einwand, der übrigens ziemlich nahe liegt, erhob u. a. schon Kant (Anthropologie § 1). Die geringen Ergebnisse, welche Psychologen durch Umfragen nach den ersten Erinnerungen aus der Kindheit erhalten haben, kommen sicher nicht nur auf Rechnung der angewandten Methoden, die mangelhaft genug sein mögen, sondern sie haben noch mehr ihren Grund in der Sache selbst (siehe Miles, *A study of individual psychology. American Journal of Psychol.* Vol. VI, 1895). Bemerkenswert ist die Thatsache, daß nach den Untersuchungen von V. und C. Henri der „geschlossene Strom der Erinnerung“ durchweg erst drei Jahre nach der ersten Einzelerinnerung einsetzt (*Année psychologique III*, 1897). Weiteres über diesen Punkt siehe in meinem Artikel „Kinderpsychologie“ in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik. U.]

ganze Unsicherheit einer bloßen Deutung, einer Verdolmetschung. Man liest in der Kinderseele eben durch die körperliche Hülle hindurch. Die Bewegungen des Kindes, seine Gebärden und später, wenn es sprechen kann, seine Worte sind nur Zeichen, denen man nach Analogie der Vorgänge im eigenen Innern einen Sinn giebt, der vielleicht nicht immer das Richtige trifft. Es muß doch zugegeben werden, daß die Ausdruckszeichen des Kindes oft nicht im richtigen Verhältnisse zur Stärke der Empfindung stehen, die sie kundgeben sollen; daß das Kind mehr gestikuliert als empfindet, mehr spricht als denkt, daß hinter den anscheinend intelligentesten Äußerungen bisweilen nichts weiter zu suchen ist als das Schwatzen eines kleinen Papageien, der verständnislos nachplappert. — — — Man muß also zugeben, daß die Untersuchungsmethode unsicher ist, daß die Schlusfolgerungen hypothetisch sind und vor Ungenauigkeit und Irrtum keineswegs schützen.

„Wenn schon das Beobachtungsverfahren weiter kein Verdienst hat, als daß es den guten Willen verrät, so erwachsen aus der Natur des Gegenstandes selbst, den man zu analysieren versucht, noch andere Schwierigkeiten. Zunächst sind die Erscheinungen, die man studiert, wenn nicht in ihrer Gesamtheit, so doch zum Teil unbewußt; um sie kennen zu lernen, müßte man den unsichtbaren Erregungen der Nerven ihr Geheimniß entreißen. Jene Erscheinungen vollziehen sich in den verborgensten Tiefen des Organismus, in die der Blick gar nicht dringen kann. Und wenn sie bewußt geworden sind, wenn ein unbestimmter, undeutlicher Schimmer der Intelligenz sie erhellt, so sind sie darum nicht weniger schwer zu fassen, denn sie wechseln und sie verändern sich unaufhörlich; es giebt in der Welt nichts Beweglicheres und Flüchtigeres als sie¹⁾. Beim Erwachsenen befinden sich die längst in ihren endgiltigen Formen entwickelten und befestigten Fähigkeiten sozusagen im Zustande der Ruhe; man kann sie mit Muße von allen Seiten betrachten. Beim Kinde hat sich die eine Erscheinung kaum gezeigt, so macht sie schon einer andern Platz, die nicht allein von ihr verschieden, sondern ihr oft sogar ent-

¹⁾ „Bei den Kindern ist alles so flüchtig und unbestimmt, daß denjenigen, der ihre wechselvollen Züge festhalten wollte, bald eine Art Schwindel ergreifen würde“ (M^{me} Necker de Saussure, *L'Éducation progressive, livre II, chap. I*).

gegengesetzt ist; was gestern noch unbewußt war, ist heute bewußt; im Nu ist eine soeben noch instinktmäßige Thatsache willkürlich geworden. Die Kindesseele wird in wenig Augenblicken von den verschiedensten Farben belebt. Alles in ihr ist Wechsel, beständige Entwicklung. Wie läßt sich auf so schwankendem Grunde etwas Festes aufbauen; wie ein festes und dauerhaftes Bild von einem fortwährend wechselnden Vorgange schaffen? Eben so gut könnte man den Flug eines Vogels, das Marschieren eines Truppenteils photographieren. Höchstens läßt sich durch solche aufeinanderfolgende Beobachtungen eine Reihe von Momentaufnahmen sammeln; aber daraus feste Gesetze und allgemeine Wahrheiten herzuleiten, ist sehr mißlich — —.“

Wir verkennen nicht die Tragweite und das Gewicht dieser Einwände, aber sie sind doch nicht derart, daß sie das Streben der Kinderpsychologen hemmen oder ihre Hoffnungen zerstören könnten. Sie mahnen nur zur Umsicht und warnen vor blindem Vertrauen; sie veranlassen die Beobachter, alle Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, die Ergebnisse immer wieder nachzuprüfen und behutsam Schlüsse zu ziehen. Sie weisen auf wirklich bestehende Hindernisse hin; aber wie sehr diese Hindernisse auch die Erreichung des Zieles erschweren, so machen sie dieselbe doch nicht unmöglich.

Zunächst wäre es verkehrt, zu glauben, die am Kinde unmittelbar beobachteten äußeren Thatsachen hätten an sich keinen psychologischen Wert. Das Seelenleben ist durchaus nicht vollständig im Bewußtsein konzentriert. Eine vollständig ablaufende psychologische Thatsache umfaßt drei Elemente: einen vorausgehenden Nervenreiz, einen innern Bewußtseinsakt und eine äußere Bewegung. Aber nicht immer läuft diese dreigliedrige Reihe vollständig ab; nur das erste Element, die Erregung der Nerven, ist unbedingt nötig; das zweite oder dritte kann ausbleiben. Bei den unbewußten Erscheinungen, wie sie sich in jedem Alter, besonders aber in den dunkeln Anfängen des Kindeslebens kundgeben, rührt die Lücke von dem Mangel an Bewußtsein her. Im Leben des Erwachsenen, wo das Nachdenken zur Gewohnheit geworden ist, wo der Strom des geistigen Lebens feste Gestalt angenommen hat, ist es das dritte Element, d. h. die äußere Kundgebung, die am häufigsten ausbleibt. Die Erscheinung hört mit dem Bewußtwerden auf; sie verrät sich nicht nach außen. Dem Kinde aber

ist diese Hemmung, dieses Aufhalten, dieses Kehrtmachen der Gedanken und Gefühle noch völlig unbekannt. Die geringsten Regungen seiner Seele spiegeln sich in der Physiognomie wieder. Alles, was ihm bewußt wird, drängt dahin, auch zum Ausdruck zu gelangen, anfangs durch seine Gebärden, später durch sein Geplauder. Daher das besondere Interesse, welches die Beobachtung seiner äußern Bewegungen als des aufrichtigen Ausdrucks seiner geistigen Thätigkeit gewährt. Außerdem aber sind diese Bewegungen, die wir bei einigermaßen sorgfältiger Beobachtung genau verfolgen und aufzeichnen können, an sich psychologische Thatsachen, und es hiefse schon Psychologie treiben, wenn man diese Bewegungen bloß beschrieb und analysierte, ohne auf ihre Quellen zurückzugehen. Daher sollte man die Beobachtung der Außenseite des Kindes doch ja nicht verschmähen, auch dann nicht, wenn man ihr jede Bedeutung für den Einblick in das Innere seiner Seele abspräche, wenn man sie nicht als ein induktives Hilfsmittel ausnutzen wollte, um die verborgenen Vorgänge im Bewußtsein des Kindes zu erraten.

Zwar vermag uns die äußere Beobachtung des Kindes unter keinen Umständen über die Natur der Nerven- und Muskelvorgänge aufzuklären, auf denen die psychischen Erscheinungen ruhen. Aber wenn in diesem Umstande ein ernsthaftes Beweismittel gegen die Möglichkeit der Psychologie des Kindes läge, so liefse sich dasselbe Beweismittel gegen jede Psychologie verwerten. Ist die innere Beobachtung, das Hilfsmittel der Psychologie des Erwachsenen, nicht ebenso unfähig, uns die Kehrseite des Bewußtseins zu enthüllen? Und haben die bewußtesten, im vollen Lichte des innern Sinnes mit der größten Überlegung vollzogenen Thätigkeiten des erwachsenen Menschen nicht eben so gut wie die halb-bewußten Empfindungen und Gefühle des Neugeborenen ihre Wurzeln oder doch wenigstens ihre Vorläufer in der Tiefe des Nervensystems? Von diesem Gesichtspunkte aus steht es um die Psychologie des Kindes nicht schlechter als um die Psychologie des Erwachsenen. In beiden Fällen nimmt der Psycholog die Anatomie und die Physiologie zu Hilfe, um sich über das Wesen der beobachteten Thatsachen noch besser zu orientieren.

Freilich bleibt der offenbare Nachteil, daß das Bewußtsein des Kindes, von der einen Seite undurchdringlich wie jedes Be-

wußtsein, weder die genügende Klarheit noch die hinreichende Überlegung besitzt, um sich selbst zu beobachten und sich von seinen Thätigkeiten Rechenschaft zu geben. Nur auf dem Wege der induktiven Schlusfolgerung sind wir im stande, diese unsichtbare Welt zu erforschen. Sind denn aber diese Schlusfolgerungen so gewagt, daß wir ihnen mißtrauen müßten? Beim Kinde brauchen wir ja weder Verheimlichung noch Verstellung zu fürchten. Seine ursprüngliche Aufrichtigkeit ist noch ungetrübt. Seine Augen sind thatsächlich der Spiegel seiner Seele. Es ist ganz Hingebung und völlig unbefangen; es könnte vor dem prüfenden Blicke, der auf ihm ruht, gar kein Geheimnis haben.

Darauf hat schon ein lebenswürdiger Schriftsteller, Anthoine, hingewiesen. „Ich habe gehört, sagt er, daß es noch keine Psychologie des Kindes giebt. Weshalb nicht? Ist das Kind schwerer zu durchschauen als der Erwachsene? Wenn ich meinen persönlichen Erinnerungen trauen darf, so möchte ich diese Frage mit nein beantworten. Ich habe als Kind mit Mutter und Schwester zusammengelebt, denen ich nichts hätte verbergen können; meine Seele lag vor ihnen wie ein weit offenes Buch; es wäre vergeblich gewesen, wenn ich ihnen etwas hätte verheimlichen wollen; sie würden sehr bald meine kleinen Ränke und Schliche entdeckt haben. Wenn sie mir in die Augen sahen — o diesen klaren Blick sehe und fühle ich noch heute nach so vielen Jahren — so war ich im voraus besiegt und ergab mich. Außerdem kannten sie mich besser, als ich mich selbst kannte. Wie oft haben sie mich genötigt, mir das heimlich Überlegte nochmals zu überlegen, damit sie aus den Vorwänden, mit denen ich sie und mich abfinden wollte, den wahren Beweggrund meiner Handlungsweise fänden¹⁾.“ Anthoine setzt diese anmutige Plauderei fort, indem er mit Recht daran fest hält, daß der Blick einer Mutter, wenn er mit sanfter Beharrlichkeit auf das geliebte Wesen gerichtet ist, die Kraft erlangt, in das Innere zu dringen. Die Macht der Liebe schafft zwischen Eltern und Kindern so innige Beziehungen, eine so tiefgehende Seelengemeinschaft, daß das Ohr derjenigen, die das Kind lieben, jeden seiner Herzschräge vernimmt. Die väterliche und mütterliche Liebe besitzt eine Art Divinationsgabe.

¹⁾ Anthoine, *A travers nos écoles, souvenirs posthumes*. Paris, Hachette, 1887, p. 16.

Wie deutlich ahnt man in der That die geringsten Gedanken, die flüchtigsten Gefühle der Kleinen, die man mit dem Blicke hütet und Schritt für Schritt verfolgt. Mme de Sévigné sagte in plötzlich aufwallender Zärtlichkeit zu ihrer Tochter: „Es thut mir weh in deiner Brust.“ Liebevolle und achtsame Väter und Mütter können zu ihrem Kinde beinahe sagen: „Ich empfinde deine Gefühle. Ich denke deine Gedanken!“

Wir glauben gern, daß die besten Psychologen des Kindesalters die sind, welche mit Aufmerksamkeit von Stunde zu Stunde die seelische Entwicklung ihrer eigenen Kinder verfolgt haben; aber wir denken nicht daran, die Unverheirateten von der Teilnahme an jenen Untersuchungen auszuschließen oder ihnen den Erfolg abzusprechen. Wenn wir auf diesen Gedanken kämen, so würden ja schon die gewonnenen Ergebnisse unsere Meinung widerlegen. Nur ein Beispiel: Bernard Perez hat, wie vor ihm Rousseau, nur anderer Leute Kinder beobachtet und dennoch über unsern Gegenstand lehrreiche und interessante Bücher geschrieben¹⁾. Das Bewußtsein des Kindes widersetzt sich dem Beobachter nicht, mag er sein, wer er will. Da die Kindesseele jedem offen steht und sich sozusagen widerstandslos allen Indiskretionen darbietet, so hat man nicht nötig, mit Gewalt bei ihr einzudringen.

Wenn die Tagebücher der Väter oder Mütter, in die eine sorgsame Hand von Tag zu Tag die geringsten Vorkommnisse im Leben eines Kindes einträgt, ohne Zweifel das schätzbarste Material liefern²⁾, so sind doch auch andere Mitteilungen, woher

¹⁾ [Wir möchten diesem Beispiele doch noch zwei anreihen. Miss Shinn hat in ihren *Notes on the development of a child* (Berkeley, Cal., 1893/94) eines der wertvollsten Bücher geliefert, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Sehr schätzenswert ist auch die Arbeit von Signorina Paola Lombroso, der Tochter des berühmten Gelehrten: *Saggi di psicologia del bambino* (Turin 1894). U.]

²⁾ Mme Necker de Saussure empfahl sie schon vor fünfzig Jahren: „Ich ermahne die junge Mutter dringend, über die Entwicklung ihrer Kinder genau Buch zu führen.“ *L'Éducation progressive, livre II, chap. I.* [Wir wollen nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß ein hervorragender Psycholog der Gegenwart, Münsterberg, sich über den wissenschaftlichen Wert derartiger Aufzeichnungen neuerdings sehr geringschätzig ausgesprochen hat (*Educational Review*, New York, Oct. 1898: *Psychology and education*, übersetzt in unserer Zeitschrift „Die Kinderfehler“ IV, S. 28 ff.). Dem gegenüber darf jedoch an eine Äußerung desselben Verfassers erinnert werden: „Ein genaues, möglichst wenig

sie immer stammen mögen, willkommen zu heißen. Es handelt sich in der That um einen Gegenstand, der mehr als jeder andere die verwickeltesten Fragen aufwirft und deshalb um so gebieterischer verlangt, daß möglichst viele und vielseitige Erfahrungen zusammengetragen werden, damit sie einander ergänzen und sich kontrollieren. Die Psychologie des Kindes ist eine komplizierte Arbeit, die nur dann zu einem gedeihlichen Ende geführt werden kann, wenn nach und nach recht viele Mitarbeiter Hand anlegen. Einzelbeobachtungen, mögen sie noch so genau und methodisch sein, wie z. B. diejenige Preyers über seinen Sohn Axel, sind, abgesehen davon, daß sie durch theoretische Voraussetzungen gefälscht werden können, notwendig unvollständig und auch nicht allgemein zutreffend, weil sie nur auf ein Individuum genau passen. Außerdem aber vollzieht sich die Entwicklung der Fähigkeiten beim Kinde viel zu schnell, als daß ein einziger Beobachter sich mit dem einen Male über ihren Gang Rechenschaft geben könnte. Wie oft haben wir bei der Beobachtung unserer eigenen Kinder nur die Unzulänglichkeit unserer Beobachtungen feststellen können. Die Erscheinung, die wir untersuchen wollten, war verschwunden, ehe es uns möglich war, sie vollständig zu erfassen. Wir hatten uns eine Frage gestellt und meinten, schon an dem Punkte ihrer Lösung zu sein; aber die Zeit ging ihren Schritt weiter, und das Stück Entwicklung, auf welches unsere Frage Bezug hatte, war bereits zu Ende. Da unsere Beobachtung weniger schnell fortschritt als die Natur, so war die Entwicklung, deren Geheimnis erhascht werden sollte, vorüber, bevor die Untersuchung abgeschlossen und die Aufgabe gelöst werden konnte. Um zum Ziele zu gelangen, hätten wir eines zweiten lebenden Exemplars der Menschheit bedurft, bei dem wir die Beobachtungen genau da wieder hätten aufnehmen müssen, wo das erste Objekt versagte. Aber unsere Bibliothek hatte keinen zweiten Band derselben Art, und wir mußten uns nach andern Quellen umsehen. Aus diesem Grunde ist bei der Psychologie des Kindes ein immer wieder erneutes Beginnen derselben Beobachtungen notwendig; denn die von den einen

auf Dienstbotenaussagen gestütztes Tagebuch, das zunächst gar nicht bestimmte psychologische Probleme ins Auge faßt, sondern alle Äußerungen registriert, die eine neue Seite psychischer Thätigkeit bekunden, wird in der Hand des Psychologen ein wertvolles Dokument sein". (Münsterberg, Über Aufgaben und Methoden der Psychologie. Leipzig, 1891, S. 185.) U.]

begonnenen Untersuchungen können nur von den andern zum Abschluß gebracht werden, und die Reihe der Abstufungen eines beständigen Werdens läßt sich nur dann in ihren Einzelheiten aufzeichnen und in ihrer Gesamtheit überblicken, wenn sie an einer recht großen Zahl von Einzelwesen mit Ausdauer und Aufmerksamkeit betrachtet worden ist.

Kann sich der Beobachter bei seinen Untersuchungen über das Kind des Experiments bedienen? Die von Preyer und Binet mit Erfolg angestellten Versuche — um nur diese zu nennen — erlauben uns, diese Frage im bejahenden Sinne zu beantworten. Aber derartige kleine Versuche, die man mit den Kindern vornimmt, beziehen sich nur auf einen sehr beschränkten und sehr an der Oberfläche liegenden Teil der psychischen Entwicklung, z. B. auf die Unterscheidung der Farben und die Schätzung der Entfernung. In die geheimsten und wichtigsten Tiefen der Seelenentwicklung reichen sie nicht. Das wirkliche und entscheidende experimentelle Verfahren würde darin bestehen, daß man ein Kind isolierte, jedem sozialen Einflusse entzöge und es aufs Geratewohl aufwachsen liesse, wie nach Herodots Erzählung ein ägyptischer König sich das ausgedacht hatte. Dann würde man sehen, was die sich selbst überlassene Natur vermag; dann würde man genau den Einfluß der Erziehung, die Einwirkung der Gesellschaft und die spontane Thätigkeit des Vererbten und Angeborenen unterscheiden können. Wer aber möchte sein Kind zu derartigen Eingriffen in die natürliche Ordnung der Dinge hingeben oder sich selbst solche erlauben! Wenn die psychologische Forschung beim Kinde diesen Weg einschläge, so würde sie allerdings den Zorn derjenigen rechtfertigen, die in ihr eine Entweihung des heiligen Werkes der Natur und fast ein Verbrechen am Kinde erblicken.

Das erlaubte und mögliche experimentelle Verfahren kann also gewisse Grenzen nicht überschreiten, diejenigen nämlich, welche die Achtung vor dem Kinde und die Besorgnis vor der Vergewaltigung an einer werdenden Persönlichkeit innezuhalten gebietet. Unter solchen Umständen liegt es klar zu Tage, daß das Experiment nur wenig zur Aufklärung beizutragen vermag. Außerdem kommt in Betracht, daß auch dem in zurückhaltender und maßvoller Weise ausgeführten Experimente ein schweres Bedenken entgegensteht: das Versuchsobjekt kann in einem solchen Grade

beeinflusst werden, daß der regelrechte Gang der Natur eine Störung und Fälschung erleidet. Bei einem Kinde, daß von Geburt an beispielsweise fortgesetzten Versuchen hinsichtlich der Sehtätigkeit unterworfen wird, entwickelt sich das Sehen ganz sicher schneller und unter anderen Bedingungen als bei Kindern, die sich selbst überlassen bleiben. Preyer giebt das selbst zu. Nachdem er zu der Feststellung gelangt ist, daß sein Söhnchen am dreiundzwanzigsten Tage einen hellen Gegenstand mit den Augen verfolgte, während die Fähigkeit, einen Gegenstand mit dem Blicke zu fixieren, erst später zu Tage trat, schreibt er: „Ich hatte freilich von der Geburt an den Versuch fast täglich angestellt, und dadurch mag eine frühere Auslösung des Konvergenzmechanismus bedingt worden sein.“¹⁾

Die besten Beobachtungen sind ganz gewiß die, welche uns die Natur selbst an die Hand giebt, indem sie uns in der Verschiedenheit der Temperamente und der individuellen Charaktere die unterschiedlichen, bald verlangsamten, bald beschleunigten Formen derselben Entwicklung darbietet. Die Versuche, welche die Natur für uns macht, sind noch charakteristischer und belehrender, wenn ein Mangel, eine Schädigung des Organismus, ein konstitutionelles Gebrechen, oder irgend eine Störung, — indem sie die Seele verstümmelt und die Entwicklung der Fähigkeiten hintan hält, — die Folgen der Verkümmernng eines Organs, der Atrophie eines Sinnes zeigt oder gar durch eine Entwicklungshemmung irgendwelche unter normalen Verhältnissen vorübergehende Zustände dauernd festhält. Die Psychologie der Blödsinnigen, Schwachsinnigen und Geisteskranken kann uns manchen wichtigen Aufschluß geben. Die dauernd anormalen Zustände des reifen Alters stellen oft nur das genaue Bild einer der Übergangsperioden, eines der zeitweiligen Zustände dar, die das Kind in seinem regelrechten Wachstum durchmacht. Ebenso kann uns zum bessern Verständnis mancher Thätigkeiten der Vergleich mit den Tieren helfen, von denen man sagt, ihre Geschichte sei die Geschichte des Geisteslebens vor dem Menschen, gleichsam der erste schwache Versuch der Natur, eine geistige Organisation hervorzubringen. Die schönen Arbeiten von Romanes über das „Geistesleben der Tiere“ und „Über die geistige Ent-

¹⁾ [Preyer, Die Seele des Kindes. Vierte Aufl., S. 28. U.]

wicklung im Tierreich“¹⁾ enthalten manche anregende Betrachtungen, die mir von Nutzen gewesen sind.

Bei diesen vielfachen Hilfsmitteln braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben, daß man nach zahlreich wiederholtem und unablässig nachprüfendem Beobachten schließlicb dahin gelangen wird, die Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten nicht nur genau beschreiben, sondern auch mit Sicherheit erklären zu können. Treffliche Abhandlungen und sogar umfangreiche Werke sind bereits erschienen. Der beste Beweis für die Anziehungskraft und die Durchführbarkeit des Unternehmens ist der Umstand, daß die Psychologie des Kindes heute zur Tagesordnung gehört, daß überall Psychologen und Physiologen sich ans Werk gemacht, in kühner Weise den Weg gezeigt und sich dem Ziele genähert haben, wenn dasselbe auch nicht völlig erreicht ist²⁾.

In dem Augenblicke, wo ich selber eine derartige Arbeit unternehme, kommt es mir nicht zu, anzugeben, wo die Versuche meiner Vorgänger, die meine eigenen Bemühungen verhältnismäßig leicht gemacht haben, verfehlt gewesen sind. Lieber will ich das Verdienst und die verschiedenen Vorzüge derselben hervorheben. Jeder, der die biographische Skizze gelesen hat, in der Darwin die Beobachtungen über seinen Sohn „Doddy“ zusammenfaßt, muß anerkennen, daß in die wenigen Zeilen unmöglich mehr bezeichnende und bestimmte Thatsachen zusammengedrängt werden konnten, und daß der berühmte englische Naturforscher die Geschichte der Entstehung der Seele mit größerer Sicherheit und Zuverlässigkeit hätte schreiben können als die Geschichte der Entstehung der Arten. E. Egger thut in der Deutung von Familienaufzeichnungen dar, wie sehr sprachwissenschaftliche Kenntnisse dazu beitragen können, das Studium der sprachlichen Entwicklung und damit des Geisteslebens überhaupt zu fördern. Taine hat auf

¹⁾ [Deutsch Leipzig, 1885, Günthers Verlag. U.]

²⁾ [Im Original findet sich an dieser Stelle eine Aufzählung wichtiger Arbeiten zur Psychologie des Kindes, die aber bei weitem nicht vollständig ist. Mit Rücksicht auf die Litteraturangaben an andern Stellen des Buches habe ich geglaubt, diese Aufzählung weglassen zu dürfen. Wenn Vollständigkeit betreffs der deutschen Litteratur erwünscht ist, sei auf das Verzeichnis im Anhang zu meiner Ausgabe von Tiedemanns „Beobachtungen“ verwiesen. Eine besondere „Bibliography of child study“ gab Louis N. Wilson heraus (Worcester, Mass., Clark University Press. April 1898). Sie enthält 641 Nummern und ein wertvolles Sachregister. U.]

einigen, leider zu wenigen Seiten, die aber sehr reichhaltig und anregend sind, eine Methode angewandt, die er an einer andern Stelle folgendermaßen beschreibt: „Ganz kleine, gut ausgewählte, bedeutungsvolle, bezeichnende, ausführlich beschriebene und bis in die kleinsten Einzelheiten aufgezeichnete Thatsachen bilden heutzutage den Stoff jeder Wissenschaft“¹⁾. In dem Werke Preyers begrüßen wir ein Denkmal deutscher Beharrlichkeit und die reichhaltigste aller bis jetzt vorhandenen Sammlungen von Beobachtungen²⁾. Zuletzt Perez mit seiner Fülle von Geschichtchen. Durch die an allen Orten — beim Schulausgang, in den öffentlichen Anlagen, wohin die Wärterinnen die kleinen Kinder ins Freie tragen, und sogar in den vermischten Nachrichten der Zeitungen — angestellte Sammlung hat er viel zur Popularisierung der Untersuchungen beigetragen, denen er sich mit beharrlichem und leidenschaftlichem Eifer hingiebt.

Wir haben das Material unserer Arbeit aber nicht nur in den Spezialwerken, in der Fachlitteratur zu suchen. Man sage nicht, die Psychologie des Kindes sei etwas durchaus Neues. Ihre Elemente, wenigstens einige derselben, fanden sich seit langem zerstreut in den meisten Schriften über die Erziehung des Kindes, besonders in denen, die gleich den denkwürdigen Werken Lockes und Rousseaus³⁾ aus philosophischem Geiste entstanden sind. Ein Pädagog, welcher durch die Bedürfnisse seines Gegenstandes nicht veranlaßt worden wäre, über die Natur des Kindes wenigstens einige Worte zu sagen, würde dieses Namens nicht würdig sein. Auch die Lebenserinnerungen, die Autobiographien sind nützliche Quellen für den, der aus ihnen schöpfen will. Nur darf man dabei zweierlei nicht vergessen: erstens, daß die Phantasie des gereiften Mannes, wenn er in Gedanken auf seine Kindheit zurückkommt, sehr geneigt ist, die verschwommenen Erinnerungen aus den ersten Lebensjahren auszuschmücken und zu verklären; zweitens, daß eigentlich nur hervorragende Geister, grosse Schriftsteller sich veranlaßt gesehen haben, den Anfang ihres Lebens und die Thaten

¹⁾ Taine, *L'Intelligence. Préface.*

²⁾ Preyer hat seinen Sohn drei Jahre lang täglich jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend beobachtet. (Die Seele des Kindes. Vorwort.)

³⁾ Was ist Rousseaus *Émile* anders als, wie schon Maine de Biran bemerkte, „eine Art praktischer Psychologie in allem, was die Aufeinanderfolge der Entwicklung unserer gesamten psychischen Fähigkeiten betrifft“.

ihres Jugendalters zu erzählen. Wollte man also ihre Ausführungen wörtlich nehmen, so liefe man Gefahr, von der menschlichen Natur eine übertriebene, die Durchschnittsnatur überragende Vorstellung zu erhalten und schliesslich nur die Psychologie der Wunderkinder kennen zu lernen ¹⁾).

Wenn nun auch über das einzuschlagende Verfahren noch einige Unklarheit herrscht, so kann dies doch hinsichtlich des zu erstrebenden Zieles nicht der Fall sein. Es handelt sich nicht um die Zeichnung von bloßen Kinderporträts, von moralischen Porträts, wie wir sie in Dupanloup's Buche *L'Enfant* finden, von poetischen oder humoristischen Phantasiebildern, wie sie Champfleuri und Gustave Droz in ihren Büchern über das Kind oder Gavarni in seinen Erzählungen von den *Enfants terribles* entworfen haben. Es handelt sich darum, ein vollständiges Bild von der menschlichen Natur nach ihren Anfängen und ihrer Entwicklung zu zeichnen. Einer der ersten Begründer der Kinderpsychologie, Tiedemann, legte der Zeitangabe eine grosse Bedeutung bei. Er stellte fest: das Kind hat am sechsunddreissigsten Tage mit dem Blicke das Licht verfolgt und die Gegenstände unterschieden; in der sechzehnten und siebzehnten Woche hat es gelächelt und geweint. Eine psychologische Chronologie ist gewiss von Wichtigkeit; aber Tiedemann giebt selber zu, daß es bei einem derartigen Gegenstande unmöglich ist, allgemeine und unbedingte Regeln aufzustellen. In Bezug auf die frühzeitige Entwicklung ²⁾ bestehen solche Unterschiede, daß wir in Mitteilungen wie „Doddy hat am hundertsten Tage zum erstenmale gelallt“, „Axel hat mit fünfzehn Monaten den ersten Schritt gethan“ nichts besonders Bemerkenswerthes finden können. Höchstens kann man, wenn man die Beobachtungen vermehrt, zu einem Durchschnittsergebnisse gelangen, das zu wissen nicht ohne Nutzen ist.

Von weit größerem Interesse aber als die Frage nach der Zeit ist die Angabe der Umstände, unter denen das Lächeln oder das Weinen eintritt, unter welchen Bedingungen und in welcher

¹⁾ [Hierüber siehe meinen Artikel „Kinderpsychologie“ in Reins Encyclopädischem Handbuche der Pädagogik. U.]

²⁾ Darauf weist Pollock in seinem Artikel über die Entwicklung der Sprache hin: Kinder weichen hinsichtlich der Frühzeitigkeit so sehr von einander ab, daß die Zeit der besondern Erwerbungen im Vergleich zu deren Reihenfolge von geringer Bedeutung ist. (Mind, Juli 1878.)

Weise die ersten Worte gesprochen und die ersten Schritte gethan werden, kurz die Feststellung der Ordnung, in der sich die psychischen Thatsachen entwickeln, einer Ordnung, die zwar schneller oder langsamer eintreten kann, die aber an sich, in der Aufeinanderfolge und Verkettung der Erscheinungen, aus denen sie besteht, bei jedem Individuum stets dieselbe ist und bleibt.

Offenbar giebt es Naturgesetze, nach denen die Entstehung der Fähigkeiten vor sich geht; es handelt sich nur darum, sie zu entdecken.

Wo ist nun bei den Forschungen, die wir nach dieser Richtung anstellen, die äußerste Zeitgrenze? Wo ist der Punkt, an dem unsere Untersuchungen zu enden haben? Wir gehen nicht über das sechste oder siebente Jahr hinaus, das sechste Jahr, mit dem die Schulzeit beginnt, das siebente, das „theologische“, mit dem „die Sünden angerechnet werden“. Egger dehnt seine Beobachtungen bis zum zehnten Jahre aus, und wenn er sie nicht noch weiter fortsetzt, so rührt dies nach seiner Angabe daher, „daß von diesem Alter an die Menge und die Mannigfaltigkeit der erlernten Thätigkeiten das spontane Spiel der Fähigkeiten mit jedem Tage mehr einschränken“. Wäre dies der einzige Grund, so müßte Egger, wie uns scheint, naturgemäß viel früher, spätestens aber beim Eintritt in die Schule innehalten. Nach der allgemeinen Ansicht reicht die erste Kindheit bis zum siebenten Lebensjahre. Aber unter dem Gesichtspunkte, der uns hier interessiert, hört die wirkliche Kindheit, die Periode des Werdens, etwas früher auf. Für den, der sich über die Entwicklung der verschiedenen psychischen Funktionen unterrichten will, kommt es besonders auf die ersten drei oder vier Jahre an. Mit vier Jahren ist ein Kind zweifellos noch das schwächlichste, unwissendste und unvernünftigste Geschöpf. Und doch besitzt dieses kleine Wesen bereits alle unerläßlichen Elemente seiner künftigen Thätigkeit. Es hat den Gebrauch aller seiner Sinne erlangt, und die Außenwelt ist ihm erschlossen. Die Fortbewegung und die Sprache haben es in unmittelbare Beziehungen zu den körperlichen Dingen wie zu seinesgleichen gebracht. Die verschiedenen Formen des Vorstellungslebens vom Wahrnehmen bis zum Urteilen sind ins Bewußtsein eingedrungen, und das kleine Kind, das die Schule noch nicht besuchen darf, kann doch schon in seiner Weise urteilen und schließen. Zwar geschieht das mit ungenauen Voraussetzungen und bisweilen

spafshaften Ergebnissen, aber darauf kommt es nicht an; das Kind hat seine eigene Dialektik. Weder Selbstsucht noch zärtliche Hingebung sind ihm fremd, und sein kleiner Wille bekundet sich schon, sei es auch nur in der Form des Eigensinns, der als Ausdruck der aufkommenden Selbständigkeit seines Charakters den Willen der Erwachsenen bekämpft. Kurz, in dieser vierjährigen Seele sind sämtliche Bestandteile der menschlichen Natur vertreten. Die verschiedenen Wege der Thätigkeit sind vorgezeichnet, und das Kind braucht sie nur mit dem täglich sicherer werdenden Schritte zu gehen, auf den die Erziehung immer erfolgreicher und sicherer einwirkt. Das ist der Grund, weshalb wir uns mit ihm nur bis zu dem Zeitpunkte beschäftigen, wo es lesen und schreiben lernt, wo aus dem Kinde der Schüler wird ¹⁾.

Die Thatsachen, die ich aus dem von andern beigebrachten Material mit Auswahl gesammelt habe, sind so verteilt und gruppiert worden, wie es herkömmlich ist und der gewöhnlichen Psychologie entspricht. Was diese Anordnung des Stoffes am meisten empfiehlt, ist der Umstand, daß eine andere kaum thunlich erscheint. Anfangs hatte ich die Absicht, mich einer allgemeinen Einteilung mit zwei deutlich unterschiedenen Parteen zu bedienen. Ich wollte zunächst „das Kind vor dem Sprechenlernen“ und dann „das Kind während des Sprechenlernens und nach demselben“ behandeln. Der Ausführung dieses Planes stellten sich aber solche Schwierigkeiten entgegen, daß er aufgegeben werden mußte, obwohl er des Interesses nicht entbehrt haben würde. Ich hätte mich sonst zweimal über dieselben Fähigkeiten und Verrichtungen verbreiten müssen, z. B. über das Gedächtnis und die Phantasie vor und nach dem Erwerben der Sprache, und wäre somit zu fortwährenden Wiederholungen genötigt gewesen, da die Sprache, welchen Einfluß auf die Entwicklung des Denkens sie auch ausüben mag, keine ganz bestimmte Grenzlinie, keinen scharfen Abschnitt bildet ²⁾.

¹⁾ [Es muß dem Verfasser zugegeben werden, daß hier der wesentlichste Abschnitt der Psychologie des Kindes zu Ende ist. Gleichwohl aber erscheint es mit Rücksicht auf pädagogische Zwecke wünschenswert, daß die Untersuchungen mindestens bis zum Pubertätsalter fortgesetzt werden, wenn auch in mancher Beziehung die Schwierigkeiten wachsen. Siehe z. B. Anfosso, Das Ehrbarkeitsgefühl bei Kindern. Die Kinderfehler I, S. 189. U.]

²⁾ [In dieser Weise verfährt Sigismund in „Kind u. Welt“. U.]

Eigentlich wäre es am besten, wenn man überhaupt keine Einteilungen machte. Thatsächlich besteht ein gewaltiger Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und dem Bilde, das wir davon zu zeichnen versuchen, zwischen dem Gegenstande und der Nachbildung, zwischen dem Kinde in seiner lebendigen Einheit, die alle seine leiblichen und seelischen Kräfte harmonisch und gleichzeitig entfaltet, und den zerstückelten, fragmentarischen Untersuchungen, auf die uns die Notwendigkeit der Analyse beschränkt. Und jene Notwendigkeit ist vielleicht noch zwingender, wie auch die daraus entstehenden Unzuträglichkeiten noch fühlbarer sind, wenn es sich um die Geschichte des Kindes handelt, das heißt um ein im Werden begriffenes Wesen, dessen Fähigkeiten auf dem Wege der Ausbildung sind, bei denen sich die verschiedenen Erscheinungen gewissermaßen verwischen und gegenseitig undeutlich machen, gleichsam übereinander liegende Schichten bilden wie Palimpseste. Wir sind weit davon entfernt, die Periode völliger Differenzierung vor uns zu haben, wie sie für die Reife charakteristisch ist. Wir stehen vor einer Art Gärung, wo sich alles mischt und mengt. Daher ist es hier wegen des Zurechtfindens um so nötiger, die Unterscheidungen und Einteilungen der Analyse zu vermehren und die Thatsachen, welche die stets thätige und bewegliche Natur vereinigt und assoziiert hat, in die Fächer einer trockenen Nomenklatur zu bringen.

Vielleicht wird man es unangenehm empfinden, in dieser Arbeit allzuvielen kleinen Dingen, zu vielen Kleinigkeiten zu begegnen. Aber die Psychologie des Kindes kann eben nur eine Sammlung von kleinen Thatsachen sein, so klein, daß man bisweilen nach Worten suchen muß, die sie genau genug bezeichnen. Übrigens sind diese kleinen Dinge bedeutungsvoll wegen der Folgen, die sie haben, weil sie nämlich die Keime der künftigen Seele und der gesamten Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit enthalten. Dann aber haben diese kleinen Thatsachen auch den Zauber, der den Anfängen aller Dinge und besonders den Anfängen dessen eigen ist, was der Dichter „eine leise Ahnung der Seele“ nennt. Es würde mich freuen, wenn es mir gelungen sein sollte, den Ausführungen dieses Buches etwas von jenem Zauber zu verleihen und meine Leser ein wenig an dem Vergnügen teilnehmen zu lassen, das ich selbst beim liebevollen Studium des Kindes empfunden habe.

Erstes Kapitel.

Der Neugeborene.

I. Die Beobachtung des Kindes hat bei der Geburt zu beginnen. — Verschiedene Gründe für die Notwendigkeit, den Zustand des Neugeborenen genau zu bestimmen. — Gibt es eine Psychologie des Fötus? — Worauf beschränken sich die psychischen Erscheinungen während des Lebens im Mutterleibe? Auf einige Empfindungen des Gefühlssinnes und einige Bewegungen. — Frarières „Erziehung vor der Geburt“. — Malebranche's Ansicht über die Verbindung des Gehirns der Mutter mit dem Gehirn des Kindes. — Cabanis' Ansicht. — — II. Die Psychologie des Kindes beginnt erst mit der Geburt. — Der Ausgangspunkt des psychischen Lebens ist fast Null. — Automatisches und instinktmäßiges Leben der ersten Tage. — Entfaltung der vererbten Keime. — Das normale und das idiotische Kind. — Besondere Eigentümlichkeiten des Instinkts beim kleinen Kinde. — Vergleich mit dem Instinkt bei neugeborenen Tieren. — Ohnmacht des Kindes. — Wann beginnt das Bewußtsein? — Die Unlustempfindungen überwiegen anfangs die Lustempfindungen. — Die Beobachter haben die Leiden des Kindes besonders betont. — Die Kehrseite: Die Natur hat das Kind mit einigen angenehmen Eindrücken versorgt.

I.

Im Leben des Kindes giebt es, wie alltäglich das auch klingen mag, keinen Augenblick, der für die Forschung interessanter wäre als der, wo es zur Welt kommt, wo es sich als reife Frucht vom Mutterleibe ablöst. „Das Kind wird geboren, wenn sein Körper für ein selbständiges organisches Leben vorbereitet ist¹⁾.“ Trotz der Schwäche und Zartheit seiner Glieder von der Natur hinreichend ausgerüstet, um von nun an sein eigenes körperliches Leben zu führen und dem Kampfe ums Dasein ent-

¹⁾ Roger de Guimps, *Le Livre des mères*, 1862, p. 17.

gegenzugehen, ist der Neugeborene, der zu atmen, sich zu ernähren und endlich die verschiedenen Thätigkeiten des körperlichen Lebens auszuüben beginnt, nach einigen Seiten hin auch schon ein empfindendes Wesen. Ein Prinzip geistiger Belebung ist in ihm vorhanden und bekundet sich von der ersten Stunde an durch gewisse Zeichen. Es ist daher nicht verfrüht, den neuen Ankömmling zu prüfen, der die Bühne betritt, um hier seinerseits und nach seiner Weise die Rolle zu spielen, die so viele Millionen Geschöpfe gespielt haben und im Laufe der Zeit noch spielen werden. Man kann daher den Psychologen nur empfehlen, das Beispiel fleißiger und frühzeitiger Beobachter nachzuahmen, die, wie Preyer, ohne Zeit zu verlieren, das Kind schon während der ersten fünf Minuten seines Daseins ans Fenster tragen, um zu bestimmen, welche Wirkung das Tageslicht auf seine Augen ausübt; die noch mehr thun, indem sie nicht einmal die vollendete Geburt abwarten und aus dem Umstande, daß der Kopf zuerst erscheint, Nutzen ziehen, indem sie sofort dem Kinde den Finger in den Mund stecken, um über die Stärke des Saugtriebes Beobachtungen anzustellen.

In welcher Beschaffenheit, mit welchen schon jetzt hervortretenden Anlagen seiner künftigen Fähigkeiten ergreift das Kind bei der Geburt vom Dasein Besitz? Welche Zeichen weist es auf, die bereits seine Bestimmung ankündigen? Hat es schon ein dunkles Bewußtsein seines beginnenden Lebens? Sind seine Sinne ausgebildet, zur Thätigkeit bereit? Ist seine Sensibilität, von der es sofort unstreitig Beweise giebt, auf das Gebiet der schmerzhaften Eindrücke, des Leidens beschränkt, oder ist sie schon dem Wohlgefühl, der Lust zugänglich? Mit einem Worte: Welches ist genau genommen der Zustand seines Seelenlebens, falls dieser Ausdruck nicht viel zu gesucht erscheint bei einem armen kleinen Wesen, das, fast unbewußt, anfangs kaum mehr als zwei Beschäftigungen hat: Saugen und Schlafen. .

Alles Fragen, die untersucht werden müssen, die in gründlicher Weise zweifellos nur durch das analytische Studium der verschiedenen Erscheinungsklassen gelöst werden können, bei denen es aber doch von Wichtigkeit ist, daß man einen Gesamtblick darauf wirft, bevor man in die Erörterung der Einzelheiten eintritt. Letzteres aus zwei Gründen, von denen der eine der Zukunft des Kindes entnommen ist, der andere hingegen seiner Vergangen-

heit — denn eine solche besitzt es schon —: der Zukunft, da es unmöglich sein würde, der weitem Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten mit Genauigkeit zu folgen, wenn man nicht damit anfinke, sich eine klare Vorstellung vom Ausgangspunkte zu machen; — der Vergangenheit, weil nur eine genaue Abschätzung der natürlichen Gaben, die das Kind bei der Geburt mitbringt, uns in den Stand setzt, die dunkle Geschichte der neun Monate im Mutterleibe soviel wie möglich aufzuhellen und die Hypothesen und Phantasieen, welche von der Einbildungskraft einiger Träumer über die Eigentümlichkeiten des Lebens im Mutterleibe in gewagter Weise beliebt worden sind, ihrem Werte nach zu beurteilen.

Stellen wir zunächst fest, daß die ersten Tage, wenigstens die ersten Stunden des Lebens einen kritischen Zeitabschnitt und einen Zustandswechsel bilden, der in körperlicher und geistiger Hinsicht starke Rückwirkungen mit sich bringt. Das selbständige Leben des Neugeborenen setzt das Leben des Fötus offenbar nicht mit den gleichen Eigentümlichkeiten fort. Wenn ein Fluß, der bis dahin unterirdisch dahinströmte, schließlich ans Tageslicht tritt, so bewahrt sein Wasser, wenn es auch jetzt die Sonnenstrahlen widerspiegelt, dennoch dieselbe Richtung und denselben Gang. Ganz anders beim Kinde, für das die Geburt eine wirkliche Umwandlung bedeutet. Aus dem ehemaligen Schmarotzer ist ein persönliches Menschenwesen geworden; es hat sich abgesondert; es lebt durch sich selbst¹⁾. Sein Herz, das in zwei Zeiten schlug, schlägt jetzt in drei Zeiten. Seine Lungen, die bis dahin unthätig waren, beginnen jetzt die Bewegungen des Ein- und Ausatmens, die erst mit dem Leben aufhören werden. Andererseits sind seine Sinne, die früher der Einwirkung durch die Außenwelt entzogen waren, nunmehr fortwährenden Reizen ausgesetzt. Eine Flut von Eindrücken aller Art umdrängt plötzlich das schwächliche Geschöpf auf die Gefahr hin, seine zarten Organe zu verletzen und jene augenblicklichen Störungen hervorzurufen, die man Konvulsionen nennt. Sein Körper, der bisher von einer gleichmäßigen Wärme umgeben, von der Luft völlig abgeschlossen war, ist jetzt den Schwankungen der Temperatur unterworfen und dem Einflusse der

¹⁾ „Der Schlummer des neugeborenen Kindes ist der Übergang von dessen bisher abhängigem Leben zu einem mehr selbständigen Dasein.“ Ammon, Mutterpflichten. 36. Aufl., S. 103.

Kälte, die bei zu großer Heftigkeit eine besondere Krankheit hervorrufen kann. Seine Glieder, die in dem engen Gefängnisse, das sie umschloß, fast bewegungslos waren, strecken sich nach Bequemlichkeit und versuchen sich in freien Bewegungen. In allen diesen Veränderungen, in dieser allgemeinen Umwandlung, in dieser Anpassung an eine neue Umgebung liegt ein Übergang voller Schwierigkeiten und Gefahren, eine Wandlungsperiode mit ihren besondern Eigentümlichkeiten. Dies ist in einem solchen Grade der Fall, daß die Ärzte zwei Stufen der ersten Kindheit unterscheiden, das Alter des Neugeborenen und das Säuglingsalter ¹⁾.

Die Bedeutung der psychologischen Beobachtung an der Schwelle des Lebens beruht, wie gesagt, darin, daß uns das von der Geburtsstunde an erforschte und beobachtete Kind, wenn auch in ziemlich unklarer Weise, so doch immerhin in einem gewissen Maße erzählt, was im Mutterleibe vor sich gegangen ist, was es schon empfunden hat, seit es existiert. Auf jeden Fall lehrt es uns die genaue Grenze kennen, an der die psychische Entwicklung vor der Geburt Halt gemacht hat, sofern eine derartige Entwicklung überhaupt vor sich gegangen ist.

Nach dem Urteil gewisser Philosophen würde es eine Psychologie des Fötus geben, und der ersten Seite des Buches vom Kinde, d. h. derjenigen, welche die Beschreibung des Neugeborenen enthält, könnte eine Einleitung, eine ziemlich lange Vorrede vorausgehen, in der die psychologischen Geheimnisse aus der Zeit vor der Geburt zu enthüllen wären. Seltsamerweise ist es ein Idealist, der diese Ansicht zuerst vertreten hat. Malebranche nahm, wie er selber sagte, keinen Anstand, „das Gehirn eines Kindes im Mutterleibe zu betrachten, bevor er untersuchte, was nach der Geburt mit ihm vorgeht.“ Er nahm einen wunderbaren Zusammenhang des Gehirns der Mutter mit dem Gehirn ihres Kindes an, einen Zusammenhang, aus dem nach seiner Meinung die besondern Dispositionen im Vorstellungsleben jedes einzelnen hervorgehen ²⁾. Dieselbe Behauptung ist in einem verhältnis-

¹⁾ Siehe z. B. den Artikel *Ages* im *Dictionnaire de médecine* von Dr. Jaccoud.

²⁾ Dies ist der Gegenstand des 7. Kapitels im 2. Buche der *Recherche de la vérité*.

³⁾ Malebranche hielt diesen intercerebralen Zusammenhang für wirksam

mäßig neuen Buche wieder aufgenommen worden, in der „Erziehung vor der Geburt“ von De Frarière. Hiernach würde vor allen Dingen die Mutter für die Natur des Kindes verantwortlich und der mütterliche Einfluß in einem ganz neuen Lichte erscheinen ¹⁾).

Aber man geht noch weiter. Man begnügt sich nicht damit, zu behaupten, daß das Gehirn des Fötus auf eine unbewußte Weise und durch geheimnisvolle Beziehungen unter dem Einflusse des mütterlichen Gehirns stehe; man legt dem Kinde vor der Geburt ein wirkliches Seelenleben bei. Ribot, obwohl er gleichzeitig erklärt, daß die äußern Sinne beim Fötus im Zustande der Dumpfheit seien — was übrigens viel zu wenig gesagt ist, denn in Wirklichkeit sind sie nicht einmal vollständig ausgebildet — wagt es sogar, ausdrücklich mit Cabanis zu behaupten, das Kind habe schon vor der Geburt „gedacht und gewollt“. Übrigens giebt er hierfür nur einen durchaus unzureichenden Beweis, den nämlich, daß der Embryo in der letzten Zeit der Schwangerschaft sich bewegt und die Füße regt ²⁾. Ein deutscher Schriftsteller, Kufsmaul ³⁾, behauptet gleichfalls, die Intelligenz beginne ihre Entwicklung im Mutterleibe. Allerdings setzt er hinzu, sie entwickle sich nur sehr unvollkommen. Perez, der Kufsmaul anführt, meint seinerseits, die halbfertige und halbthätige Fötalseele besitze vielleicht ein dunkles Bewußtsein ⁴⁾ und an einer andern Stelle ⁵⁾ schreibt er bestimmter: „Die am eingeschlossenen oder am vorzeitig geborenen Embryo gemachten Erfahrungen weisen wenigstens für die letzte Periode der Schwanger-

genug, „um infolge ungezügelter Phantasie der Mutter Mißgeburten hervorzubringen.“

¹⁾ *Éducation antérieure, influence maternelle pendant la gestation sur les prédispositions morales et intellectuelles des enfants*. Paris 1862. Didier. [Ähnlichen Inhalts ist die aus dem Englischen übersetzte Schrift von Wright, Über vorgeburtliche Erziehung. Leipzig, Doeff. o. J.]

²⁾ Ribot, *De l'Hérédité*. 1^{re} éd. p. 315. [Deutsch von Hotzen unter dem Titel: Die Erbllichkeit. Eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen. Leipzig, 1876. U.]

³⁾ [Kufsmaul, Untersuchungen über das Leben des neugeborenen Menschen. 2. Aufl. Tübingen, 1884. U.]

⁴⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 3.

⁵⁾ *Revue philosophique*, 1887, p. 585.

schaft auf ein reichhaltiges Zusammenwirken von Fähigkeiten hin die bereits zur Bethätigung geschickt sind.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Thatsachen weit davon entfernt sind, die Hypothesen und Übertreibungen des Ausdrucks zu rechtfertigen, zu deren Stütze man sie angeführt hat. Selbst Perez, der den Inhalt von Preyers umfangreichem Buche „Spezielle Physiologie des Embryo“ kurz zusammenfaßt, thut dies in folgenden Worten: „Man kann dem reifen Fötus betreffs der Gemeingefühle Lust- und Unlustempfindung, Muskelempfindung und auch das Gefühl des Hungers nicht absprechen: das ist das Ergebnis der Psychologie des Fötus“¹⁾. Man wird zugeben, daß dies ein etwas dürftiges Resultat ist, und es erscheint uns trotz der Wunder, die man von neuen, übrigens noch zu erfindenden Experimenten erwartet, sehr schwierig, weit darüber hinaus zu kommen.

Worin die Natur während der langen Monate der Schwangerschaft in der Stille fortschreitet, das ist die Ausgestaltung des körperlichen Organismus. Die Physiologie des Embryo wird demgemäß interessanten Untersuchungen nachzugehen haben, um festzustellen, wie sich das Fötalgehirn allmählich entwickelt, wie sich die Sinnesorgane in körperlicher Hinsicht bilden²⁾. Die eigentliche Psychologie hat in jenem dunkeln Hintergrunde, wo sich das Leben vorbereitet, fast nichts zu suchen, — nicht allein weil schwer zu erfahren ist, was dort vorgeht, sondern auch weil sich hier vom psychischen Gesichtspunkte nichts oder fast nichts ereignet. Dank der Hypothese von einer Seele, die sozusagen von Anfang an fertig sei, durfte Malebranche glauben, daß das Kind im Mutterleibe dieselben Gefühle und dieselben Eindrücke habe wie seine Mutter³⁾. Wenn man aber, wie wir heutzutage alle, davon überzeugt ist, daß das geistige Prinzip sich nur dann entwickelt, nur

¹⁾ *Revue philosophique*, 1887, p. 586.

²⁾ Über die Entwicklung des Gehirns siehe Charlton Bastian, *The Brain as an organ of mind*. 1880. Deutsch: Das Gehirn als Organ des Geistes. Bd. II, Buch IV, Kap. XIX (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58). [Flehsig, Über die Assoziationszentren des menschlichen Gehirns. Verhandlungen des III. Internationalen Kongresses für Psychologie. München, 1897. U.]

³⁾ Nach Malebranche entsteht die Seele nicht, und vom Gehirn ebenso unabhängig, „wie die Vernunft von der Erfahrung unabhängig ist“, findet sie sich von Anfang an im Besitze ihrer selbst.

dann thätig sein kann, wenn es durch Erregungen von außen dazu herausgefordert wird; daß es unthätig, im Keimzustande bleibt bis zu der Zeit, wo die Sinnesempfindung anfängt es zu beleben, ihm den Impuls und die Anfangsbewegung einzuflößen, wie der befruchtende Sonnenstrahl dem Samenkorn in der Erde, so sollte man sich über die sogenannten Gedanken und Wollungen des Fötalgehirns keiner Täuschung hingeben.

Man darf durchaus nicht vergessen, daß der Fötus in einen tiefen Schlaf, in einen lethargischen Zustand versenkt ist. Das beweist der Umstand, daß der Neugeborene diese Stumpfheit nur schwer abschütteln kann, daß er, nachdem er seinen Hunger gestillt hat, periodisch wieder in Schlaf und Lethargie verfällt. Das psychische Leben ist vor der Geburt so wenig entwickelt, daß ein bewußtes Leben noch nicht existiert. Ohne Zweifel dringen einige Sinnesreize, die leicht und unbestimmt sind wie beim Schlafenden, welcher träumt, durch alle aufgehäuften Hindernisse mühsam bis zum Kinde vor. Aber worauf beschränken sie sich? Von Lichtempfindungen kann in dem finstern Gefängnis, in dem es eingeschlossen ist, nicht die Rede sein, nicht einmal von Schallempfindungen, obwohl Cabanis das nicht hat zugeben wollen¹⁾. Wenn der Neugeborene taub ist — und er ist es sicher

¹⁾ Siehe Cabanis, *Rapports du physique et du moral de l'homme*, 10^e mémoire 2^e section: *Des premières déterminations de la sensibilité*: „Es muß auf die Thatsache hingewiesen werden, daß der Fötus mit zwei Arten von Sinnesempfindungen nicht ganz unbekannt ist, deren eigentümliche Organe indessen erst nach der Geburt in volle Thätigkeit treten, — ich meine die Licht- und Schallempfindungen. Manche psychologische und pathologische Thatsachen zeigen, daß die Einwirkung äußern Lichtes nicht notwendig ist, damit das cerebrale Zentrum und selbst das unmittelbare Organ des Gesichts Lichteindrücke erhält.“ Cabanis glaubt jedoch in dieser Beziehung, „daß der Fötus weder vom Tageslicht noch von den Farben eine Vorstellung haben kann.“ Betreffs des Gehörs behauptet er, „daß der Fötus Schalleindrücke empfangen, wenigstens verwirrtes Geräusch gehört haben kann, und es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß sich diese Eindrücke während der langen Zeit der Schwangerschaft nicht häufig wiederholt haben sollten.“ Wir können dieser Ansicht nicht beistimmen und glauben nicht nur, „daß die Erziehung des Ohrs noch nicht weit fortgeschritten ist,“ wie Cabanis schließlicb zugiebt, sondern daß sie überhaupt noch nicht begonnen hat. Es ist interessant festzustellen, daß sich der Sensualist Cabanis und der Idealist Malebranche in denselben Schlüssen begegnen. Der eine träumt von einer Seele, die gleich fix und fertig ist, der andere von einem vor der Geburt völlig ausgebildeten Gehirn. [Das oben angeführte Hauptwerk von Cabanis erschien 1802, in deutscher Übersetzung von Jacob 1804. U.]

in den ersten Stunden des Lebens —, wie kann man im Ernste behaupten, daß er Schallschwingungen wahrgenommen habe, als die Hindernisse viel größer und die Zutrittsbedingungen weniger günstig waren. Die Gleichmäßigkeit der Umgebung — jede Sinnesempfindung setzt eine Unterschiedlichkeit der Eindrücke voraus, eine Differenzierung, wie man heutzutage sagt — verhindert auch, daß das Kind, welches vollständig in der es umgebenden Flüssigkeit gebadet ist, Geschmacks- und Geruchsempfindungen haben kann. Es bleiben also nur noch die Empfindungen des Körpers und der Haut übrig, und wie beschränkt sind sie aus den soeben angegebenen Gründen, d. h. wegen der ununterbrochenen Fortdauer, der gleichmäßigen und infolgedessen nicht empfundenen Einwirkung einer und derselben Umgebung.

Wie können übrigens diese wenigen Gefühlsempfindungen beschaffen sein? Zunächst zeigen sie sich kaum vor dem hundertsten Tage. „Vom vierten Monate ab, sagt Luys, kann man wahrnehmen, daß das Nervensystem zu reagieren und die Lebenskraft seiner verschiedenen Vorrichtungen zu bekunden anfängt. Man weiß thatsächlich, daß der Fötus von diesem Augenblicke an gegen die Einwirkung von Kälte empfindlich ist, daß man seine spontanen Bewegungen deutlich zu machen vermag, indem man die kalte Hand auf den Leib der Mutter legt; man weiß auch, daß er spontane Bewegungen ausführt, um sich dem Drucke zu entziehen, der ihm lästig ist und seine Sensibilität in Thätigkeit setzt ¹⁾.“ In dem Satze, den wir soeben angeführt haben, scheint uns eine gewisse Ungenauigkeit enthalten zu sein, wenigstens hinsichtlich des Ausdrucks. Die Bewegungen, von denen Luys spricht, dürfen nicht als „spontan“ gelten, weil sie durch eine lästige Berührung oder durch den plötzlichen Eindruck der Kälte veranlaßt sind. Ihr Vorhandensein läßt sich allerdings nicht bestreiten; aber es sind bloße Reflexe ähnlich denjenigen, die sich beim Neugeborenen zeigen, wenn man ihm den Fuß mit einer Feder kitzelt. Neben diesen von außen hervorgerufenen Bewegungen giebt es zweifellos selbst beim Fötus wirklich spontane Muskelzusammenziehungen, die ersten Zuckungen des Wesens, das

¹⁾ Luys, *Le Cerveau et ses fonctions*. Paris 1876. [Eine deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel „Das Gehirn und seine Verrichtungen“ in der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek. Leipzig, Brockhaus. U.]

lebt und sich zu regen beginnt ¹⁾. Diese Bewegungen werden gewöhnlich zwischen dem siebenten und neunten Monate der Schwangerschaft für die Mutter bemerkbar. Wie man sieht, treten so schon vor der Geburt, wenn auch in unausgebildeter Gestalt, die beiden wesentlichen Thätigkeiten jeder geistigen Entwicklung hervor, einerseits die Erregung von außen, welche eine Rückwirkung der innern Kraft veranlaßt, andererseits die Spontaneität, die innere Lebenskraft, welche aus sich selbst nach Thätigkeit strebt.

Übrigens setzen diese Bewegungen, mögen sie nun Reflexbewegungen sein oder spontan vor sich gehen, mindestens eine elementare Ausbildung des Nervensystems und des Muskelsystems, sowie eine ihren Werkzeugen angemessene Thätigkeit voraus. Aber es handelt sich darum zu wissen, ob diese Erscheinungen durchaus in das Dunkel des Unbewußten versenkt sind, indem sie einzig und allein auf das Körperliche beschränkt bleiben, oder ob sie zwei Seiten, die beiden Seiten aller psychischen Thatfachen besitzen, eine körperliche und eine geistige; endlich ob sie von einem Bewußtseinsschimmer begleitet werden, der ausreichend ist, um außerordentlich schwache Empfindungen der Lust oder Unlust zu erzeugen. Wir neigen wenigstens hinsichtlich der letzten Monate der Schwangerschaft zu der zweiten Annahme, obwohl sich dieselbe nicht thatsächlich beweisen läßt: die Bewegungen erneuern sich oft genug, um durch ihre wiederholte Erschütterung mindestens ein leichtes Zittern des Bewußtseins zu erregen. Da wir, wie es nicht anders möglich ist, die Überzeugung haben, daß das Bewußtsein eine große Zahl von Graden zuläßt, daß es genau dem hellen Tage gleicht, der auf die Nacht folgt, nachdem alle Zwischenstufen der Dämmerung und Morgenröthe durchlaufen sind, so sehen wir *a priori* keine Schwierigkeit betreffs der Annahme, daß die ersten Anfänge dieser langsamen Entwicklung bereits vor der Geburt liegen ²⁾. Der Umstand, daß sich das Kind gleich nach der

¹⁾ Wenn das Kind während der letzten Zeit der Schwangerschaft die Füße regt, wenn es sich um so heftiger und häufiger bewegt, je lebendiger und stärker es ist, so geschieht das nicht, weil es sich in der Gebärmutter gehemmt und unbehaglich fühlte, — — — sondern seine Glieder haben einen Grad von Kraft erlangt, und es fühlt das Bedürfnis, dieselben zu üben (Cabanis, *Rapports du physique et du moral de l'homme*, 10^e mémoire).

²⁾ So die meisten Psychologen. Anders Letourneau: In den letzten

Geburt für Schmerz- und Lustempfindungen vorbereitet zeigt, scheint diese Voraussetzung zu bestätigen. Nachdem der Vorhang einmal aufgezogen ist, darf man auf Grund der Handlungen und Gebärden des Schauspielers, der die Bühne betritt, Schlüsse ziehen und Vermutungen anstellen über das, was sich hinter ihr vorbereitet hat. Nun ist das Schreien des Kindes nicht als eine durchaus mechanische und bewußtlose Thätigkeit zu deuten. Sein erster Gruß an das Leben, der ein Leiden oder doch wenigstens einen unangenehmen Eindruck bekundet, der durch das plötzliche Auftreten einer neuen Umgebung hervorgebracht wird, das Schreien nämlich, das gewisse Philosophen durch „ich leide, folglich bin ich“ übersetzt haben, beweist wenigstens den Beginn einer Schmerzempfindlichkeit, die sich in einem gewissen Grade im Mutterleibe hat vorbereiten und üben müssen.

Aber wenn man in den Vermutungen über den Zustand des Embryo auch noch so weit gehen will, so erscheint es doch unmöglich, ihm etwas anderes als einen Muskelautomatismus zuzugestehen, dessen Erschütterungen im Nervensystem mehr oder weniger empfunden werden; auf jeden Fall ist hier nichts, was der Geistesthätigkeit, der klaren und deutlichen Wahrnehmung gliche¹⁾. Zweifellos ist die Natur nicht unthätig geblieben. Sie hat die Werkzeuge gebildet und angeordnet. Alle wesentlichen Teile der Maschine sind an ihrer Stelle und zur Thätigkeit bereit. Die verschiedenen Organe des Nervensystems und des Gehirns selbst haben schon einen höheren Entwicklungsgrad erreicht. Und dennoch bleibt noch alles zu thun übrig, damit die gesamten psychischen Keime, welche durch die Erbllichkeit eingepflanzt sind, von der Fähigkeit zur Thätigkeit übergehen.

Ist es übrigens richtig, daß diese Keime, wie der Verfasser der „Erziehung vor der Geburt“ behauptet, dem Embryo auf dem Wege einer geheimnisvollen Verbindung mit dem Gehirn der Mutter übermittelt sind? De Frarière vergrößert mit seiner

Monaten der Schwangerschaft ist der menschliche Fötus nur zur Bewegung geeignet; er bewegt sich, reagiert auf die Erschütterung, aber unbewußterweise (*La Sociologie*. Paris, 1880).

¹⁾ Ganz besonders nichts, was dem Ichbewußtsein gliche, das Cabanis dem Fötus beilegt unter dem Vorwande, daß dieser schon die ersten Eindrücke empfangen habe, aus denen sich die Vorstellung des Widerstandes und des fremden Körpers zusammensetzt.

willfährigen Phantasie einige ziemlich unbedeutende Thatsachen, legt ihnen eine Tragweite bei, die sie nicht haben, und kommt zu dem Ergebnis, daß er einen neuen Gedanken gefunden habe, dessen Ausgestaltung die glücklichsten Folgen für die Zukunft der Menschheit vermuten lasse¹⁾. In der That, wenn es von der Mutter abhinge, durch die Gedanken und Gefühle, mit denen sie sich selbst beschäftigt, das kleine Wesen, das sie unter dem Herzen trägt, nach ihrem Bilde zu gestalten, so hätte man so ziemlich das Geheimnis entdeckt, nach Belieben Künstler aller Art und in sittlicher Beziehung sanfte und gute Menschen hervorzubringen. De Frarière verweilt besonders bei der Vermittlung der musikalischen Eindrücke. Um die wunderbaren Anlagen dieses oder jenes talentvollen und genialen Musikers zu erklären, brauche man sich nur daran zu erinnern, daß seine Mutter während der Schwangerschaft außerordentlich viel Musik gemacht oder gehört habe²⁾. Aber das ist noch nicht alles: die Wirkung der im Mutterleibe empfangenen Eindrücke soll sich auf alle Fähigkeiten des Kindes ausdehnen.

Wir machen zunächst darauf aufmerksam, daß die Theorie, welche De Frarière für neu hielt, nur eine Wiederholung der Träumereien Malebranche's ist, der, wie schon bemerkt, sich gleichfalls einbildete, das Gehirn der Mutter gestalte in körperlicher und geistiger Hinsicht das Gehirn und den Körper des Kindes zu deren Ebenbilde. Der Verfasser der „Untersuchung über die Wahrheit“ erzählt hierzu sogar unglaubliche Geschichten, beispielsweise von einer Mutter, die den Kopf des heiligen Pius mit zu viel Aufmerksamkeit betrachtet und eine Mißgeburt mit einem Greisenantlitz zur Welt gebracht habe³⁾. Aber der Umstand, daß die Phantasie von einer Erziehung vor der Geburt nicht neu ist, macht sie nicht haltbarer. Sicherlich übt die körperliche und geistige Gesundheit der Mutter mittelbar einen Einfluß auf die regelrechte Entwicklung des Embryo aus. Hierin liegt der Grund dafür, daß die Ärzte ihre Vorschriften vermehren, um den angehenden Müttern betreffs ihres körperlichen und geistigen Verhaltens alle mögliche Vorsicht anzuempfehlen. Eine Unvorsichtigkeit in körperlicher Hinsicht, z. B. irgend ein Übermaß, wie auch

¹⁾ De Frarière a. a. O., S. 1.

²⁾ Ebenda S. 69.

³⁾ „Es hatte das Antlitz eines Greises, so weit das beim Kinde, das keinen Bart hat, möglich ist.“ (*Recherche de la vérité* I, III.)

eine heftige Gemütserschütterung, eine Nervenkrisis können dem Kinde, indem sie eine Frühgeburt veranlassen, das Leben kosten oder ihm eine organische Mißbildung, eine konstitutionelle Krankheit aufbürden. Aber niemandem fällt es mehr ein, daran festzuhalten, daß die sanften und fröhlichen Gefühle, die Ruhe und Heiterkeit des Geistes — die Bedingungen einer glücklichen Schwangerschaft — Dispositionen derselben Art unmittelbar auf das Kind übertragen könnten ¹⁾.

Es handelt sich nicht um einen geheimnisvollen Austausch, der sich während des Doppel Lebens der schwangern Mutter vollzöge; es ist — trotz des volkstümlichen Ausdrucks von dem Einsaugen mit der Muttermilch — auch nicht der Fall, daß das Kind die Neigungen, die latenten Dispositionen und instinktmäßigen Tendenzen erwürbe, die im Embryo schlafen und im Neugeborenen nur langsam erwachen. Die allerdings nicht weniger geheimnisvolle Zeugung ist es, die mit dem Leben zugleich die allgemeinen Eigenschaften der Menschheit und auch gewisse Besonderheiten der Rasse und der Familie auf das gezeugte und empfangene Wesen übergehen läßt ²⁾. Schon Montaigne wußte, daß die Erzeugung uns nicht nur die körperliche Gestalt, sondern auch die Sinnesweise und die Neigungen unserer Urheber übermitteln ³⁾. Wenn es hier eine heutzutage ausgemachte, obwohl unerklärliche Thatsache giebt, so ist es die, daß dank der Vererbung die körperliche und geistige Daseinsweise von den Vorfahren auf die Nachkommen übergehen.

Aber sicherlich verrät im Mutterleibe nichts das Dasein der erblichen Dispositionen; erst nach der Geburt können sich diese verborgenen Keime entfalten. Cabanis sagt mit Unrecht ⁴⁾, daß

¹⁾ Dennoch hat Cabanis auch diese sonderbare Hypothese angenommen. Siehe die Stelle in den *Rapports du physique et du moral (10^e mémoire)*, die mit den Worten beginnt: „Ich werde nicht von den Sympathiegefühlen reden, die im Fötus durch die innigen Beziehungen zur Mutter erzeugt worden sind“ u. s. w.

²⁾ [Hierüber Schäfer, Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psychologischen Einleitung in die Pädagogik. Berlin 1898. U.]

³⁾ Montaigne, *Essais*, II, chap. XXXVII. Montaigne erinnert daran, daß nach Aristoteles bei gewissen Volkstämmen des Altertums, bei denen es die Einrichtung der Heirat nicht gab, die Kinder ihren Vätern nach der Ähnlichkeit zugeteilt wurden. [Diese Anmerkung fehlt in der zweiten Auflage. U.]

⁴⁾ Cabanis a. a. O., X.

das Kind, bevor es das Licht der Welt erblicke, schon im Mutterleibe viele verschiedene Eindrücke empfangen habe, aus denen in ihm lange Reihen von Determinationen hervorgegangen seien; daß es schon Gewohnheiten angenommen habe, daß es schon Begierden empfinde und Neigungen besitze. Begierden und Neigungen wird es erst bekunden, nachdem es geboren ist, und es hat sie von Natur, nicht von Eindrücken vor der Geburt. Die Gewohnheiten beschränken sich auf Dispositionen in der Haltung seiner Glieder und rühren von der Lage her, in der sich sein Körper befand: es wird die Beine mehr oder weniger — in Säbelform — gekrümmt halten, und wenn man es ins Bad thut, so wird es gern die Fußsohlen zusammenbringen. Was die langen Reihen von Determinationen betrifft, so sind sie ein bloßes Hirngespinnst, und was Cabanis allzu gesucht als „ideologischen Zustand“ bezeichnet ¹⁾, ist seinem Werte nach sozusagen gleich Null. Das Kind ist bei seiner Geburt *tabula rasa* nicht nur in Bezug auf die Außenwelt, von der es noch nichts wahrgenommen hat, sondern verhältnismäßig auch hinsichtlich der aus dem Innern stammenden Eindrücke, die — vorausgesetzt, daß sie vorhanden gewesen sind und in undeutlicher Weise den Anfang des Bewußtseins hervorgerufen haben — wie ein Schatten vorübergegangen sind, ohne eine Spur, eine Erinnerung zu hinterlassen ²⁾.

II.

Die Psychologie des Kindes beginnt erst mit der Geburt. Von diesem Augenblicke an vollzieht sich langsam eine Thätigkeit der Anpassung, der Anbequemung des kleinen Menschenwesens an die Umgebung, in der es zu leben berufen ist. Das Nervensystem wird nach Maßgabe seiner bisherigen Ausbildung und seiner fortschreitenden Entwicklung auf die fortgesetzten Erregungen durch die Gegenstände der Außenwelt antworten. Das Gehirn, welches täglich an Konsistenz ³⁾ zunimmt, wird nach und nach zum Ordner

¹⁾ Cabanis a. a. O. X.

²⁾ Wohlverstanden: das Kind ist nur *tabula rasa* mit Beziehung auf das Leben im Mutterleibe. Es fällt uns durchaus nicht ein, das Angeborensein und die Vererbung zu bestreiten. Siehe Kapitel XIV.

³⁾ Siehe Parrot, *Sur le développement du cerveau chez les enfants du premier âge. Archives de physiologie normale et pathologique.* 1879. No. 5—6. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, „daß das Gehirn, welches zuerst weich-

der Handlungen des Kindes und der Sitz des Bewußtseins. Von dem Eintritt in die Welt an werden sich die Triebe üben, indem sie unvermerkt das Auftreten des bewußten Lebens vorbereiten. Den Sinneswahrnehmungen werden immer klarer und deutlicher andere Sinneswahrnehmungen folgen, indem sie durch ihre wiederholten Eindrücke einen innern Sinn, ein individuelles Bewußtsein hervorbringen: ein anfangs zeitweilig aussetzendes Bewußtsein,

lich, halb durchsichtig, zerreibbar, sehr wasserreich, so ziemlich gleichfarbig und von gleichmäßigem Aussehen ist, sich nach und nach verdichtet, fester wird und zwei Färbungen zeigt“. Von Monat zu Monat wird der Fortschritt deutlicher. Eine bemerkenswerte Thatsache ist, daß die Entwicklung der rechten Hälfte des Gehirns vor derjenigen der linken den Vorsprung hat. Hierbei erinnert Parrot daran, daß die rechte Hand von der linken Hemisphäre aus in Bewegung gesetzt wird, und daß das Organ der artikulierte Sprache in der linken Hemisphäre gelegen ist. „Nun muß wohl beachtet werden, sagt er, daß sich die Vorherrschaft der rechten Hand wie auch des Wortes erst lange Zeit nach der Geburt, d. h. nach einer langen Periode der Vervollkommenung kund giebt“. [Von besonderer Bedeutung sind die Ergebnisse, die Flechsig mittelst der entwicklungsgeschichtlichen Methode erzielt hat. „Fast man die Entwicklung der Sinnesleitungen näher ins Auge, sagt er, so ergibt sich, daß keineswegs alle Sinnesorgane gleichzeitig mit der Großhirnrinde in Verbindung treten. Es besteht vielmehr eine Reihenfolge dergestalt, daß zuerst die Leitungen sich entwickeln, welche mit den hintern Wurzeln des Rückenmarkes und den gleichwertigen Nerven des verlängerten Markes zusammenhängen. Sie mögen kurz Körpergefühlsnerven heißen; sie enthalten zunächst alle die Leitungen, welche zur Übertragung der Tasteindrücke dienen, daneben aber auch sämtliche Leitungen für Gemeingefühle wie Schmerz, Hunger, Durst, die Nerven für die Entstehung der Lagevorstellungen (aus Muskeln, Sehnen, Gelenken hervorgehend). Also die Leitungen der Körpergefühle einschließend des Tastsinnes dringen zuerst zur Großhirnrinde vor. Die ersten Eindrücke, welche die Großhirnrinde erhält, werden durch diese Körpergefühlsnerven zugeleitet, — woraus folgen würde, daß das Bewußtwerden des Körpers dem der Außenwelt voraus geht. Annähernd gleichzeitig, bei manchen Frühgeborenen sicher später als die Gefühlsleitungen, tritt die Geruchsleitung in den Zustand der Reife bis zur Rinde. Erheblich später entwickelt sich die Sehleitung, doch so, daß sie beim reifen Fötus bereits bis zur Rinde markhaltig ist. Zuletzt läßt die Hörleitung den Zustand der Reife erkennen. (Eine besondere Schmecksphäre läßt sich nicht nachweisen; sie gliedert sich entweder an die Riech- oder an die ‚Körperfühlsphäre‘ an).“ Verhandlungen des III. Internationalen Kongresses für Psychologie zu München, 1896. S. 52 ff. Über das Problem der Rechtshändigkeit siehe Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Deutsch von Ortman. Berlin 1898. S. 59 ff. Ferner Biervliet, *L'Homme droit et l'homme gauche. Revue philosophique*, 1899. No. 2—4, insbesondere No. 3: *L'Asymétrie du système nerveux*. U.]

das sich unablässig bildet und wieder auflöst mit dem Wechsel des Wachens und Schlafens, und das sich durchaus nicht festigen kann, solange der Schlaf den größten Teil des kindlichen Daseins in Anspruch nimmt. Kürz, das psychische Gewebe bildet sich, wie es scheint, wenn man den täglichen Erwerbungen Schritt für Schritt folgt, langsam, Faden um Faden, aber, wenn man das Nichts des Ausgangspunktes in Betracht zieht, mit einer wunderbaren Leichtigkeit.

Man darf in der That durchaus nicht vergessen, daß sich die geistige Entwicklung des Neugeborenen so ziemlich vom Nullpunkte an allmählich vollzieht. Wie wir uns nicht der Täuschung der Dichter und Mütter hingeben — die Mutterliebe täuscht noch mehr als alle Dichter —, die in dem ganz kleinen Kinde — diesem rosenfarbenen, aber auch runzligen und grimassenschneidenden Ding, wie *Gustave Droz* sagt ¹⁾ — ein Wunder an Schönheit sehen wollen, so legen wir auch nicht grundlos dem ärmlichen Geschöpfe, das zur Welt kommt, Empfindungen und Gemütszustände bei, die seine geistige Beschaffenheit durchaus nicht zuläfst. „Zur selben Zeit, wo es die Finsternis verläßt und zum erstenmale das Licht sieht, sagt *Malebranche* ²⁾, wird es von der Kälte der äußern Luft ergriffen; das zärtlichste Umfassen der Frau, die es in Empfang nimmt, thut seinen zarten Gliedern wehe; alle Gegenstände der Außenwelt überraschen es; sie sind ihm sämtlich Gegenstände der Furcht, weil es sie noch nicht kennt, weil es noch keine eigene Kraft hat, sich zu verteidigen und zu fliehen. Die Thränen und das Schreien, womit es sich tröstet, sind unfehlbare Kennzeichen seiner Schmerzen und seiner Angst; es sind thatsächlich Bitten, welche die Natur an seiner Stelle an die Hülfeleistenden richtet, daß sie es vor den Übeln schützen, unter denen es leidet und vor denen es sich fürchtet ¹⁾.“ Es ist ohne Zweifel eine verführerische Auffassungsweise, die, den ersten Tag des Lebens dichterisch verklärend, von einem Kinde träumt, das fähig sein soll, Verwunderung, Angst und Leid zu empfinden. Wie dramatisch würde die Besitzergreifung des Daseins sein, wenn der neue Ankömmling der Welt gegenüber, die sich ihm zum erstenmal darbietet, schon den Blick eines intelligenten und ge-

¹⁾ *Gustave Droz, L'Enfant. Paris 1885, p. 26.*

²⁾ *Malebranche, Recherche de la vérité. II, 8.*

fühlvollen Zuschauers offenbarte! Aber damit solche Gemütsbewegungen, seien sie nun unangenehm oder angenehm, möglich wären, müßte in dem Neugeborenen schon eine Persönlichkeit vorhanden sein, und zum Unglück ist das noch nicht der Fall. Durchaus noch nicht das Individuum, sondern die Natur ist es, die sich in den ersten Bewegungen, in dem ersten Schreien des Kindes kundgibt. Seine Sinne, abgesehen vom Tastsinn, treten nicht sofort in Thätigkeit; es ist taub; es ist blind; es ist auch stumm trotz seines Schreiens, denn stumm sein heißt, den Lauten, die man hervorbringt, keine Bedeutung beilegen können. Seine Bewegungen sind bloße Reflexe, jeder bewußten Absicht bar, höchstens durch einen mechanischen Instinkt bestimmt. Verzichten wir darauf, einen kleinen Menschen zu suchen, wo noch nichts als ein Automat ist.

Obwohl vom Mutterleibe abgelöst und von nun an für sich lebend, hat das Kind in der ersten Zeit weder Persönliches noch Individuelles. Die ersten Tage lassen uns nur der Entfaltung der vererbten Keime beiwohnen und zeigen uns nichts, was einer deutlichen seelischen Physiognomie gliche. Man kann vom Kinde sagen, was die Naturforscher vom Tiere sagen: „Die psychische Thätigkeit des Tieres hat nichts Persönliches an sich; sie pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fort; hier haben wir nur vererbten Instinkt und sonst nichts. Aber sobald sich das Bewußtsein entwickelt, tritt die Intelligenz im eigentlichen Sinne hervor; sie wächst gleichzeitig mit dem Bewußtsein; eine persönliche psychische Thätigkeit verbindet sich auf allen Stufen mit der angeerbten Thätigkeit; die Intelligenz verbreitet sich über den Instinkt, ändert ihn ab, gestaltet ihn auf tausendfache Weise um: der ursprüngliche Kanevas bedeckt sich mit Stickereien“ ¹⁾. Der „ursprüngliche Kanevas“ beim Neugeborenen beschränkt sich auf einige Instinkte, deren Entwicklung unaufhörlich in denselben Formen wiederkehrt. Wie die Medaillen eine nach der andern mit demselben Gepräge und demselben Bilde aus demselben Tiegel hervorgehen, so wiederholen die aufeinander folgenden Geschlechter der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert dieselbe Rolle; sie buchstabieren im Beginn des Lebens dasselbe Alphabet. Wenn es, wie die Anatomen versichern, wahr ist, daß die Embryonen

¹⁾ E. Perrier im Vorworte zur französischen Übersetzung des Buches von Romanes: *Mental evolution in animals. (L'Intelligence des animaux. Paris 1887.)*

der verschiedensten Tierarten einschließlic der Art Mensch eine sehr ausgesprochene und für unsere Eitelkeit wenig schmeichelhafte Familienähnlichkeit haben, so ist es nicht weniger sicher, daß alle Neugeborenen in ihrer instinktiven Thätigkeit Zug für Zug einander gleichen. Das Angeborene [Eingeborene], ich meine die persönliche Natur mit ihren eigentümlichen Merkmalen, das Angeborene, dieser erste Widersacher des Vererbten — die Erziehung wird der zweite sein — giebt sich noch nicht kund. Die Triebkraft der Vererbung, das Leben der Art hat die Herrschaft, da es den widerstrebenden Kräften, die es später abändern werden, noch nicht begegnet ist, mögen sie nun in den Umständen einer besondern Umgebung liegen oder in der Entfaltung besonderer Dispositionen, in der Entwicklung dessen, was die Ärzte *Idiosynkrasie* nennen.

Wenn das Leben des Neugeborenen anfangs ausschließlich instinktiv und automatisch ist, so kommt das unverkennbar daher, daß es im Gehirn noch kein organisiertes Handlungs- und Leitungszentrum giebt. Die kindliche Thätigkeit bekundet sich zunächst in sozusagen lokalen Verrichtungen, die sich auf die jedem Organ eigenen Bedürfnisse oder auf dessen Sensibilität beziehen: in nicht koordinierten Bewegungen, in ungeregelten Bewegungen, die der Nährtrieb bestimmt, und in den ersten Sinneseindrücken. Der Neugeborene ist allerdings, wie Virchow ihn bestimmt hat, „ein bloßs spinales Wesen“, und nicht ohne Grund hat man ihn mit einem geköpften Tiere verglichen.

Einen hinreichenden Beweis dafür, daß die Intelligenz im eigentlichen Sinne selbst in ihren bescheidensten Formen noch abwesend ist, bildet die bezeichnende Thatsache, daß Kinder, von denen die einen durch die Natur zu Intelligenten, die andern zu Idioten bestimmt sind, dieselben Erscheinungen aufweisen.

Beispielsweise zeichnet uns Espinas nach der Natur ein von der ersten Minute des Daseins an beobachtetes Kind wie folgt ¹⁾: „12. März, Geburt im Zustande der Reife, männliches Geschlecht, Körperbeschaffenheit normal, mittleres Gewicht. Vom ersten Tage an eine gewisse Zahl bestimmter Bewegungen, die sich auf die Thätigkeit der Ernährung beziehen. Der dargebotene

¹⁾ Espinas, *Observations sur un nouveau-né. Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux.* 1883.

Finger wird mit dem Munde erfaßt. Strebt bei geöffnetem Munde mit dem Kopfe nach der Brust der Person, die es hält, zweifellos die Mutterbrust suchend. Armbewegungen nicht koordiniert; fährt sich mit den Fingern ins Gesicht“.

Stellen wir neben das Bild dieses normalen und zur regelrechten Erlangung aller seiner Fähigkeiten veranlagten Kindes eine Beobachtung Bourneville's über ein kleines zur Idiotin prädestiniertes Mädchen: „Geburt um einen Monat zu spät. Während der ersten sechs Monate glich es allen andern Kindern. Von da ab haben sich die Bewegungen vermindert, so daß die Glieder schliesslich fast unbeweglich geworden sind. Der Gesichtsausdruck, welcher die Lebhaftigkeit und die andern, den Kindern dieses Alters gemeinsamen Eigentümlichkeiten hatte, veränderte sich. Es nahm den Ausdruck des Schwachsinn's an, den es noch beibehält“ ¹⁾.

Wie in dem vegetativen Leben im Mutterleibe, so verrät auch in dem animalen Leben der ersten Tage noch nichts den künftigen Menschen, und es läßt sich nicht immer voraussagen, ob man es mit normalen oder nicht normalen Kindern zu thun hat ²⁾.

Übrigens hat das instinktive Leben des kleinen Kindes seine eigenen Merkmale, auf die hingewiesen werden muß. Wie es scheint, ist der menschliche Instinkt nicht in gleichem Grade wie der tierische mit jener Spontaneität, mit jener Unfehlbarkeit begabt, welche die Bewegungen und Handlungen der kleinen Tiere auszeichnet und zur Folge hat, daß die Einrichtung der instinktiven Thätigkeiten bei den Tieren mit einem Male eine vollendete Thatsache ist. Beim Menschen giebt es selbst hinsichtlich der Triebe sozusagen Vorbereitungen, Steigerungen und Stadien. „Wenn wir verschiedene Tiere im Augenblicke ihrer Geburt untersuchen, sagt Bichat, so werden wir finden, daß die jedem eigentümlichen Instinkte die Ausführung besonderer Bewegungen

¹⁾ Dr. Bourneville, *Association française pour l'avancement des sciences*. 1889. Für das Studium der Fragen, die uns beschäftigen, ist aus den sorgfältigen und genauen Beobachtungen, die Dr. Bourneville seit 15 Jahren in der *Salpêtrière* und in *Bicêtre* an idiotischen Kindern macht, großer Nutzen zu ziehen.

²⁾ Erkennen wir übrigens an, daß dies die Ausnahme ist, und daß der kleine Idiot in den meisten Fällen von der ersten Stunde an das Elend seines geistigen Zustandes erkennen läßt.

leiten. Die jungen Vierfüßler suchen die Zitzen ihrer Mutter; die Hühner ergreifen sofort das Korn, das ihre geeignete Nahrung ist, während die jungen fleischfressenden Vögel nur den Schnabel öffnen, um die Nahrung in Empfang zu nehmen, welche die Alten ans Nest bringen.“ Beim Kinde nimmt die Entwicklung des Instinkts einen langsameren Verlauf. Die Wärterinnen wissen aus Erfahrung recht wohl, daß sie, um die Säuglinge dazu zu bringen, die Brust zu nehmen, allerlei Behutsamkeit und Sorgfalt anwenden müssen; daß sie dieselben in eine bestimmte Lage zu bringen haben, die sie allein nicht zu finden vermögen: es ist eine Art Anleitung, eine wirkliche Taktik nötig. „Der Neugeborene der menschlichen Art ist passiv; die Thätigkeit ist gänzlich auf seiten der Mutter“ ¹⁾.

Welcher Unterschied zwischen dem kleinen Tiere, das kaum geboren, schon geht, das seine Mutter wiederzuerkennen, seiner Nahrung nachzueilen vermag, kurz, das sich selbst zu helfen weiß, und dem armen kleinen Menschenwesen, das selbst nichts ausrichten kann und unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ihm seine Eltern nicht zu Hilfe kämen. „Das Junge eines Vogels oder eines Säugetieres kommt mit vererbten Kenntnissen zur Welt, die hinsichtlich der Menge und Genauigkeit wahrhaft erstaunlich sind. Die Küchlein verfolgen vom ersten Tage an die Bewegungen der auf der Erde kriechenden Insekten, indem sie ihren Kopf mit derselben Genauigkeit wenden wie ein ausgewachsenes Huhn. Sie picken Krümchen oder Insekten auf und zeigen dadurch, daß sie instinktmäßig die Entfernung wahrnehmen und auch die Fähigkeit haben, sie mit unfehlbarer Genauigkeit abzuschätzen ²⁾. Sie versuchen nicht, Gegenstände, die außerhalb ihres

¹⁾ *Dictionnaire de médecine* von Dr. Jaccoud (Allaitement).

²⁾ [„Das junge Hühnchen, welches gleich nach dem Auskriechen umherläuft, pickt freilich nach den umherliegenden Körnern, muß die letzteren also sehen. Die beim Picken notwendigen Bewegungen sind indes sehr einfache, immer in gleicher Weise wiederkehrende. Eine zweckentsprechende Auswahl unter vielen möglichen Kopf- und Augenbewegungen, wie sie bei höheren Tieren sich mit der Verwertung der Gesichtseindrücke verbindet, findet hier nicht statt. Die Koordination zwischen den Gesichtseindrücken und den Kopfbewegungen der Hühnchen ist also eine möglichst einfache. Ebenso einfach sind die Augenbewegungen selbst . . .“ Raehlmann, Psychologisch-physiologische Studien über die Entwicklung der Gesichtswahrnehmungen bei Kindern und bei Blindgeborenen. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane von Ebbinghaus und König. Bd. II, S. 55 (1891). U.]

Bereiches sind, zu erlangen wie die Kinder, welche die Arme nach dem Monde ausstrecken, und man kann sagen, daß sie die Gegenstände, auf die sie es abgesehen haben, stets in derselben Weise erreichen; sie verfehlen sie niemals mehr als um Haaresbreite, selbst wenn sie nicht größer und sichtbarer sind als der Punkt auf dem i¹⁾. Beobachtungen derselben Art zeigen ebensoviel instinktmäßige Fröhreife bei den Jungen der Säugetiere, ohne daß es möglich wäre, die Vollkommenheit ihrer Thätigkeit, sei es durch schnelle Abrichtung, sei es durch unbewusste Nachahmung, zu erklären²⁾.

Einen ganz andern Anblick gewährt die Ohnmacht des Kindes, das weder den Kopf balancieren, noch zum Zwecke des Ergreifens oder des Gehens über seine Glieder verfügen³⁾, noch die Gegenstände wahrnehmen oder gar die Entfernung abschätzen kann. Um diesen niedrigen Zustand zu erklären, genügt es nicht, sich auf das Prinzip zu berufen, daß die Entwicklung eines Wesens um so länger und mühsamer sei, je höhere Verrichtungen es auszuüben habe. Es handelt sich hier thatsächlich nur um Verrichtungen, welche Tiere und Menschen miteinander gemein haben. Nein, der wahre Grund ist der, daß das Kind bei der Geburt in seinem Organismus noch nicht denselben Grad der Reife und des Fortschritts erreicht hat wie die Jungen der Tiere.

Der Instinkt ist eine natürliche Tendenz, gewisse Thätigkeiten zu vollziehen, ein *nisus*, ein spontaner Antrieb; aber zu seiner Bethätigung bedarf es geeigneter Werkzeuge; sie setzt eine gewisse Entwicklung der Körperteile und ganz besonders des Nervensystems voraus. Daher selbst bei den Tierarten das späte Auftreten gewisser Instinkte, beispielsweise der Fähigkeit des Fliegens, die sich natürlich erst dann zeigt, wenn die jungen Vögel Federn bekommen haben. Daher auch die Unsicherheit, das Herumtappen des Instinkts bei Kindern! Setzen wir einen Augenblick voraus, daß der Neugeborene hinsichtlich der Nervenregbarkeit und der Muskelkraft hinreichend entwickelt sei, um den Kopf zu balan-

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung bei den Tieren.

²⁾ Siehe z. B.: Charlton Bastian, Das Gehirn als Organ des Geistes (besonders Band II).

³⁾ Das Kind kann seine Glieder bewegen, sich aber nicht fortbewegen oder seine Hände führen, um einen Gegenstand zu ergreifen, den man ihm vorhält. (Spalding.)

cieren und besonders seine Beine zu lenken und zu gehen, so würde er mit demselben Ungestüm an die Brust seiner Ernährerin eilen wie die jungen Säugetiere an die Zitzen ihrer Mutter¹⁾. Eine Thatsache, die neben anderen die Beziehungen zwischen der Bethätigung des Instinkts und des Stärkegrades der Organe hinreichend zeigt, besteht darin, daß das vorzeitig geborene Kind unfähig ist, die Warze der Mutterbrust zu erfassen.

Mit welchem Augenblicke beginnt bei dem armseligen und in seiner Thätigkeit noch so beschränkten Kinde das Bewußtsein? In dieser absoluten Form aufgestellt, ist das Problem nicht zu lösen²⁾. In den Anfängen des Lebens kann thatsächlich von dem Bewußtsein im eigentlichen Sinne, d. h. von dem Bewußtsein unserer selbst, das uns die Vorstellung unseres Daseins gestattet, nicht die Rede sein. Man kann vom Kinde wie Ovid vom Tiere sagen:

Vivit et est vitae nescius ipse suae.

(Es lebt, und doch daß es lebt, ahnt es selber noch kaum.)

¹⁾ „Wer weiß, ob nicht nach vielen, vielen Jahrhunderten Kinder geboren werden, die ganz allein gehen können?“ Dauriac, *L'Âme du nouveau-né. Critique philosophique*, 1886, t. II, p. 356.

²⁾ Eine Frage derselben Art ist die, welche die Theologen und Scholastiker so sehr beschäftigt hat: Wann und wie kommt die Seele in den Körper? Bekanntlich haben über diesen Punkt zwei entgegengesetzte Ansichten nacheinander das Übergewicht gehabt. Die eine, der Traducianismus oder Generationismus, nimmt an, daß sich die Übertragung der Seele vom Vater auf den Sohn vollziehe. Das ist die Meinung Tertullians, Hieronymus' und des größten Teils der ältesten Theologen. Luther hat dieselbe Behauptung wiederholt, die auch Leibniz angenommen zu haben scheint: „Ich glaube, daß die Seelen, die dereinst menschliche Seelen sein werden, in dem Samen der Vorfahren bis auf Adam zurück existiert haben“ (*Essais de théodicée*, 1^{re} partie, § 91). Leibniz fügt hinzu, daß diese bloß sensitiven oder animalischen Seelen erst im Augenblicke der Erzeugung des betreffenden Individuums vernunftbegabte Seelen würden. Die andere Ansicht ist die offizielle Lehre der Theologen geworden: es ist der Creationismus, der alle Seelen als unmittelbar von Gott geschaffen ansieht. Die Formel, mittelst deren die theologischen Schulen sie definieren, ist ziemlich einfach: Gott schafft täglich Seelen und flößt sie den Körpern im Mutterleibe ein, sobald dieselben zur Beseelung bereit sind (Jean Reynaud, *Terre et ciel*, p. 154). Schon Thomas von Aquino schrieb: *Hereticum est dicere quod anima intellectiva traducatur cum semine*. Es erhoben sich allerlei Schwierigkeiten bei dieser Theorie der Einflößung der Seele in den Körper, deren Zeitpunkt man übrigens unbestimmt läßt, einer Theorie, die Neuplatoniker wie Jean Reynaud in Aufnahme brachten, um ihre Träumereien über die Präexistenz der Seelen und deren Wanderung von einem Planeten zum andern, von einem Körper zum andern, zu rechtfertigen.

Aber wenn es auch noch kein Ichbewußtsein giebt, so giebt es doch gewiß von den ersten Tagen an unbestimmt empfundene Eindrücke, die an sich selbst bewußt sind. Wenn man uns fragte, welches die erste That-sache des Bewußtseins in diesem Sinne sei, so würden wir ohne Zögern antworten: es ist die That-sache des Leidens, des körperlichen Schmerzes. „Das Kind fühlt sich leiden, sagt Dauriac, also weiß es sich leiden.“ Der Schluß ist falsch und überschreitet die Prämisse; aber die Prämisse ist wahr, wenn man schlechtweg sagen will, daß es kleine unmittelbar empfundene Leiden habe, und wären es auch nur diejenigen, welche aus der unsanften Reizung des Tastsinnes hervorgehen, des einzigen Sinnes, der sofort in Thätigkeit tritt.

Es ist nicht zweifelhaft, daß in den ersten Wochen des Lebens die schmerzhaften Empfindungen die angenehmen Eindrücke überwiegen. Wenn man dafür einen unumstößlichen Beweis will, so kann er aus der That-sache abgeleitet werden, daß die Sterblichkeit der Neugeborenen die mittlere Sterblichkeit stark über-ragt. Wie viele Kinder unterliegen fast sogleich in dem Kampfe, den ihr schwächlicher Organismus mit der Natur beginnen muß! Bei wie vielen unter ihnen ist der erste Atemzug von dem letzten nur durch den Zwischenraum von einigen Monaten, ja einigen Tagen getrennt? Im ersten Jahre umfaßt die Sterblichkeit ein Viertel aller Kinder, die geboren werden; vom ersten bis zum sechsten Jahre beträgt sie noch 15 bis 16 Prozent, in der folgenden Periode vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre fällt sie auf 2 oder 3 Prozent ¹⁾).

Ich weiß wohl, daß die Eltern durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit zum großen Teil die verantwortlichen Urheber des Übels sind. Man muß dies viel mehr einer ungeschickten Erziehung zur Last legen als einer kurzsichtigen und bösen Natur, welche die Kinder nur ins Dasein rief, um sie alsbald dem Tode zu weihen. Es ist aber nicht weniger wahr, daß der Eintritt in die Welt und die Thätigkeit der Anpassung an die äußern Umstände an sich eine Übergangsperiode bilden, in der die Krankheitsanfälle besonders zahlreich und gefürchtet sind. „Wie viele Thüren stehen hier funktionellen Störungen offen und, sozusagen, welche günstige

¹⁾ Ammon, Mutterpflichten, S. 264.

Krankheitsgelegenheit giebt es hier!“ schreibt ein Arzt¹⁾ Die zartesten, die weniger gut Gepflegten sterben an den Anfällen der körperlichen Krankheit, aber alle, selbst die Gesundesten und Bestgenährten werden davon heimgesucht. Alle haben bei dem ersten Versuche, den sie mit ihren Organen machen, mehr oder weniger zu leiden von der Wärme und Kälte, von den Schwierigkeiten der Ernährung, von der Rauheit der Umgebung und endlich von der Anpassung ihrer Nerven und Muskeln an die Bedingungen des Lebens.

Das Bild von den Leiden des Kindes haben auch die meisten Beobachter gern entrollt. Seit Plinius dem Ältern und Lukrez²⁾ bis auf die Gegenwart wiederholt man die Worte:

Sieh nur den Knaben: dem Schiffenden gleich, den wütende Wellen
Schleuderten gegen das Land, liegt nackt er am Boden und jeder
Hülfe bedürftig, das Kind, nachdem an des Lichtes Bezirke
Erst durch Weh'n die Natur aus dem Mutterschoß es hervorgoß;
Und mit traurigem Wimmern erfüllt es den Ort, wie gebühret
Dem, auf welchen im Leben so viele der Übel noch warten.

Ebenso haben die neueren Schriftsteller beim Neugeborenen vorzugsweise die schmerzliche Seite betrachtet. „Der Schmerz,“ sagt Frau Necker de Saussure, „führt den Menschen in diese Welt ein — — — Eine Menge lärmender Sinnesempfindungen überfällt die Seele bei ihrem Eintritt. Die Luft erzwingt sich wie ein reißender Strom den Weg in die Lungen und reizt sie. Das Licht blendet die Augen durch die dünnen Schleier, die sie bedecken Leid, Betäubung, Taumel, das ist's, was der Seele der geheimnisvolle Augenblick bringt, der sie in den Strudel des Lebens stürzt“

In diesen düstern Schilderungen herrscht einige Übertreibung und ein partieller Pessimismus³⁾. Ohne von dem Lustgefühl zu

¹⁾ Dr. Lorain im *Dictionnaire de médecine* von Dr. Jaccoud (Ages).

²⁾ Lucretius, Von der Natur der Dinge. Deutsch von Binder. Buch V, 228.

³⁾ Die allgemeine Ansicht scheint zu sein, daß das Kind leide, ohne durch Lustempfindungen entschädigt zu werden. „Zur Zeit der Geburt ist das Kind offenbar für schmerzliche Eindrücke empfänglich“ (Letourneau, a. a. O. S. 526). Der Verfasser sagt nicht, daß es auch angenehme Eindrücke bekunde. — „Der Neugeborene scheint mir durch sein gesamtes Verhalten die Furcht zu leben auszudrücken“ (Dauriac, a. a. O.).

reden, das beim Kinde die Schmerzen der ersten Zeit zum Teil ausgleicht, darf man diese Schmerzen selbst nicht allzu ernst nehmen. Sie sind gemäßig und unbestimmt, und wenn der Zustand des Halbbewußtseins und der Halbempfindlichkeit, in den der Neugeborene noch versenkt ist, ihm deutliche Wahrnehmungen und lebhaft Lustempfindungen versagt, so erspart er ihm auch allzu quälende Schmerzen. Berufen wir uns in dieser Beziehung nicht auf sein Schreien: das Ausdruckszeichen steht beim Kinde immer in ungleichem Verhältnisse zur betreffenden Sache. Die ersten Eindrücke der kindlichen Sensibilität haben nicht die brutale Rauheit, die man ihnen beilegt. Durch stufenweise Übergänge und mit unendlicher Vorsicht führt die Natur das soeben geborene blinde und taube Wesen zum vollständigen Besitze des Gesichts und Gehörs. Und wenn es den Dichtern in ihren herkömmlichen Erfindungen gefällt, uns eine blinde und böse Gewalt vorzuführen, um sie zu verwünschen, — eine Gewalt, die das nackte Kind auf die nackte Erde werfe, so zeigt uns die Wirklichkeit im Gegenteil eine vorsorgliche, überall gegenwärtige und thätige Natur, die dem Kinde das weiche Kissen der Mutterbrust mit seiner lauen Wärme und seiner sanften Berührung bereitet hat, damit es hier ruhe, damit es sich hier nähre.

„Während der ersten Monate des Lebens, sagt Sikorski, werden die positiven oder angenehmen Gefühle, die Befriedigung und gute Stimmung erzeugen, durch eine große Zahl von Sinnesempfindungen unterhalten; man denke an die Thätigkeit des Saugens, an die lauwarmen Bäder und das warme Bett, an gemildertes Licht, sanfte Laute, mäßige Muskelarbeit — — — Falls diese Genüsse reichlich vorhanden sind, zeigt das Kind gewöhnlich den Anblick der Heiterkeit: es ist ruhig, geduldig, munter; es macht viele Bewegungen; sein Gesicht hat einen angenehmen Ausdruck; es hat weit geöffnete Augen und Pausbacken¹⁾.“ Es würde schwer

¹⁾ *Revue philosophique* XIX, 244 (*Le développement psychique de l'enfant*). [Übrigens lesen wir schon bei Löbisch, *Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes* (Wien, 1851), S. 16: Von dem Weichen, Geschmeidigen wird der Neugeborene angenehm berührt. Er findet sich daher behaglich im lauwarmen Bade, dann wieder in trockener Wärme, auf dem weichen Lager und an der Mutterbrust.“ Siehe auch S. 18 daselbst. U.]

sein, in diesem Gemälde das Bild eines leidenden und unglücklichen, von der Natur zu einem Leben des Schmerzes verurteilten Wesens zu sehen.

Aber wir können diese vorläufigen Untersuchungen nicht weiter fortsetzen, ohne in die eingehenden Analysen überzugreifen, die wir im Verlaufe dieses Werkes den verschiedenen Formen der seelischen Thätigkeit widmen werden. Begnügen wir uns, daran zu erinnern, daß das Kind zur Zeit der Geburt nur dem Anschein nach ein fertiges Wesen ist. Selbst in körperlicher Hinsicht ist es erst eine dürftige Anlage. „Seine Muskeln, seine Nerven, seine Organe sind sozusagen von Milch.“ Seine Glieder haben nicht nur an Gröfse zuzunehmen: es mangelt ihnen die Stärke und die Festigkeit. In seiner ganz geringen Körpergröfse und mit seinem sehr leichten Gewicht ist es erst ein Abrifs vom Menschen, ein Abrifs, dessen Linien nur skizziert und undeutlich gezeichnet sind ¹⁾. Bemerkenswert ist übrigens, daß eine Beziehung zwischen seinem körperlichen Wachstum und seiner geistigen Entwicklung stattfindet. Man hat oft die Zwergbildung der Idioten festgestellt. Eine Mutter, an deren Tochter sich vom fünften oder sechsten Monat an deutliche Zeichen geistiger Atrophie bemerkbar gemacht hatten, sagte: „Von diesem Augenblicke an ist das Kind gar nicht mehr ‚aufgeschossen‘“. Aber was beim Neugeborenen besonders ausgeblieben ist, ist das Emporkommen der geistigen Fähigkeiten. Seine Seele ist in Wahrheit noch gar nicht geboren ²⁾; sie wird erst nach und nach hervorgehen aus der wiederholten Erschütterung der Sinneseindrücke, aus dem Spiel der Wirkungen und Rückwirkungen, welche die beständige Beziehung zwischen der erregenden Außenwelt und einem mehr und mehr sich entwickelnden Nervenorganismus hervorruft. Die Natur hat sich damit zufrieden gegeben, alles das zu bilden, was für ein

¹⁾ Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir das Wort „Seele“ hier nicht in seinem metaphysischen Sinne als Synonym eines immateriellen Prinzips nehmen. Bei diesen rein empirischen Untersuchungen haben wir uns nicht auf die Fragen über Substanz und Essenz einzulassen. Die „Seele“ ist für uns die Gesamtheit der Erscheinungen des Vorstellungs-, Gemüths- und Willenslebens.“

²⁾ [Hierüber siehe die vorzüglichen Ausführungen bei Oppenheim, *The development of the child*, New York, 1898 (p. 11—65: *Facts in the comparative development of the child*). U.]

Mindestmafs körperlichen Lebens durchaus unentbehrlich ist, überdies noch unter der Bedingung, dafs die Hülfe der Eltern eingreift. Alles übrige ist das freie Feld der Erfahrung; die Wahrnehmungen, die Gemütsbewegungen, die Ideen, die Willensakte, mit einem Worte die Thatsachen des Bewußtseins in ihrem Zusammenwirken, gehen aus den täglichen Erwerbungen und einer langsamen Entwicklung hervor.

Zweites Kapitel.

Die ersten Formen der Thätigkeit: Die Bewegungen.

I. Die Bewegungen als die ersten Lebensäußerungen. — Die Eingangsperiode der Starrheit. — Außerordentliche Beweglichkeit des Kindes. — Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen entsprechen in einem gewissen Grade den geistigen Fähigkeiten. — Gegenprobe durch Beobachtungen an Idioten. — Psychologische Bedeutung der Bewegungen. — Einteilung der Bewegungen. — — II. Beim kleinen Kinde giebt es nicht nur Reflexbewegungen. — Spontane Bewegungen, welche die innere Energie bezeugen. — Automatische und instinktmäßige Bewegungen. — Kennzeichen der automatischen Bewegungen: sie sind ziellos; sie sind nicht koordiniert. — Diese Bewegungen hören nicht mit der Kindheit auf. — Bloße Reflexbewegungen: sie sind verwickelter als die automatischen Bewegungen. — Weshalb ist die Reflexthätigkeit anfangs beschränkt und schwerfällig? — Das Niesen als Typus der Reflexthätigkeit. — Andere Reflexhandlungen. — Von welchem Teile des Nervensystems sind sie abhängig? — — III. Instinktmäßige Bewegungen. — Zwei entgegengesetzte Übertreibungen: man sieht überall Instinkt; man sieht nirgends Instinkt. — Die Thätigkeit des Saugens als Typus der instinktmäßigen Bewegung. — Der Instinkt geht jeder äußern Erregung voraus. — Merkwürdige Genauigkeit der ersten Saugbewegungen. — Schnelle Abänderung der Instinkte. — Das Bewußtsein und das Begehren. — Die Entwicklung der Bewegungserscheinungen geht der Entwicklung der bewußten Vorstellungen voraus. — — IV. Andere Bewegungen des Kindes. — Das Schreien. — Verschiedene Deutungen des Schreiens. — Es ist zum Teil spontan, zum Teil beruht es auf Reflexen. — Es bezeichnet anfangs keine Gemütszustände. — Das Ergreifen der Gegenstände.

I.

Die Bewegung ist eine der ersten Lebensäußerungen des Kindes, genau genommen sogar die erste, die „primäre Form“ der Thätigkeit, denn sein Schreien, sein Niesen, sein Weinen sind auch

Bewegungen. Die innere Kraft, die später Gefühl, Überlegung, Gedanke wird, verrät sich anfänglich nur durch schwache Muskelspannungen. Im Bewußtsein des Neugeborenen ist noch alles im Schläfe, und schon bekundet sich die Thätigkeit des lebenden Wesens in einem außerordentlichen Aufwande an Bewegungen, in zahlreichen Grimassen, Verdrehungen der Glieder und Gebärden aller Art; später, wenn es gehen kann, in allerlei Sprüngen und Narrenspossen. Zweifellos giebt es eine Anfangsperiode, in der sich der tiefe Schlaf während des Lebens im Mutterleibe in einer Art gewohnheitsmäßiger Starrheit und unendlicher Schläfrigkeit fortsetzt¹⁾. Das Kind ist stumpf und träge. Aber bald kommt die Zeit, wo es, wie der Volksmund sagt, nichts thut als „strampeln“. Man bemerkt nicht nur determinierte und nützliche Bewegungen wie die Saugbewegungen der Lippen und die Bewegungen der Augenlider zum Schutze gegen allzustarkes Licht, das ihm unangenehm ist, sondern auch eine große Zahl ungeordneter und regelloser Bewegungen. Im Alter von einigen Monaten ist das Kind ganz Bewegung, wenn es nicht gerade schläft oder krank ist. Arme und Hände, Beine und Füße, die Augen, die Lippen, der Kopf, der ganze Körper: alles bewegt sich²⁾. Rabelais ist im Irrtum, wenn er meint, das Kind teile sein Dasein zwischen Essen, Trinken und Schlafen; wenigstens vergiftet er eine seiner wesentlichen Beschäftigungen, die Bewegung, die bald ziellos ist und in einer Art automatischen Muskelspiels besteht, bald einen bestimmten, seinen Bedürfnissen entsprechenden Zweck hat.

Diese außerordentliche Bewegungsthätigkeit, welche für die Kindheit charakteristisch ist, wird indessen mit dem Erwachen

¹⁾ Nach den Beobachtungen Preyers schläft das Kind während der ersten zwei Monate täglich sechzehn Stunden, während des dritten Monats vierzehn. Der Unterschied zwischen dem Schläfe im Mutterleibe und demjenigen des neugeborenen Kindes rührt nach dem Hinweise Sikorskys daher, daß im ersten Falle der Apparat der Sinnesorgane vor allen äußern Erregungen geschützt ist, während bei Neugeborenen der Schlaf von der Ermüdung herrührt, welche die Sinnesorgane im Zustande ihrer Schwäche sehr bald empfinden. Die Thätigkeit der Atmungsmuskeln, die im Fötalleben nicht vorhanden ist, scheint eine der wichtigsten Ursachen der Ermüdung beim Kinde zu sein.

²⁾ „Als mein Töchterchen etwa drei und einen halben Monat alt war, legte man es im Garten auf eine Decke ins Freie. Hier lag es stundenlang auf dem Bauche oder auf dem Rücken und bewegte Arme und Beine...“ Taine, *Revue philosophique*, Vol. I, p. 5.

und Fortschreiten der Intelligenz nicht aufhören. Selbst wenn das Kind fähig ist, seine Aufmerksamkeit zu beherrschen, bleibt die Bewegung als die notwendige Begleiterin seiner kleinen geistigen Anstrengungen. Ich habe erlebt, daß ein kleines Mädchen seine Lesestunden nur unter der Bedingung nehmen wollte, daß es zu gleicher Zeit seine Finger beschäftigen konnte, daß es zugleich die Nadel handhaben durfte, während es die Buchstaben des Alphabets lernte ¹⁾.

Wo die Bewegungen nicht, wie in dem eben angeführten Beispiele, willkürlich und geregelt sind, da finden wir unzusammenhängende, regellose Bewegungen, die sozusagen das Gefolge der Aufmerksamkeit bilden. Man trete in eine Kleinkinderschule — nicht während der Erholungspause, wo alles unbändig ist und umherspringt, sondern während des Unterrichts — und sehe, wie unruhig das kleine Volk ist, wie es sich lebhaft hin und her bewegt, wie es sich bei der aufgezwungenen verhältnismäßigen Ruhe an allerlei eingeschmuggelten Bewegungen schadlos hält. Die Blicke wenden sich bald nach rechts, bald nach links; der Mund verzieht sich, die Finger krümmen und strecken sich, die Köpfe wiegen sich hin und her . . .

Die Erforschung der Bewegungen bildet also in der Psychologie des Kindes eines der wichtigsten Kapitel, und dieses an sich interessante Studium gewinnt noch mehr Anziehungskraft, wenn man erwägt, daß eine innige Beziehung besteht zwischen der besonderen Entwicklung des Bewegungsvermögens und dem Gesamtwachstum der seelischen Kräfte, über die das Kind verfügt. Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen beim Neugeborenen sind durchweg nicht nur ein Zeichen gegenwärtiger körperlicher Gesundheit, sondern auch ein Unterpfand für die künftige intellektuelle Thätigkeit. Beim normalen Kinde weisen die Bewegungen einen doppelten Charakter auf: einmal sind sie sehr zahlreich und mannigfaltig, und sodann gehen sie durch die spontane Entwicklung einer gesunden Natur nicht minder als durch den Einfluß der Erziehung aus der Unordnung, dem Chaos der ersten Tage ziemlich schnell in einen Zustand fortschreitender Koordination über. Beim idiotischen Kinde bemerken die Beobachter

¹⁾ „Wenn die Kinder das Schreiben lernen, sagt Darwin, so strecken sie oft die Zunge vor und verdrehen sie in spafshafter Weise, indem sie dabei der Bewegung ihrer Finger folgen.“

im Gegenteil Unthätigkeit, hartnäckige Unbeweglichkeit, oder aber das vollständige Ausbleiben der Koordination unter den eben so unregelmäßigen wie zahlreichen Bewegungen. Das von der Natur vernachlässigte kleine Wesen, das später weder Intelligenz noch Willen an den Tag legen wird, zeigt die Schwäche und die Gebrechen seiner Natur von den ersten Jahren an, sei es durch die Dürftigkeit, sei es durch das verworrene Übermaß seiner Bewegungen: entweder es rührt sich nicht, sitzt abgespannt und trübsinnig auf seinem Stuhle oder liegt im Bett, oder — und das ist der gewöhnlichste Fall — es giebt sich einem wahren Bewegungstaukel hin, es bewegt sich ohne Ruh und Rast¹⁾. Des Regulators beraubt, bewegen sich die verschiedenen Teile der Maschine, wie sie wollen.

Die Bewegungen besitzen also einen wirklichen psychologischen Wert. Aber aufer dieser Bedeutung haben sie vor allen andern Erscheinungen des Kindeslebens den Vorteil, daß sie augenscheinlich sind, daß sie unmittelbar beobachtet werden können. Solange man auf das Sprechenlernen des Kindes wartet, sind sie, wie Marion sagt, die einzige Andeutung von dem, was in ihm vorgeht²⁾. Es ist also von Nutzen, sie sogleich zu studieren, da wir durch sie zu den Erscheinungen des innern Lebens und besonders zu den ersten Gemütsbewegungen gelangen können. Nur was das Kind thut, kann uns lehren, was es ist.

Übrigens haben wir uns hier nicht bei dem körperlichen Mechanismus der Bewegungen aufzuhalten. Es ist Sache der Anatomen oder der Physiologen, die Organe zu beschreiben oder die Verrichtungen des Bewegungsvermögens zu erklären³⁾. Was in unser Gebiet gehört, ist dagegen das Aufsuchen der verborgenen Anfänge, der Prinzipien der Bewegung, bisweilen dunkler, auf jeden Fall sehr verschiedener Prinzipien, deren Verschiedenheit

¹⁾ Siehe über diesen Punkt Sollier, *Der Idiot und der Imbecille*. Deutsch von Brie. 1891. S. 72. Siehe auch Romanes, *Mental evolution in animals*. „Eine Thatsache, sagt er, die einem jeden auffallen muß, der eine Idiotenanstalt besucht, ist die außergewöhnliche Eigentümlichkeit und Mannigfaltigkeit der nutzlosen und gedankenlosen Bewegungen, die er überall um sich sieht.“

²⁾ Marion, *Les mouvements de l'enfant*. (*Revue philosophique*, t. XVI, p. 769 s.)

³⁾ [Siehe hieüber Rosenthal, *Allgemeine Physiologie der Nerven und Muskeln*. 4. Aufl. Leipzig, 1899. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XXVII.) U.]

aber gerade gestattet, daß Erscheinungen, die sich in gleicher Weise äußern, in eine gewisse Zahl getrennter Klassen eingeteilt werden ¹⁾. An sich selbst sind Bewegungen thatsächlich niemals etwas anderes als Nervenirregung mit darauffolgender Muskelzusammenziehung, aber hinsichtlich ihrer Ursachen weichen sie stark von einander ab.

In der Psychologie des völlig entwickelten Menschen erscheint die Einteilung der Bewegungen ziemlich einfach. Man begnügt sich im allgemeinen damit, zwei große Klassen zu unterscheiden: Bewegungen, die willkürlich, und solche, die es nicht sind und fast alle auf Gewohnheit beruhen.

Was das Kind anlangt, so ist es unbestreitbar, daß die Bewegungen bei ihrem ersten Auftreten alle unwillkürlich sind; kein Gedanke, keine Vorstellung, keine Wahl wirkt bei ihrem Hervorbringen mit. Aber hinter diesem gemeinsamen Charakter erscheint die Verschiedenheit des Entstehens. Es giebt verschiedene Formen des Unwillkürlichen, wie es verschiedene Formen des Unbewußten giebt. Von den Bewegungen des Kindes verdanken die einen ihre Entstehung einer „Erregung“ von außen, einem „Eindrucke“, wir wagen nicht zu sagen einer Sinnesempfindung: wir nennen sie Reflexbewegungen ²⁾. Die andern geben

¹⁾ Hartley, der als erster eine Einteilung der Bewegungen unter dem Gesichtspunkte des ihnen vorausgehenden psychischen Zustandes versuchte, unterschied nur zwei Arten: automatische und willkürliche, erstere von Sinnesempfindungen, letztere von Gedanken abhängig. Hartley war es entgangen, daß es automatische Bewegungen giebt, die auf nicht empfundenen Eindrücken beruhen. Die Sinnesempfindung ist nicht notwendig der Vorgänger jeder unwillkürlichen Bewegung. Und andererseits können die automatischen Bewegungen weit mehr als eine Sinnesempfindung zur Bedingung haben, — einen Gedanken nämlich, z. B. bei dem Lachen, das durch einen spafshaften Einfall hervorgerufen wird.

²⁾ Wir schränken den Sinn des Wortes „Reflex“ absichtlich ein. „Die Reflexthätigkeiten, sagt Bain, kennzeichnen sich durch die Abwesenheit dessen, was den willkürlichen Handlungen eigentümlich ist, nämlich des Anreizes eines leitenden Gefühls.“ In diesem Sinne wäre jede unwillkürliche Handlung Reflex. Littré bestimmt die Reflexthätigkeit in derselben Weise, wenn er sagt, es sei diejenige Thätigkeit, welche unabhängig von dem Eingreifen des Willens auf Sinnesempfindungen oder auf unbewußte Erscheinungen der Sensibilität folge. Im Interesse der Klarheit wünschen wir eine noch weiter gehende Einschränkung des Begriffes Reflex. Wir werden das Wort nur zur Bezeichnung der Bewegungen anwenden, die gleichsam die Antworten des Organismus auf eine

im Gegenteil sehr bestimmtes Zeugnis von einer an- (ein-) geborenen Lebenskraft, von einem innern Antriebe: es sind spontane Bewegungen. Aber diese spontanen Bewegungen sind wieder verschiedener Natur: die einen, nicht determiniert und ohne Zweck, bekunden nur eine automatische Thätigkeit; die andern, im Gegenteil sehr determiniert und in hohem Grade koordiniert, zeigen tiefe Instinkte, Bedürfnisse, die Befriedigung beanspruchen und sofort Mittel finden, sie zu erlangen. Daher haben wir hier wieder zwei Klassen zu unterscheiden, die rein automatischen und die instinktmäßigen Bewegungen.

Es erscheint angemessen, zunächst diese ursprünglichen Bewegungsformen zu untersuchen. Das Studium der willkürlichen Bewegungen kann aufgeschoben werden¹⁾, da schon die Angabe ihrer Bedingungen genügt, um begreiflich zu machen, daß man ihnen in den Anfängen des Kindeslebens nicht begegnet. Die willkürlichen Bewegungen entsprechen thatsächlich einer viel höhern psychischen Entwicklungsstufe, weil sie in übrigens sehr verschiedenen Graden die geistige Vergegenwärtigung des erstrebten Zieles und der zur Erreichung dieses Zieles geeigneten Thätigkeit voraussetzen. Preyer bestimmt den vollkommenen Typus der willkürlichen Bewegungen mit peinlicher Genauigkeit, wenn er die wesentlichen Bedingungen derselben auf vier zurückführt. Diese sind: erstens ein Gedanke, welcher der Bewegung vorhergeht und sie veranlaßt, zweitens die vorläufige Kenntnis der auszuführenden Bewegung, drittens ein bestimmter Zweck, viertens die Fähigkeit der Bewegung, durch andere Gedanken in dem Augenblicke „inhibiert“, gehemmt zu werden, wo sie in der Ausführung begriffen ist²⁾. Es ist nicht unnütz, sich gleich anfangs die Merkmale der Willensthätigkeit ins Gedächtnis zurückzurufen, damit man besser die Entfernung ermessen kann, welche die Thätigkeit des Kindes zurückzulegen hat, ehe es zu dieser Willensthätigkeit gelangt.

peripherische und durch eine äußere Ursache erzeugte Erregung sind. [Siehe hierüber auch Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 4. Aufl. Jena, 1898. Erste Vorlesung. U.]

¹⁾ Siehe weiter unten Kap. XII.

²⁾ Preyer, Die Seele des Kindes.

II.

Man kann sich sehr leicht zu der Annahme verleiten lassen, alle Bewegungen des Neugeborenen seien lediglich reflexmäßigen Ursprungs; sie seien stets durch eine peripherische Erregung hervorgerufen; das Kind bewege sich, kurz gesagt, nicht selbst, sondern es werde in Wahrheit durch die äufsern Ursachen bewegt. Diese Annahme mag den Vorurteilen derer schmeicheln, die Gegner des An- (Ein-) geborensseins sind, aber sie wird durch die Thatsachen widerlegt. In der Bewegungsthätigkeit des Säuglings ist zweifellos etwas Spontanes. Seine Handlungen hängen oft von innern Ursachen ab, und das Angeborenssein der Bewegungen ist gleichsam das Vorspiel zum Angeborenssein der Gemütsbewegungen. Hier wie überall mufs zweifellos ein Teil auf Rechnung der äufsern Einflüsse gesetzt werden, ein Teil aber auch, und ganz gewifs der beträchtlichere, auf Rechnung der Thätigkeit von innen. Man würde sich nur über einen kleinen Teil der kindlichen Bewegungsthätigkeit Rechenschaft geben, wenn man blofs die rein reflexmäßigen Bewegungen betrachtete. Die Lichterregung zum Beispiel, die durch ihre übermäfsige Lebhaftigkeit dem zarten Auge wehe thut, mag zur Erklärung der Thatsache ausreichen, dafs sich die Augenlider schliessen, aber sie erklärt keineswegs, weshalb sich die Augenlider öffnen, weshalb sich die Augenmuskeln bewegen, wenn das Organ Kraft genug erlangt hat, von selbst den Vorhang heben, welcher dem Kinde den Anblick des Lichtes und das Schauspiel der Dinge entzieht.

Diese angeborene Thätigkeit, diese natürliche Tendenz zur Bewegung zeigt sich, während wir die willkürlichen Bewegungen abwarten, in den determinierten geregelten Bewegungen, die als instinktmäßige angesehen werden können, z. B. bei der Saugthätigkeit; aber sie giebt sich auch, und zwar vom ersten Tage an, in einer ziemlich grofsen Zahl von Bewegungen kund, die nicht geregelt und nicht determiniert genug sind, um den wirklichen Instinkten beigelegt zu werden, gleichzeitig aber zu spontan sind, als dafs sie mit blofsen Reflexthätigkeiten vermengt werden dürften, und die in ihrer Weise bereits die innere Energie bezeugen. Es sind diejenigen Bewegungen, die Bain deshalb „spontane“¹⁾,

¹⁾ Bain, *The senses and the intellect*. Ch. I. — Sully nennt sie „unprompted and random movements“ (*Outlines of psychology*, p. 588).

Preyer „impulsive“ nennt ¹⁾, und die wir mit *Marionals*, „automatische“ bezeichnen werden.

Die Eigentümlichkeit der automatischen Bewegungen besteht darin, daß sie aller Sinnesempfindung vorausgehen, daß sie jedenfalls ohne Sinnesempfindungen entstehen, daß sie in einer Weise eine vorhergehende Erregung der Sehnerven oder der Nerven anderer Sinnesorgane voraussetzen, daß sie lediglich aus den Tiefen des Organismus hervorquellen, dessen Energie sich durch die Bewegungsnerven entladet. Je gesunder das Kind ist, je besser es genährt ist, und je mehr Thätigkeit es aufzuwenden vermag, um so zahlreicher werden diese Bewegungen sein. Bewegungen dieser Art zeigen sich schon beim Fötus, wo sie neben den Reflexbewegungen auftreten, die durch Berührung oder Druck hervorgerufen werden können. Beim Neugeborenen sind sie leicht zu erkennen und von allen andern Bewegungen zu unterscheiden; sie haben keinen bestimmten Zweck und sind nicht koordiniert. Hierher gehören Streck- und Beugbewegungen der Arme und Beine — überflüssige, sozusagen luxuriöse Bewegungen — welche die Glieder des Kindes unablässig in Unruhe bringen, selbst während des Schlafes. Vom ersten Tage an sieht man, wie sich das Kind mit den Händen ins Gesicht fährt oder auch mit den Füßen strampelt. Man könnte zu der Behauptung versucht sein, daß es sich hier nur um das ungeschickte Tasten eines instinktmäßigen Antriebes handle (in den angeführten Fällen um den Instinkt des Greifens und des Gehens), indem die Instinkte an sich beim Menschen zunächst nicht ausreichen, um mit vollkommener Genauigkeit die Thätigkeiten auszuführen, die durch sie veranlaßt werden. Wir glauben indessen, daß in der spontanen Bewegungsthätigkeit des Kindes etwas anderes vorliegt als die Vorbereitung und der noch ungeschickte Versuch der instinktmäßigen Thätigkeit. Hier haben wir, wie Bain sagt, die Wirkung einer überschüssigen Energie, welche sich in der ersten Zeit blind und aufs Geratewohl entladet ²⁾.

¹⁾ „Die impulsiven Bewegungen, sagt Preyer, unterscheiden sich von allen andern darin, daß sie ohne vorhergehende peripherische Erregung entstehen, und daß ihre Ursache ausschließlich in den organischen Prozessen der Ernährung u. s. w. ihren Sitz hat.“ Die Seele des Kindes, S. 135 ff.

²⁾ „Ich betrachte die ersten Bewegungen der Kinder als zum großen Teil auf der spontanen Thätigkeit der Zentren beruhend. Die auf der ersten Stufe des kindlichen Daseins entfaltete Beweglichkeit ist bekanntlich sehr groß und

Es ist wie beim Ausbruch einer Kraft, die ihre Verwendung noch nicht gefunden hat, wie bei einem Strome, der nicht kanalisiert worden ist.

Zur Bestätigung dieser Ansicht kann die Thatsache dienen, daß diese „Bewegungen aufs Geratewohl“ — *random movements* — wie sie Sully scharfsinnig nennt, nicht mit der Kindheit verschwinden. Selbst bei dem Erwachsenen, wo Wille und Gewohnheit von den Muskeln Besitz ergriffen haben, übt die spontane Bewegungsfähigkeit noch ihre Macht aus. Beobachten wir uns einen Augenblick in unserm Alltagsleben, so werden wir finden, daß wir uns unter dem Antriebe innerer organischer Anreize — Stimuli — zahllosen Bewegungen hingeben, die zwecklos sind und keinen hinreichend determinierten Charakter haben: wir recken unsere Arme, wir regen uns auf unserm Sitze, wir machen unsere Beine wieder gelenkig, wie man sagt; und diese Bewegungen haben mit den Thätigkeiten, die wir willkürlich ausführen, selbst mit den Muskelbewegungen, den Tics, die wir uns etwa angewöhnt haben, nichts gemein. Unsere determinierten und gewollten Bewegungen sind von einem ganzen Gefolge von Schmarotzerbewegungen umgeben, wie die angebauten Pflanzen auf dem Felde vom Unkraut. Wenn ein Kind das Schreiben lernt, so ist es ihm nach Lewes' Beobachtung unmöglich, nur die Hände zu regen: es bewegt gleichzeitig die Zunge, die Gesichtsmuskeln und sogar die Füße¹⁾. Die Zeit und der Altersfortschritt werden diese unnützen Bewegungen vermindern, aber niemals vollständig unterdrücken. Diese automatische Gestikulation ist besonders nach dem Schlafe thätig, wenn sich die Bewegungskräfte durch die Ruhe erholt haben. Ist

kann nur einer von drei Ursachen zugeschrieben werden. Sie kann aus dem Anreiz der Sinnesempfindung entspringen; sie kann auf Gemütsbewegungen beruhen, oder endlich kann der Grund spontane Energie sein. Die beiden erstgenannten Einflüsse — Äußere Sinnesempfindung und (innere) Gemütsbewegung — sind unzweifelhaft Ursache wirklicher Gestikulation und Bewegung, aber ich glaube nicht, daß sie die gesamte Thätigkeit des Kindes erklären...¹⁾ Es giebt Fälle, in denen wir die kindliche Bewegung „nichts anderm als dem bloßen Überschuss und Überfluß selbstthätiger muskulärer und cerebraler Energie zuschreiben dürfen, der mit der Kraft und der Ernährung des ganzen Systems steigt und fällt“. (Bain, *The Senses and the intellect*, chap. I.)

¹⁾ Lewes, *Problems of the mind. Third series*, p. 37. [Siehe auch die Äußerung Darwins auf S. 49.] [Ferner Ufer, Schrift und Individualität bei Kindern (in Reins Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik). U.]

es am Lebensmorgen, wo die Lebenskraft in ihrer Blüte steht, und wo die Aufsichtsordnung für die Thätigkeit die Muskeln noch nicht in die Fesseln der Gewohnheit gelegt hat, nicht natürlich, daß die Bewegungskraft spontan und ungehindert in allen Teilen des Muskelsystems ihr Spiel treibt?

Aber obwohl die Reflexbewegungen nicht die einzigen sind, welche sich kundgeben, so haben sie nichtsdestoweniger während des ersten Alters eine große Bedeutung. Durch die Erregungen von außen plötzlich bestürmt, findet das kleine Wesen zuerst in diesen Eindrücken von außen nur eine Veranlassung zu einer großen Zahl von Bewegungen, während es später aus diesen äußern Eindrücken das Material für sein Vorstellungsleben sammelt. Es ist indessen zu bemerken, daß die reflexmäßige Verrichtung, wie mechanisch sie auch sein und wie einfach sie auch erscheinen mag, doch nicht so leicht ist wie die impulsive. Bei den automatischen Bewegungen geht der Antrieb von den Bewegungszentren aus und pflanzt sich mittelst der Nerven zu den Muskeln fort: es ist sozusagen nur einziger Thätigkeitsstrom; es ist nur eine absteigende Bahn zu durchlaufen. Bei den Reflexbewegungen giebt es Vorbereitungen: ein von außen kommender Eindruck muß die Sinnesnerven erregen, und von da muß er auf die motorischen Zentren übergehen, um auf dem eben angegebenen Wege zurückzukehren. Mit andern Worten, es bedarf, wie Preyer sehr richtig sagt, einer ganzen Reihe von Thätigkeiten, die „Sinnes-eindrücke, zentripetale, interzentrale und zentrifugale Vorgänge“ umfaßt. Übrigens ist zu erwähnen, daß die Sinnesindrücke von außen beim kleinen Kinde, wenigstens während der ersten Tage, ziemlich selten sind. Wenn die Reflexthätigkeit verhältnismäßig schwach, langsam und träge ist, so rührt dies nicht daher, daß die Erregbarkeit der Bewegungsnerven mittelmäßig sei, wie Sikorski versichert¹⁾, auch nicht daher, daß „die Lebenskraft geringer sei, daß sich diese wie alle andern Bewegungen durch die Gewohnheit vervollkommen“, wie Marion behauptet; es hat vielmehr, wie wir glauben, seinen Grund darin, daß die Empfindungsnerven noch stumpf sind, daß die Sinnesempfindlichkeit kaum eingetreten ist. Wir werden übrigens sehen, daß das Kind dank dieser Stumpfheit der Sensibilität nicht gänzlich in der Gewalt der allzuhef-

¹⁾ Siehe Kapitel III.

tigen Reize ist, die von außen herantreten, daß es geschützt wird gegen das, was in allzu roher Weise eine plötzliche Offenbarung der Empfindungswelt herbeiführen würde¹⁾. In dem Maße, wie sich die Sinnesempfindlichkeit entwickelt, werden sich auch die Anlässe zur Hervorbringung der Reflexthätigkeiten vermehren. Andererseits aber wird die Entwicklung der Sinnesempfindlichkeit den Fortschritt des Vorstellungslebens zur Folge haben, und der Fortschritt des Vorstellungslebens wird seinerseits auf die Unterdrückung, die Vernichtung der Reflexe hinarbeiten, welche mit ihrem unvermeidlichen und mechanischen Charakter genau genommen nur bei Abwesenheit der Vorstellungsthätigkeit bestehen können.

Nichtsdestoweniger giebt es beim Neugeborenen zahlreiche und wichtige Reflexbewegungen. Wie wir gleich sehen werden, spielt die Reflexthätigkeit ganz sicher selbst in der Entwicklung instinktmässiger und willkürlicher Bewegungen eine Rolle; aber sie bekundet sich allein und unvermischt in Erscheinungen wie Niesen, Husten, Schlucksen, Gähnen, Schreien und, wenn man Darwin glauben wollte, — der sich in diesem Punkte aber täuscht — sogar in der Saugthätigkeit²⁾.

Das Niesen, welches oft die erste Thätigkeit des neugeborenen Kindes ist, stellt den Typus der Reflexthätigkeit in seiner ganzen Reinheit dar; es ist nur die unmittelbare Antwort des angerufenen Organismus. Es ist beim Kinde mechanisch bestimmt durch den Eindruck der Kälte, durch das plötzliche Eindringen der Luft in die Lungen. Später mag es sehr verschiedenen Ursachen entstammen. „Am 38. Tage, sagt Preyer, sah ich einige Tropfen lauwarmes Wasser, die auf die Stirn geträpfelt wurden, am 43. Spuren von Bärlappsamen, am 170. bloßes Anblasen Niesen bewirken. Erwachsene zeigen nicht leicht eine solche Empfindlichkeit“³⁾.

Ein anderes sehr deutliches Beispiel von Reflexthätigkeit führt Darwin an: „Am siebenten Tage berührte ich die nackte Fuß-

¹⁾ Siehe Kapitel III.

²⁾ „Während der ersten sieben Tage wurden von meinem Kinde verschiedene Reflexthätigkeiten, nämlich Niesen, Schlucksen (d. h. Aufstoßen), Sich-recken und natürlich Saugen und Schreien gehörig vollzogen.“ [Darwin, Biographische Skizze eines kleinen Kindes. Gesammelte kleinere Schriften, übersetzt und herausgegeben von E. Krause. Bd. II, S. 135. U.]

³⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. 4. Aufl. S. 142.

sohle des Kindes mit einem Papierschnitzel, welches es weg-schleuderte, indem es gleichzeitig seine Zehen einzog, wie wenn ein älteres Kind gekitzelt wird“ ¹⁾).

Auch noch andere Bewegungen müssen als reflexmäßige betrachtet werden: zunächst selbstverständlich ein großer Teil derjenigen, die mit den Vorgängen des organischen Lebens verbunden sind (die übrigen hat man den instinktmäßigen Antrieben beizulegen), die entweder als Zirkulations- oder Verdauungsbewegungen von den in der Physiologie so genannten „unwillkürlichen“ Muskeln, oder, wie die Atmungsbewegungen von den willkürlichen abhängen; sodann auch die Bewegungen, die zum psychischen Leben in näherer Beziehung stehen, das Zwinkern des Auges als Schutzmittel gegen zu starkes Licht, das Zusammenziehen der Glieder, um einer unangenehmen Berührung zu entgehen, und die Seitenbewegung des Kopfes, um einem Stosse oder Schlage auszuweichen ²⁾).

Im Anfang und in ihrer ursprünglichen Einfachheit haben die Reflexthätigkeiten durchaus keine psychischen Vorgänger, wenigstens wenn man nicht die dunkle und unbewusste Erregung der Empfindungsnerven dafür ansehen will, die nur ein Eindruck, nicht eine Empfindung und noch weniger eine Wahrnehmung ist.

¹⁾ Darwin a. a. O.

²⁾ Ich führe hier zwei Beobachtungen von automatischer Bewegung an, die Binet bei kleinen sechs und acht Monate alten Mädchen machte. „Wenn das Kind die Hand geöffnet hatte, so konnte man es durch leichtes Krauen der innern Handfläche zum Beugen der Finger veranlassen, während bei geschlossener Hand eine leichte mechanische Reizung der obern Handfläche sehr schnelles Strecken der Finger hervorbrachte. Dieses kleine Experiment gelang unter den verschiedensten Bedingungen, mochte das Kind in wachem oder schlafendem Zustande sein, mochte sich seine Aufmerksamkeit auf das richten, was mit seiner Hand geschah, oder durch etwas anderes in Anspruch genommen sein. Ein zweites Beispiel des Automatismus ist die Leichtigkeit, mit der man beim kleinen Kinde im Zustande der Zerstreuung koordinierte Bewegungen hervorrufen kann, von denen es kein Bewusstsein besitzt. Ich habe das bei kleinen Mädchen sehr oft gesehen. Hier nur ein Beispiel. Ein acht Monate altes Mädchen betrachtete aufmerksam eine Dame, die es anlächelte. Seine Hand war geöffnet und herabhängend. Man brachte an die innere Handfläche einen kleinen Gegenstand, einen Schlüssel, ein Lineal u. s. w. Das Kind, mit anderm beschäftigt, schien nichts wahrzunehmen, aber seine Fingerchen krümmten sich um den Gegenstand, preßten ihn und hielten ihn eine Zeit lang, bisweilen mehrere Minuten; dann öffnete sich die Hand langsam oder plötzlich, und der Gegenstand fiel zur Erde, ohne daß sich das Kind dessen versehen hätte.“

Wenn aber die Sensibilität zugenommen hat, wenn die geübten Organe Lust- und Unlustempfindungen hervorrufen, so kann der reflexmäßige Akt, obwohl er immer unfreiwillig und mechanisch ist und sich unvermeidlich vollzieht, eine Folgeerscheinung des Gefühls der Lust oder Unlust sein, eines dunkeln Gefühls gefürchteter Gefahr oder begehrten Vorteils. Das Kind, das auf der Bank sitzt und in sein Buch vertieft ist, wird sich abwenden, um Schatten zu haben, wenn ein allzuheißer Sonnenstrahl seinen Kopf trifft; ebenso wird es, wenn sich die Kälte seiner Beine bemächtigt, diese aneinanderpressen, um sich zu erwärmen.

Wir haben bei den Reflexthätigkeiten also verschiedene Grade zu unterscheiden, und es ist gewiß, daß die Teile des Nervensystems, die bei Bewegungen dieser Art in Anspruch genommen werden, nicht immer dieselben sind. Bain meint, daß die einen, die rudimentärsten, durch das sympathische Nerven- und Gangliensystem unterhalten werden, andere durch das Rückenmark oder das verlängerte Mark, andere endlich durch noch höhere Zentren des cerebro-spinalen Systems, wie das Mittelhirn und die Vierhügel ¹⁾. Beim gegenwärtigen Stande der physiologischen Forschung ist es kaum möglich, über diesen Punkt zur vollen Klarheit zu gelangen. Aber obwohl wir mit Virchow ²⁾ in der Annahme übereinstimmen, daß der Neugeborene hinsichtlich der ersten Bewegungen „ein bloß spinales Wesen“ und daß seine Thätigkeit dem Rückenmark unterstellt sei, so besteht doch nicht weniger die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Hervorbringung reflexmäßiger Bewegungen sehr bald das Gehirn eine Rolle spielt ³⁾.

Auf jeden Fall ist sicher, daß trotz der scheinbaren Analogieen von einer Vermengung der Reflexthätigkeit, selbst der einfachsten, mit den bloß mechanischen Bewegungen, die sich bis-

¹⁾ Bain a. a. O., S. 183.

²⁾ Dies ist auch die Ansicht Ribots. *Les maladies de la volonté*, p. 5.

³⁾ „Der Automatismus ist lange Zeit als ausschließlich dem Rückenmark und den sekundären Nervenzentren angehörend betrachtet worden. Aber durch die Arbeiten von Carpenter und Laycock ist festgestellt, daß auch das Gehirn eine ihm eigene automatische Thätigkeit besitzt, welche von den genannten Forschern als „unbewußte Cerebration“ oder als „vorbewußte Seelenthätigkeit“ (*activité préconsciente de l'âme*) bezeichnet worden ist.“ Ribot, *L'Hérédité*, p. 313. Deutsch: Die Vererbung. Leipzig, 1876.

weilen bei manchen Arten des Pflanzenreiches zeigen, keine Rede sein kann. Ohne Zweifel besteht einige Ähnlichkeit zwischen dem Neugeborenen, der niest oder mit den Augen zwinkert, und dem Erzittern der Mimose, die bei der leichtesten Berührung ihre Blätter einzieht. Das Kind, welches die Gegenstände, die ihm in die Hand gelegt werden, mit den Fingern umschließt, kann vielleicht mit der Fliegenfalle verglichen werden, einer Pflanze, die ihre Blüten schließt, sobald sich ein Insekt darauf setzt. Aber es handelt sich hier nur um einen Vergleich, und die einfachste Reflexbewegung setzt etwas ganz anderes voraus als die Zusammenziehungsfähigkeit der Gewebe: sie rührt von einer vorherbestimmten Harmonie, von einem *Consensus* der verschiedenen Teile des Nervensystems her; sie setzt einen wirklichen Organismus in Thätigkeit. Zum Beweise hierfür genügt die von Preyer beschriebene Erscheinung der „Irradiation der Reflexe“, d. h. der Mitbewegungen, die beispielsweise das Kitzeln und Niesen begleiten ¹⁾.

III.

Was gewisse Physiologen über diesen Punkt auch sagen mögen, — Vulpian z. B., der sich, ohne seine Verlegenheit zu verbergen, fragt: Wo hören die sensitiv-motorischen Reflexionsthätigkeiten auf, und wo fangen die instinktmäßigen Erscheinungen an? — die dem Instinkt zuzurechnenden Bewegungen machen sich durch sehr deutliche Merkmale kenntlich. Von den automatischen Bewegungen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie koordiniert sind und offenbar auf einen bestimmten Zweck hinauslaufen, von den Reflexbewegungen aber dadurch, daß sie ihren Ursprung nicht in einer oberflächlichen Erregung von außen, sondern in der Tiefe unseres Wesens, in vererbten Gewohnheiten oder in den eingeborenen Tendenzen der Menschennatur haben. Lange bevor der persönliche Wille auftritt und sich der Muskeln bemächtigt, um sie einer absichtlichen Leitung zu unterwerfen, hat der Instinkt schon eine gewisse Regelmäßigkeit in den Bewegungen des Kindes begründet. Wie unwillkürlich und unüberlegt der Trieb an sich sein mag, so ist er doch bereits eine koordinierende Macht, eine regelnd wirkende Kraft, mögen wir ihn nun als den Niederschlag aller

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 142.

aufgehäuften Willensthätigkeit vergangener Generationen betrachten oder als die unmittelbare Wirkung des vorsorglichen Naturwillens ansehen.

Beim Studium der Instinkte des Kindes muß man sich gleichmäÙig fernhalten von denen, die überall Instinkt sehen, und von denen, die ihn fast nirgends sehen. Perez z. B. behauptet, daß das Niesen nicht vom Instinkt getrennt werden könne¹⁾; es gäbe demnach, wenn auch nicht, wie die Alten meinten, einen Gott, so doch einen Instinkt des Niesens. Andererseits erklärt Rabier, daß ein Instinkt beim Menschen überhaupt nicht oder doch kaum vorhanden sei²⁾. Diese Meinungsverschiedenheit rührt von einer ungenauen Bestimmung des Begriffes Instinkt her. Nach Rabier würde der Instinkt thatsächlich stets geistige Vergegenwärtigungen als Bestimmungen und Vorgänger voraussetzen, eine Vorstellungsreihe, die im Bewußtsein abläuft. Wir glauben im Gegenteil, daß der Instinkt in seiner ursprünglichen Form vollständig blind ist, nicht nur weil er seinen Zweck nicht kennt, sondern weil er auch sich selbst nicht kennt. Sobald geistige Vergegenwärtigungen möglich sind und das Bewußtsein auftritt, macht die instinktmäßige Thätigkeit beim Menschen dem Begehren Platz, und das Begehren schreitet nach und nach bis zum Wollen fort³⁾. Rabier hat nur recht, soweit es sich um den Erwachsenen handelt, bei dem Überlegung und Gewohnheit die Antriebe der tierischen Natur fast vollständig haben verschwinden lassen; aber beim Kinde, das in so mannigfacher Beziehung noch nichts als ein kleines Tier ist, bildet der Instinkt unbestreitbar das Prinzip einer sehr großen Zahl von Handlungen⁴⁾.

¹⁾ „Eine der ersten Reflexthätigkeiten, die wir beim Kinde bemerken und die, wie es scheint, zu Anfang vom Instinkt durchaus nicht getrennt werden kann, ist das Niesen.“ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 48.

²⁾ Rabier, *Psychologie*, p. 666.

³⁾ Wenn zwischen eine Sinnesempfindung oder eine Vorstellung und die Bewegung, die dadurch hervorgerufen werden kann, etwas Gefühlsmäßiges tritt, das unter dem Namen Begehren bekannt ist, so wird diese Bewegung mit Recht eine willkürliche genannt. Vgl. Bastian a. a. O., II.

⁴⁾ Man vergleiche, was Maine de Biran in der Einleitung zu seiner Anthropologie über die Kennzeichen des Lebens in seinen Anfängen sagt: „Dieses bloß sensitive Dasein, diese unwiderstehlichen Begehren, diese aller Erfahrung vorausgehenden blinden Neigungen, mit einem Worte diese Gesamtheit von Determinationen und automatischen Bewegungen, die sich beim Beginn

Um uns über die Natur der instinktmäßigen Bewegungen hinreichend Rechenschaft zu geben, nehmen wir ein Beispiel, die Thätigkeit des Saugens und Aussaugens¹⁾. Bain versichert zwar, daß die Saugthätigkeit eine Reflexthätigkeit sei, die sich in willkürliche Thätigkeit umwandle²⁾. Aber der erste Teil seiner Versicherung ist ungenau; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser wesentlichen Lebensthätigkeit der Ernährung, von welcher das Dasein des Kindes abhängt, etwas mehr vorliegt als durch Erregung von außen hervorgerufene Bewegung. Der beste Beweis hierfür liegt darin, daß das Kind, wie eifrig es auch im Zustande des Hungers die Mutterbrust oder die Saugflasche sucht, doch im Zustande der Sättigung sehr geneigt ist, dieselben zurückzuweisen. Zweifellos ist die Darbietung des Gegenstandes nötig, damit das Kind bestimmt wird, seinen Instinkt zu befriedigen; aber sie reicht nicht mehr aus, die Bewegung hervorzurufen, wenn das innere Bedürfnis, die wahre Ursache weggefallen ist. Der Instinkt ist also vor der äußeren Erregung vorhanden, da sich die Bewegung nicht fortsetzt, wenn auch diese Erregung weiter besteht. Ist es notwendig, noch weiter zu gehen und sich auf das Zeugnis gewisser Beobachter zu berufen, die behaupten, daß das Kind den Sauginstinkt bekunde, ohne dazu von außen irgendwie angeregt zu werden? Espinas ist dieser Meinung und glaubt beobachtet zu haben, daß das Kind, an dem er Beobachtungen anstellte, vom ersten Tage seines Lebens an bei geöffnetem Munde ohne Zweifel die Mutterbrust suchend, mit dem Kopfe nach der Brust der Person strebte, die es in den Armen hielt; daß dasselbe Kind, obwohl es mittelst der Saugflasche genährt wurde, noch am vierzehnten

des Daseins und sogar vor der Geburt des Individuums kundgeben, können zusammengefaßt werden unter dem Namen Instinkt oder sensitives Prinzip, eine unbestimmte Bezeichnung als Ausdruck für die thätige Kraft innerhalb des Organismus, eine blinde Kraft, die sogar in ihrer stärksten Bethätigung von sich selbst nichts weiß.“ (Maine de Biran, *Oeuvres inédites*, édit. Naville, t. III, p. 382.)

¹⁾ Das saugende Kind überlegt nicht, wenn es seine Lippen und seine Zunge in der geeignetsten Weise einrichtet, um die Milch aus der Mutterbrust zu ziehen. (Bossuet, *Connaissance de Dieu et de soi-même*. V, 3.)

²⁾ Bain a. a. O. S. 217. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir das Wort Reflex nur als Synonym einer durch äußere Erregung hervorgerufenen Thätigkeit anwenden.

Tage dieselbe Bewegung des Kopfes nach der Brust machte ¹⁾. Abgesehen davon, daß die genannten Bewegungen durch den Geruchssinn hervorgerufen sein könnten, scheinen uns die Beobachtungen Espinas' der Prüfung und Wiederholung zu bedürfen; denn es kann sein, daß zufällige Bewegungen mit instinktmäßigen verwechselt worden sind. Auf jeden Fall brauchen sie nicht als richtig erwiesen zu werden, damit durch sie der instinktmäßige Charakter des Saugens klar dargethan werde. Auch bei den Tieren verlangt der bestimmteste Instinkt zu seiner Bethätigung Eindrücke, die ihn reizen. „Das Küchlein, sagt Marion, führt auf dem Rasen die Scharrbewegung nicht aus; aber auf Sand gebracht, thut es dies sofort, — als wenn die Empfindung der Sandkörner erforderlich und ausreichend sei, um den Mechanismus in Bewegung zu setzen.“

Die ziemlich verwickelten Thätigkeiten, welche das Saugen voraussetzt, vollziehen sich vom ersten Augenblicke an mit bemerkenswerter Genauigkeit und, wie Bossuet sagt, „auf die geeignetste Weise, um die Milch aus der Brust zu ziehen.“ Preyer, der mit dem Beginn seiner Beobachtungen und Experimente nicht einmal so lange wartete, bis das Kind völlig geboren war, erzählt uns folgende Thatsache: „Als ich drei Minuten nach dem Austritt des Kopfes eines schreienden reifen Kindes mit dem Finger die Zunge berührte, ihn auf dem Zungenrücken hin- und herbewegte oder drehte, hörte das Kind sogleich auf zu schreien und sog lebhaft ²⁾.“ Will man den instinktmäßigen Charakter des Saugens durch den Hinweis auf die allerdings richtige Thatsache bestreiten, daß es dem Kinde nicht immer sofort gelinge, die Brust der Ernährerin zu erfassen, und daß man ihm zuweilen dabei helfen müsse? Einer solchen Unsicherheit des Instinkts in der ersten Stunde des Lebens begegnen wir auch bei den Tieren. Übrigens rührt sie, wie bereits gesagt, von der Unzulänglichkeit der kindlichen Organe oder von den Schwierigkeiten der Anpassung an andere Organe her. Die Mängel eines nicht normalen Organismus bei besonders winzigen schwächlichen Kindern können nichts gegen die Thatsächlichkeit des Instinkts beweisen, dem der Organismus

¹⁾ *Observations sur un nouveau-né. Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux.* 1883, p. 383.

²⁾ Preyer, *Die Seele des Kindes.* S. 198.

nur als Werkzeug dient. Übrigens ist in wenigen Tagen alles geregelt, jede Spur von Unsicherheit verschwindet, und die Bewegung wird mit vollkommener mechanischer Regelmäßigkeit ausgeführt. So ist es wenigstens bei normalen Kindern. In der Art, wie das Kind saugt, offenbart sich in gewissem Sinne die künftige Intelligenz, wie unglaublich das auch klingen mag. Bei den geborenen Idioten bemerkt man thatsächlich eine wirkliche Schwierigkeit hinsichtlich des Saugens. „Jedesmal, wenn sie angelegt werden, erscheint es ihnen als etwas Neues, und jede neue Erfahrung fügt sich nicht zur vorhergehenden, um bei ihnen eine Vorstellung, so unbewußt sie auch sei, zu erwecken“ ¹⁾.

Das Blinde und Mechanische in der Macht des Instinkts tritt ferner auffällig hervor in der Thatsache, daß das Kind an allem saugt, was ihm dargeboten wird, am Finger, an einem Püppchen aus Leinwand, an einem beliebigen Gegenstande, sobald derselbe mit der Zunge und den Lippen in Berührung gebracht wird. Preyer berichtet über einen von ihm übrigens getadelten Gebrauch der Thüringer, welche die Kinder, um sie zu beruhigen, stundenlang an einer leeren Kautschukflasche saugen lassen ²⁾. Obwohl das Saugen in diesem Falle nicht die von der Natur beabsichtigte Wirkung der Ernährung hervorbringt, wird die Bewegung doch fortgesetzt. Neben diese Thatsache kann man die Beobachtung eines Pariser Arztes stellen, der versichert, „daß das neugeborene Kind den Grad der Sättigung nicht an der Menge der Milch mißt, die es zu sich genommen hat, sondern an dem Ermüdungsgefühl, das durch das Saugen hervorgebracht wird. Wenn es die Lippenbewegung einige Minuten lang gemacht hat, so glaubt es sich gesättigt, selbst wenn wenig Milch gekommen ist. Viele schlechte Ammen täuschen sich auf diese Art selbst“ ³⁾.

Nachdem wir nachdrücklich den mechanischen und blinden Charakter der Saugbewegungen beim Kinde festgestellt haben,

¹⁾ Sollier, Der Idiot und der Imbecille. S. 36.

²⁾ [Bei geistig nicht normalen Kindern setzt sich das Saugen an ungeeigneten Gegenständen oft lange über die gewöhnliche Zeit fort. Nach Bérillon ist das Nägelkauen mancher Kinder nur die einfache Fortsetzung des Saugtriebes. Siehe unsere Zeitschrift „Die Kinderfehler“, Jahrg. I, S. 129. U.]

³⁾ Horace Bianchon, *Causerie médicale* (in der Zeitung *Le Temps* vom 23. Februar 1891).

müssen wir sofort anerkennen, daß sich die Dinge sehr schnell ändern, daß sich zeitig das Bewußtsein zeigt, und daß das Kind bald anfängt, die Mutterbrust nicht mehr unter der Herrschaft eines dunklen Instinkts, sondern mit der Erinnerung an bereits erfahrenes Lustgefühl zu suchen mit dem Begehren, dieses Lustgefühl wiederzufinden, und mit der unbestimmten Vorstellung der Bewegungen, die es aufs neue auszuführen im Begriff ist, um sein Nahrungsbedürfnis zu befriedigen. Beim Kinde ändert sich der Charakter der Erscheinungen beständig ab. Kaum hat man einen vorübergehenden Zustand seiner beweglichen und stets in der Entwicklung begriffenen Natur bestimmt, so muß man sich schon, um bei den Thatsachen zu bleiben, beeilen, einen abweichenden, wenn nicht entgegengesetzten Zustand zu bestimmen. Das Kind ist wie ein Buch, dessen Seiten man eine nach der andern umblättert, ohne jemals mit dem Lesen innehalten zu können. Es ist heute nicht mehr das, was es gestern war. Seine Thätigkeiten, die ganz am Anfang gleichförmig und eintönig erscheinen, gestalten sich in ihrer Erscheinungsform um und wechseln die Physiognomie, wenn man sie sorgfältig beobachtet. Alles mischt sich beim kleinen Kinde: die Überbleibsel des tierischen und Anfänge des intellektuellen Lebens. Wie sehr wir geneigt sein mögen, in der Saugthätigkeit die Wirkung des Instinkts zu sehen, so müssen wir doch feststellen, daß hier auch die Reflexthätigkeiten ihren Anteil haben; das Schließen und Zusammenpressen der Lippen an der Saugwarze ist ein bloßer Reflex, der durch die einfache Berührung angeregt wird. Obwohl es uns ferner gewiß erscheint, daß nicht irgend etwas Früheres, weder Hungergefühl noch irgend welche Vorstellung, dem ersten Streben des Kindes nach der Mutterbrust vorausgegangen ist, so steht es doch außer Zweifel, daß das Kind kurze Zeit nach der Geburt nicht mehr unter der ausschließlichen Herrschaft des Instinkts ist, da es von da ab ein Bewußtsein dessen besitzt, was es thut, wenn es saugt. Es handelt noch nicht willkürlich, aber das Begehren, das Verlangen, von neuem zu erhalten, was ihm so oft gegeben wurde, leitet, belebt seine Bewegungen. Es kennt bereits jenen Halbwillen, der wenn nicht die Wahl zwischen mehreren Handlungen, so doch das bewusste Erstreben eines bekannten Zieles in sich schließt. Der Beweis hierfür liegt in der Thatsache, daß die Gegenwart der Ernährerin sein Begehren überreizt: das Kind, welches soeben gar nicht an

das Saugen dachte, verlangt mit Ungeduld die Brust, sobald es die Person erblickt, von der es genährt wird.

Die neueren Psychologen haben das Gesetz klargestellt, daß jeder Bewußtseinszustand darnach strebt, sich nach außen durch Bewegungen auszudrücken. Beim Kinde und bei der ursprünglichen Entwicklung unserer Fähigkeiten geht im Gegenteil die Bewegung dem Bewußtsein voraus¹⁾. Die Wiederholung der Bewegungserscheinung scheint berufen zu sein, Bewußtsein, Gemütsbewegung, Begehren und später Willen hervorzubringen. Das saugende Kind wird sich der Bewegung, die es ausführt, gewiß erst bewußt, nachdem es mehrmals mechanisch die Brust genommen hat. Das mechanische Leben geht dem bewußten voraus und bereitet es vor.²⁾ Die Kinder erwecken zuerst nur den Anschein, als ob sie beehrten, als ob sie wollten, und erst nachdem sie durch diesen Schein des Instinkts hindurchgegangen sind, gelangen sie zum wirklichen Begehren und Wollen. Es genügt nicht, zu sagen, daß von den unwillkürlichen Bewegungen des Kindes die einen bewußt, die anderen unbewußt seien; in Wahrheit handelt es sich um Grade des Bewußtseins; um unterbewußte, halb-bewußte Zustände, die sozusagen zwischen Dunkelheit und Helligkeit hin- und herschwanken.

Das Studium der anderen Instinkte des Kindes enthüllt uns dieselbe Verwicklung und dasselbe Eingreifen der verschiedenen Thätigkeitsprinzipien, die dem Menschen eigen sind. Selbst die Gewohnheit, wie wenig man sie auch bei einem Wesen, das zu leben beginnt, erwarten mag, zögert nicht, eine Rolle in der Leitung der Bewegungsthätigkeit zu spielen. Wir haben bereits gesehen³⁾, daß das Kind in der allgemeinen Haltung seines Körpers, in der Stellung, welche seine Beine und Füße mit Vorliebe einnehmen, und auch in den Bewegungen, mittelst deren es die Hände zum Gesicht führt, den Muskelerinnerungen aus dem Leben im Mutterleibe gehorcht. Ebenso können auch die neuen Handlungen,

¹⁾ Wir verstehen hierunter die Kenntnis der Thätigkeit in dem Augenblicke, wo sie hervorgebracht wird, oder die Fähigkeit sie sich vorzustellen, ehe sie erzeugt wird.

²⁾ Vergl. M. Marillier, *Sur les phénomènes moteurs et la volonté. Revue scientifique*, 1890, p. 898: „Die Entwicklung der Bewegungserscheinungen geht derjenigen der Vorstellungen voraus.“

³⁾ Zweites Kapitel.

die es, einmal geboren, unter der Herrschaft des Instinkts oder der automatischen Thätigkeit vollzieht, zu Gewohnheiten werden. Damit sich eine Bewegung gewohnheitsmäÙig vollziehe, erscheint es keineswegs notwendig, daß sie bei ihrer ersten Äußerung vom Willen geleitet worden ist. Jede willkürliche oder unwillkürliche Thätigkeit, nachdem sie zum erstenmale durch irgendwelche Ursache hervorgebracht worden ist, strebt darnach, sich zu wiederholen, sich unbewußt zu erneuern. Nicht selten kann man bei kleinen Kindern sowohl wie bei Greisen wirkliche Tics, kleine Muskelbewegungen, beobachten, die schwer zu beseitigen sind, wenn man die Gewohnheit festen Fuß fassen läßt. Die Beobachtungen an Idioten — die Tics, die endlosen Grimassen, die man bei ihnen antrifft — zeigen uns, wie in einem Vergrößerungsspiegel den Charakter dieser gewohnheitsmäÙigen Bewegungen, die beim Kinde durch die Thätigkeit der Intelligenz und des aufkommenden Willens ziemlich rasch unterdrückt werden, die aber beharren und weiterbestehen, wenn die Natur „diejenige Seiten des Menschen herrschen läßt, die ihn zur Maschine machen“.

IV.

Die vorhergehenden Analysen machen es möglich, daß wir uns unter den so mannigfaltigen Bewegungen zurechtfinden, die während der ersten Monate fast ausschließlich die Thätigkeit des Kindes bilden. Später, beim Erwachsenen, genügt das innere Leben bis zu einem bestimmten Punkte sich selbst. Wir leben dann in uns selbst. Unsere Überlegungen, unsere Sorgen nehmen unsere Thätigkeit für sich in Anspruch und verraten sich nicht stets nach außen. Übrigens wird die Sprache das regelrechte Werkzeug für das Bedürfnis des Verkehrs mit anderen, der Kanal, durch den sich die Gefühle und Gedanken ergießen. Aber das Kind, das nicht denkt, nicht spricht, — was sollte es während der sich nach und nach verlängernden Zeit des Wachens thun, wenn es sich nicht bewegte? Zweifellos füllen die Sinneswahrnehmungen, wenigstens die Sinnesempfindungen, einen Teil seines wachen Lebens immer mehr aus, aber diese Thätigkeit der Sinne selbst ist von Bewegungen begleitet. Beim Kinde giebt es viele Bewegungen ohne Idee, aber es giebt fast keine Idee, d. h. keine Wahrnehmung oder Sinnesempfindung, ohne Bewegung.

Untersuchen wir demnach, ohne auf vollständige Analyse Anspruch zu machen, in welche Klasse diejenigen Kundgebungen der Bewegungsfähigkeit zu bringen sind, von denen wir noch nicht gesprochen haben. Vielleicht wird sich aus unserer Prüfung ergeben, daß sie alle mehr oder weniger den verschiedenen Typen angehören, die wir skizziert haben.

Das Schreien, womit das Kind in die Welt eintritt, und das ihm schwer abzugewöhnen ist, wird uns von Preyer als bloße Reflexthätigkeit dargestellt. Es kann ganz gewiß nicht davon die Rede sein, ihm eine Bedeutung hinsichtlich des Gemüts beizulegen, in ihm mit allzu poetischen Schriftstellern und allzu symbolistischen Philosophen die Klage des Geschöpfes zu sehen, das in die Welt geschleudert wurde, um hier zu leiden. Selbst Kant ist dieser Täuschung nicht entgangen. Nach ihm wäre das Schreien beim Neugeborenen das Zeichen der Erregung und des Zorns. „Daß das Gefühl der Unbehaglichkeit, sagt er, in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunklen Idee (oder dieser analogen Vorstellung) von Freiheit und dem Hindernis derselben, dem Unrecht, herrührt, entdeckt sich durch die ein paar Monate nach der Geburt mit seinem Geschrei (sich) verbindenden Thränen, welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich gewissen Gegenständen zu nähern oder überhaupt nur seinen Zustand zu verändern bestrebt ist und daran sich gehindert fühlt“¹⁾. Und an einer andern Stelle fügt er hinzu: „Sollte ein Tier z. B., gleich wenn es auf die Welt kommt, schreien, wie es die Kinder thun, so würde es unfehlbar der Raub der Wölfe und andrer wilder Tiere werden, die es durch sein Schreien herbeilockt“²⁾. Wir geben Kant gern zu, daß der

¹⁾ [Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Ausg. von Kirchmann. S. 186. Diese Stelle ist im Original nicht genau wiedergegeben. U.]

²⁾ [Kant, Über Pädagogik. Einleitung. U.] Kant deutet das Schreien nicht immer in derselben Weise. Bisweilen scheint er darin nur eine mechanische Erscheinung zu sehen: „Durch das Schreien entfaltet das Kind die innern Bestandteile und Kanäle seines Körpers desto mehr. Daß man dem Kinde, wenn es schreit, gleich zu Hilfe kommt, ihm etwas vorsingt, wie dies die Gewohnheit der Amme ist oder dergl., ist sehr schädlich.“ (Über Pädagogik. Ausgabe von Vogt. S. 77.) Anderwärts sagt er: „Mit dem Gesichte findet sich auch das Vermögen zu lachen und zu weinen. Wenn das Kind nun in diesem Zustande ist, so schreit es mit Reflexion, sei sie auch noch so dunkel

Zweck der Natur hier ziemlich dunkel und die Nützlichkeit des ersten Schreiens schwer zu entdecken sei, aber wir vermögen es nicht mit ihm als Ausdruckszeichen der Unzufriedenheit eines schwachen Wesens anzusehen, das sich gegen seine Ohnmacht ereifert. Muß man es andererseits mit Preyer als Atmungsreflex betrachten, der durch die Abkühlung der Haut oder durch irgend einen andern unangenehmen Eindruck verursacht wird? Wir glauben, daß es sich um mehr handelt bei diesem andauernden Schreien, das nur aufhört, um alsbald wieder zu beginnen, und sicher nicht im Verhältnis zu den schmerzhaften Eindrücken steht, die das Kind zu empfinden vermag. Es ist automatisch und zum großen Teil spontan. Es entstammt beim Neugeborenen dem allgemeinen Tätigkeitsbedürfnis und vielleicht auch einem besondern Bedürfnisse, sich bemerklich zu machen, obwohl es nicht nur jeder absichtlichen Bedeutung, sondern ursprünglich auch jedes Bewußtseins entbehrt. Und wenn es durch die häufige Wiederholung dank dem allgemeinen Fortschritte des Nervensystems Bewußtsein angenommen hat, so ist es so weit davon entfernt, ein Gefühl der Schwäche auszudrücken, wie Kant meinte, daß es vielmehr zur natürlichen Kundgebung eines Kraftgefühls wird. Das Kind findet am Schreien oft Vergnügen. Unangenehm für jedermann, ausgenommen das Kind selbst, das sich darin gefällt, bildet das Schreien einen Teil jener Gesamtheit natürlicher Zeichen — verschiedene Töne der Stimme, schwaches Gurren, Murmeln und Zwitschern — die das Vorspiel des Sprechens sind. Anfangs ein bloßes Gebärdenspiel der Stimme, wartet es darauf, zum Zeichen des Rufens zu werden, wenn die Intelligenz begriffen haben wird, von welchem Nutzen es sein kann.

Lächeln und Lachen sind, wie wir anderwärts sehen werden, nur automatische Bewegungen, bevor sie zum bestimmten Ausdruck des Vergnügens oder der Zuneigung werden. Ebenso das Weinen. Das Schluchzen und Seufzen, das sich ziemlich früh

wie sie wolle.“ (Ebenda S. 80.) [„Kants (pädagogische) Anschauung hat keinen einheitlichen Charakter; es giebt vielmehr zwei verschiedene Arten derselben, und in der einen tritt der Einfluß der Lehre von der transcendenten Freiheit und der Apriorismus der Anschauungsformen und Kategorien deutlich hervor, in der andern aber nicht.“ Vogt in der Einleitung zu Kants Schrift „Über Pädagogik“. Siehe auch die Anmerkung auf S. 59 daselbst. U.]

einstellt, hat als Ausdruck durchaus keine Bedeutung¹⁾. Man kann es nicht stark genug betonen: Es ist eine allgemeine Regel, daß die Thätigkeit des Kindes bis zum vierten oder fünften Monat nichts aufweist, was als Gemütsausdruck, noch weniger als etwas Beabsichtigtes oder Gewolltes anzusehen wäre.

Wenn das Kind die Saugwarze mit den Lippen faßt, so ist das Sache des Instinkts. Wenn es irgend einen Gegenstand in die Hände nimmt, um ihn zu umfassen und zu betasten, so ist das ebenfalls eine instinktmäßige Thätigkeit. Das Greifen — diese wichtige Fähigkeit des Menschen, die später in der Mannigfaltigkeit der Bewegungen, die sie erfordert, das geschmeidige Werkzeug des Willens und der Gewohnheit sein wird — vollzieht sich anfangs spontan. M^{me} Necker de Saussure ist im Unrecht, wenn sie schreibt: „Es vergehen mehr als fünf Monate, bevor das Kind einen Begriff davon hat, seine Hände zu gebrauchen; ihre Bestimmung ist ihm lange Zeit unbekannt, und die außerordentliche Langsamkeit, mit der es dieselbe zu erraten anfängt, liefert den Beweis, daß diese Entdeckung das allmähliche Ergebnis der Erfahrung ist²⁾.“ Lange vor dem fünften Monat, sogar von den ersten Tagen an, drückt das Kind beim Saugen die Mutterbrust mit den Händen, als wenn es sie festhalten wollte. Das von Espinas beobachtete Kind drückte mit den Handrücken und bisweilen sogar mit den Fingern die Saugflasche an den Mund. Das ungeschickte Herumtappen beim beginnenden Greifen bezeugt nur die Schwäche der Organe und beweist nicht, daß die Neigung, die Gegenstände anzufassen, an sich ein Ergebnis der Erfahrung sei. Wenn ein Kind, dem es mit Mühe gelungen ist, ein Spielzeug, eine Klapper in die Hand zu nehmen, den Gegenstand fast sogleich wieder losläßt und ihn erstaunt zu Boden rollen sieht, so fehlt ihm nicht der Wunsch, ihn festzuhalten, sondern nur die Kraft oder das Geschick dazu³⁾.

¹⁾ Wir gehen auf gewisse Bewegungen, die vom Kinde häufig hervorgebracht werden, nicht ein, auf reine Reflexbewegungen, die keinen psychologischen Wert haben, wie Schnarchen, Gähnen, Husten u. s. w., ebenso wenig wie auf die Atmungsbewegungen, die aus einer rein physiologischen Verrichtung hervorgehen. Über die Bewegungen, welche die Sinnesthätigkeiten begleiten, siehe Kapitel III und IV.

²⁾ M^{me} Necker de Saussure, *L'Education progressive*, I. II, ch. II.

³⁾ „Wer hat nicht, sagt Luys, mit Überraschung die unablässige Bewegungsthätigkeit, das beharrliche Streben kleiner Kinder bemerkt, die Außenwelt

Preyer hat die Bewegungserscheinungen des Greifens aufs genaueste studiert, und wir können nichts besseres thun, als hier einige seiner Beobachtungen mitteilen. Zunächst läßt sich feststellen, daß das Greifen mit den Fingern, wie auch die dabei unerläßliche Entgegenstellung des Daumens „ohne Absicht reflektorisch erfolgen kann als Antwort auf die Berührung“ durch einen fremden Körper. Wenn die Hände des Kindes sich z. B. nach allen Richtungen bewegen und dabei dem ausgestreckten Finger der Wärterin begegnen, so umfassen sie ihn mechanisch. Dasselbe ist bei der Klapper der Fall, die man ihm übrigens vorsichtigerweise am Halse befestigt, weil man weiß, daß es einer längern Spannung seiner Muskeln zum Festhalten nicht fähig ist. Aber gegen den vierten Monat beginnt das Begehren die Armbewegungen zu leiten. Wenn sich die Hand zum Gesichte bewegt, so kann man nicht mehr sagen, daß sie im Laufe zahlloser Bewegungen zufällig dahin gerate; sie wird dahin geführt. Die Arme strecken sich nach dem begehrten Gegenstande aus, und es zeigt sich der Beginn des Bemühens, ihn zu erreichen. „In der siebzehnten Woche, sagt Preyer, sah ich zum erstenmale ernsthafte Bemühungen, einen Gegenstand mit der Hand zu fassen. Es war ein kleiner Kautschukball, der sich in Greifweite befand, aber das Kind griff daneben. Als ihm derselbe nun in die Hand gegeben wurde, hielt es ihn lange sehr fest und bewegte ihn zum Munde und an die Augen, und zwar mit einem neuen intelligenteren Gesichtsausdruck. Am folgenden Tage waren die ungeschickten, aber energischen Versuche nach allerlei vorgehaltenen Gegenständen zu greifen, häufiger... Am 121. Tage streckte das Kind beim Morgengruß mir zum ersten Male beide Arme entgegen und zwar mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke des Verlangens“ ¹⁾. Nicht allein das Verlangen, sondern auch die durch das bezeichnende Vorscheiben der Lippen ausgedrückte Aufmerksamkeit belebte den Sohn Preyers in diesen ersten bewußten und absichtlichen Bemühungen des Greifens. Wie wir sehen, ist in wenigen Wochen der Übergang vollzogen, und was zuerst nur mechanisch war, ist auf dem Wege, willkürlich zu werden.

Die Geschichte aller Bewegungen des Kindes ist beinahe immer

kennen zu lernen, sie mit ihren kleinen Händen zu umfassen, alles zu berühren und von allem Kenntnis zu nehmen, was sie umgiebt? Luys, *Le Cerveau*, p. 158.

dieselbe. Anfangs unwiderstehliche, blinde, unvermeidliche Antriebe; dann nach und nach bewußtes Verlangen, ohne Überlegung, aber erleuchtet durch eine geistige Vergegenwärtigung des zu erreichenden Zieles; endlich Wollen und Bemühungen; das sind der Reihe nach die bestimmenden Ursachen. Das Kind, welches anfangs weder von seinen Organen, noch von seinen Bewegungskräften, noch von den Beziehungen, die zwischen seinen Bewegungen und der Befriedigung seiner Bedürfnisse bestehen, etwas weiß, lernt das alles nach und nach; es giebt sich über seine Bewegungen und deren Ergebnisse Rechenschaft; es lernt sie leiten, obwohl es nicht weiß, wie sie ausgeführt werden. Wir werden charakteristische Beispiele dieser zusammengesetzten Entwicklung bei den Bewegungen wiederfinden, die wir erst später einer Prüfung unterwerfen wollen, weil sie einer höhern Entwicklungsstufe, einer fortgeschritteneren Periode des Kindeslebens entsprechen, in den Ausdrucksbewegungen²⁾, in den Nachahmungsbewegungen³⁾ und selbst in den Bewegungen im wahrsten Sinne des Wortes, den Bewegungen beim Gehen oder Fortbewegen⁴⁾. Obwohl man diese Erscheinungen als „willkürliche“ bezeichnet, so ist bei ihnen doch stets ein Teil von den reflexmäßigen und den spontanen Bewegungen zu verrichten, die wir soeben untersucht haben.

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 162.

²⁾ Über die Ausdrucksbewegungen siehe Kapitel V.

³⁾ Über die Nachahmungsbewegungen siehe Kapitel IX.

⁴⁾ Über die willkürlichen Bewegungen siehe Kapitel XII.

Drittes Kapitel.

Die Entwicklung des Sehens.

1. Der Neugeborene ist halb blind. — Natürliche Lichtscheu. — Cuignet's Beobachtungen. — Erste Äußerungen des instinktmäßigen Begehrens nach Licht, zuerst nach zerstreutem Licht, hierauf nach leuchtenden Gegenständen, endlich nach bloß erhellten Gegenständen. — Das Gesichtsfeld ist ursprünglich sehr begrenzt. — Die Sehweite ist anfangs sehr kurz. — — II. Thätigkeit der Sehmuskeln. — Bewegung der Augenlider. — Bloß um die Augen öffnen zu können, ist eine Art Lehrzeit nötig. — Korrespondierende Bewegungen der beiden Augen. — Die anfangs nicht koordinierten Bewegungen regeln sich allmählich. — Obwohl koordiniert, sind sie doch unwillkürlich. — Das Sehen selbst trägt zur Entwicklung des Muskelmechanismus bei. — Wie das Kind bewegten Gegenständen mit dem Blicke folgen lernt. — Die Accomodation des Sehens ist nicht unmittelbar. — — III. Wie das unklare Bild der Außenwelt allmählich klar und bestimmt wird. — Fortschritt in der Mitwirkung des Gehirns beim Sehen. — Verhältnismäßige Unabhängigkeit der Netzhaut von den Nervenzentren. — Unterscheidung der Farben. — Beobachtungen Binet's. — Gelb und Rot die zuerst unterschiedenen Farben. — Hypothese von Hugo Magnus. — Fortschreitende Entwicklung des Farbensinnes. — Die Farben als erste Offenbarung der Sinnenwelt. — Von der Farbenwelt geht das Kind zur Formenwelt über. — Das Erkennen der Gegenstände und Personen schließt die Wahrnehmung der Gestalten und Formen in sich. — Schätzung der Entfernung. — Rolle der Aufmerksamkeit. — Einfluß der psychischen Zustände auf die Entwicklung des Sehens. — Unvollkommenheit des Sehens bei Idioten und Imbecillen. — — IV. Die Raumwahrnehmung des Gesichts. — Nativisten und Empiristen. — Die Wahrnehmung der Entfernung ist nicht angeboren. — Beobachtungen Preyers. — Durch gewisse Handbewegungen zeigt das Kind, daß es von den Entfernungen keine Vorstellung hat. — Beobachtungen an Blindgeborenen. — Die Raumwahrnehmung ein Ergebnis der Erfahrung. — Gesicht- und Tasteindrücke assoziieren sich zunächst nicht.

Indem wir das Sehen und die andern Sinnesempfindungen oder Wahrnehmungen des Kindes untersuchen, betreten wir das Gebiet des intellektuellen Lebens, betrachten wir die Geschichte der

bescheidenen Anfänge des Geistes. Wie einfach die Thatsache des Wahrnehmens, dieses ersten intellektuellen Elements auch erscheinen mag, so darf man doch nicht glauben, daß sie vom ersten Tage an möglich sei. Um zunächst von dem wichtigsten aller Sinne, dem Gesicht zu reden, ist es durchaus keine paradoxe Behauptung, daß das Kind sehen lerne, wie es später gehen, hören und tasten lernen wird. „Kinder können in der ersten Zeit, ungefähr in den ersten drei Monaten, nicht recht sehen. Sie haben zwar die Empfindung vom Lichte, können aber die Gegenstände nicht voneinander unterscheiden. Man kann sich davon überzeugen, wenn man ihnen etwas Glänzendes vorhält, so verfolgen sie es nicht mit den Augen¹⁾.“ Es ist eine gewisse Entwicklung, eine Art natürlicher Erziehung notwendig, damit das Kind mit dem Lichte vertraut wird und sich hierauf gewöhnt, seine Blicke zu richten und Gegenstände ins Auge zu fassen, die Gegenstände zu erkennen, deren Farben und Formen zu unterscheiden und endlich Entfernungen abzuschätzen. Hier wie überall offenbart sich ein charakteristisches Entwicklungsgesetz der menschlichen Natur, das Gesetz nämlich, daß das Kind durch Übung und Erfahrung alles das erwerben und erlernen muß, was die Natur die niedern Tiere gleich ohne weiteres lehrt, was sie ihnen durch blinde und unwiderstehliche Triebe eingiebt, — ausgenommen wenige unmittelbar durch den Trieb beherrschte Verrichtungen des Kindes, die nur das Mindestmaß dessen bilden, was zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist.

I.

Bei der Geburt ist jedes Kind in gewissem Grade blind. Es sieht genug, um durch starkes Licht unangenehm berührt und belästigt zu werden, aber zu wenig, um die Gegenstände zu unterscheiden. Ohne Zweifel dauert es nicht lange, bis es auf Lichtempfindungen begierig wird. Nach einigen Tagen genügt eine Kerzenflamme, um es in eine Art Entzücken zu versetzen; aber in den ersten Wochen bekundet es durch gewisse Zeichen, daß es, weit entfernt das Licht zu lieben, sozusagen Furcht davor hat. Mit Unrecht haben sonst gewissenhafte Beobachter der Kindesnatur es als eine ausgemachte Wahrheit angesehen, daß

¹⁾ [Kant, Über Erziehung § 48. U.]

der Neugeborene vom ersten Augenblicke des Lebens an das Tageslicht mit Begierde aufsuche und mit Vergnügen wahrnehme. Tiedemann ist hiervon ganz überzeugt. Er sagt: „Bekanntlich wenden die Kinder gleich anfangs und hernach, so oft sie erwachen, ihre Augen nach dem Lichte, ein Beweis, daß das Licht einen an sich angenehmen Eindruck macht“¹⁾. Die Thatsachen widersprechen dieser Versicherung durchaus. Die Ärzte haben bei den Erwachsenen Formen krankhafter Lichtscheu, „Photophobien“ beobachtet, die durch gewisse nervöse Zustände oder Augenentzündungen hervorgerufen werden. Beim Neugeborenen ist die Furcht vor dem Licht, eine Art natürlicher Photophobie, der normale Zustand. Wenn er nach dem fast ununterbrochenen Schläfe, dessen er sich bisher erfreute, zum erstenmal die Augen öffnet, so schließt er sie sofort wieder, vom Glanze des Tages geblendet. Beim Austritt aus dem dunkeln Gefängnisse, in dem er neun Monate zugebracht hat, empfindet er die Berührung seiner zarten Sehwerkzeuge durch die Ätherschwingungen in hohem Grade unangenehm, wie dies selbst bei den geübten Augen des Erwachsenen der Fall ist, wenn auf die Dunkelheit plötzlich das Licht folgt. Zweifellos ist dies der Grund dafür, daß das Kind eine deutlich ausgesprochene Neigung hat, eher am Tage zu schlafen als in der Nacht. „Die Augen des Neugeborenen, sagt Espinas, öffnen sich mit Vorliebe in der Dämmerung und am Abend“²⁾. Preyer, den man bei seinen Beobachtungen weder Ungenauigkeit noch Mangel an Eifer vorwerfen kann, da sein Sohn noch nicht fünf Minuten auf der Welt war, als er ihn schon in der Dämmerung gegen das Fenster hielt, um die Wirkung des Lichtes bei ihm zu beobachten, erkennt ebenfalls an, daß das Kind gegen das Licht eine wirkliche Antipathie empfinde³⁾. Cuignet, dem wir sehr interessante Mitteilungen über zwei Kinder verdanken, die er von der Geburt bis zur vollständigen Entwicklung des Sehvermögens

¹⁾ [Tiedemann, Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten bei Kindern. Herausgegeben von Ufer. S. 4. U.] Der Irrtum ist ziemlich allgemein verbreitet. Wir finden ihn auch in dem Buche Ribots, *La Psychologie allemande contemporaine* (p. 11; Fußnote): „Bereits einige Stunden nach der Geburt folgt das Kind mit den Augen den Bewegungen eines etwas entfernten Lichtes“.

²⁾ *Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux*, 1888, p. 383.

³⁾ Preyer, *Die Seele des Kindes*. S. 4.

beobachtete, versichert mit großer Bestimmtheit: „Am zweiten Tage liebt das Kind mehr die Dunkelheit als das Licht; es öffnet die Augen nur im Dunkeln“¹⁾. Wenn es die Lider am Tage ein wenig hebt, so blinzelt es alsbald mit den Augen. Suchen wir bei ihm noch nicht nach den festen und klaren, lieblichen Blicken, die seinem Gesichte später einen so köstlichen Anblick verleihen. Der Neugeborene schielt; er schielt, um sich dem Glanze des Lichtes zu entziehen. „Er hat von Geburt an eine sehr ausgesprochen konvergierende Fähigkeit, die es ihm ermöglicht, sein Auge in der dunkeln Kammer zu schützen, die vom großen Augenwinkel gebildet wird“²⁾. Gerade wie wir eine leichte Neigung mit dem Kopfe machen, um dem Stein auszuweichen, der uns zu treffen droht, so lenkt das Kind durch eine Art instinktmäßigen Schielens die Pupille ab, um sich der Einwirkung des blendenden Lichtes zu entziehen³⁾.

Die Beobachtungen, welche man an glücklich operierten Blindgeborenen gemacht hat, bestätigen durch Analogie, was wir soeben über die ersten Eindrücke des Kindes gesagt haben. Bei einer von Wardrop operierten sechszwanzigjährigen blinden Frau rief der plötzliche Eindruck des Tageslichts eine unangenehme Empfindung hervor: die Kranke beklagte sich über die Helligkeit, die „ihren Augen wehe thue“³⁾. Einem von Home behandelten zwölfjährigen Kinde war das Licht sichtlich unangenehm: die Pupille war klar, aber die Patientin konnte das Tageslicht nicht ertragen⁴⁾.

Nach Cuignet würde das Schielen des Neugeborenen bis zum zwanzigsten Tage dauern. Es ist indessen wahrscheinlich, daß dieser Zustand des Unbehagens und Duldens sich nicht so lange hinauszieht. Das von Espinas beobachtete Kind scheute das Licht nach dem vierzehnten Tage nicht mehr. Ganz gewiß

¹⁾ *Annales d'oculistique*. Bruxelles, t. LXVI, p. 117.

²⁾ Ebenda. Man vergleiche folgende Beobachtung: „Wir haben gesehen, wie ein drei Monate altes Kind, dem man, während es in der Wiege lag, ein Licht näherte, sich mit schlecht geregelten Bewegungen allmählich die Decke über die Augen zog und dieselben völlig bedeckte, weil es zweifellos von der zu großen Helligkeit des Lichtes belästigt wurde. Espinas, *Les Sociétés animales*, p. 52.

³⁾ Siehe *Philosophical transactions of the Royal Society*. London, 1826. Vol. III, p. 529—540.

⁴⁾ Ebenda, 1867, I, 85—87.

aber ist, daß sehr frühzeitig, gegen die dritte Woche, eine zweite Periode beginnt, wo die Augen des Kindes, die ihre Lehrzeit schon hinter sich haben, entschieden sehr großes Wohlgefallen am Lichte und eine sichtliche Begierde danach bekunden. Wenn das Kind weint und schreit, so braucht man es zur Beruhigung sehr oft nur ins Helle zu bringen. Ich weiß sehr wohl, daß es noch nicht fähig ist, einem Gegenstande mit dem Blicke zu folgen oder ihn auch nur zu fixieren; aber das Licht, welches das Kind umgiebt, das diffuse Licht, gefällt ihm, verursacht ihm angenehme Empfindungen. Cuignet fand, daß sich sein Sohn vom sechzehnten Tage ab in der Dunkelheit zu langweilen schien, daß er aber ruhig wurde, sobald man eine Kerze anzündete, daß er an „einer milden Beleuchtung der Gegenstände seiner Umgebung“ offenbar Freude empfand.

Aber bald benügt sich das Kind nicht mehr mit einem unbestimmten Lustgefühl, das es sozusagen beim Eintauchen in ein Lichtbad empfindet. Nach einigen Wochen haben seine Augen Kraft genug erlangt, um leuchtende Gegenstände zu betrachten. Darwin behauptet sogar, daß sein Sohn „Doddy“ vom neunten Tage an eine brennende Kerze mit dem Blicke fixiert habe. Was dem Kinde gefällt, ist zunächst das gedämpfte und diffuse, hierauf das in einem leuchtenden Gegenstande konzentrierte, freilich nicht allzu starke Licht. „Bis zum fünfundzwanzigsten Tage, sagt wiederum Darwin, schien nichts anderes [das Kind] in gleicher Weise zu fesseln als das brennende Licht“¹⁾. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß das Licht in verhältnismäßiger Entfernung gehalten werden muß; in zu großer Nähe nötigt es das Kind zu blinzeln oder gar die Augen völlig zu schließen. Unter diesem Vorbehalte aber erscheint es ausgemacht, daß das Kind zuerst leuchtende Gegenstände sieht und betrachtet, z. B. die Lampenflamme und das Kaminfeuer. Gegenstände, die das Licht einfach zurückwerfen, erregen seine Aufmerksamkeit erst später, und zwar anfangs die hellsten, diejenigen, welche die auffallendsten Farben haben, z. B. die lebhaft gefärbte Troddel, die Doddy mit dem neunundvierzigsten Tage bewundernd betrachtete, was sich daran zeigte, daß seine Augen starr wurden und Bewegungen der Arme sich ein-

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze eines kleinen Kindes. Gesammelte kleinere Schriften, übersetzt von Krause. Bd. II, S. 134. U.]

stellten¹⁾, — oder auch der rosafarbene, hell von der Sonne beleuchtete Vorhang, den der Sohn Preyers am dreiundzwanzigsten Tage mit einem Lachen des Wohlgefallens begrüßte²⁾).

In der Ausbildung des Gesichts, des wesentlichsten und kompliziertesten unserer Sinnesorgane, hat die Natur die meisten Abstufungen und kleinen Fortschritte angehäuft, hat sie die größte Behutsamkeit und Verzögerung angewandt, um eine scheinbar angeborene Fähigkeit zur abschließenden Entwicklung zu führen. Wie soeben gesagt wurde, gewöhnt sich das Auge an immer helleres Licht und wird mit der Zeit immer weniger geblendet³⁾. Aber selbst das zerstreute oder das in einem Punkte vereinigte Licht vermögen die Augen sofort weder nach allen Richtungen zu erfassen, noch auf große Entfernung wahrzunehmen, denn einesteils ist das Gesichtsfeld des Neugeborenen eng, andernteils ist die Sehweite kurz.

Wenn man das Kind bei seinen ersten Sehversuchen auch nur ein wenig beobachtet, so überzeugt man sich, daß es die Gegenstände nicht wahrnimmt, die sich rechts oder links von ihm befinden. Der Neugeborene sieht nur gerade aus. Sein Gesicht wird gleichsam in einem schmalen Gange gefangen gehalten. Zu beiden Seiten hat er sozusagen eine Mauer, die das Gesicht an der Betätigung hindert. Man stelle beispielsweise das Licht, das er einen Augenblick fixiert hat, einige Zentimeter nach rechts oder links, oder auch höher oder tiefer, und man wird finden, daß er es aus dem Gesichte verliert, daß er seinen Blick unbestimmt abirren läßt.

Weshalb das Gesichtsfeld anfangs so eng ist, begreift sich leicht. Der erste Grund besteht darin, daß das Kind noch nicht die Fähigkeit besitzt, seine Augäpfel bequem zu bewegen, und vor allem, daß es seinen Kopf noch nicht bewegen kann, da es ihn nicht einmal gerade zu halten vermag. Nur mittelst der Bewegungen des Auges und des Kopfes erreicht der Blick später nach allen Seiten seinen normalen Umfang. Ein anderer,

¹⁾ Darwin a. a. O.

²⁾ [Preyer, Die Seele des Kindes, S. 6. U.]

³⁾ Gewisse Tiere können ihr Sehorgan bei weniger Licht gebrauchen als die Kinder. Es ist demnach nicht zweifelhaft, daß sie schneller geblendet werden und daß sie beispielsweise das intensive Licht der Mittagssonne sehr unangenehm empfinden würden.

weniger auf der Hand liegender Grund besteht darin, daß nach den Beobachtungen der Physiologen die Empfindlichkeit der Netzhaut in den ersten Lebenstagen auf die Zentralregion beschränkt ist; die peripherischen Teile werden erst später allmählich lichtempfindlich ¹⁾. Darnach hat die Unzulänglichkeit des Sehens bei Neugeborenen ihren Grund nicht nur in der Muskelschwäche, in der Unfähigkeit, die Augen von einer Seite zur andern zu wenden, sondern auch in der Unvollkommenheit des jungen Organs selbst. Die auf eine zentrale Lichtempfindlichkeit beschränkte Netzhaut ist noch nicht im stande, den seitlichen Anforderungen der Umgebung zu entsprechen ²⁾.

Eine andere ebenso unbestreitbare Thatsache ist die, daß das Kind zuerst nur eine sehr geringe Blickweite hat. Man stelle eine brennende Kerze zwei oder drei Meter von einem fünfzehn bis zwanzig Tage alten Kinde, und es wird fest seinen Blick darauf heften; man entferne sie auf drei, vier oder fünf Meter, und es wird sich deutlich zeigen, daß das Kind das Licht aus dem Gesichte verloren hat; an dem Unbestimmten seines Blickes wird man erkennen, daß es nichts mehr wahrnimmt. Auch hier giebt es eine fortschreitende Entwicklung, und es ist schwer zu sagen, in welchem Zeitraume das Kind genau die regelrechte Blickweite erwirbt. Nach Cuignet sieht ein Kind von zweieinhalb Monaten bis auf sieben oder acht Meter Entfernung. Nach Espinas bemerkt ein Kind mit zwei Monaten nichts, was über fünfzig Centimeter, mit drei Monaten nichts, was über einen Meter ³⁾ hinaus liegt. Widerspruch in diesen Beobachtungen rührt vielleicht daher, daß in den beiden Beobachtungsreihen die betrachteten Gegenstände nicht derselben Natur waren: im ersten Falle handelte es sich um eine Kerzenflamme, im zweiten um einen einfach beleuchteten Gegenstand, das Gesicht einer Person. Wie dem aber auch sei und ohne zu vergessen, daß bei der Ausbildung des Sehens wie in allem übrigen die natürlichen Ungleichheiten von Gesundheit und Kraft den Zeitpunkt der völligen Entwicklung des Organs und seiner

¹⁾ Über diesen Punkt siehe Hugo Magnus, Geschichte der Entwicklung des Farbensinnes.

²⁾ Nach Cuignet würde ein Kind noch im Alter von 2½ Monaten nur das centrale Sehen besitzen.

³⁾ Mit einem Jahre unterschied das von Preyer beobachtete Kind auf mehr als 100 Meter Entfernung Männer, die Holz sägten.

Fähigkeiten früher oder später herbeiführen können, so ist doch erwiesen, daß die Anpassung und Anbequemung, die es dem Auge ermöglicht, auf immer grössere Entfernungen zu sehen, sich nur langsam und stufenweise vollzieht. Jeder Neugeborene ist ein vorläufig Kurzsichtiger ¹⁾. Das Gemälde der äussern Natur mit all ihren Flächen, ihren Körpertiefen und Hintergründen entrollt sich vor dem erstaunten und entzückten Blicke des Kindes nicht mit einem Male. Das Kind betritt die Welt nicht, wie wir ins Theater kommen vor eine Szene, die im voraus hergerichtet worden ist und vom Zuschauer mit einem Blicke in ihrer Gesamtheit überschaut wird. Nur stückweise und ganz allmählich bietet sich die sichtbare Welt seinen Augen dar, trennt und hebt sich der verhüllende Vorhang.

Beim Fortschritt in der Blickweite wie auch in der seitlichen Ausdehnung des Sehens wirken die zwei Ursachen zusammen, die wir soeben bezeichnet haben: zunächst der Zustand der Netzhaut, die nach und nach vom Zentrum zur Peripherie ihre ganze Empfindlichkeit erlangt, so daß das Bild, welches genau auf der Netzhaut entstehen muß und nicht vor ihr oder hinter ihr, damit das Sehen ein klares und deutliches sei, unter den erforderlichen Bedingungen leichter entstehen kann; an zweiter Stelle die Kraftzunahme der Muskeln, und zwar sowohl derjenigen, die es dem Augapfel ermöglichen, sich zu bewegen und innerhalb gewisser Grenzen seine Lage zu verändern, wie auch derjenigen, die den Bewegungen des Kopfes selbst Sicherheit verleihen. Mit dem letzten Punkte wollen wir uns gleich beschäftigen.

II.

Bekanntlich beruht das Sehen nicht bloß auf der eigentümlichen Empfindlichkeit der optischen Organe; es setzt auch bestimmte Bewegungen voraus, ohne die klares und vollständiges Sehen nicht möglich ist ²⁾. Die Gesichtswahrnehmung ist nicht

¹⁾ Das zeigen die von Jäger (1861) angestellten und von Preyer bestätigten Beobachtungen. Allerdings führt derselbe Autor entgegengesetzte Erfahrungen an und schließt daraus auf die Notwendigkeit neuer Beobachtungen über diesen Punkt. Wir glauben bis auf weiteres, daß die „angeborene Presbyopie“ nur die Ausnahme sein kann.

²⁾ Schon bei Maine de Biran (*Mémoire sur l'habitude*) heisst es: „Es ist schwer zu sagen, in welcher enge Grenzen das Sehen eingeschlossen wäre, wenn die besondere Beweglichkeit des Organs nicht in Betracht käme.“

etwa, wie man glauben könnte, eine blofs passive Aufnahme des Lichtstrahls, der gleichsam ein zum Einlaßs bereites Gitter trifft. Hier wie überall erscheint bereits die notwendige Bedingung aller geistigen Erscheinungen, die Mitarbeit, die Teilnahme der innern Thätigkeit, welche in dem gegenwärtigen Falle freilich auf Bewegungen beschränkt ist. Selbst die elementarsten Bewegungen werden vom ersten Tage an nicht regelrecht ausgeführt. Nicht nur die Lichtempfindlichkeit ist beim neugeborenen Kinde schwach; es fehlt nicht nur Aufmerksamkeit und geistige Kraft zum Fixieren und Betrachten der Gegenstände oder zur Deutung der Sinneserscheinungen, sondern auch der physiologische Mechanismus ist noch unvollkommen; der körperliche Apparat, der Muskelapparat, ist noch nicht in normaler Weise thätig. Es handelt sich hier um eine Periode des unsichern Probierens ähnlich wie beim Astronomen, der sein Teleskop zu stellen versucht und den Stern, über den er Untersuchungen anstellen will, nicht deutlich wahrzunehmen vermag, ohne dafs er das Instrument genau gerichtet hat.

Wenn wir noch der Meinung wären, dafs in der Thätigkeit des Gesichtssinnes nichts Erworbenes, sondern nur Angeborenes vorhanden sei, so brauchten wir nur die Bewegungen der Augenlider zu prüfen und zu sehen, dafs blofs zum Öffnen der Augen eine gewisse Lehrzeit nötig ist, und wir würden eines bessern belehrt werden. Und doch handelt sich's in diesem Falle nur um sehr einfache Bewegungen. Gleichzeitig aber handelt es sich um eine sehr wesentliche Bedingung des Sehens, weil die koordinierten Bewegungen der Augenlider keinen andern Zweck haben, als für beide Augen gleichzeitig und im gewollten Augenblicke den Schleier, den Vorhang zu heben, der uns die Natur verhüllt, wenn er herabgelassen ist. Aber während einiger Wochen zeigen die Lider weder Koordination noch Symmetrie. Das eine Auge öffnet sich, während das andere geschlossen bleibt. Andererseits begleiten die Lider nicht regelmäfsig die Pupille in ihren eigenen Bewegungen. Alle Beobachter stimmen darin überein, dafs die Koordination der Bewegungen des Augapfels und der Lider anfangs nicht vorhanden sei. Eine einzige Bewegung erscheint angeboren — und Darwin bestreitet auch das —, diejenige, durch welche das Augenlid herabgelassen und die Pupille gegen den schmerzhaften Eindruck von zu hellem Lichte geschützt wird. Das Blinzeln und schnell abwechselnde Heben und Senken der

Lider, welches beim Erwachsenen durch das plötzliche Annähern eines Gegenstandes instinktmäßig hervorgerufen wird — Preyers „angreifende Hand“ —, zeigt sich in den ersten Wochen auch nicht.

In anderer Beziehung wichtig ist die ebenfalls fortschreitende Einrichtung der besondern Zusammenziehungen, durch welche die Muskeln die korrespondierenden Bewegungen beider Augen sichern. Das Kind lernt sich der Augenmuskeln zum Sehen gerade so bedienen, wie es bald die Schenkelmuskeln beherrschen lernt, um zu gehen. Diese Ausbildung hat ihre verschiedenen Stufen: zuerst nicht koordinierte Bewegungen, hierauf geregelte, aber unwillkürliche Bewegungen und endlich — aber erst dann, wenn das Kind wirklich die Fähigkeit besitzt, seine Blicke zu lenken — willkürliche Bewegungen.

Es ist leicht zu bemerken, daß die Augenbewegungen beim Kinde anfänglich nicht koordiniert sind. Das rechte Auge sieht nach der einen Seite, das linke nach der andern. Es ist in den Bewegungen noch keine Assoziation, keine Konvergenz, wodurch die Augen bestimmt würden, nach abwärts oder aufwärts, in die Nähe oder in die Ferne, nach rechts oder links zu sehen. „Genauere und gehäufte Beobachtungen der Augenbewegungen des Kindes, besonders während der ersten sechs Tage, lehrten mich, daß die gleichzeitige Wendung beider Augen nach rechts oder links nicht genau symmetrisch koordiniert, wie beim Erwachsenen, ist. Wiederholt sah ich bei einem zehn Stunden alten und bei einem sechs Tage alten Kinde, deren Augen weit offen waren, lauter assoziierte Augenbewegungen, welche bei genauerer Betrachtung sich als nicht vollständig gleichsinnig zu erkennen gaben. Im ganzen habe ich gefunden, daß bei Neugeborenen sehr oft das eine Auge sich unabhängig vom andern bewegt, und die Kopfdrehungen im entgegengesetzten Sinne wie die Augenbewegungen stattfinden“¹⁾).

Man ist zunächst geneigt, das Bild, welches uns das Kind mit dem Unzusammenhängenden seiner Augenbewegungen als ein grimassenschnoidendes und häßliches Wesen darstellt, als ungenau und falsch beiseite zu schieben. Man wird sagen: „Wer hat nicht ganz kleine Kinder mit vollkommener Bequemlichkeit

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 23.

ihre Blicke oder wenigstens ihre Augen gleichzeitig nach derselben Richtung lenken sehen, zum Beispiel nach dem Gesicht der Mutter oder der Wärterin, die zu ihnen spricht oder sie anlächelt?“ Ganz gewiß giebt es vom ersten Tage an zahlreiche Beispiele koordinierter Augenbewegungen; indessen bleibt soviel wahr, daß eine derartige Übereinstimmung zufällig ist. Sie rührt von der Erregung durch einen sehr hell erleuchteten Gegenstand her, der, in das Gesichtsfeld gestellt, den unstäten Blick des Kindes festhält und ihm die Regelmäßigkeit der Muskelzusammenziehungen sozusagen aufzwingt. Ganz derselben Ansicht ist Preyer, der erklärt, daß er niemals bei einem Kinde ausschließlich koordinierten Bewegungen begegnet sei und bis zum Alter von drei Monaten nicht koordinierte Bewegungen festgestellt habe.

Es muß also einige Zeit vergehen, bis die nutzlosen, unregelmäßigen Bewegungen, die dem Sehen nicht zu statten kommen, in dem allgemeinen Strome des normalen Lebens verschwinden, um den nützlichen Bewegungen Raum zu machen, damit das kleine ursprüngliche Chaos allmählich zur Ordnung, zur regelrechten Lenkung übergeht. Espinas berichtet von einem Kinde, das am sechsundzwanzigsten Tage einer brennenden Lampe, deren Platz man wechselte, mit den Augen folgen konnte¹⁾, das mit zwei Monaten seine Blicke immer besser richtete und sie selbst auf die Augen der Personen heftete, die zu ihm sprachen. Ebenso zeigt uns Cuignet ein Kind, das sich am zwanzigsten Tage umsah, ohne den Kopf zu bewegen, also durch die bloße Bewegung der Augäpfel. Der Mechanismus des Muskelapparats gewinnt von Tag zu Tag an Kraft; der Kopf gewöhnt sich, die Bewegungen des Auges zu begleiten, und so nach allen Richtungen umherschweifend erlangt das Sehen seinen ganzen Umfang.

Man darf aber nicht glauben, daß bei der fortschreitenden Regelung der Augenbewegungen irgendwie der Wille eine Rolle spiele. Der Wille tritt erst viel später auf. Wenn es richtig wäre, daß jede Fixierung mit den Augen ein Willensakt sei, so müßte man daraus schließen, daß diese Fixierung eine beim Kinde unbekannte Sache sei. So ist es aber nicht. Wir alle haben die fortgesetzten Betrachtungen beobachtet, in denen sich ein ganz

¹⁾ Man vergleiche damit die Beobachtungen Preyers, der dieselbe Tatsache am dreiundzwanzigsten Tage festgestellt hat. (Die Seele des Kindes. S. 26.)

kleines Kind gefällt, wenn es die Blumen eines Vorhangs oder einen glänzenden Gegenstand vor sich hat: sie verleihen seinem in der Regel so beweglichen Antlitz einen ähnlichen Ausdruck, wie ihn der Nachdenkliche oder der Verzückte hat. Der Grund hiervon liegt nicht in einer willkürlichen Absicht, einem persönlichen Streben, einer innern Macht, den Blick nach Belieben zu konzentrieren, sondern einzig und allein in der Erregung durch die Lichtwahrnehmungen, die das Kind anziehen und fesseln. Es ist der Muskelmechanismus, der, einmal geregelt, dem Sehen die Möglichkeit gewährt, sich überall hin zu erstrecken, nach allen Richtungen zu strahlen und jenes wunderbare Hineinlangen in die Ferne zu werden, das einen Stern in der Unendlichkeit des Himmels erfasst. Die Entwicklung des Muskelmechanismus aber wird durch das Sehen selbst hervorgerufen. Wenn das Kind oft genug Gegenstände betrachtet hat, die in seiner Blickweite und Blickrichtung liegen, so nehmen seine Augenmuskeln die Gewohnheit an, ihre Bewegungen zu assoziieren. Es geschieht das durch die bloße Macht der Umstände selbst unter der Herrschaft einer vorwaltenden fortgesetzten oder oft erneuerten Empfindung. Wenn die Bewegungen einmal diese Geschmeidigkeit angenommen haben, so behalten sie sie bei, d. h. sie werden geschickt, sich spontan unter dem Antrieb eines Begehrens, einer innern Neugier, zu assoziieren, so daß der später auftretende Wille den Sehmechanismus völlig bereit findet, seinen Befehlen zu gehorchen.

Die mit der Entwicklung der Muskelkräfte, mit der Festigung der Muskeln zusammenfallende Thatsache des Sehens erklärt auch, wie das Auge des Kindes beweglich wird, wie das Kind dazu gelangt, seine Blickrichtung zu verändern, um den Bewegungen der Gegenstände zu folgen. Es kommt übrigens nur langsam dahin. „Es war erstaunlich, sagt Darwin, wie langsam mein Sohn die Fähigkeit erlangte, mit den Augen einem nur einigermaßen schnell schwingenden Gegenstande zu folgen, denn er vermochte dies kaum, als er schon achtehalb Monat alt war“¹⁾. „Erst in der neunundzwanzigsten Woche, sagt Preyer, sah ich das Kind unzweifelhaft deutlich dem vorbeifliegenden Sperling nachblicken, den es natürlich nicht kannte. Sehr viel länger dauerte es, be-

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w., a. a. O. S. 136. U.]

vor den zu Boden geworfenen Spielsachen, welche zur Unterhaltung gedient hatten, nachgeblickt wurde“¹⁾. Zunächst sind es sich langsam bewegende Gegenstände, wie das Pendel der Uhr oder ein schwer beladener Wagen, die das Kind mit dem Blicke begleitet. Sein von der Lichtempfindung gefesseltes Sehen bestimmt die Muskelbewegungen, welche notwendig sind, damit diese Empfindung fort dauert, damit der sich bewegende Gegenstand innerhalb des Gesichtsfeldes bleibt. Wenn die Bewegung der Gegenstände zu schnell ist, so halten die Augen an; der Zusammenhang zerreißt; die Muskeln sind noch nicht genügend kräftig und nicht genug geübt; sie können dem Augapfel nicht schnell die notwendige Bewegung verleihen, damit sich das Sehen der neuen Entfernung anpasse. Das Kind, dessen Augen bereits dem Rauche einer Tabakspfeife oder dem Vorüberziehen einer Wolke folgen, kann seinen Blick noch nicht so beschleunigen, daß er die fliegende Schwalbe oder das vom Schofse zu Boden fallende Spielzeug zu begleiten vermöchte. Im erstern Falle vollzieht sich unbewußt die Accomodation, d. h. die Anpassung des Auges an verschiedene Entfernungen, um gut zu sehen. Der Blick, gleichsam sanft an der Leitschnur geführt, gehorcht und folgt der Lichtempfindung, wie ein junger Hund sich führen läßt, dem man das Ende einer Schnur zwischen die Zähne gegeben hat, und das er nicht loslassen will. Im zweiten Falle ist die Fortbewegung nicht langsam genug, als daß die Augenbewegungen sich ihr anpassen könnten, und der Blick verliert den Gegenstand. Es bedarf für die Muskeln einer langen Übung der ersten Art, damit die zweite möglich wird, damit die Hals- und Augenmuskeln die hinreichende Geschmeidigkeit erlangen, um die Haltung des Kopfes und der Augen mit der Lage des Gegenstandes, der sich bewegt, und sich dem Blicke entziehen will, genau in Übereinstimmung bringen können.

Schließen wir also damit, daß der Muskelapparat, welcher das Sehen unterstützt, nicht sofort in normaler Weise thätig ist, wenigstens beim Menschen, denn bei den Tieren scheint die Sache anders zu liegen, beim Küchlein z. B., das, eben aus dem

¹⁾ [Preyer, Die Seele des Kindes. S. 30. Im Original und in M. E. Wilsons englischer Übersetzung des vorliegenden Werkes steht statt Woche irrtümlich Monat. U.]

Ei gekrochen, beim Aufpicken der Körner die Entfernungen abschätzt und mit unfehlbarer Genauigkeit den Bewegungen eines kriechenden Insekts folgt. Beim Menschen giebt es keine vererbte oder angeborene Anbequemung oder Anpassung des Sehens. Die Natur versieht das Kind direkt nur mit Lichtempfindungen, dem mehr oder weniger deutlichen Sehen von Gegenständen, die sich in einer beschränkten Entfernung gerade vor ihm befinden; und wie wir gesehen haben, thut sie selbst dies erst, nachdem einige Tage vergangen und die Organe hinreichend gekräftigt sind, die Nervenregungen durch das Licht ertragen zu können. Damit das Sehen den Raum zu erobern vermag, ist es notwendig, daß die Muskeln in Thätigkeit treten, und nur die Übung vermag die Muskeln geschmeidig zu machen, sie allmählich zu kräftigen und auszubilden.

III.

Ein Blindgeborener, der einige Tage nach der Operation, die ihm das Augenlicht gegeben hatte, über seine Eindrücke befragt wurde, gab zur Antwort: „Ich sehe ein großes Lichtfeld, wo alles trübe, durcheinander und bewegt ist“¹⁾. So stellt sich die Außenwelt wahrscheinlich auch dem Auge des Kindes dar. Selbst im Alter von zwei oder drei Monaten unterscheidet das Kind noch nicht die einzelnen Gegenstände voneinander. Einzelne helle Punkte, die Lampenflamme, die schimmernden Augen der Mutter oder der Wärterin, ein lebhaft gefärbtes Spielzeug zeigen sich auf der trüben und unruhigen Szene, die ihm die Welt darbietet²⁾. Nach und nach treten aus der unbestimmten Gesamtheit neue Bilder hervor, heben sich deutlich ab, sondern sich in genaue Empfindungen, je nachdem sich ihm die Gegenstände in mehr oder weniger hellem Licht, in mehr oder weniger intensiven Farben zeigen. Das Kind macht Entdeckung auf Entdeckung; vom zweiten zum dritten Monate scheint es zum ersten Male Gegenstände oder Personen zu erkennen, die es doch von Geburt an vor sich gehabt hat. Das Bild belebt sich allmählich; alle Teile

¹⁾ *Philosophical transactions of the Royal Society*, 1841, p. 59.

²⁾ „Ich bin davon überzeugt, sagt Taine, daß während der ersten zwei Monate die Außenwelt sich für das Kind nur aus wenigen Tönen und Farbflecken zusammensetzt, von denen es nicht weiß, wo es sie hinthun soll.“ (*De l'intelligence*. livre II, ch. II.)

erhellen sich. Zuerst werden die Farben unterschieden und im Zusammenhang mit ihnen sodann die durch sie bestimmten Formen, später das Relief und die Tiefenausdehnung der Körper. Wie der Maschinenmeister bei einer Theaterdekoration nach und nach alles anordnet, um den Blick des Zuschauers zu unterhalten, so nimmt ein Gegenstand nach dem andern seinen Platz im Gesichtsfelde ein, das sich erweitert und gleichzeitig nach der Tiefe ausdehnt.

Bei dieser Ausgestaltung, welche den Gesichtskreis des Kindes erweitert, welche ihm vollkommene Klarheit der Umgebung verschafft, ihm ermöglicht, die Sinneserscheinungen zu unterscheiden und zu deuten, welche, kurz gesagt, wirkliche Wahrnehmungen an die Stelle undeutlicher Sinnesempfindungen setzt, muß man die allgemeine Ursache in Rechnung ziehen, welche die Bedingung aller geistigen Entwicklung ist und allein das vollständige Sehen ermöglicht: ich meine den Fortschritt in der Mitwirkung des Gehirns. Die ersten Lichteindrücke gehen nur die Netzhaut, den Sehnerv und die subcorticalen optischen Zentren an; sie teilen sich der Großhirnrinde nicht mit, die noch nicht in der Lage ist, sie mit Nutzen aufzunehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Gehirn des Kindes noch in der Entwicklung begriffen ist. Erst im zweiten Monate erscheinen die Windungen und die Ganglienzellen. „Die Anatomen sagen, daß in den ersten Monaten des Lebens im Mutterleibe die Netzhaut vom Gehirn durchaus unabhängig sei. Erst in einer spätern Periode würden die Nerven der Netzhaut und der Hirnmassen durch Vermittelung der optischen Nerven in Verbindung treten“¹⁾. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Vereinigung nicht unmittelbar nach der Geburt vollzieht. Auf jeden Fall ist wiederholte Übung nötig, damit sich zwischen den verschiedenen Teilen des Nervensystems breite und bequeme Assoziationsbahnen bilden, und damit ein regelmäßiger Verkehr entsteht zwischen den auf der Netzhaut entstandenen Bildern und den corticalen Zentren, deren Mitarbeit bei jeder wirklichen Perzeption unentbehrlich ist.

Aber obwohl man die fortschreitende Ausbildung des Gehirns und seiner alles beherrschenden Thätigkeit in Rechnung ziehen muß, so ist es nicht weniger wahr, daß sich in dem Auge selbst,

¹⁾ Artikel Œil im *Dictionnaire de médecine et de chirurgie* von Dr. Jaccoud. [Über das Gehirn des jungen Kindes siehe die interessanten Ausführungen bei N. Oppenheim, *The development of the child*. New York, 1898. S. 52 ff. U.]

in dem Zustande seiner Nervenbestandteile wie in seinem Muskelapparat sozusagen eine lokale Arbeit vollzieht, die das Sehen des Kindes nach und nach auf die Höhe seiner Entwicklung bringt.

Wir haben bisher nur von der Unterscheidung des Hellen und Dunkeln, von Tag und Nacht gesprochen, d. h. von der Empfindlichkeit gegen das weisse oder diffuse Licht. Das Kind beweist aber sehr bald, daß es auch gegen die Eigenschaften des Lichtes, gegen die Farben empfindlich ist. Rosafarbene oder rote Bänder, welche die Sonne erhellt, vergoldete Rahmen, die im Lampenlicht glänzen, ein Blumenstrauß, — kurz alles was farbig ist — lockt den Blick der Kinder an und macht ihnen Freude.

Mit welchem Zeitpunkte geht das Auge des Kindes über die bloße Lichtempfindlichkeit hinaus, fängt es an, die Farben zu unterscheiden? Genau können wir das nicht sagen. Die sehr ins einzelne gehenden und sehr genauen Untersuchungen von Binet und Preyer über den Farbensinn betreffen nur Kinder von zwei oder drei Jahren¹⁾. Sie haben die Eigentümlichkeit gemein, daß dem Kinde Muster von verschiedenen Farben vorgelegt werden, und daß festgestellt wird, wie oft es Rot, Grün, Gelb u. s. w. richtig benennt. Genau genommen sind das eher Experimente über die Sprache und den Fortschritt des Gedächtnisses; denn es ist klar, daß das Kind die Farben vollkommen unterscheiden kann — und thatsächlich unterscheidet es sie —, lange bevor es die sichere Fähigkeit besitzt, jede derselben mit dem Ausdrucke zu assoziieren, durch den sie in der Sprache bezeichnet wird. Gerade aus diesem Grunde hat Binet an die Stelle dessen, was er als die „Nennmethode“ Preyers bezeichnet, die „Methode des Erkennens“ gesetzt, die darin besteht, daß man das Kind aus einer Anzahl verschiedenfarbiger Muster ein Stück Stoff, das man ihm vorher gezeigt hat, heraussuchen läßt. Diese Methode hat den Vorzug, daß sie die Komplikationen aus dem Spiel läßt, die aus der Unbeholfenheit der Sprache entstehen, und daß sie die Wortverwechslung vermeidet, der nicht immer eine

¹⁾ „Um zu ermitteln, wie in dieser Beziehung die einzelnen Farben sich verhalten, habe ich vom Ende des zweiten Lebensjahres an viele hundert Farbenprüfungen mit meinem Kinde vorgenommen.“ Preyer, *Die Seele des Kindes*. S. 6. „Ich habe die Farbenempfindlichkeit eines zweieinhalb bis drei Jahre alten Mädchens untersucht.“ Binet, *Revue philosophique. (Perception d'enfants.)* 1890, t. XXX, p. 584.

Verwirrung der Dinge entspricht¹⁾. Aber sie setzt doch voraus, daß das Kind schon versteht, was wir zu ihm sagen wollen, wenn wir es auffordern, das ihm zuerst vorgelegte und dann seinen Augen entzogene Muster zu suchen. Sie kann also beim ganz kleinen Kinde nicht in Anwendung gebracht werden, und Binet hat sie in der That nur bei Kindern von zwei oder drei Jahren benutzt.

Obwohl diese Versuche etwas zu spät auftreten, so geben sie uns doch einige Auskunft über das, was vorher in den Augen des Neugeborenen vorgegangen ist. Wenn es thatsächlich erwiesen ist, daß das etwa zwei Jahre alte Kind die eine Farbe besser erkennt und benennt als das andere, so darf man daraus den Schluß ziehen, daß diese mehr oder weniger richtige Bezeichnung genau der Reihenfolge der Aneignung entspricht und deren Folge ist, sowie daß sie uns zeigt, in welcher Entwicklungsreihe die Netzhaut nach und nach für die verschiedenen Farben Empfindlichkeit erlangt hat. Obwohl die Beobachtungsergebnisse Preyers und Binets nicht genau übereinstimmen, da das von Binet beobachtete Kind Rot am leichtesten erkannte, während der Sohn Preyers Gelb am sichersten benannte, so scheinen sie doch zu beweisen, daß diese beiden Farben die Empfindlichkeit der Kinder am ersten erregen.

Rot und Gelb sind gerade die Farben, welche die übrigens etwas phantastische Hypothese einiger neuerer Evolutionisten als diejenigen darstellt, die die Naturvölker allein empfunden hätten. Nach Hugo Magnus ist die Welt dem Blicke des Menschen nicht immer in den Farben erschienen, die sie heute für unsern durch die Vererbung vervollkommenen Sinn schmücken. Vor zweitausend Jahren sind nach ihm die Menschen nicht im stande gewesen, etwas anderes als die äußersten Farben des Sonnenspektrums, Rot, Orange und Gelb, wahrzunehmen und haben Grün, Blau und Violett nicht unterscheiden können. Hugo Magnus treibt die Paradoxie so weit, zu behaupten, der Urheber der Homerischen

¹⁾ [Nach den statistischen Untersuchungen Garbinis bekunden die Kinder im allgemeinen, daß sie im Verlaufe des zweiten Jahres bei Anwendung der „stummen Methode“ einzelne Farben, zunächst Rot, dann Grün, schließlich auch Gelb zu unterscheiden vermögen. Läßt man Kinder dieses Alters jedoch die Farben benennen, so wird beispielsweise Rot von nur 50 Prozent richtig bezeichnet (*Evoluzione del senso cromatico nei bambini*. 1894). U.]

Dichtungen sowohl wie die Verfasser der biblischen Bücher und der heiligen Bücher Indiens hätten noch so wenig Farbenwahrnehmung besessen, daß ihnen in der Welt bloß Rot und Gelb erschienen seien. Diese Phantasieen sind abgethan ¹⁾; man hat darauf hingewiesen, daß man in der sogenannten Unempfindlichkeit der Naturvölker gegen gewisse Farben nur die Unfähigkeit der Sprache hinsichtlich des Ausdrucks für gleichwohl unterschiedene Empfindungen zu sehen habe. Wir denken nicht daran, Magnus' Hypothese als eine auf die Entwicklung des Farbensinnes der Menschheit anwendbare allgemeine Regel wieder aufzunehmen, aber es scheint doch, als ob sie ziemlich genau wenigstens die Geschichte der Farbenwahrnehmung beim kleinen Kinde zum Ausdruck bringe ²⁾.

Wenn die Augen des Neugeborenen zuerst gegen die Farben gleichgültig sind, so ändert sich das nach einigen Wochen. Wenn man ihm zum erstenmal farbenreiche Gegenstände zeigt, so muß bei ihm etwas Ähnliches eintreten wie das, was nach dem Zeugnisse Wardrops bei einem mit Erfolg operierten Blindgeborenen eintrat: die sichtbare Welt bewegte ihn stark. „Eines Tages, sagt Wardrop, gab ich ihm neue Kleider mit sehr lebhaften Farben; das entzückte ihn über alle Maßen; es ist die interessanteste Szene von Sinnesvergnügen, die ich jemals gesehen habe ³⁾.“ Wir finden beim Kinde das, was Haeckel den „rohen Zustand des Farbensinnes“ genannt hat; es ist noch wenig empfindlich für die zarten Abstufungen, für die sanften Tinten, für Blau oder Grau und sucht mit Vorliebe die grellen Farben, die später das Auge des Erwachsenen beleidigen. Ein kleiner von Preyer

¹⁾ Besonders Grant Allen, [Der Farbensinn und seine Entwicklung. Deutsche Ausgabe von E. Krause. Leipzig, 1880. Siehe übrigens die Vorrede Krauses daselbst, in welcher dargethan wird, daß Allen die von ihm beanspruchte Priorität der Idee nicht gebührt. U.]

²⁾ Siehe Dugald Stewart, Anfangsgründe der Philosophie über die menschliche Seele. Deutsch von Lange. Berlin, 1744. Bd. II.

³⁾ [Merkwürdig ist der Einfluß des Geschlechts. Dreijährige Mädchen erkennen nach Garbini die Farben weniger gut als Knaben in gleichem Alter, fünfjährige ebensogut und sechsjährige besser. So ist es auch mit der sprachlichen Bezeichnung (*Evoluzione del senso cromatico nei bambini*). U.]

erwähnter Knabe begann vom vierten Monat ab das lebhafteste Rot den anderen Farben vorzuziehen.

Genau genommen geht aus diesen Thatsachen hervor nicht sowohl, daß das Kind unfähig sei, sanfte Farben wahrzunehmen, als vielmehr, daß es sie weniger liebt. Es ist indes wahrscheinlich, daß Wahrnehmung und Geschmack Hand in Hand gehen, daß die am meisten geliebten Farben zugleich diejenigen sind, die am frühesten wahrgenommen werden, ebenso wie sich die natürliche Disposition, zuerst Rot und Gelb zu unterscheiden, durch die Thatsache zu erklären scheint, daß diese beiden Farben den längsten und mächtigsten Ätherwellen entsprechen. Vergessen wir nicht, daß Rot im Spektrum am ersten sichtbar wird. Da durch die Versuche von Thomas Young und Helmholtz bewiesen ist, daß die durch die Grundfarben erregten Nerven-elemente nicht gleichmäßig auf die Netzhaut verteilt sind, wie andererseits die Empfindlichkeit der Netzhaut sich nach und nach vom Zentrum zur Peripherie entwickelt, so hat man auf jeden Fall einiges Recht zu der Behauptung, daß es beim Kinde eine fortschreitende Entwicklung des Farbensinnes gebe¹⁾.

Daß das Kind aber in der einen oder andern Reihenfolge die Hauptfarben ziemlich schnell kennen lernt, ist ausgemacht und würde, wenn wir keine Bestätigung durch das Experiment hätten, auch *a priori* sicher sein. Durch die Farben offenbart sich ihm die Außenwelt und wird der Gegenstand der Sinneswahrnehmungen. Die Welt ist für das Kind nicht sogleich eine Gesamtheit fester, körperlicher Dinge, die von einander unabhängig sind und sich in verschiedener Entfernung von ihm befinden; sie erscheint ihm nur als eine ausgedehnte, verschieden gefärbte Fläche, gleich einem Bilde, auf dem alle Körper gemalt sind. Zuerst Lichtempfindungen, dann Farbenempfindungen: das sind die beiden Stufen, welche das Sehen durchmacht, bevor es zu wirklich objektiven Wahrnehmungen gelangt. Es giebt eine Periode von längerer oder kürzerer Dauer, während der die Dinge für das Kind nur Stücke, nur Farbenstücke sind, die sich in seinen Augen wie ein buntes Mosaik ausnehmen. Was jetzt in dem Gehirn des

¹⁾ „Wahrscheinlich unterscheidet noch das einjährige Kind Grün und Blau nicht so von einander wie später.“ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 117.

Kindes vorgeht, gleicht fast den Eindrücken, die Kaspar Hauser hatte, als er kurz nach seiner Ankunft in Nürnberg aus dem Fenster eines Turmes die weite Landschaft betrachtete. „Wenn ich aus dem Fenster blickte, sagte er später, so sah es immer aus, als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet sei und auf diesem ein Tüncher seine Pinsel mit Weiß, Blau, Grün, Gelb, Rot, alles bunt durcheinander, gespritzt habe. Einzelnes darauf, wie ich jetzt die Dinge ansehe, konnte ich nicht unterscheiden“ ¹⁾.

Von der Farbenwelt geht das Sehen des Kindes zur Formenwelt über. Die Färbung fällt thatsächlich mit der Außenseite, mit der Ausdehnung nach zwei Dimensionen zusammen, und allein mittelst des Gesichtssinnes erkennt das Kind die Form der Dinge mit großer Sicherheit, ohne daß es nötig hätte, sich des Tastens zur Vermittelung zu bedienen, mit den Fingern die Kanten der Gegenstände zu befühlen und den Umrissen zu folgen. Bisher hat es durch den Gesichtssinn fast ausschließlich subjektive Empfindungen erhalten; nunmehr fängt es an, ihm auch Kenntnisse, ganz und gar objektive Wahrnehmungen verdanken. Die Gegenstände spiegeln sich nicht mehr allein auf der Netzhaut und in den subcorticalen Zentren ab; sie werden in der Großhirnrinde und im Geiste gebildet. Und diese Bilder erlangen bald eine solche Schärfe, daß sie das Kind von einander unterscheiden kann, wie es dies offenbar thut, sobald es die Personen zu erkennen vermag und der Mutter oder der Wärterin, deren Erscheinen Lächeln und Freude hervorruft, anders begegnet als dem Fremden, der bei ihm Verwunderung und Furcht erweckt. Preyer stellt fest, daß sein Sohn im Alter von zwei Jahren die Photographieen von Personen erkannte, mit denen er vertraut war. Aber viel früher begrüßt das Kind mit bezeichnendem Gesichtsausdruck die Personen selbst, was beweist, daß es sich ihrer Physiognomie erinnert und sie folglich in seinen Wahrnehmungen unterschieden hat. Diese Thatsache läßt sich nur unter der Bedingung erklären, daß Gesicht, Statur, der ganze Körper dieser Personen beim Kinde einen deutlichen Eindruck

¹⁾ [Daumer, Mitteilungen über Kaspar Hauser. Nürnberg 1852. Kaspar Hauser war in der Erziehung absichtlich vernachlässigt worden und hatte fast seine ganze Jugend in einem abgelegenen dunklen Raum zubringen müssen. U.]

seiner Form hinterlassen hat¹⁾. „Als mein Knabe fast vier Monate alt war, sagt Darwin, bekam ich deutliche Beweise davon, daß er Personen unterschied und erkannte. — Als er fünftehalb Monate alt war, lächelte er wiederholentlich über mein und sein Bild in einem Spiegel“²⁾. Das Kind Preyers, welches im sechsten Monate das Bild des Vaters im Spiegel bemerkte, betrachtete es aufmerksam und wandte sich dann nach dem Vater um, als wenn es das Bild mit dem Original vergleichen wollte. Tiedemann berichtet, daß sich sein Sohn im fünften Monate von schwarzgekleideten Personen mit deutlichen Zeichen des Widerwillens abwandte; hier beherrschte die Farbenempfindung den Gesichtseindruck. Aber dasselbe Kind gab drei Monate später deutliche Zeichen der Zuneigung zu den Personen, die es kannte, und in diesem Falle wurde das Gefühl der Zuneigung von der deutlichen Wahrnehmung geleitet³⁾. Das von Cuignet beobachtete Kind erkannte mit zwei Monaten seine Mutter, sah sie aufmerksam an und lächelte ihr zu, während es andere Personen nicht anlächelte und sich von Unbekannten nicht gleich auf den Arm nehmen lassen wollte. Man könnte viele derartige Beispiele anführen. Wir alle haben gesehen, daß unsere Kinder frühzeitig die Personen unterscheiden können. Wir wiederholen, daß dies nur dank der Gesichtsvorstellungen möglich ist, die das Bild der betreffenden Personen genau ins Gedächtnis zurückrufen.

Man darf sogar annehmen, daß sich bei der Vorstellung der Linien und Figuren eine bemerkenswerte Genauigkeit zeigt. Den Beweis hierfür kann man in den Beobachtungen Binets über die Schätzung der Entfernungen erblicken⁴⁾. Aus ihnen geht in der That hervor, daß ein Mädchen von zweieinhalb Jahren, das zum wechselseitigen Betrachten von ungleich langen Linien veranlaßt wurde, ganz geringe Unterschiede bemerkte und fast ebensoviel

¹⁾ [„Bringt man einen Säugling dieses Alters in ein anderes Zimmer, so staunt er die anders gefärbte Wand und die verschieden geformten Gegenstände . . . mit großen Augen an und läßt neugierig die Blicke umherschweifen. Sicher hat er dabei die Erinnerung an das früher gesehene Zimmer in seinem Bewußtsein und vergleicht das Gewohnte mit dem Neuem. Dann in die gewohnte Kinderstube zurückgebracht, zeigt er kein solches Forschen.“ Sigismund, Kind und Welt. Herausgegeben von Ufer. S. 43. U.]

²⁾ [Darwin, Kleinere Schriften. Bd. II, S. 140. U.]

³⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w. S. 19 u. 27. U.]

⁴⁾ *Revue philosophique*, t. XXX, p. 63 et suiv.

Genauigkeit des Augenmaßes zeigte wie eine erwachsene Person. „Nichts war interessanter, sagt Binet, als zu sehen, wie dieses Kind mit Sicherheit seinen Zeigefinger auf jede der beiden Linien legte, indem es jedesmal, ohne sich zu irren, sagte: Diese ist die größte, diese ist die kleinste!“ Ich verkenne nicht, daß die Gesichtswahrnehmungen mit zweieinhalb Jahren bereits einen großen Fortschritt gemacht haben, und daß wir aus dem, was sich in diesem Alter vollzieht, nicht schließen dürfen, daß die Dinge mit zehn oder fünfzehn Monaten ähnlich liegen. Indessen darf man voraussetzen, daß das Augenmaß des Kindes frühzeitig ziemlich genau ist. Es ist ein Entwicklungsgesetz der Fähigkeiten, daß diejenigen, welche noch keine Überlegung voraussetzen, sehr schnell einen höhern Grad der Vervollkommenung erreichen. Das Kind, welches an Urteilkraft wie an Abstraktionsvermögen so sichtlich unter dem Erwachsenen steht, zeigt sich ihm selbst gleich, wenn es sich darum handelt zu sehen, mit dem Augenmaß die Flächen und die Linien abzuschätzen und besonders sich die Formen der Dinge klar vorzustellen.

Damit das Kind übrigens wie ein kleiner Geometer die Entfernungen schätzen und auch mittelst einer geistigen Zeichnung bekannte Personen oder Gegenstände sich vorstellen kann, hat es allerdings noch etwas anderes nötig als die normale Entwicklung des Nerven- und Muskelapparates, der die körperlichen Gesichtswerkzeuge ausmacht: die Aufmerksamkeit muß eingreifen. Nach Binet hat der Mangel an Aufmerksamkeit mehr als einmal die Ergebnisse der mit seinen Kindern angestellten Versuche verdorben. Und nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Neugier, Sympathie, Erstaunen und die Triebe des Vorstellungs-, Gemüts- und Willenslebens, welche zu keimen und aufzugehen beginnen, spielen in der fortschreitenden Entwicklung des Sehens eine wichtige Rolle. Die Augen, die sich während der ersten Monate nur unter der Herrschaft eines körperlichen Vergnügens, z. B. beim Saugen, weit öffnen, thun sich mit acht oder neun Monaten unter dem Eindrucke der Überraschung auf. Es giebt eine erste Periode, in der das Kind sozusagen nur automatisch sieht; später sieht es mit Intelligenz, es betrachtet. Im ersten Falle ist es in eine Art unklaren, stumpfen Anblickens versenkt; im zweiten macht es ein befriedigtes Gesicht, das Intelligenz offenbart, und erst dann wird sein Blick schön.

Dieser Einfluß psychischer Ursachen ergibt sich sehr deutlich aus der Gegenprobe, nämlich aus der Beobachtung idiotischer und schwachsinniger Kinder, bei denen man sich von der Trägheit und Schwäche des Gesichtssinnes überzeugt. Die Wahrnehmung setzt nicht nur eine durch die Außenwelt hervorbrachte Einwirkung auf die entsprechend eingerichteten Sinneswerkzeuge voraus; sie schließt auch eine Reaktion des Gehirns, anders ausgedrückt, des psychischen Lebens in sich. Bei vollkommen gesunden Sinnesorganen haben die Idioten und Imbecillen in ihrer Kindheit nur ein sehr unvollkommenes Sehvermögen. Sie sehen, aber sie betrachten nicht. Ihre stets beweglichen Augen können nichts fixieren, oder aber, in dumpfer und hartnäckiger Unbeweglichkeit befangen, vermögen sie nicht ihre Haltung zu verändern, um den Gegenständen mit den Augen zu folgen. „Aber, sagt Sollier, außer der Pupillenreaktion auf Lichteinfall, welche zeigt, daß das Auge selbst nicht betroffen ist, sieht man unter dem Einflusse einer geeigneten Erregung eine Veränderung der Blickrichtung“¹⁾. Es steht also fest, daß die Unvollkommenheit des Sehens von dem Mangel innerer Spannkraft herrührt; das psychische Leben ist bei den Idioten nicht genügend entwickelt, um den Sehmechanismus in Gang zu bringen.

IV.

Wir haben zum Schluß noch die Frage der Entfernungs- oder Raumwahrnehmung durch den Gesichtssinn zu behandeln, bekanntlich eine der am meisten umstrittenen Fragen. Auf der einen Seite stehen die „Nativisten“, wir nennen nur Müller, Hering, Giraud-Tulon; auf der andern Seite finden wir die „empiristische“ Schule, wie sie einer ihrer Führer, Helmholtz, genannt hat. Die einen behaupten, daß die Wahrnehmung der dritten Dimension der Körper und der Entfernung dem Menschen angeboren sei, wie sie es bei den kleinen Tieren ganz sicher ist, und daß sie unmittelbar aus der Thätigkeit eines vererbten, bei der Geburt völlig fertigen Mechanismus hervorgehen. Die andern versichern im Gegenteil — und wir glauben, daß die Beobachtung des Kindes ihnen recht giebt — sie sei mehr oder weniger ein

¹⁾ Sollier, Der Idiot und der Imbecille. S. 40.

Erwerb der Erfahrung, der Erfolg einer fortschreitenden Anpassung des Gesichtssinnes¹⁾.

Versuchen wir zunächst durch die Thatsachen zu zeigen, daß die Raumwahrnehmung dem Kinde nicht unmittelbar gegeben ist; alsdann werden wir untersuchen, wie diese Wahrnehmung möglich wird.

Jedermann hat bemerkt, wie unsicher das Kind ist und wie es sich täuscht, wenn es sich um die Schätzung der Entfernung von Gegenständen handelt. Preyer hat von Tag zu Tag eine große Anzahl von Beobachtungen aufgezeichnet, aus denen dieser Mangel an natürlicher Befähigung deutlich hervorgeht. Im vierten Monat streckte das Kind die Arme zum Ergreifen von Gegenständen aus, die um doppelte Armeslänge von ihm entfernt waren, und obwohl das mißlang, so erneuerte es doch wiederholt den Versuch. Mit einem Jahre streckte es in einem Eisenbahnwagen mit unermüdlicher Ausdauer seine Arme nach der brennenden Lampe aus. Im zweiundzwanzigsten Monate schien es sich vom Fenster des zweiten Stockes in die Arme des Vaters werfen zu wollen, der sich im Garten befand²⁾. Wenn das Kind sprechen und seine Handlungen erklären könnte, so würde es sagen, daß es seine Hände nach den entfernten Gegenständen bewege, weil es glaube, sie ergreifen zu können; es unterscheidet bei ihnen die Größe und die Form, aber es vermag nicht zu beurteilen, ob sie in seinem Bereiche sind oder nicht. Die Vorstellung der Entfernung ist bei ihm noch nicht vorhanden; die Perspektive ist ihm unbekannt. Es kann die gleichwohl sehr klaren Bilder der Gegenstände, die sein Auge erregen, noch nicht in die erforderliche Entfernung nach außen projizieren, nach außen verlegen.

Die Beobachtungen an Blindgeborenen, die wenigstens das ausdrücken können, was sie empfinden, wenn sie das erste Mal sehen, verbreiten über diese Frage ganz besonders Licht. Ich weiß wohl, daß man Cheselden vorgeworfen hat, die von ihm als erstem beobachteten Thatsachen nicht genau genug aufgezeichnet

¹⁾ [Zum dem Folgenden siehe Raehlmann, Physiologisch-psychologische Studien über die Entwicklung der Gesichtswahrnehmungen bei Kindern und bei operierten Blindgeborenen. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane von Ebbinghaus und König, Bd. II, S. 53–96. (1891.) In dieser Arbeit wird die Auffassung von Helmholtz u. a. bestätigt. U.]

²⁾ Siehe *Philosophical transactions*, 1728, p. 447.

zu haben. Sein Bericht aber hat nichtsdestoweniger einen grossen Wert; andere, genauere Beobachter sind nach ihm gekommen, die ihrerseits festgestellt haben, daß der Blinde, nachdem er zu sehen beginnt, die dritte Dimension der Ausdehnung und die Entfernung der Gegenstände nicht sofort zu erkennen vermag. „Das erste Mal, als er deutlich sah, erzählt Cheselden von seinem Blinden — er vergißt anzugeben wie viele Tage nach der Operation —, schätzte er die Entfernungen so schlecht, daß er nach seinem eigenen Ausdrucke glaubte, alle beliebigen Gegenstände ‚berührten seine Augen‘, gleichwie beim Tasten die Haut berührt wird“. Paul Janet behauptet, daß es sich hier nur um einen bildlichen Ausdruck handle, der bei einem Blinden, der bisher noch nichts als Tasteindrücke empfunden habe, ganz erklärlich sei. Glücklicherweise aber sind für die empiristische Behauptung andere Zeugnisse entscheidender. So dasjenige des im zwölften Jahre von Everard Home operierten Blindgeborenen. „Wie die meisten Blindgeborenen, so unterschied auch dieser bereits vor der Operation das Tageslicht vom künstlichen Licht, den Sonnenschein vom Schein der Lampe, und er sagte, die Sonne berühre seine Augen, was nicht überraschen konnte, da sich ihm die Sonne nur durch die Stärke ihres Lichtes, aber nicht durch die Erscheinung ihrer Gestalt kundgab. Nach der zunächst vollzogenen Operation des linken Auges war er aber noch nicht weiter. Auf die Frage des Arztes, was er sehe, antwortete er: „Ihren Kopf; es ist mir so, als ob er meine Augen berühre““. Nachdem auch das rechte Auge operiert war, wurden die Versuche nicht sogleich wieder aufgenommen. Aber siebenundzwanzig Tage nach der zweiten Operation, beinahe drei Monate nach der ersten, schien es ihm, als ob sich die Sonne und die andern Gegenstände in einer sehr geringen Entfernung befänden¹⁾. Wardrop und Franz haben ähnliche Thatfachen gesammelt. Wardrop, dessen Beobachtung am eingehendsten ist, operierte eine sechsundvierzigjährige blindgeborene Frau. Am hundertzehnten Tage hatte die Patientin noch große Schwierigkeiten, die größere oder geringere Entfernung der Dinge anzugeben. Wenn man einen Gegenstand ganz dicht vor ihre Augen stellte, so versuchte sie, ihn mit der Hand zu fassen; aber sie griff weit über ihn hinaus, während sie in andern

¹⁾ Siehe *Philosophical transactions*, 1807, I, p. 83—87.

Fällen ganz in der Nähe des Gesichts Gegenstände suchte, die weit entfernt waren¹⁾. Man fand also bei dieser doch ältern und intelligenten Person dieselbe Ungeschicklichkeit wieder, die man beim kleinen Kinde täglich beobachtet, wenn es die Hand aufs Geratewohl ausstreckt, um etwas zu greifen, was es nicht erreichen kann. Franz machte 1840 in Leipzig Versuche mit gleichem Ergebnisse. Sein siebzehnjähriger Blinder konnte mehrere Tage nach der Operation eine ebene Fläche noch nicht von einem Körper unterscheiden. „Man legte ihm einen Würfel und eine Kugel vor; er sagte, daß er ein Viereck und eine Scheibe sehe. Man nahm den Würfel weg und ersetzte ihn durch eine Scheibe von gleichem Umfang wie die Kugel; er erklärte, er sehe zwei Scheiben. Die äußeren Gegenstände erschienen ihm, wie Franz hinzufügt, so nahe, daß er bisweilen fürchtete, sich an die Möbel zu stoßen, obwohl sie weit von ihm entfernt waren. Obgleich er durch das Tasten gelernt hatte, daß im menschlichen Gesichte die Nase vorspringt und die Augen zurückliegen, so sah er das Gesicht doch als ebene Fläche“²⁾. In einer neueren Beobachtung an einer dreizehnjährigen Blindgeborenen hat man festgestellt, daß die Seh Wahrnehmung des Raumes anfangs gleich Null und acht Tage nach der Operation noch unvollkommen war. „Vier oder fünf Tage nachdem die Kranke das Gesicht erhalten hatte, zeigte man ihr irgend einen mindestens dreißig Meter entfernten Gegenstand. Sie glaubte ihn mit der Hand erreichen zu können und streckte den Arm aus, um ihn zu greifen“³⁾.

Wir haben uns bei diesen Beobachtungen so lange aufgehalten, weil sie für den Gesichtspunkt, mit dem wir uns beschäftigen, durch Analogie charakteristisch und beweiskräftig sind. Der Blindgeborene ist, was das Sehen anlangt, wirklich ein Kind. Wenn er sich einestheils in einer ungünstigern Lage befindet, sei es, daß ihm die erlittene Operation nur ein Auge gegeben hat, sei es, daß seine kranken und schmerzenden Werkzeuge anfangs noch nicht wieder die vollständige Unversehrtheit eines von Natur gesunden Sinnes haben, so hat er andernteils vor dem Kinde offenbar etwas voraus. Seit langer Zeit hat er durch den Gebrauch seiner Hände eine große Anzahl von Tasterfahrungen gesammelt,

¹⁾ *Philosophical transactions*, 1826, III, p. 552—554.

²⁾ Ebenda, 1849, I, p. 59—69.

³⁾ *Revue philosophique*, janvier 1889.

die sogleich sein Sehen leiten können, und ferner war die Binde, welche seine Augen bedeckte, fast niemals so dick und so undurchsichtig, daß sie dieselben gegen die Einwirkung des Lichtes vollständig unempfindlich gemacht hätte. Diejenigen, deren Blindheit nur auf einer Schädigung des Krystallkörpers beruht, können sogar die Farben erkennen, je nachdem sie mehr oder weniger glänzend oder auffallend sind; und obwohl diese Wahrnehmung unbestimmt ist, ist es ihnen doch in gewissem Maße möglich — da der farbige Gegenstand das Gesichtsfeld mehr oder weniger umfassend erleuchtet —, die Grenzen, die Ausdehnung der Gegenstände zu bemerken und sogar zu beurteilen, wenn die Beleuchtung des Auges mehr oder weniger lebhaft ist. Der Blindgeborene hat hinsichtlich der Ausbildung des Sehens dem Kinde gegenüber den Vorteil des reiferen Alters, der Tasterfahrung¹⁾, des entwickelten Verstandes. Aus dem, was man beim Blindgeborenen beobachtet hat, darf man daher das folgern, was sich beim Kinde wahrscheinlich vollzieht und *a fortiori* schliessen, daß das letztere zum mindesten die gleichen Schwierigkeiten durchmachen muß.

Es bleibt uns nun noch zu untersuchen übrig, wie sich der geistige Aufbau der Wahrnehmung der Entfernungen und der Tiefe der Körper vollzieht. Dies lehrt uns das Kind selbst, wenn wir es sorgfältig beobachten. Weshalb sieht man es unaufhörlich die Gegenstände, die es in die Hand nimmt, in seinen Fingern immer wieder umwenden, z. B. eine Schachtel, ein Lorgnon, ein Buch? Zweifellos infolge eines geheimen Thätigkeitsbedürfnisses und aus Vergnügen, seine Hände zu regen; aber wir glauben, auch aus Neugier, um sich mittelst des Tastsinnes so recht von den Umrissen der Gegenstände, von ihrer Natur und Beschaffenheit zu überzeugen. Während so die Wahrnehmungen des Tastsinnes immer genauer werden, erhält der gleichzeitig thätige Gesichtssinn mannigfaltige Eindrücke. Den verschiedenen Lagen der gehandhabten und betasteten Körper entsprechen verschiedene Bilder, nicht nur wegen der besondern Form der Körper, sondern auch wegen ihrer verschiedenen Stellung im Raume, indem sie das Kind

¹⁾ [An die Beihilfe des Tastsinnes ist auch bei einem operierten siebenjährigen Knaben zu denken, der zunächst keinen Gegenstand allein durch das Gesicht erkannte, über den er nicht mittelst anderer Sinne vorher etwas erfahren hatte. Siehe Uthoff, Über das Sehenlernen eines blindgeborenen und mit Erfolg operierten Knaben. 1891. U.]

seinen Augen nähert oder davon entfernt. Zwischen den verschiedenen Gaben der Sinne bildet sich allmählich ein Wechselverkehr, eine Assoziation dergestalt, daß das Kind nach zahlreichen Erfahrungen dahin gelangt, die Gesichterscheinungen zu deuten und sie als Zeichen dieser oder jener Tastempfindung aufzufassen. Freilich vereinigen sich die Tastwahrnehmungen nicht sofort mit Gesichtswahrnehmungen¹⁾, um mit ihnen im Kindesgeiste die Vorstellung von der Ausdehnung und der Tiefe der Gegenstände zu bilden. Der von Wardrop operierte Blindgeborene vermochte fast zwanzig Tage nach der Operation mit den Augen allein noch nicht eine silberne Bleistifthülse von einem dicken Schlüssel zu unterscheiden, obwohl er sie mittelst des Tastgefühls vollkommen erkannte. Ebenso mußte der Blinde Cheseldens die Dinge, die er schon in der Hand gehabt hatte, aufmerksam betrachten, bevor er sagen konnte, was sie seien. Er mußte sogar ganz bekannte Dinge in die Hände nehmen, um sie aufs neue zu betasten, bevor er deutlich eine endgültige Assoziation zwischen der Gesichtsvorstellung und der Tastvorstellung herstellen konnte. „Nachdem er oft vergessen hatte, welches der Hund und welches die Katze war, genierte er sich nochmals zu fragen; er nahm die Katze, die er durch den Tastsinn erkannte, hin, sah sie lange fest an, stellte sie dann auf den Boden und rief aus: ‚Gut, Pussy, endlich erkenne ich dich wieder!‘ . . .“

Bei der Wahrnehmung der Entfernungen geht es beinahe ebenso. Auch hier handelt es sich um eine Assoziation, die sich zwischen den Gesichterscheinungen — größere oder geringere Ausdehnungen, mehr oder weniger deutliche Umrisse, mehr oder weniger lebhaft Farben — und der tatsächlichen Entfernung bildet. Man hat einigen Grund zu der Voraussetzung, daß das Kind die Vorstellung von der verhältnismäßigen Entfernung der Körper erst dann wirklich erwirbt, wenn es gehen kann; indem es dann im stande ist, die Entfernungen der Gegenstände durch das Durchschreiten zu messen, bemerkt es, daß der Baum um so größer

¹⁾ Mit etwa drei Monaten begann das von Taine beobachtete Mädchen mit seinen Händen zu tasten, seine Arme zu bewegen, um die Gegenstände zu erreichen, indem es anfang Farbenflecke mit Tast- und Muskeleindrücken nach der Entfernung und Gestalt zu assoziieren. Taine, *De l'Intelligence*, I. II, ch. II. — [Hierzu siehe auch Flechsig, *Die Lokalisation der geistigen Vorgänge*. Leipzig, 1896. U.]

wird, je näher es ihm kommt, und daß das Haus um so kleiner erscheint, je weiter es sich von ihm entfernt. Doch lange bevor das Kind zu gehen vermag, hat es schon die Verschiedenheit der Sinneseindrücke in ihrer Beziehung zur größeren oder geringeren Entfernung der Gegenstände schätzen gelernt. Es hat bemerkt, daß das Buch, welches innerhalb seines Bereiches ist, ihm anders erscheint als dasjenige, welches es vergeblich zu ergreifen sucht. Bloß durch das Ausstrecken der Arme vermag das Kind schon kleine Entfernungen zu messen¹⁾ und die lange Arbeit zu beginnen, die es ihm mit der Zeit ermöglicht, sich die Welt der körperlichen Dinge vorzustellen nicht als ebene Fläche, sondern als Tiefe, wo sich die körperlichen Dinge in einer Reihenfolge immer weiter entfernter Flächen dem Auge darstellen.

Die sichtbare Welt — wir können das nicht oft genug wiederholen — stellt sich dem Kinde anfangs nur als ein Gemälde dar, bei dem ein ungeschickter Maler infolge schlechter Anwendung der Perspektive es nicht fertig gebracht hat, dem Auge die Entfernung vorzutäuschen. Die Verteilung von Licht und Schatten, das stärkere Relief der näheren Gegenstände, die grauen Farben, welche die Umrisse der entfernten Gegenstände verwischen, kurz, die sichtbaren Erscheinungen werden durch Übung und Gewohnheit

¹⁾ [Auch Sigismund und Preyer sind der Ansicht, daß das Kind die erste Vorstellung der Entfernung durch das Greifen erwerbe. Hiergegen äußert Miß Shinn: „Ich möchte das nicht sagen; denn lange bevor das Kind greifen kann, hat es wiederholt Gelegenheit gehabt, die Entfernung von bekannten Zimmergegenständen, denen es bald näher, bald ferner war, zu schätzen“. (*Notes on the development of a child*. Berkeley, 1893, p. 85.) Hierin scheint etwas Zutreffendes zu liegen, wenn man erwägt, welche große Rolle die Vorstellungen spielen, die durch die Augenbewegungen erzeugt werden. Übrigens schreibt Tiedemann (Beobachtungen u. s. w. S. 17): „Nach entfernten Dingen und solchen, die nicht so in die Hände kamen, ward [im dritten Monat] noch nicht gegriffen, darum vermutlich, weil der Knabe noch aus Erfahrung nicht wußte, dass man etwas Entferntes durch die Hand herbeiholen kann, und weil er überhaupt vom Herbeiholen durch die Hände noch keine klare Vorstellung hatte. So lange die Kinder nicht gelernt haben, die Gegenstände sich selbst durch Hilfe der Hände zu nähern, streben sie, sich ihnen durch Vorbeugen des ganzen Körpers und mechanische Ausstreckung der Arme zu nähern. Dies scheint in einer ursprünglichen Einrichtung unserer Natur sich zu gründen; denn so oft in uns eine Begierde nach etwas Entferntem aufsteigt, fühlen wir eine Neigung, den Körper vorwärts zu biegen, von welcher das Ausstrecken nachher die Folge ist. Daher, so oft Reflexion uns verbietet, nach etwas zu greifen, können wir uns doch nicht enthalten, jene erste Bewegung wenigstens zu machen.“ U.]

zu Zeichen etwaiger Tastvorstellungen; und merkwürdig — ohne daß wir dies übrigens erklären wollen — diese Zeichen werden so unmittelbar gedeutet, übersetzt, daß das Bewußtsein dabei keine Rolle spielt und es scheint, als ob das Gesicht selbst auf irgend eine Weise im Originaltexte das auffasse, was es gleichwohl nur auf dem Wege der Übersetzung aufnimmt, dank den Erfahrungen des Tastens oder denjenigen der Fortbewegung. Die natürlichen Wahrnehmungen des Sehens beschränken sich auf die Farbe und die Flächenausdehnung; alles übrige ist durch Assoziation erworben. Und wenn man den Nativisten die, wie es scheint, unbestreitbare Thatsache zugeben will, daß die Augenbewegungen ein wenig zur Wahrnehmung des Raumes beitragen, wenn man mit Mailliet¹⁾ annimmt, daß das Anstrengungsgefühl bei der Konvergenz der Augen, die um so größer ist, je näher uns die zu sehenden Gegenstände sind, uns bis zu einem gewissen Grade eine unbestimmte Vorstellung von der Entfernung giebt, so würde daraus wohl folgen, daß das Sehen selbständig beginne, keineswegs aber, daß es sich ohne Hilfe vervollkommen könne.

¹⁾ Mailliet, *Eléments de psychologie de l'homme et de l'enfant*, p. 193.

Viertes Kapitel.

Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen.

I. Das Hören. Anfängliche Taubheit und deren Ursachen. — Die ersten Gehörsempfindungen. — Allmählicher Fortschritt und Zwischenzustände. — Der Schall erregt die Nerven von früh auf mehr, als irgendwelche andere Eindrücke. — Der Schall hat unter gewissen Umständen auch einen beruhigenden Einfluss. — Anfänge des musikalischen Empfindens. — Geräusch um des Geräusches willen. — Der Eindruck der menschlichen Stimme auf das Kind. — Empfindungen und Wahrnehmungen. — Richtung und Entfernung des Schalles. — — II. Das Schmecken und Riechen. Die Geschmackseindrücke sind der Zeit nach die ersten. — Gefühlsempfindlichkeit und Geschmacksempfindlichkeit werden assoziiert. — Unterscheidung verschieden schmeckender Substanzen. — Das Kind gewöhnt sich zuerst an das Süße. — Abneigung gegen neue Speisen. — Angeborene Zuneigung und Abneigung des Geschmacks. — Beziehungen zwischen Riechen und Schmecken. — Die langsame Entwicklung des Riechens wird durch die Nutzlosigkeit bedingt. — Die Empfindungen von Wohlgerüchen sind die schwächsten von allen. — Sie haben nur Bedeutung in Verbindung mit den Geschmacksempfindungen. — Das Kind achtet auf Gerüche weniger, als es fähig ist, sie wahrzunehmen. — — III. Das Fühlen. Besonderer Charakter der Eindrücke des Fühlens. — Passives und aktives Fühlen. — Eindrücke, Empfindungen und Wahrnehmungen. — Eindrücke der Wärme. — Werden die ersten Eindrücke des Fühlens von Lustempfindungen begleitet? Lustempfindungen des aktiven Fühlens. — Der Muskelsinn. — Die Vorstellung des Draußenseins. — Wie lernt das Kind seinen Körper als ihm selbst gehörig auffassen? — Zur Unterscheidung von Subjekt und Objekt hilft der Schmerz.

I.

Die Entwicklung des Gehörssinnes läßt bei weitem nicht die Komplikationen, die Langsamkeit in der Anpassung und in der Einrichtung der Muskelthätigkeit zu, wie sie uns bei der Entwicklung des Gesichtssinnes entgegengetreten sind. Zweifellos ist der Neugeborene anfangs taub; aber diese vorübergehende Taub-

heit dauert nur einige Stunden, höchstens einige Tage und hat außerdem lediglich körperliche Ursachen. Wenn diese beseitigt sind, was sehr bald der Fall ist, so gelangt das Kind sogleich in den Besitz aller wesentlichen Eigentümlichkeiten des Hörens.

Der Hauptgrund dieser vorübergehenden Taubheit besteht thatsächlich darin, daß die Paukenhöhle noch keine Luft enthält. Damit das Kind hören könne, ist es notwendig, daß die Flüssigkeit, welche diese Höhle während des Lebens im Mutterleibe verstopft, ausfließt und der atmosphärischen Luft Platz macht, und das geschieht infolge der Atmungsbewegungen. Die Behauptung gewisser Physiologen aus der verflossenen Zeit des Angeborenen, daß „eine vererbte, eine angeborene Luft“ das Ohr des Neugeborenen fülle, läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten. Es bedarf wenigstens einiger Stunden des Atmens, bis die Hörbahnen vollständig frei werden. Sodann wirkt noch eine andere Ursache mit, das Gehör nicht sofort in Thätigkeit treten zu lassen, nämlich das Verschlössensein des äußern Gehörganges, dessen Wände ursprünglich so fest zusammenkleben, daß die Schallwellen nicht bis zum Trommelfell vordringen können ¹⁾.

Aber diese körperlichen Behinderungen gehen je nach dem einzelnen Falle mehr oder weniger schnell vorüber, ohne daß die individuellen Verschiedenheiten sehr beträchtlich wären. Preyer, der mit gewohnter Sorgfalt die Gehörsentwicklung beim Kinde beobachtet hat, teilt mit, daß er erst am Morgen des vierten Tages an gewissen Zeichen das Aufhören der Taubheit bei seinem Sohne erkannt habe. „Denn Händeklatschen oder Pfeifen dicht neben ihm hatte dann plötzliches Aufschlagen der halbgeschlossenen Augen zur Folge, wenn es satt und warm, allem Anschein nach behaglich dalag. Da dieser Erfolg bei öfterer Wiederholung am vierten Tage regelmäfsig eintrat, am dritten Tage jedoch keinmal, so ist nicht zu bezweifeln, daß an diesem Tage der Schall vermittelt des Trommelfells empfunden wurde, früher aber nicht ²⁾.“ Bei anderen Kindern geht die Sache jedoch schneller, und vom zweiten, bisweilen schon vom ersten Tage an erkennen wir an den

¹⁾ Es ist auch wahrscheinlich, daß die Gehörknöchelchen, welche die durch das Trommelfell vermittelten Schwingungen bis zu der im Labyrinth enthaltenen Flüssigkeit fortleiten, noch nicht sogleich ihre Verrichtung regelrecht ausüben können, sondern hierzu einiger Zeit bedürfen.

²⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 54.

charakteristischen Bewegungen wie Blinzeln, Stirnrunzeln, Regen der Arme, daß die Schwingungen der Schallwellen in die Kanäle des Labyrinths und bis zu den Fibern des Hörnervs vorgedrungen sind, daß der Neugeborene schallempfindlich geworden ist ¹⁾).

In welchem Maße das bereits der Fall ist, welche Grade das Hören durchmacht, wie sich die Hörschärfe durch Übung unvermerkt entwickelt, in welcher Reihenfolge das Ohr zur Wahrnehmung der verschiedenen Beschaffenheit des Schalles gelangt, läßt sich schwer sagen; die bloßen Zeichen, die dem Beobachter die Gehörsempfindungen verraten, sind nicht derart, daß sie uns über die Abstufungen, über das Verhältnis dieser Empfindungen belehren könnten; sie zeigen uns nur ganz allgemein, daß das Kind hört. Wahrscheinlich ist, daß es zwischen der völligen Taubheit der ersten Tage und dem Zeitpunkte des vollständigen Hörens Zwischenzustände giebt, indem sich das Organ nach und nach in der Weise entwickelt und kräftigt, daß es ohne Schädigung und ohne schmerzlich berührt zu werden, immer intensivere Schalleindrücke aufnehmen kann. Was würde geschehen, wenn ein durchdringender Schrei, ein schrilles Pfeifen, ein heftiges Getöse die Gehörsempfindlichkeit so erregte, wie es später geschieht? Das zu frühzeitige Hören müßte das Kind der Gefahr aussetzen, sein Gehör auf immer zu verlieren. Wenn der Kanonendonner bisweilen bei Erwachsenen Taubheit hervorruft, so müßte allzustarker Schall, wenn er empfunden würde, erst recht die Gefahr mit sich bringen, ein so zartes und ungeübtes Organ schmerzlich zu berühren und zu schädigen, gerade so, wie zu starkes Eingreifen bei einer Harfe oder Geige die Saiten zerreißt. Auf jeden Fall aber hätte eine verfrühte Gehörsempfindlichkeit andere Gefahren im Gefolge; sie könnten heftige Überreizungen des Nervensystems, sogar Konvulsionen hervorrufen. Die Natur schützt das Kind weise gegen den Anprall zu heftiger und zu zahlreicher Empfin-

¹⁾ [Sigismund meint, es dauere einige (drei bis acht) Wochen, bis das Kind schallempfindlich werde (Kind und Welt. S. 22). Nach neueren Beobachtungen ist diese Zeit viel zu lang bemessen. Miss Shinn bemerkte die Schallwirkung selbst erst am sechsten Tage; doch hatte sich dieselbe bei dem nämlichen Kinde andern Beobachtern schon früher gezeigt (am dritten oder vierten). Damit stimmt auch eine Mitteilung von Sharp. Siehe Shinn, *Notes on the development of a child*, p. 107. Sigismund hat offenbar die Zwischenzustände mitgerechnet, von denen nachher die Rede ist. U.]

dungen, indem sie das Ohr während einiger Wochen im Zustande der Dumpfheit läßt. Diese verhältnismäßige Taubheit des Neugeborenen gewährt — wie auch seine Halbblindheit — dem Organismus die Zeit, sich zu festigen, damit er später der ganzen Kraft und Mannigfaltigkeit der Empfindungen widerstehen kann. Ganz besonders auf das Kind lassen sich die Worte E. v. Hartmanns anwenden: „Was würde aus unserer armen Seele werden, wenn sie unausgesetzt der unendlichen Menge von Sinnesreizen entsprechen sollte, die unaufhörlich auf uns eindringen?“

Gleichwohl erscheint das Gehör von den ersten Tagen der Kindheit an mit den Eigenschaften, die dieser Sinn während des ganzen Lebens beibehält; es ist von allen Sinnen derjenige, dessen Eindrücke die Nerven am lebhaftesten erschüttern und die innersten Gemütszustände der Seele am tiefsten erregen. Wir wissen, daß der Schall als Erregungsmittel in jedem Alter das Übergewicht über die Form und selbst über die Farbe hat. Nicht bloß in der menschlichen Stimme, sondern im Schall jeder Art liegt etwas Eindringliches und Lebhaftes, das uns mit einer ganz andern Kraft innerlich ergreift als die buntesten und ansprechendsten Bilder. Gleichzeitig haben die Gehörseindrücke, falls sie einschmeichelnd und sanft sind, sowie etwas Harmonisches besitzen, den Vorzug, daß sie zu besänftigen, die Leidenschaften zu mäßigen und eine glückliche Seelenruhe zu erzeugen vermögen.

Die Thatsachen beweisen, daß das Kind in beiderlei Hinsicht die Einwirkung der Gehörseindrücke verhältnismäßig stark empfindet. Schon frühzeitig fährt der Neugeborene beim geringsten Geräusch zusammen. „Während der ersten vierzehn Tage, sagt Darwin, fuhr mein Kind oft auf, wenn es ein plötzliches Geräusch hörte, und zwinkerte mit den Augen. Derselbe Umstand wurde während der ersten vierzehn Tage auch bei einigen meiner andern Kinder beobachtet. Als es sechsundsechszig Tage alt war, nieste ich einmal zufällig, worauf es heftig zusammenfuhr, das Gesicht verzog, ganz erschreckt aussah und laut zu schreien anfang; eine ganze Stunde lang befand es sich in einem Zustande, den man bei einer ältern Person nervös nennen würde, indem es bei jedem geringen Geräusch zusammenfuhr“¹⁾. Allerdings be-

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kleinere Schriften, herausgeg. von Krause. II, 135. Der von E. Sharp beobachtete Knabe fuhr am dritten oder

wirken neue Gegenstände, die dem Kinde plötzlich vor Augen kommen, gleichfalls Bewegungen der Überraschung und Zusammenfahren aus Furcht; gleichwohl machen die Gehörseindrücke, wie Darwin ebenfalls beobachtet hat, das Kind viel häufiger und wie wir hinzufügen, viel heftiger erzittern als die Gesichtsempfindungen.

Andrerseits haben wir alle die beschwichtigende Macht gesehen, welche die Gehörseindrücke in gewissen Fällen und unter gewissen Umständen auf die Empfindlichkeit des Kindes ausüben. Sein Schreien hört auf, wenn es die Stimme der Mutter vernimmt; seine Thränen trocknen, wenn die Wärterin singt¹⁾. Es scheint, daß die Anfänge seines ästhetischen Gefühls — unter der Form einer ursprünglichen Vorliebe für Musik — viel schneller durch das Gehör als durch die andern Sinne geweckt werden. Im Alter von einem Monat und einigen Tagen hörte der Sohn Tiedemanns zum erstenmal Klavierspielen, was ihn sehr zu belustigen schien. Preyer hat die Fortschritte dieser Empfindlichkeit für Musik aufgezeichnet. „In der sechsten Woche,“ sagt er, „blickte das Kind die Mutter, welche es durch Singen beruhigte, mit weit offenen Augen an — — — In der achten Woche bekundete es durch eine ungewöhnliche Spannung im Auge und lebhaftere Bewegungen der Arme und Beine bei jedem Forte sowie durch Lachen seine Befriedigung über das Klavierspiel. — — — Nach der elften Woche war die Leichtigkeit auffallend, mit der einzelne Töne, Tonleitern, Accorde die Aufmerksamkeit des Säuglings auf sich zogen, so daß auch die größte Unruhe jedesmal aufhörte, und mit Spannung im Auge gelauscht wurde, wenn sie erklangen“²⁾.

Indes darf man den musikalischen Geschmack des Kindes nicht zu hoch anschlagen. Zweifellos beruhigen es die sanften Intonationen, die mit halblauter Stimme gesummten Melodien am besten; zweifellos liebt es alles, was Rhythmus³⁾, Kadenz, Harmonie heißt;

vierten Tage zusammen, als ihn das Geräusch der Zeitung störte, die sein Vater las. Shinn, *Notes*, p. 107. U.]

¹⁾ Mit einem Jahre und zwei Tagen wurde das von Espinas beobachtete Kind, wenn die Person, die es trug, zu singen anfang, sogleich ruhig; es fing wieder zu schreien an, sobald sie aufhörte.

²⁾ Preyer, *Die Seele des Kindes*. S. 55—56.

³⁾ [Eine Ausnahme bildete das von Miss Shinn beobachtete Kind. Siehe *Notes*, p. 120. U.]

aber was ihm gefällt, das ist der Schall an sich, ganz abgesehen von seiner Beschaffenheit; es liebt das Geräusch um des Geräusches willen. Sobald seine Organe fähig sind, die Stärke des Schalles zu ertragen, ist sie ihm ein Element des Vergnügens. Was uns betäubt, was uns geräuschvoll und schreiend erscheint, macht dem Kinde Freude, vielleicht weil es sich durch sein eigenes durchdringendes Schreien an die allerunharmonischsten Töne gewöhnt hat, ganz besonders aber, weil für die angehende Sinnesempfindlichkeit alles angenehm ist, je stärker sogar, desto besser. Bei Kindern wie bei Wilden kann von ästhetischem Geschmack keine Rede sein; dieser setzt ein Auswählen, ein überlegendes Unterscheiden voraus, was die ursprüngliche Natur nicht vermag.

Wenn aber das kleine Kind an allen Geräuschen Vergnügen hat, so ist es nicht weniger wahr, daß es von den harmonischen und musikalischen Gehörseindrücken entzückt wird. Der Gehörssinn ist es, der beim Kinde zuerst den dunklen Sinn für Ordnung, Regelmäßigkeit und demgemäß den Sinn für das Schöne wachruft. Er ist es auch, der zuerst seine Intelligenz frei zu machen scheint. Wir haben gesagt, daß das Kind nach Verlauf von einigen Monaten die ihm bekannten Personen an ihrem Gesicht und Aussehen wiedererkennt; ich glaube aber, daß die Gehörseindrücke in diesem Punkte den Gesichtseindrücken gegenüber einen Vorsprung haben. Das von Cuignet beobachtete Kind erkannte im Alter von einem Monat noch niemand mittelst des Gesichtes wieder; es kam ihm nicht darauf an, wer es trug oder auf dem Arm hielt; aber es unterschied seine Mutter schon an der Stimme. Man müßte den Vers des Dichters abändern und sagen:

Incipe, parve puer, lingua cognoscere matrem!

Die menschliche Stimme, besonders die Stimme der Mutter, welche gleichsam der Zuruf der thätigen Intelligenz an die noch schlafende ist, findet vielleicht von allen Sinneseindrücken am schnellsten den Weg zur Aufmerksamkeit des Kindes. Natürliche Beziehungen erklären diese eigentümliche Macht, aber es muß außerdem darauf hingewiesen werden, daß das Kind mit der menschlichen Sprache schnell vertraut wird, weil sie der Schall ist, den es am häufigsten zu hören Gelegenheit hat. Endlich ertönt das Wort der Mutter dicht neben dem Ohre des Neugeborenen und dringt während der langen Stunden des Zusammenseins in der sanftesten Weise in dasselbe ein.

Es bedarf übrigens langer Zeit, damit der Eindruck der menschlichen Stimme etwas anderes wird als eine dunkle Empfindung, nämlich eine deutliche Wahrnehmung. Das Kind würde viel schneller sprechen lernen, als es dies wirklich thut, wenn es fähig wäre, die verschiedenen Lautgliederungen sogleich zu unterscheiden. Die Schwierigkeit in der Wiedergabe der Laute rührt durchaus nicht allein von der Unerfahrenheit des Sprechorgans her; sie stammt zum großen Teil von dem Unbestimmten und Ungenauen der ersten Wahrnehmungen des Gehörs, das zu Anfang gegen die Stärke und die Höhe oder die Tonbeschaffenheit (Tonalität) der Laute sehr empfindlich ist, aber nur allmählich dahin gelangt, die Klangfarbe und die Lautgliederung zu unterscheiden.

Das Gehör vermag keineswegs sofort die Entfernung und die Richtung des Schalles wahrzunehmen. Espinas bemerkte zwar, wie er versichert, daß ein sieben Tage altes Kind die Augen aufschlug und auf eine Person richtete, die neben ihm laut sprach. In diesem Falle aber war es leicht, die Richtung der Stimme zu erkennen, weil die sprechende Person nur einige Schritte entfernt war und sich dem Kinde gerade gegenüber befand¹⁾. Wenn der Schall entfernt ist, so ist die Schwierigkeit viel größer, und das Kind überwindet sie nicht leicht, obwohl es dabei — wie wir selbst — durch die Thatsache unterstützt wird, daß das Gehörorgan doppelseitig ist, und daß die Schallwellen, jede nach ihrem Ursprung und ihrer Herkunft mehr oder weniger, das rechte oder das linke Ohr treffen. Der Sohn Darwins vermochte trotz seiner Schallempfindlichkeit im allgemeinen sogar im Alter von vier Monaten noch nicht mit Leichtigkeit die Richtung eines Schalles dergestalt zu erkennen, daß er die Augen nach der Ursprungsstelle gewandt hätte. Wir dürfen nicht vergessen, daß beim Aufsuchen der Richtung des Schalles mit dem innern Bedürfnis des Suchens begonnen werden muß, und das kleine Kind wird noch nicht ge-

¹⁾ Das von Taine beobachtete Mädchen erkannte im Alter von zweieinhalb Monaten offenbar die Richtung gewisser Laute, beispielsweise wenn es die Stimme der Großmutter hörte, wandte es den Kopf nach ihr. [Miss Shinn berichtet: „Vom fünften bis zum siebenten Monate schaute das Kind in das Gesicht der Person, die Klavier spielte; am fünfundvierzigsten Tage wandte es sich, als gespielt wurde, plötzlich um und sah nach den Tasten. Mit drei Monaten suchte es nach der Richtung, als jemand nieste.“ Siehe *Notes on the development etc.* p. 109. U.]

nügend durch den Trieb der Kausalität beherrscht, um auf den Gedanken zu kommen, bei einem entfernten Geräusch nach der Ursache zu suchen.

So ist es auch bei der Wahrnehmung der Entfernung, die nur aus Erfahrung und Urteil hervorgehen kann. Wir urteilen, daß ein uns im übrigen bekannter Schall, den wir schon mehrmals gehört haben, nahe ist, wenn er stark, entfernt, wenn er schwach ist. Nun kann man diese übrigens nur annähernde Schätzung unmöglich vom Kinde verlangen, da einesteils sein Gehör nicht empfindlich genug ist, um mit Leichtigkeit die verhältnismäßige Stärke des Schalles zu unterscheiden, und andernfalls sein Urteil noch nicht Kraft genug besitzt, um aus dem Stärkegrad auf den Unterschied in der Entfernung zu schließen. Ebenso wie der Blinde Cheseldens meinte, die Gegenstände seien ganz dicht vor oder vielleicht in seinen Augen, so würde auch ein Tauber, der plötzlich zu hören anfangt, ohne Zweifel glauben, die Schalleindrücke hätten ihren Ursprung in seinen Ohren.

II.

Wenn wir uns bei der Untersuchung über die Empfindungen und Wahrnehmungen nach der zeitlichen Reihenfolge hätten richten wollen, so wäre mit dem Geschmackssinn zu beginnen gewesen ¹⁾. Von einigen dunkeln Gefühlseindrücken abgesehen, die ihm vorausgegangen sind — und zwar schon vom Leben im Mutterleibe an — treten zuerst die Geschmacksempfindungen auf. Die Organe des Schmeckens sind von der Geburt an ausgebildet und zur Verrichtung befähigt ²⁾. Wir dürfen bei einem Organismus keine Entwicklung erwarten, der sehr wenig kompliziert ist, da er nur die Zunge, die sie bedeckenden Schleimdrüsen und die Nerven umfaßt, deren Verzweigungen sich in den Schleimdrüsen ausbreiten. Bei der ersten Berührung mit einer Substanz, die ge-

¹⁾ „Die Verrichtungen des Geschmacks und Geruchs nehmen im Tierleben den ersten Rang ein. Das Neugeborene macht davon gleich anfangs ohne Probieren und ohne Erfahrung Gebrauch; es riecht zuerst die Milch, begehrt sie und schmeckt sie. Das sind die ersten Determinationen, die es mit auf die Welt bringt.“ (Maine de Biran, *Fondements de la psychologie*, part II, sect. II.)

²⁾ [Siehe jedoch hierzu die Ausführungen Flechsig's in der Anmerkung auf S. 84. U.]

schmeckt werden kann, vermag also dieser Sinn sogleich in Thätigkeit zu treten. Während das Nahrungsbedürfnis und die instinktmäßigen Saugbewegungen den Säugling an die Mutterbrust fesseln, ermutigen angenehme Geschmackseindrücke diese Bemühung und tragen durch die Sinneserregung zur Vervollkommenung einer wesentlichen Verrichtung bei. Ohne mit den Endzwecken Mißbrauch treiben zu wollen, ist es doch schwer, in dieser Koordination verschiedener Mittel zu demselben Zwecke nicht die Absichten einer wohlwollenden und voraussehenden Natur zu erblicken.

Von der Brust der Mutter kommt dem Kinde also nicht nur der Stoff, der es nährt, sondern auch so ziemlich das erste Vergnügen, die erste Empfindung. Diese Empfindung ist übrigens nicht ausschließlich eine Geschmacksempfindung; hier ist auch das Gefühl beteiligt; die Zunge und die Lippen besitzen thatsächlich ein sehr lebhaftes Tastgefühl. Vielleicht erwirbt das Kind, indem es die Mutterbrust in seinem Munde pfeßt, auch die erste dunkle Vorstellung von dem Aufsen sein.

Wir wagen indes nicht zu behaupten, daß die Saugthätigkeit und die daraus hervorgehenden Geschmackseindrücke wirklich von Bewußtsein begleitet seien. Der Säugling nähert infolge eines instinktmäßigen Antriebs den Kopf oder die Lippen seiner Lebensquelle, und die wiederholte Erneuerung einer ursprünglich mechanischen Thätigkeit ist wahrscheinlich notwendig, damit das Bewußtsein erwacht. Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß das Kind frühzeitig einen Unterschied zu machen weiß zwischen dem eigenartigen Geschmack der Milch, mit der es genährt wird, und den andern schmeckbaren Substanzen.

Man findet häufig Säuglinge, die sich nicht an eine neue Amme gewöhnen können, und obwohl, von der Gewohnheit der allgemeinen Sensibilität abgesehen, zum großen Teil die Geruchseindrücke diese Abneigung zu erklären vermögen, so ist es doch sicher, daß hier am meisten der Geschmack eingreift. Ebenso wie wir erkennen, ob der Wein, den man uns heute vorsetzt, derselbe oder nicht derselbe ist, den wir gestern erhielten, so wird auch das Kind sogleich gewahr, ob ein Wechsel in der Milch stattgefunden hat, die es zu sich nimmt. Ich erinnere mich, daß ein mittelst der Saugflasche genährtes Kind mit verzweifelter Entschiedenheit das dargebotene Getränk zurückwies, wenn es

etwas weniger gezuckert war als gewöhnlich. Da die Nahrungsaufnahme die Thätigkeit ist, in der sich das Leben des Neugeborenen fast vollständig konzentriert, so entwickelt sich in dem Kreise dieser Eindrücke zuerst die Fähigkeit des Vergleichens zwischen den verschiedenen Empfindungen, und hier bekundet sich auch die Macht der Gewohnheit. In der That, wenn das Kind während der Zeit des Stillens und nach der Entwöhnung eine deutlich wahrnehmbare Bevorzugung des Süßen und Gezuckerten zu erkennen giebt, so geschieht das weder allein aus Instinkt und angeborenem Geschmack¹⁾, noch weil der Organismus den Zucker sozusagen infolge eines natürlichen Appetits begehrt: diese Bevorzugung wird zum Teil durch die Gewohnheit bestimmt, — die Gewohnheit einer und derselben gleichmäÙig süßen und gezuckerten Nahrung — die den Übergang zu einer andern Speise schwierig und unangenehm macht.

Thatsächlich ist zu bemerken, daß das einmal entwöhnte Kind fast immer eine Art Furcht und wenigstens einen vorübergehenden Widerwillen kundgiebt, wenn man ihm neue Speisen reicht. Selbst bei denjenigen, die es liebt, wenn es sie mehrmals gekostet hat, ist es selten, daß sie beim erstenmal nicht zurückgewiesen werden. Jede ungewohnte Geschmacksempfindung stört das Kind und zwar in einem viel höhern Grade als die neuen Ein-

¹⁾ Wir erkennen ohne weiteres an, daß in der Vorliebe des Kindes für das SüÙe und demgemäÙ für Milch etwas InstinktmäÙiges und Angeborenes vorliegt. Über diesen Gegenstand giebt es ein altes Experiment Galens, das, was die Tiere anlangt, entscheidend ist. Galen stellte ein neugeborenes Böcklein, das noch nicht gesaugt hatte, vor eine Reihe ganz ähnlicher Schalen, von denen jede mit einem andern Nahrungsmittel, mit Milch, Öl, Honig oder Mehl, gefüllt war. Das Böcklein beröhrte jedes GefäÙ, wählte aber dasjenige, welches die Milch enthielt. Romanes, der an dieses Experiment erinnert, schlieÙt daraus, daß die Thatsache des vererbten Gedächtnisses oder des Instinkts bei dem Böcklein feststehe. Er fügt hinzu: „Es ist deshalb wahrscheinlich, daß dasselbe teilweise auch für das Kind gilt, umsomehr, als dafür auch die Versuche Kufsmauls sprechen, welcher fand, daß selbst schon vor der aus dem Milchsaugen gewonnenen individuellen Erfahrung neugeborene Kinder groÙe Vorliebe für SüÙigkeiten zeigen. Denn je nachdem ihre Zunge mit Zucker oder mit Salzlösungen, Essig, Chinin benetzt wurde, vollführten neugeborene Kinder verschiedenartige Grimassen, indem sie sich von der Zuckerlösung erfreut zeigten, den andern Substanzen gegenüber aber eine saure bzw. bittere Miene u. dergl. machten.“ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Deutsche Ausgabe, Leipzig, 1885. S. 120.

drücke des Gesichts oder des Gehörs. Preyer hat diese Thatsache bei seinem Sohne mit anderthalb Jahren und sogar noch mit vier Jahren festgestellt (als dieses Kind später salzige Stoffe und gemischte Nahrung erhielt, war bei jeder neuen Geschmacksempfindung das erste, was auffiel, der Ausdruck der Überraschung), und noch im sechsten Vierteljahr, ja bisweilen im vierten Jahre schüttelte sich dasselbe förmlich, schloß die Augen und verzog das Gesicht in der wunderlichsten Weise, wenn es eine neue Speise kostete, die ihm aber trotz der Grimassen angenehm war; denn es verlangte oft genug unmittelbar darauf nach derselben und nahm sie dann bald mit dem Ausdrücke der Befriedigung¹⁾. Die Gewohnheit übt eine tyrannische Herrschaft in dem, was dem Kinde zusagt und was ihm widersteht. Der Beweis hierfür liegt in der erstaunlichen Verschiedenheit, welche die Empfindlichkeit selbst bei Erwachsenen in dieser Beziehung darbietet, da dieselbe Speise, welche bei den einen Würgebewegungen veranlaßt, von andern ganz besonders bevorzugt wird.

Nachdem wir dies bemerkt haben und ferner vollständig zugeben, daß es Stoffe geben kann, die an sich fast ohne Geschmack sind und allein aus Gewohnheit vorgezogen oder verabscheut werden, glauben wir nichtsdestoweniger, daß der Geschmack des ganz kleinen Kindes auf natürliche und instinktmäßige Weise die angenehmen Eindrücke von den unangenehmen unterscheidet. Die Amme in „Romeo und Julia“ erzählt, daß sie an dem Tage der Entwöhnung Julias Wermut auf die Brust gelegt habe:

Als es den Wermut auf der Warze schmeckte
Und fand ihn bitter — närrisches kleines Ding —
Wie's böse ward und zog der Brust ein G'sicht²⁾!

Aber bereits vor der Entwöhnung, d. h. von den ersten Tagen an, ruft das Bittere, Sauere und Salzige u. s. w. beim Kinde Abwehrbewegungen und Grimassen des Mißvergnügens hervor³⁾. Während es an einem Stück Zucker begierig saugt, weist es eine Arznei mit Heftigkeit zurück. Später wird die wahrnehmbare Vorliebe und die unüberwindliche Abneigung noch stärker. Wir

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 78.

²⁾ Romeo und Julia, I, III. Deutsch von Schlegel.

³⁾ [„Ein Kind nahm am ersten oder zweiten Tage Ricinusöl, ohne das Gesicht zu verziehen, wies es aber einen oder zwei Tage später hartnäckig ab.“ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 13. U.]

haben gesehen, wie ein vierjähriges, gewöhnlich sehr folgsames Kind durch keine Bitte und durch keine Drohung zu bewegen war, von einem Gericht junger Erbsen zu essen. Diese instinktmäßige heftige Abneigung ist so mächtig, daß bisweilen der bloße Anblick verabscheuter Speisen einen wahren Zornesausbruch hervorruft; zum wenigsten hält das Kind die Hand vor die Augen, um die Speise nicht zu sehen, die ihm zuwider ist. Wir unsererseits haben niemals die Wirkungen jener glücklichen und leicht auszuführenden Wortsuggestion beobachtet, die Preyer mit Erfolg angewandt zu haben behauptet: wenn er seinen Sohn bewegen wollte, von einer Speise zu essen, so brauchte er nur mit entschiedenem Tone zu sagen „Das schmeckt gut!“ und dem überzeugten Kinde schmeckte es wirklich gut. Obwohl bei den Geschmackseindrücken ein gut Teil Einbildungskraft mitspielt — bei dem Wohlgeschmack, der verbessert, bei der Gewohnheit, die gehemmt werden kann — so finden wir in ihnen auch einen bleibenden Hintergrund von instinktmäßiger heftiger Abneigung und Vorliebe, der dem Angeborenen oder dem Vererbten entstammt, und Preyer ist besser beraten, wenn er ein wenig im Widerspruche mit sich selbst erklärt, daß er es sich zur praktischen Regel gemacht habe, niemals einem kleinen Kinde Speisen aufzunötigen, die ihm widerstehen ¹⁾).

Der Geruch wirkt mit dem Geschmack zusammen, und diese beiden Sinne, deren Organe örtlich einander so nahe liegen, haben eine große Ähnlichkeit ²⁾. Auch der Riechapparat ist sehr einfach: ein häutiges Gebilde, welches das Innere der Nase bekleidet, und ein besonderer Nerv, der sich darin verzweigt. Es wäre da-

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes. S. 83.

²⁾ [„Eine besondere Schmecksphäre läßt sich an der Großhirnrinde nicht nachweisen; sie gliedert sich entweder an die Riech- oder an die Körperfühlsphäre an.“ Flechsig. U.] Es ist nicht sicher, ob von Anfang an eine Differenzierung zwischen den beiden Sinnen besteht. Vielleicht hat das Kind zuerst keine besondern Geschmacks- und Geruchsempfindungen, sondern eine Mischung von beiden: Der Geruch der Milch gesellt sich zu ihrem Geschmacke. Wenn man das Kind an eine Blume riechen läßt, so öffnet es den Mund. Siehe Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 18. [„Wenn ich es verhin- derte, eine Rose oder einen Veilchenstrauß, die ich ihm unter die Nase hielt, zu ergreifen, so forderte es sie durch Mienen und Gesten; näherte ich wieder die Blume oder den Strauß seiner Nase, so öffnete es den Mund und blieb eine Zeit lang unbeweglich, vor Vergnügen lächelnd, liegen.“ Perez a. a. O. U.]

her natürlich, wenn die Entwicklung der Geruchsempfindungen ebenso schnell, ebenso frühzeitig vor sich ginge wie die der Geschmacksempfindungen, und es würde wahrscheinlich auch so sein, wenn sie in gleichem Maße nützlich wären. Die Nützlichkeit, d. h. die Einrichtung für einen Zweck, den die Bedürfnisse der Natur verlangen, ist in der Entwicklung der Verrichtungen wie in der Entwicklung der Organe das große Agens der Beschleunigung. Darin liegt der Grund, weshalb die Geruchsempfindungen, deren Nutzlosigkeit für den Menschen gar nicht zu bestreiten ist, während sie hingegen für das Leben der Tiere so wichtig sind, sich beim Menschen so wenig und beim Kinde so langsam entwickeln. Die Gleichgültigkeit des ganz kleinen Kindes gegen Gerüche stammt aus demselben Prinzip wie die wunderbare Fähigkeit des Witterns beim Hunde. Condillac machte sich über die natürliche Ordnung in der Entwicklung der Sinnesthätigkeit keine Sorge, auf jeden Fall respektierte er sie nicht, als er seine Statue bei ihrer Belebung zuerst an eine Rose riechen ließ. Rosen und Blumen sprechen zunächst nur zu den Augen des Kindes durch ihr Aussehen; ihre Düfte werden nicht empfunden. Rousseau hat das richtig beobachtet. „Es ist sicher, sagt er, daß der Geruchssinn bei den meisten Kindern noch sehr abgestumpft ist und fast völlig fehlt¹⁾).

Der erste Grund hierfür liegt, wie gesagt, darin, daß die Gerüche von allen Sinnesempfindungen am wenigsten Nutzen haben. Mit den Farben ist es an sich freilich nicht anders, aber sie existieren gleichzeitig mit der Ausdehnung; sie werden gleichzeitig mit den Formen wahrgenommen und tragen somit zur Kenntnis der Außenwelt bei. Die ausströmenden Düfte hingegen lehren uns über die Natur nichts oder fast nichts. Sie schweben in der Luft; sie entbehren sozusagen der Grundlage. Von den Nahrungsmitteln abgesehen — wir werden sogleich finden, daß unsere Regel gerade in diesem Punkte eine Ausnahme erleidet — können

¹⁾ Émile, Buch II. Rousseau giebt hierfür den wunderlichen Grund an, daß der Geruch der Sinn der Phantasie sei. [„Wer hat nicht an sich meine Erfahrung gemacht, daß oft ein ländlicher Blumenstrauß, welcher uns als Kindern im Dorf ein Lustwald gewesen, in späten Mannesjahren und in der Stadt unnennbare Zurückentzückungen in die göttliche Kindheit gegeben?“ Jean Paul, Levana. Reclamsche Ausgabe, S. 81. U.]

sie zum Wohlsein des körperlichen Lebens¹⁾ ebenso wenig beitragen wie zur Entwicklung der Intelligenz und zur Befriedigung des Wissensdranges. Sie sind übrigens, wie überhaupt, so auch beim Kinde die schwächsten aller Sinneseindrücke. Sie erschüttern niemals in starkem Maße die Sensibilität, der sie höchstens schmeicheln können, wenn sie angenehm sind, während sie im entgegengesetzten Falle nur ein leichtes Mißbehagen erzeugen. Endlich haben sie an sich durchaus keinen Wert, und sie bedeuten nur etwas, weil sie sich andern Eindrücken zugesellen, weil sie der Blume, die wir mit Vergnügen betrachten, sowie der Frucht, die wir gern essen, Duft verleihen.

Gerade in der letzten Form, als ein dem Geschmackseindrucke zugeselltes Element, bestimmt der Geruch das Kind. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das, was man einen appetitlichen Geruch nennt, die Sinnesempfindlichkeit des Säuglings nicht reizt, wenn derselbe keinen Hunger mehr hat. Da der Geruchssinn so eng mit dem Geschmackssinn verbunden ist, daß wir nichts kosten können, ohne es gleichzeitig zu riechen, so vermischen sich diese beiden Reihen von Sinnesempfindungen und regen sich gegenseitig an. Wahrscheinlich wird der Neugeborene mehr vom Geruch als von den Eindrücken, die er etwa vor der Geburt empfangen hat, geleitet und angezogen, da er, nahe an die Mutterbrust gelegt, sich lebhaft wendet, um sie zu fassen²⁾. Perez erwähnt Kinder von einigen Wochen, welche die neue Wärterin abwiesen, nur weil sie der Geruch des Atems oder des Körpers unangenehm

¹⁾ Weil die Geruchsempfindungen im tierischen Leben so großen Nutzen haben, sind sie bei den Fleischfressern und besonders beim Hunde so stark entwickelt. Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, S. 95: „An einem Feiertage, als die breiten Spazierwege von Regent's Park von Menschen wimmelten, nahm ich meinen Hund, dessen feine Nase mir bekannt war, mit spazieren, und als ich seine Aufmerksamkeit durch einen fremden Hund gefesselt sah, machte ich rasch eine Anzahl Zickzack-Gänge durch die breiten Alleen und stellte mich dann auf eine Bank, um meinen Hund zu beobachten. Nachdem derselbe herausgefunden, daß ich nicht die frühere Richtung innegehalten, ging er bis zu der Stelle zurück, wo er mich zuletzt gesehen hatte, nahm daselbst meine Spur auf und folgte derselben über alle von mir gemachten Biegungen und Windungen, bis er mich gefunden hatte.“

²⁾ „Die Abneigung vieler Säuglinge, in der ersten Woche, nachdem sie Frauenmilch erhalten haben, Kuhmilch zu nehmen, muß mehr auf den Geruch als auf den Geschmack bezogen werden, da sie mitunter, ohne zu kosten, die nahe gebrachte Milch ablehnen.“ Preyer, Seele des Kindes. S. 88.

berührte¹⁾. Endlich spielt der Geruch bei der Abneigung oder Vorliebe des Kindes hinsichtlich dieser oder jener Speise eine nicht unbedeutende Rolle.

Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß es dem kleinen Kinde den Gerüchen gegenüber mehr an Aufmerksamkeit fehlt als an Fähigkeit, sie zu empfinden. Die Beobachtungen, an die Preyer erinnert, beweisen das in überreichem Maße. „Kufsmann, sagt er, hat ermittelt, daß schlafende Neugeborene, wenn die Dufte der *Asa foetida* oder des sehr übelriechenden Dippelschen Öles ihnen in die Nase steigen, häufig die Augenlider fester zusammenkneifen, das Gesicht verziehen, unruhig werden, den Kopf und die Arme bewegen, erwachen und nach der Entfernung des Riechmittels wieder einschlafen“. Genzmer hat Ähnliches festgestellt. Um diese Beobachtungen zu vervollständigen, verlangt Preyer, daß ihm die Ammen zu Hilfe kommen, indem sie das Äußere des Saughütchens oder gar die Brustwarze mit einer stark riechenden Substanz bestreichen. „Dergleichen Untersuchungen wären sehr wünschenswert,“ sagt er, und es scheint, als ob er sie in seiner Umgebung mit Erfolg angeregt habe, da er von einem zwei Tage alten Mädchen spricht, „das hartnäckig die Brust verweigerte, nachdem man sie vorher mit etwas Petroleum bestrichen hatte.“ Daraus schlossen wir mit Preyer, daß sich die Geruchseindrücke verhältnismäßig spät deutlich bekunden. Sein Sohn war mit siebzehn Monaten noch nicht im stande, Geruch und Geschmack auseinander zu halten, und wenn man ihn an eine Hyazinthe riechen lassen wollte, so führte er die Blume zum Munde und nicht an die Nase. Erst im fünfzehnten Monate verursachte ihm Kölnisches Wasser sichtlich Vergnügen²⁾. Um endlich mit einer wichtigen Beobach-

¹⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 17.

²⁾ [Hierzu stimmt nicht die Beobachtung Chrismans, der über die Vorliebe seines anderthalb Jahre alten Töchterchens für Wohlgerüche berichtet. „Es würde sehr interessant und wertvoll sein, wenn wir eine Reihe wissenschaftlicher und planmäßiger Beobachtungen über den Geruchssinn bei Kindern besäßen.“ *One year with a single girl. Educational Review*. New York, 1895, Jan., p. 55. Über die auffälligen Mängel des Geruches und Geschmackes bei Idioten und Schwachsinnigen siehe Sollier, *Der Idiot und der Imbecille*. Deutsche Ausgabe, S. 42 ff. Die hervorstechenden Eigentümlichkeiten des Geschmacks und Geruchs bei perversen Naturen weisen darauf hin, daß man es hier mit Sinnen zu thun hat, die der genauen Untersuchung wohl wert sind. U.]

tung zu schliessen: Das kleine Kind riecht nur an wohlriechende Substanzen, wenn man sie ihm unter die Nase hält; es scheint durchaus nicht disponiert, nach derartigen Empfindungen zu suchen; es hat sozusagen keine thätige Spontaneität des Geruchssinns¹⁾.

III.

Das Tastgefühl stellt sich für eine umfassende und sofortige Entwicklung unter den günstigsten Bedingungen dar, und die Tasteindrücke stehen dem Kinde sogleich zur Verfügung. Zunächst ist der Apparat noch weniger kompliziert als derjenige des Geruchs oder des Geschmacks, weil er sich nur aus den in der Haut endenden Nerven zusammensetzt. Zugleich ist die Tastempfindlichkeit über den ganzen Körper verbreitet, wenn auch in sehr ungleichmäßiger Weise: die Zunge, die Lippen, die Hände und vor allem die Finger sind damit besonders begabt. Ausserdem ist der Vorgang, der den Tastsinn in Thätigkeit setzt, von der einfachsten Art: er besteht in einer mechanischen Berührung, in einem Drucke. Endlich läßt sich nicht daran zweifeln, daß dieser Sinn ausschließlich den Vorzug hat, in einem gewissen Mafse schon im Mutterleibe geübt zu sein. In diesem Punkte haben De Frarière und die Anhänger der Erziehung vor der Geburt recht. Das Kind hat schon im Mutterleibe schwache Berührungen empfunden; den dunkeln Empfindungen und den Reaktionen, die durch die aneinander stossenden Glieder des Kindes selbst oder durch Druck von aussen hervorgerufen werden, sind die Bewegungen zuzuschreiben, welche das Leben des Fötus verraten.

Man darf daher behaupten, daß das Kind von Geburt an im Besitze des Gefühlssinnes ist, wenigstens in dessen einfachster Gestalt und in seinen bloß passiven Verrichtungen. Thatsächlich übt er sich in zwei sehr verschiedenen Formen: zunächst als einfache Reizempfänglichkeit bei äußerer Berührung; sodann — und besonders dadurch erlangt er seine Bedeutung — als ein thätiges Organ, wobei die Körperbewegungen ihren Beitrag von besondern Empfindungen den eigentlichen Tasteindrücken hinzufügen.

Nirgends läßt sich der natürliche Gang der Entwicklung in Bezug auf die Regelung der Sinneserscheinungen besser zeigen: zunächst bloße subjektive Eindrücke, welche durch Muskel-

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 89.

zusammenziehungen veranlaßt werden, hierauf Empfindungen der Lust oder Unlust, endlich wirkliche Wahrnehmungen, bei denen sich das Subjekt nicht mehr allein in sich ergriffen fühlt, sondern wo sich die für die Erkenntnis der Dinge notwendige Unterscheidung eines empfindenden Subjekts und empfundenen Objekts vollzieht¹⁾.

Anfangs ist alles auf Nervenenerregungen beschränkt, die weder eine Vorstellung, noch auch vielleicht sofort eine Lust- oder Unlustempfindung, sondern nur Reflexthätigkeiten und unbewusste Bewegungen zur Folge haben. Wir nennen beispielsweise die Saugbewegungen, die man einfach dadurch hervorrufen kann, daß man die Zungenspitze oder die Lippen berührt, die Bewegungen der Augenlider, wenn man die Nase kitzelt, die Bewegungen der Beine, wenn man die Fußsohle reizt u. s. w. „Am siebenten Tage, sagt Darwin, berührte ich die nackte Sohle des Fußes meines Kindes mit einem Papierschnitzel, welches es wegschleuderte, indem es seine Zehen gleichzeitig einzog, wie wenn ein älteres Kind gekitzelt wird“²⁾. Man braucht einen Neugeborenen bloß bei der Taufhandlung gesehen zu haben, um zu wissen, wie empfindlich er gegen Berührungen ist.

Freilich ist in dem letztern Falle, beim Taufen nämlich, wo das kalte Wasser die Stirn des Kindes netzt, der Gefühlssinn nicht ausschließlichs als Sinn für Berührung, für Druck thätig, er bethätigt sich als Temperatursinn, auf den das Warme und Kalte einen lebhaften Eindruck macht. Wenn der Neugeborene aus seinem neunmonatlichen heißen Gefängnis auf einmal an die freie Luft kommt, so empfindet er eine plötzliche Abkühlung, die neben andern Reflexbewegungen das Niesen hervorbringt. Das Wärmebedürfnis und die Abneigung gegen das Kalte — vorausgesetzt selbst, daß aus ihnen anfänglich nicht Leiden oder Freuden hervorgehen — veranlassen beim Kinde, je nachdem sie behindert oder gefördert werden, verschiedene Reaktionen, sei es ein sanftes Ausstrecken des ganzen Körpers, der sich in einem lauwarmen Bade oder in einem wohlgewärmten Bette dehnt, seien es Zusammenziehungen und Verzerrungen bei der Berührung mit kaltem Wasser.

Es ist mit Sicherheit schwer zu sagen, ob die ersten Ein-

¹⁾ [Siehe übrigens hierzu Baldwin, Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Deutsch von Ortmann. S. 17 ff. U.]

²⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kl. Schr. II, 135. U.]

drücke des Organismus von Lust oder Unlust begleitet sind. In diesem Punkte scheinen sich die Beobachtungen zu widersprechen. Preyer sagt: „Als ich einem schreienden Kinde, dessen Kopf allein erst geboren war, ein Elfenbeinstiftchen oder einen Finger in den Mund steckte, fing es an zu saugen, riß die Augen auf und schien der Physiognomie nach ‚auf das Angenehmste überrascht‘ zu sein“¹⁾. Andererseits ist es möglich, daß die Pressungen, welche das Kind bei der Geburt erleidet, schon schmerzhaft sind. Wiederum sagt Preyer: „Ich habe zweimal ein Kind, dessen Kopf allein erst geboren war, schreien gehört, und der Gesichtsausdruck in diesem halbgeborenen Zustande war der der höchsten Unlust“²⁾.

Das halbgeborene Kind hätte also schon Lust oder Unlust empfunden! Nichts ist weniger sicher, und das Schreien, welches Preyer als Ausdruckszeichen des Leidens deutet, könnte nur von automatischen Bewegungen herrühren. Das Kind läßt sich von der Hebamme und von der Wärterin unter einer solch stumpfsinnigen Ruhe behandeln, daß man an eine vollständige Unempfindlichkeit, an eine Art natürlicher Anästhesie glauben möchte. Auf jeden Fall beobachtet die Natur hier wie überall das Gebot der Mäßigung oder der geringern Intensität der ersten Empfindungen. Das eben geborene Kind ist gegen schmerzhaft Berührungen weniger empfindlich als der Erwachsene. Man könnte meinen, in seinem noch weichen, zarten Fleische, auf seiner feinen, leicht verletzlichen Haut müßte der geringste Eingriff eine außerordentliche Erregung der Sensibilität hervorrufen. Doch damit ist es nichts; die gütige Natur hat die Wirkung der ersten Berührungseindrücke weise gelindert und gedämpft. Wir dürfen uns beim Kinde nicht durch den Schein täuschen lassen, d. h. durch die Lebhaftigkeit des Schreiens und Weinens, die zu der wirklichen Beschaffenheit der Empfindung fast stets im Mißverhältnis steht³⁾.

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 65.

²⁾ Preyer ebenda S. 64; siehe auch S. 20 das.

³⁾ [Ottolenghi hat über die Hautempfindlichkeit mit Bezug auf das Alter umfassende Untersuchungen angestellt. Hiernach haben neun- bis vierzehnjährige Kinder eine mittlere Empfindlichkeit; im Alter von vierzehn bis neunzehn Jahren erhöht sich dieselbe, von da bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre bleibt sie auf derselben Stufe; im spätern Alter ist sie am stärksten. Die

Wie dem aber auch sein mag, die Empfindlichkeit im eigentlichen Sinne des Worts, insofern sie das Prinzip der Lust oder Unlust ist, bekundet sich mit Bezug auf die Gefühlseindrücke, wenn nicht am ersten Tage, so doch nach Verlauf von einigen Wochen, sei es nun, daß sie sich auf den Tastsinn beschränken, sei es, daß sie auch den Temperatursinn angehen. Das Kind schreit in der Wiege, weil es vom Nafsliegen leidet. Es schreit, wenn beim Waschen das Wasser zu kalt, das Tuch oder die Hand zu rauh ist. Es schreit auch, wenn man es zu eng in die Windeln einschnürt, oder wenn eine Falte in der Umhüllung seine zarte Haut reibt. Es weist gewisse Speisen zurück, nicht weil sie dem Geschmack nicht behagen, sondern weil sie ihm nicht warm genug sind. Wer Zeuge einer der bisweilen schrecklichen Szenen beim Waschen, des häufigen Strampelns und Sträubens bei diesem täglichen Vorkommnis gewesen ist, wird sicher von der Hautempfindlichkeit des Kindes überzeugt sein.

Alle Beobachter sind darin einig, daß sie bei Kindern, die einige Wochen alt sind, das Dasein von unangenehmen Gefühlseindrücken anerkennen, die, wie Perez sagt, „Gesichterschneiden, Schreien, lebhaft Unruhe der Arme und des Körpers, sowie Bewegungen der Hände nach dem Gesichte hervorrufen.“ Andererseits versichert Perez, daß er von Lustempfindungen bei Kindern unter zwei Monaten keine Spur bemerkt habe¹⁾. Nach unserer Meinung kommt das daher, daß sich die Unlustempfindungen leichter verraten als die Lustempfindungen. Wenn sich die angenehmen Empfindungen, welche durch den sanften Druck der Mutterbrust, durch die zarte Berührung einer liebkosenden Hand oder eines weichen Stoffes beim Kinde nicht äußern, so darf man daraus keineswegs auf das Fehlen dieser Empfindungen schließen; es mangelt ihnen nur der Ausdruck. Unstreitig findet die Unlust eher die Mittel, sich auszudrücken, als die Lust, und die Gründe

Schmerzempfindlichkeit ist im frühesten Lebensalter sehr gering, nimmt aber mit dem Alter zu, falls sie nicht durch besondere Umstände in der Entwicklung gehemmt wird. (Siehe z. B. Sollier, *Der Idiot und der Imbecille*, S. 5 ff.) Die mangelhafte Entwicklung der Schmerzempfindlichkeit soll in der engsten Beziehung zum mangelhaften Mitgefühl gewisser Personen stehen. Ottolenghi, *La sensibilità e l'età*. Turin, 1894. U.]

¹⁾ Siehe Anm. 1, S. 120.

dieser Priorität lassen sich leicht begreifen. Der Ausdruck des Schmerzes ist thatsächlich ein Ausdruck des Bedürfnisses und der Notwendigkeit, weil der Schmerz — obwohl häufig, so doch anormal — von Funktionsstörungen herrührt, das Leben oder die Gesundheit bedroht und infolgedessen den Ruf nach Hilfe veranlaßt. Die Lustempfindung hingegen, die einem gesunden Zustande der Organe und einer regelrechten Entwicklung der Fähigkeiten entspricht, strebt nicht mit derselben Kraft nach ihrer äußern Kundgebung. Aus ihrem Latentbleiben geht nichts Unzuträgliches hervor; der Ausdruck der Lust ist, wenn ich so sagen darf, ein Luxusausdruck, dessen sich das Kind eine Zeit lang enthalten kann.

Besonders das aktive Fühlen hat sehr lebhafte und fortwährend erneuerte Lustempfindungen im Gefolge; aber die passiven Eindrücke der Haut reichen aus, um angenehme Empfindungen zu erzeugen. Die Anziehungskraft, welche die Mutter oder die Wärterin auf das kleine Kind ausübt, ist durchaus nicht nur die Wirkung des Nahrungsbedürfnisses; sie stammt auch, wenigstens zum kleinen Teile, aus der Lustempfindung, die das Sanfte und Warme hervorbringt. Preyer erwähnt ein sieben Tage altes Kind, dessen Schlaf durch ein ziemlich starkes Geräusch nicht gestört wurde, das aber sofort aufwachte, wenn es mit dem Gesichte seiner Mutter in Berührung kam.

Mit der Entwicklung des aktiven Fühlens erfährt das Kind nicht nur Empfindungen des bloßen Wohlseins; sein Vergnügen steigert sich bis zur Freude, und wir treffen hier auf eine der ergiebigsten Quellen angenehmer Empfindungen der Kindheit¹⁾. Wenn das Kind alle Dinge, deren es habhaft werden kann, zum Munde führt, wenn es einen beliebigen körperlichen Gegenstand mit den Lippen preßt und an ihm saugt, so darf man darin durchaus nicht allein einen Nachklang des Saugens an der Mutterbrust, eine Täuschung des düpierten Nahrungstriebes sehen, noch auch mit Preyer glauben, daß das Kind bei dem beharrlichen Saugen an dem dargehaltenen Finger in seiner Einfalt die Hoffnung hege,

¹⁾ [Siehe hierzu die interessanten Ausführungen in Karl Groos' wertvollem Werke „Die Spiele der Menschen“. Jena, 1899, S. 8 ff. (Die spielende Betätigung der sensorischen Apparate.) U.]

derselbe werde sich Milch entlocken lassen. Das geschieht einfach, weil es Vergnügen daran findet, zu tasten, mit den Lippen alles zu befühlen, was ihm Gelegenheit bietet, seine Nerven und Muskeln gleichzeitig zu üben, und wenn es sich seiner Hände und Finger bedienen lernt, so macht es ihm große Freude, dasselbe Spielzeug oder irgend einen Gegenstand hundertmal zu drehen und zu wenden, nicht allein, weil sein Wissensdrang befriedigt wird, sondern hauptsächlich, weil ihm diese Übung im Tastens an sich angenehm ist.

In dieser neuen Form ist der Tastsinn nur ein Zubehör dessen, was die neuere Psychologie mit Recht als „Muskelsinn“ unterscheidet. Die Muskeln verändern sozusagen die Lage der Gefühlsorgane. Sie ermöglichen es der Hand, sich um den Körper zu bewegen, den sie berührt; sie geben den Fingern jene Biegsamkeit, jene Geschmeidigkeit, deren sie bedürfen, um über die verschiedenen Außenseiten eines Buches, über die Kanten oder Umrisse eines viereckigen oder runden Gegenstandes zu fahren. Mit einem Worte: dank der Muskeln kompliziert sich der Tastsinn; er wird zu einer Gesamtheit von besondern und unmittelbaren Empfindungen und von Bewegungen, die andere daraus folgende Empfindungen und auch wirkliche Wahrnehmungen hervorrufen. Besonders hierdurch wird das Fühlen wirklich aktiv, und — gegen Druck, Gewicht und Widerstand der körperlichen Gegenstände empfindlich — bereitet es die Erwerbung der Vorstellung des Draußenseins vor.

Das ist übrigens eine sehr langsame Erwerbung, die eine Reihe von unsichern Versuchen voraussetzt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Vorstellung des Nicht-Ich derjenigen des Ich vorausgehen muß. Und wie viel Zeit braucht das Kind, um zu der scheinbar so einfachen Thätigkeit des Bewußtseins zu gelangen, durch die es sich zu allen Dingen der Außenwelt in Gegensatz stellt! Zweifellos vermag der Neugeborene von Anfang an seinen eigenen Körper nicht von andern Körpern zu unterscheiden. Bei der Unbestimmtheit seiner ersten Empfindungen wird sein Fuß, den er so gerne berührt und betastet, seine Hand, wenn er sie zum Munde führt, — trotz des unterschiedlichen Eindruckes, der aus der doppelten gleichzeitigen Empfindung in diesem Falle hervorgehen muß — von ihm nicht deutlich von allen andern Gegenständen unterschieden, die er zu ergreifen Gelegenheit hat.

„Im Alter von etwa einem Jahre, sagt Romanes, ist dem Kinde sein eigener Organismus als ein Teil seines Ich oder, besser gesagt, als in irgend welcher Beziehung zu seinen Gefühlen stehend [nicht] bekannt.“ Preyer beobachtete, daß sein über ein Jahr alter Knabe in seinen eigenen Arm biß, als habe er einen fremden Gegenstand vor sich; sonach könnte man sagen, daß er weniger Bewußtsein von einem zu seinem Ich gehörenden Gliede hatte, als Buffons Papagei, der nach seiner eigenen Klaue rief und sein Verlangen damit erfüllte, daß er sich die Klaue in den Schnabel steckte, ganz so, wie er sie irgend jemand zu reichen pflegte, wenn man ihn in denselben Worten („die Klaue!“) dazu aufforderte“ ¹⁾.

Preyer hat über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, eine große Zahl von Beobachtungen gemacht. Er sagt: „Ehe das Kind im Stande ist, seine ihm selbst fühlbaren und sichtbaren Körperteile als ihm gehörig zu erkennen, muß es eine große Anzahl von Erfahrungen gemacht haben — — Vierordt meint, eine Trennung der Gemeingefühle von den auf die Außenwelt bezüglichen Empfindungen sei vorhanden im dritten Monat. Ich kann ihm nicht zustimmen. Im neunten Monat noch werden die Füße mit den kleinen Händen eifrig, allerdings nicht mehr so eifrig wie vorher, betastet und die Zehen wie ein neues Spielzeug in den Mund geführt. Ja sogar im neunzehnten Monat ist ihm noch nicht klar, was alles zum eignen Körper gehört. Das Kind hatte einen Schuh verloren. Ich sagte: „Gieb den Schuh!“ Es bückte sich, ergriff ihn und gab ihn mir. Als ich dann dem auf dem Fußboden aufrecht stehenden Kinde sagte: „Gieb den Fuß!“, in der Meinung, es werde ihn mir hinhalten, ihn mir entgegenstrecken, griff es mit beiden Händen nach dem Fuß und bemühte sich lange mit Anstrengung, ihn zu erfassen und darzureichen“ ²⁾.

Die Sinne lassen sich ursprünglich genau genommen nicht als Wahrnehmungsorgane für die Außenwelt bezeichnen. Die Außenwelt existiert für das Kind noch nicht. Seine ersten Empfindungen

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. S. 201. [In der deutschen Übersetzung scheint das „nicht“ irrtümlich weggelassen zu sein. U.]

²⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 381 f.

und Wahrnehmungen sind weder objektiv noch subjektiv; sie sind nur Eindrücke oder Vorstellungen, die sozusagen in der Luft schweben und vom Kinde nicht lokalisiert werden. Vielleicht mehr noch als die Vergleichung der Gesichts- und Gefühlswahrnehmungen lehrt der Schmerz das Kind die Unterscheidung von Subjekt und Objekt. Die Lokalisation des Schmerzes vollzieht sich übrigens nicht sogleich. „Die neugeborenen Tiere,“ sagt H o u z e a u, „vermögen die schmerzhaften Eindrücke zu lokalisieren. Beim Kinde ist das nicht so. „Mit vierzehn Jahren,“ fügt E g g e r hinzu, hatte sich Emil eine Hautabschürfung am Finger zugezogen. Er weinte, ohne seinen Finger zu zeigen. Einige Tage vorher war er auf die Nase gefallen, so daß das Blut hervorquoll, ohne daß er anscheinend besser begriffen hatte, wo der Sitz des Übels war“¹⁾.

Indem das Kind mit der Hand über seinen Körper fährt, indem es sich all den kleinen Versuchen hingibt, die es am Kopfe und an den Gliedern anstellt, erwirbt es nach und nach die Vorstellung von der Form und der Grenze seines eignen Körpers, aber ohne vielleicht zu wissen, daß dieser Körper ihm gehört. Man redet mit Unrecht von einem „Vitalsinn“, der uns das Bewußtsein der Ausbreitung unseres körperlichen Wesens verleihe, der uns in einem gewissen Grade die Vorstellung einer Region, in der unser Herz schlägt, einer andern, wo wir denken, eingäbe²⁾. Wir wissen nicht, wo unser Herz ist, bis wir es aus der Anatomie erfahren haben, und das kleine Kind würde ohne Zweifel überrascht sein, wenn man es fragen könnte, wo das Geistesleben seinen Sitz habe, aber mit Hilfe des Sehens und Fühlens vermag es von selbst zu lernen, daß es sein Körper, sein Fleisch ist, das weh thut, das in der Krankheit vom Schmerze gequält wird, das sich verbrennt oder vor Kälte fröstelt, oder auch umgekehrt sich an dem Vergnügen der Berührung durch eine sanfte und liebkosende Hand ergötzt. So beginnt das allgemeine Gefühl des Ich, wohlverstanden eines unteilbaren und undeutlichen Ich, bei dem noch keine Rede davon ist, daß der Körper als etwas außer unserer Seele betrachtet wird. Nachdem sich dieses allgemeine Gefühl

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions de l'intelligence etc.*, p. 26.

²⁾ Mailliet, *Éléments de psychologie de l'homme*, p. 139.

einmal gebildet hat — vielleicht noch mehr durch die Lokalisationen der Sinnesempfindlichkeit, als durch die Gesichts- oder Tastwahrnehmungen der Form oder des Widerstandes der verschiedenen körperlichen Teile seines Wesens — so ist das Kind fortan im stande, durch Betrachten, Berühren und Handhaben der Gegenstände zu erkennen, was von ihm selbst verschieden und außerhalb seiner kleinen Person ist.

Fünftes Kapitel.

Die ersten Gemütsbewegungen und ihr Ausdruck.

I. Gleichgewicht von Lust und Unlust. — Die unangenehmen Sinneseindrücke. — Unlustempfindungen infolge des Hungers, des Mangels an Bewegung und des Schlafbedürfnisses. — Die Krisis des Zahnens. — Die Entwöhnung und die trübe Stimmung dabei. — Wechselbezügliche Lustzustände. — Die einfachsten Empfindungen als Quellen der Lust. — — II. Zusammengesetztere Erscheinungen der Gemütsempfindlichkeit. — Kleine Leidenschaften. — Die Nahrungsgier. — Egoistische Gemütsbewegungen. — Die Furcht. — Ist sie angeboren oder erworben? — Die Furcht vor dem Neuen, dem Unbekannten. — Die Furcht vor der Dunkelheit. — Die Rolle der Überraschung beim Fürchten der Kinder. — Ähnlichkeiten mit den Beobachtungen an Tieren. — Verschiedene Formen der Furcht. — Die Furcht entstammt der Intelligenz und der Phantasie. — Allgemeine Ahnung eines möglichen Übels. — — III. Übergang von den egoistischen Gemütsbewegungen zu den Gemütsbewegungen der Zuneigung. — Instinktmäßige Neigung zu lieben. — Verhältnismäßige Spontaneität des Mitgefühls. — Die Zuneigung des Kindes hervorgerufen durch die Zuneigung der Eltern. — Eigentümlichkeiten des kindlichen Egoismus. — Mitgefühl des Kindes gegenüber den Tieren. — Gefühlsübertragung. — — IV. Ausdruck der Gemütsbewegungen. — Die Ausdrucksfähigkeit beim Kinde. — Das Lächeln und Lachen. — Bloß automatischer Charakter des ersten Lächelns. — Der Zeitpunkt, an dem das Lächeln eintritt. — Verschiedene Ursachen des Lächelns als Ausdruck. — Einfluß der allgemeinen körperlichen und seelischen Dispositionen. — Die Thränen. — Der Zeitpunkt, an dem die ersten Thränen eintreten. — Ihre verschiedene Bedeutung. — Andere Ausdruckszeichen des Kindes.

I.

Wenn man die Dinge ohne Voreingenommenheit betrachtet, so ist das Leben des Kindes wie das menschliche Leben überhaupt ein Gemisch von Lust und Leid, und wenn sich das Zünglein der Wage in der ersten Zeit nach der Seite des Übels neigt, so stellt

sich das Gleichgewicht alsbald wieder her, um gegen das zweite Jahr, wo die Zahnung vorüber ist, zum Vorteil des Guten aufs neue aufgehoben zu werden.

Lassen wir die Frage beiseite, ob der Nengeborene sein Leben mit einem angenehmen oder unangenehmen Eindrucke beginnt. In dem Buche *Du Plaisir et de la Douleur* behauptet Boullier besonders aus metaphysischen Gründen, die Lust müsse der Unlust voraufgehen, wenn auch nur in einem ganz flüchtigen Augenblicke¹⁾. Wir glauben nicht an diese Reihenfolge als notwendiges Gesetz der Sensibilität, da die Unlust eben so gut gegeben ist wie die Lust. Wie dem aber auch sein mag, die Frage ist in der einen oder andern Weise bereits während des Lebens im Mutterleibe entschieden; das Kind hat mit der unbestimmten Empfindung von Lust und Unlust nicht bis zur Geburt gewartet.

Betrachten wir zuerst die Unlust. Wir kommen nicht wieder auf diejenige zurück, die aus der Thätigkeit der fünf Sinne hervorgeht²⁾. Es sei nur bemerkt, daß ursprünglich alle Sinneseindrücke mit Ausnahme des Milchgeschmacks oder der Wärmeempfindung dem Kinde unangenehm sind. Was sehr bald eine Quelle des Vergnügens wird, wie Sehen und Hören, ist anfangs nur eine Quelle des Leidens. Die Nerven können in ihrer Zartheit weder das Licht noch das Geräusch ertragen. Nicht weniger bemerkenswert ist, daß in einer zweiten Periode, wenn die Empfindungen einen etwas entwickelteren Zustand angenommen haben, alle oder fast alle Gesichts- und Gehörseindrücke dem Kinde gefallen, weil sie alle seine nunmehr gekräftigten Organe anregen. Es ist Zeit nötig, damit eine natürliche Auslese unter den Formen, Farben und Schalleindrücken die beiden Klassen des Angenehmen und Unangenehmen einrichtet; damit das Kind, dem zuerst alles gefällt,

¹⁾ Da jeder Schmerz eine Hemmung unserer Thätigkeit, irgend ein Hindernis der Thätigkeitsprinzipien unseres Wesens zur Ursache hat, so muß im Gegensatz zu Leibniz und Kant daraus geschlossen werden, daß die erste Thatsache unserer Natur nicht der Schmerz, sondern die Lust ist. (Boullier, *Du plaisir et de la douleur*, p. 191.) Leibniz im Gegenteil hielt dafür, daß nicht deutlich wahrnehmbare Schmerzen oder Halbschmerzen die notwendigen Bedingungen der Lust seien. „Ohne diese Halbschmerzen,“ sagt er, „würde es keine Lust geben; es würde kein Mittel geben, gewahr zu werden, daß etwas uns hilft und die Hindernisse beseitigt, die unserm Wohlbefinden entgegenstehen.“ (*Opera philosophica*. Ed. Erdmann, p. 248.)

²⁾ Siehe Kapitel III und IV.

was glänzt und schallt, einen Unterschied macht zwischen einem abgeschmackten, in grelle Farben gekleideten Hanswurst und einer künstlerischen Puppe mit gut zusammengestellten Farbentönen, zwischen dem Geräusch der Klapper und dem Wohlklang des Klaviers.

Im allgemeinen sind übrigens die Eindrücke der fünf Sinne (und zwar während des ganzen Lebens) eher unangenehm — falls sie überhaupt unangenehm sind —, denn wirklich schmerzhaft. Da sie in einem Teile des Körpers lokalisiert sind, geht ihre Nachwirkung im Organismus nicht tief genug, um zum Schmerz zu werden. Auszunehmen sind die Berührungsempfindungen, wenigstens Wärme und Kälte¹⁾. Das Kind ist sehr empfindlich gegen die Kälte. Durch die hohe Temperatur im Mutterleibe verweichlicht, kann es sich nur schwer an die freie Luft gewöhnen, und wenn es Szenen macht, wenn man es waschen will, so fürchtet es sich weniger vor dem Waschen selbst als vor dessen Kälte²⁾. Es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß eine intensive Kälte ihm wirkliches Leiden verursacht; denn es kann sogar davon sterben.

Eine zweite Reihe von Leiden geht aus den organischen Verrichtungen der Ernährung und Atmung hervor, sowie aus den Bedürfnissen, die mit diesen Verrichtungen im Zusammenhang stehen. Unter allen kleinen Beschwerden des Kindesalters giebt es keins, welches die Schmerzempfindlichkeit des Säuglings mehr auf die Probe stellt, als eine unzureichende, schlecht geregelte oder durch irgend eine Ursache gestörte Ernährung. Ich habe einen meiner Söhne mit vier und einem halben Monat die ersten Thränen vergießen sehen; der Grund davon war ganz prosaisch: seine Amme hatte zu viel grüne Bohnen gegessen! Ein drei Monate altes Kind, dem die Mutter die Brust gab, als sie einen heftigen Zornesausbruch gehabt hatte, wurde nach dem Saugen bleich wie der Tod, und das Ergebnis war ein Krampfanfall in der rechten und eine Lähmung in der linken Seite. Der Hunger

¹⁾ Der Temperatursinn existiert vielleicht noch nicht sofort, da das Kind während des Lebens im Mutterleibe einer gleichmäßigen Temperatur unterworfen war, aber die Veränderungen, denen es von der Geburt an ausgesetzt ist, entwickeln schnell die Empfindung des Kalten und Warmen.

²⁾ „Das jetzt so sehr empfohlene und gepriesene kalte Waschen paßt für zarte und schwache Kinder in den ersten zwölf Lebensmonaten durchaus nicht.“ Ammon, Mutterpflichten. S. 175.

ist das erste Bedürfnis des Kindes; wenn er nicht regelmäßig befriedigt wird, so ruft das daraus entstehende Übelbefinden beim Säugling Schreien und Weinen hervor, und wenn sich diese Leiden zu oft erneuern, so bereiten sie vielleicht für das Leben ein reizbares und nervöses Temperament vor. Man vergleiche nur die reichlich und die kümmerlich genährten Kinder mit Bezug auf ihren Charakter. Die einen sind ruhig, gelassen und zufrieden, die andern aufgeregt und unruhig. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß manche Charakterfehler des Mannes ihren Ursprung an der Brust einer unregelmäßig lebenden und kränklichen Amme genommen haben. Gutes Stillen ist nicht nur eine Bedingung der Gesundheit; es ist auch eine Grundursache der guten Stimmung. Beachten wir übrigens, daß während der ersten Monate die regelmäßig wiederkehrenden Gefühle des Hungers und Durstes häufiger auftreten und in kürzeren Zwischenräumen Befriedigung verlangen. Preyer weist darauf hin, daß der Magen um so öfter leer wird, je kleiner er ist, daß sich der Hunger um so seltener einstellt, je weiter die Zeitpunkte der notwendigen Nahrungsaufnahme auseinanderliegen. Im Anfang scheint das natürliche Bedürfnis alle zwei Stunden das Saugen zu verlangen; mit drei Monaten darf die Zwischenzeit drei oder vier Stunden betragen; später wird sie noch länger, und das Kind befreit sich nach und nach von dem Zwange, der es während der ersten Monate jeden Augenblick an der Mutterbrust hängen läßt.

Empfindungen, welche durch ungenügende oder unreine Luft verursacht werden, die mehr oder minder heftigen Beklemmungen, welche von Störungen des Blutumlaufes herrühren, bedürfen beim Kinde einer besondern Aufmerksamkeit nicht. Anders ist es mit den beim Kinde besonders lebhaften Empfindungen, die vom Muskelsinn und vom Bewegungsbedürfnis herkommen. Wenn das Kind in der Wiege schreit, so ist es nicht immer vom Hunger geplagt, sondern vielleicht von seiner Umkleidung belästigt, in den Windeln zu fest eingeschnürt. Ohne Zweifel spielt die Hautempfindlichkeit bei diesen Eindrücken des Unbehagens eine Rolle. Was für den Erwachsenen nur eine leichte Berührung wäre, kann für das Kind eine schmerzhaft sein. Wenn wir es sanft mit der Hand zu lieblosen glauben, so thun wir, ohne uns dessen zu versehen, seiner zarten Haut wehe. Ganz besonders aber leidet das Kind unter der Behinderung seiner Bewegungsfreiheit. Gleich

einer Mumie in Windeln eingewickelt, kann es seine Glieder nicht ausstrecken, seine Muskeln nicht in Thätigkeit setzen, und zur Lästigkeit des Eingepreßstseins tritt noch das Mißbehagen, sich nicht bewegen zu können.

Wenn der Mangel der Bewegung für das Kind eine Ursache des Kummers ist, so ist es andererseits richtig, daß die Bewegung, selbst die kurze, eine neue Quelle des Unbehagens erschließt. Ich denke an das Ermüdungsgefühl, das fast sofort die Nervenregung bei der Sinnesthätigkeit oder die Übung der Muskeln begleitet. Um ihm zu entgehen, fällt das Kind immer und immer wieder in tiefen Schlaf. Bei den geringen Kräften, die ihm zu Gebote stehen, ist das Maß der erlaubten Anstrengung leicht erreicht und schnell überschritten. Wenn das Kind auch nur geschrien oder die Brust genommen hat, ist es ermüdet und schläft ein. Wenn es aber zum Einschlafen zu aufgeregt ist, sieht man, daß es leidet. Es giebt nichts Unglücklicheres als ein Kind, das des Schlafes bedarf und nicht schlafen kann. Der französische Übersetzer Preyers, De Varigny, schreibt in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung, daß er oft von der Unartigkeit der Kinder überrascht gewesen sei, die schlafen wollen. „Häufig, sagt er, brummen und schreien sie eine Viertelstunde lang. Man sollte meinen, es wäre einfacher, ohne so viele Umstände einzuschlafen¹⁾. Gewiß wäre das einfacher, aber das Kind hat den Schlaf nicht mehr in der Gewalt als der Erwachsene, und wir wissen alle, wie unbehaglich der Zustand der Schlaflosigkeit ist, bei der uns die Ruhe um so mehr zu fliehen scheint, jemeher wir sie suchen.

Die Schwäche des Kindes verrät sich fortwährend in der Ermüdung, die es empfindet und von der es jeden Augenblick Beweise giebt, sei es durch den Zustand der Schläfrigkeit, sei es durch Schreien, auf das plötzlich der Schlaf folgt. Es ist nicht zweifelhaft, daß dieses Gefühl der Ermüdung und Erschöpfung mit einem unangenehmen Eindrücke verbunden ist. Die Thätigkeitskraft des Kindes ist so beschränkt, daß es selbst durch das Vergnügen bald ermüdet. Als Axel im Alter von zwei Monaten einige Minuten dem Tone des Klaviers gelauscht hatte, schlief er sechs Stunden hintereinander, was früher niemals vorgekommen war²⁾. Die am Kinde so oft getadelte Unruhe und Unbeständig-

¹⁾ Preyer, *L'Âme de l'enfant*. p. 124.

²⁾ Preyer, *Die Seele des Kindes*. S. 104.

keit entstammt sehr häufig seiner Schwäche. Da jede seiner Thätigkeiten nur über einen sehr geringen Kraftvorrat verfügt, der bald erschöpft ist, so muß es schnell von der einen Thätigkeit zu einer andern übergehen, seine verschiedenen Fähigkeiten nacheinander üben.

Um die Skizze von den Leiden des Kindes, die übrigens alle physischer Natur sind, und bei denen psychische Ursachen nicht in Betracht kommen, zum Abschluß zu bringen, hätten wir noch die Krisen des Zahnens und der Entwöhnung zu beschreiben. Aber das sind mehr medizinische als psychologische Fragen. Dennoch entnehmen wir einem Beobachter des Kindesalters einige Züge, die zeigen, wie tief das Zahnen die Sensibilität des Kindes erregt: „Das Kind fängt an, unruhig zu werden . . . ; es schreit plötzlich laut auf, ist aber ebenso bald wieder ruhig . . . Der Schlaf ist nicht selten durch schreckhaftes Zusammenfahren unterbrochen; das Zahnfleisch scheint (zu jucken oder) zu schmerzen, denn das Kind steckt alles in den Mund, was es ergreift, und kaut daran . . . Hierauf beginnt die weitere Periode des Zahnens. Das Kind scheut sich, etwas in den Mund zu nehmen, und schreit, wenn es auf etwas beißt . . . Das Kind wechselt schnell die Gesichtsfarbe, ist unruhig, es strebt vom Arme der Wärterin weg, um auf das Lager gelegt zu werden, und kaum auf dasselbe gebracht, verlangt es wieder nach dem eben verlassenen Arme der Mutter oder Wärterin. Nichts ist ihm recht . . . ; das Kind scheint von einem innern bangen Gefühle getrieben zu werden, das ihm nirgends einen Ruhepunkt zu lassen scheint“¹⁾.

Die Frage der Entwöhnung, die besonders die Hygieniker angeht, würden wir nicht berühren, wenn dieses wichtige Ereignis im Leben des Kindes nicht bisweilen eine ganz neue Art von Gemütsbewegung zur Folge hätte, ich meine die trübe Stimmung. Wenn die Entwöhnung vorzeitig eintritt, wenn sie auf einmal vor sich geht und nicht durch die natürliche Entwicklung des Organismus begünstigt wird, der von selbst nach einer andern Ernährung strebt, so kann sie nicht nur eine Entkräftung des Kindes hervorrufen, sondern dasselbe auch in eine gewisse Niedergeschlagenheit des Gemüts versetzen, die bereits alle Merkmale der Betrübnis

¹⁾ Ammon, Mutterpflichten. S. 202 f.

und des Bedauerns an sich trägt, der Betrübniß und des Bedauerns über die erste Störung der Gewohnheit.

Was wir soeben über die Beschwerden und Leiden des Kindes gesagt haben, entbindet uns fast davon, auch die Kehrseite hervorzuheben, d. h. die Lustgefühle aufzuzählen, die jenen das Gegengewicht halten. Thatsächlich stehen Lust und Unlust im Wechselverhältnis. Sie gehen aus einem und demselben Prinzip hervor; es könnte keine Empfänglichkeit für das Unangenehme geben, ohne daß gleichzeitig Empfänglichkeit für das Angenehme da wäre. Die ersten Lustempfindungen entstammen daher der fortschreitenden und maßvollen Übung der Sinnesorgane und der Befriedigung organischer Bedürfnisse. In den ersten Wochen gehen sie fast allein aus dem Stillen des Hungers und aus der Annehmlichkeit des Saugens hervor. Balzac läßt eine junge Frau sagen: „Das kleine Wesen kennt gar nichts anderes als die Mutterbrust; es liebt sie aus allen Kräften; es denkt nur an diese Lebensquelle; es kommt zu ihr und verläßt sie, um zu schlafen; es erwacht nur, um zu ihr zurückzukehren.“ Das Lustgefühl des Kindes geht ferner aus dem Behagen hervor, welches das Bad dem ganzen Körper verursacht, sowie aus den angenehmen Empfindungen, die das sanfte und gedämpfte Licht hervorruft. Später kommen die Lustgefühle beim Sehen und auch beim Hören hinzu. Man darf nicht vergessen, daß das Kind in der ersten Übung seiner Muskeln und Nerven Quellen des Wohlgefühls besitzt, wie sie der Erwachsene nicht vermutet, weil sie für ihn unter dem Einflusse der Wiederholung und Gewohnheit sozusagen versiegt sind. Denken wir an alles das, was die kleinen angenehmen Empfindungen bedeuten müssen, seien es nun die Eindrücke, die das Kind empfindet, wenn es ins Freie gebracht wird, die Helligkeit des Tages, das Blau des Himmels, von dem ein Blindgeborener einige Tage nach der Operation sagte, es sei das Schönste auf der Welt; sei es die Empfindung der reinen und frischen Luft, die das Köpfchen des Kindes zum erstenmal umfächelt. Desgleichen wenn sich das Kind mit den Gegenständen der Außenwelt vertraut gemacht, wenn es den ersten Eindruck der Verwunderung und der Furcht überwunden hat, den das plötzliche Sichtbarwerden jedes Neuen hervorbringt, — ist es nicht sicher, daß selbst die einfachsten Wahrnehmungen, diejenigen, welche uns später gleichgültig lassen, das Kind empfänglich finden, und daß es in der Welt

der Wirklichkeit, wo jeder seiner Blicke eine Entdeckung bedeutet — wo es, wie der Dichter sagt, sein erstauntes und entzücktes Auge umherirren läßt — wenn nicht ein sehr klares und deutliches Vergnügen, so doch wenigstens eine dunkle Befriedigung empfindet? Man begreift nicht, wie Preyer behaupten kann: „Im ganzen zeigt sich für alle Kinder in der ersten Zeit ihres Lebens, daß viel mehr Heiterkeit durch Beseitigung von Zuständen der Unlust als durch Schaffung von positiven Lustzuständen entsteht“¹⁾. Vom ersten Tage an macht das Kind, das die Mutterbrust genommen hat, die Erfahrung positiver Lustzustände, die sich täglich mehrmals erneuert, und nach einiger Zeit, sobald sich die Muskelthätigkeit üben kann, sobald das Kind seine Glieder auszustrecken und zu bewegen vermag, sobald es einige Laute hervorbringen, Gegenstände in die Hand nehmen kann, erheitern und erfreuen es alle diese Bewegungen: es hat bereits sehr lebhaft Lustgefühle, indem es noch auf diejenigen wartet, welche ihm die Freude der ersten Schritte, der Eintritt des Gehens vorbehält.

Man darf also den Schluß ziehen, daß es in dem frühen Kindesalter, die ersten Wochen ausgenommen, wie in jedem andern Alter ein Gleichgewicht, ein gleichmäÙig zusammengesetztes Gemisch von Wohl und Wehe giebt. Nur ist bei dem Unlustgefühl, wie gesagt, der Ausdruck viel behender und energischer als bei dem Lustgefühl. „Wenn die Kinder angenehme Gefühle haben, sagt schon Rousseau, so freuen sie sich darüber im stillen“²⁾. Ohne jede Einschränkung ist das nicht richtig; denn das Kind, welches Lustgefühle empfindet, vermag das in seiner Weise auch zu sagen: es zwitschert, es gestikuliert, es lächelt. Man hat mit Unrecht behauptet, daß die Erklärung der ersten Bewegungen und der ersten Anzeichen des Belebenseins in irgend welchem Unbehagen gesucht werden müsse, daß beispielsweise die ersten Lautäußerungen einzig und allein von einem Unlustgefühl abhingen³⁾. Nein, das Kind hat auch Bewegungen der Lust, und in einem etwas vorgerückteren Alter stampft es vor Freude, und plappert es vor Vergnügen und Wohlbehagen. Wenn gleichwohl

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 94.

²⁾ Rousseau, *Émile*. Erstes Buch.

³⁾ Souriau, *Esthétique du mouvement*.

seine Unlustzustände eine besondere Tendenz haben, sich kundzugeben, so liegt das daran, daß sie Linderung und Hilfe erheischen, und dadurch lassen sie das kleine Kind unglücklicher erscheinen, als es in der That ist.

II.

Die Lust- und Unlustgefühle, die wir soeben aufgezählt haben, sind teils mit den Sinnesorganen, teils mit den organischen Verrichtungen verknüpft und in verschiedenen Teilen des Körpers lokalisiert. Übrigens entsprechen sie, was kaum gesagt zu werden braucht, eben so vielen Zu- und Abneigungen, eben so vielem Verlangen und Verabscheuen: Lust- und Unlustempfindungen sind hier nur bewußte Erscheinungen, welche angeborene Neigungen und Bedürfnisse offenbaren. Sie bilden das, was man die Elemente des Gemütslebens nennen könnte, wie die besondern, vereinzelt aufeinander folgenden Wahrnehmungen die Elemente des intellektuellen Lebens sind. Lassen sich nun beim Kinde Gefühlsercheinungen von mehr zusammengesetztem Charakter nachweisen, die nicht unmittelbar aus dem Muskel- und Nervenorganismus hervorgehen, sondern aus einer Gruppierung, aus einer Assoziation verschiedener Elemente, nämlich schon gehabter Gefühlsempfindungen, aus Gefühlsvorstellungen, Gefühlserinnerungen? Und sind selbst wirkliche Gefühle bei ihm zu bemerken, die sich auf bereits empfundene körperliche Lustempfindungen gründen und gleichwohl ihre eigene Wirkungskraft und ihre eigene Energie bekunden?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Die Gemütszustände des Kindesalters stellen uns die vollständige Reihe der Sensibilitätsercheinungen dar, Empfindungen, wie wir gesehen haben, Gemütsbewegungen und sogar kleine Leidenschaften, wie wir noch sehen werden.

Man geht thatsächlich nicht zu weit, wenn man behauptet, das Nahrungsbedürfnis höre schnell auf, ein bloß instinktmäßiges Bedürfnis zu sein, und werde, „durch die Erinnerung an früher bereits empfundene Befriedigung überreizt“, zu einer Leidenschaft mit dem Charakter der fixen Idee und der vollständigen Zwangsherrschaft. Nach Verlauf von einigen Monaten kommen die sich entwickelnden Fähigkeiten ohne Zweifel ins Gleichgewicht; zu Anfang aber wird das Kind von der Begierde nach Nahrung vollständig

beherrscht, indem es alles auf die Thätigkeit des Saugens bezieht und einschläft, sobald sein Magen befriedigt ist. „Seine erste Liebe ist die eines Gastronomen¹⁾.“ Später läßt es sich durch sein Geistesleben abziehen, aber in den ersten Monaten vermag nichts, weder ein Spielzeug, das man ihm zeigt, noch ein starkes Geräusch, das in seinen Ohren wiederhallt, es von seiner tierischen Nahrungsgier abzulenken. „Selbst im dritten Vierteljahr, sagt Preyer, hat die Saugflasche und alles, was damit zusammenhängt, weitaus das größte Interesse für den Säugling, der mit glänzenden Augen die Arme darnach ausstreckt, wenn er nicht satt ist.“ Deshalb führt er alle Gegenstände, die er erreichen kann, zum Munde, saugt an seinem Finger oder an demjenigen der Wärterin und kostet alles, was ihm in die Hände kommt. Es giebt nichts Sonderbareres, als diese Manie des Kindes. Ich habe gesehen, wie ein Säugling im Alter von einigen Monaten, der mich mit den Fingern auf dem nahen Fenster trommeln hörte, die Lippen bewegte und den Mund öffnete, als wenn er das Geräusch erschnappen wollte. Und von dieser Gewohnheit bleibt etwas zurück, das Küssen nämlich, welches zweifellos nur eine Rückerinnerung an die Bewegung der Lippen ist, die sich vorstreckten, um die Mutterbrust zu fassen²⁾.

Die Eßgier ist die erste aller Leidenschaften. Ohne Zweifel zeigt sie sich in ihrer ganzen Kraft nur beim zwei- oder dreijährigen Kinde, bei demjenigen, das durch Leckereien verwöhnt worden ist; aber der Säugling ist davon nicht frei. Es steht fest, daß er mehr saugen will, als sein Hunger verlangt. Ein guter Beweis dafür, daß wir hier schon — wohlverstanden in nur angedeuteter Gestalt — die Kennzeichen eines leidenschaftlichen Bedürfnisses haben, liegt darin, daß die Gemütsbewegungen, welche gewöhnlich im Gefolge der Leidenschaft sind, wie Zorn und Eifer-

¹⁾ Über ein zweijähriges Kind wurde Perez mitgeteilt: „Es ist wirklich ein kleines Tier, gefräßig bis zum Übermaß. Ich hatte niemals geglaubt, daß ein kleines Kind so vollständig Tier sein könne, keinen andern Triebe haben könne als die Eßgier.“ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 68.

²⁾ [Dem scheint zu widersprechen, daß das Küssen durchaus nicht allgemein verbreitet ist, wie auch Darwin hervorgehoben hat. Viel wahrscheinlicher ist es, daß es sich hier um gewisse Lustempfindungen infolge der Berührung handelt. Siehe Darwin, *Ausdruck der Gemütsbewegungen*, deutsch von Carus, S. 118, und ganz besonders Groos, *Die Spiele der Menschen*, 1899, S. 13 f. U.]

sucht, hier die erste Gelegenheit finden, sich zu bethätigen¹⁾. Das Kind wird gegen seine Amme erzürnt, wenn ihre Brust nicht die gewöhnte Ration Milch liefert. Ebenso erzählt Tiedemann, daß sein Sohn lebhaft Unzufriedenheit bekundete, als man einmal zum Scherz ein fremdes Kind an die Brust der Mutter legte; er wurde aufgeregt und versuchte, den Eindringling zu vertreiben.

Zunächst geben sich natürlich die persönlichen Gemütsbewegungen kund, diejenigen, welche durch die durchaus egoistische Abneigung gegen die Unlust oder durch das Begehren nach Lust hervorgerufen werden. Die charakteristische von allen ist beim Kinde die Furcht.

Es handelt sich zunächst um die Frage, ob die Furcht instinktmäßig, angeboren ist, ob sie dem Kennenlernen der Gefahr vorausgeht. Sicherlich hängt die Furcht des Kindes zum größten Teil mit bereits empfundenen Eindrücken der Unlust zusammen. Es hat schon frühzeitig die Erfahrung des Übels gemacht und fürchtet sich vor seiner Annäherung und seiner Wiederkehr. Man kann beobachten, daß es in gewissen Fällen der Gefahr sich nicht rührt, weil es mit derselben nicht bekannt ist und sie nicht vermutet. Die Furchtlosigkeit des Kindes ist oft nur Mangel der Voraussicht von Gefahr. Ein Kind, das beispielsweise niemals geschlagen worden ist, versteht nicht den Sinn der Drohungen und fürchtet sich nicht vor ihnen. Man kann sich ihm mit der zum Schläge ausholenden Hand nähern, und es antwortet darauf mit einem allerliebsten Lächeln. Es kennt nur die Liebkosungen; die Bedeutungen einer zornigen Gebärde ahnt es nicht: es ist wie ein junger Hund, der mit allerlei lustigen Possen und Freuden-sprüngen das Stöckchen begrüßt, mit dem man ihn zum erstenmal schlagen will.

Aber wenn das Kind bisweilen für wirkliche Gefahren nur ein Lächeln hat, so hat es für bloß eingebildete Gefahren auch Thränen. Mit andern Worten: es ist nicht allemal die Erinnerung an früher empfundenes Übel notwendig, damit sich das Kind fürchtet²⁾. Der Beweis hierfür liegt darin, daß es bei durchaus

¹⁾ Über Zorn und Eifersucht werden wir übrigens noch reden. Siehe Kapitel XIII.

²⁾ „Die Behauptung, das Kind, dem die Furcht nicht anerzogen sei, kenne dieselbe nicht, ist falsch.“ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 109 f.

harmlosen Dingen groÙe Furcht zeigt. Sei es der Einfluß der Erbllichkeit, sei es das Gefühl der Schwäche ohne vorausgehende Erfahrung, — das Kind besitzt eine natürliche, spontane Furcht und zwar in zwei Formen: vor dem Neuen und Unbekannten, sowie vor der Dunkelheit¹⁾.

Mit Bezug auf das Kindesalter müÙte man das alte Sprichwort umkehren und sagen: „Alles Neue ist häÙlich.“ Bei allem, was dem Kinde neu, ungewohnt ist, schrickt es zusammen und weint es²⁾. Beim Anblick eines unbekannten Gesichtes wirft es sich schreiend an die Brust der Mutter zurück. Es ist wohl nur der Eindruck des Neuen, wodurch es erschreckt wird, denn mit dem Fremden, dem es heute die Hand nicht geben will, wird es binnen wenigen Tagen so vertraut, daÙ es ihm um den Hals fällt. Auch die Haustiere, wie Hund und Katze, die bald die am meisten begünstigten Gegenstände seiner Zärtlichkeit werden, verursachen ihm anfangs unsäÙlichen Schrecken. Ein bloÙser Kleiderwechsel des Vaters oder der Mutter bringt es zum Schreien und Weinen. Das ist der Grund, weshalb ein von Preyer erwähntes vier Monate altes Mädchen zu weinen anfang, wenn sich ihm die Mutter mit

¹⁾ „Die Furcht, sagt Sikorski, ist ein angeborenes Gefühl; sie tritt sehr früh auf, bevor das Kind sich mit Grund fürchten könnte. Die kleinen Kinder empfinden einen panischen Schrecken beim Anblick eines Hundes oder einer Katze, die sich in der gutmütigsten Weise nähern.“

²⁾ [Hierher gehört eine hübsche Beobachtung Chrismans: „Am letzten Tage des neunzehnten Monats wurde meinem Mädchen eine kleine Puppe gegeben, deren Arme und Beine mittelst einer Ziehschnur verbunden waren und durch sie bewegt werden konnten. Zuerst war es darüber erfreut, aber indem es mit ihr spielte und den Armen und Beinen besondere Stellungen beibrachte, erschrak es über sie, warf sie weg und wollte sie nicht in seiner Nähe dulden. Als ihm die Puppe am Abend wieder angeboten wurde, lief es von ihr fort; als man sie ihm am nächsten Tage wieder näherte, lief es aus dem Zimmer. Wieder einen Tag später hatte es die Furcht scheinbar überwunden, denn es nahm die Puppe in die Hände und küÙte sie; aber dabei bewegte sich der Arm und traf es auf die Wange, worauf es die Puppe wegwarf und zu weinen anfang. Die Mutter müÙte sie wegthun und das Kind eine Zeit lang liebkosen, um es zu beruhigen. Am Abend wollte ich es veranlassen, die Puppe zu nehmen, aber es mochte nichts von ihr wissen. Zwei Monate hierauf fand die Mutter die beiseite gelegte Puppe und brachte sie dem Kinde zum Spiel. Das Haar war ihr ausgegangen, so daÙ sie wunderlich aussah. Jetzt wollte sich das Kind der Puppe nicht nähern, noch etwas mit ihr zu thun haben; nach zwei Tagen nahm es dieselbe, um mit ihr zu spielen und zeigte gar keine Furcht mehr.“ (*One year with a single girl. Educational Review, New York, 1895, I, p. 65.*) U.]

einem großen Hute auf dem Kopfe näherte, und zu lächeln begann, sobald der Hut weggethan wurde. Es handelt sich hier um Fälle des Misoneismus, jener Neophobie, die ein Forschungsgegenstand der modernen Wissenschaft ist¹⁾, und die man noch beim Erwachsenen, beim völlig entwickelten Menschen wiederfindet, die aber besonders das Kennzeichen des ersten Alters ist. Alles Unerwartete und Unvorhergesehene ist dem Kinde unerträglich und erregt in ihm entweder Furcht oder später Zorn. Ich habe einen meiner Söhne mit viereinhalb Jahren jedesmal in wirkliche Wut geraten sehen, wenn ich in der Mundart meiner Heimat zu ihm sprach. Das Ungewohnte meiner Sprache belästigte und erregte ihn außerordentlich.

Das Erstaunen beim kleinen Kinde ist mit der Furcht gleichbedeutend, ebenso wie später die Verwunderung. Überraschung und Erschrecken sind für das Kind dieselbe Sache. „Noch ehe mein Knabe fünftehalb Monat alt war, sagt Darwin, pflegte ich dicht in seiner Nähe mancherlei laute Geräusche hervorzubringen, die sämtlich als vortreffliche Späße aufgenommen wurden. Um diese Zeit fing ich eines Tages, was ich nie zuvor gethan, laut an zu schnarchen; er wurde sofort ernst und brach dann in Thränen aus. — Um dieselbe Zeit kam ich rückwärts auf ihn zu und blieb dann regungslos stehen; er schaute sehr bedenklich drein, schien verwundert und würde bald geschrien haben, hätte ich mich nicht umgedreht, worauf sich die Spannung seines Gesichtes augenblicklich in ein Lächeln verlor²⁾.“

Eine andere sehr charakteristische Form des Fürchtens beim Kinde ist die Furcht vor der Dunkelheit. Woher kommt dieses Erschrecken vor der Finsternis, das sich übrigens durchaus nicht nur beim Kinde findet³⁾? „Die Nacht, sagt Rousseau, erschreckt naturgemäß die Menschen und bisweilen die Tiere. Das kommt, wie Rousseau gleichfalls bemerkt, davon, daß wir nichts von dem wissen, was uns umgiebt und um uns vorgeht⁴⁾.“ Das

¹⁾ Siehe *Revue philosophique* vom 1. November 1884.

²⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kl. Schriften II, 188. U.]

³⁾ Locke ist entgegengesetzter Ansicht: „Wenn man seine Kinder sich selbst überliesse, würden sie in der Dunkelheit nicht mehr Angst empfinden als im hellen Sonnenschein.“ Gedanken über Erziehung. Deutsch von Sallwürk. S. 143, 137.

⁴⁾ Rousseau, *Émile*. Buch II.

Kind, welches seinen wirklichen Gesichtssinn nicht mehr bethätigen kann, bevölkert die Dunkelheit mit Gespenstern und phantastischen Erscheinungen. Alles, was seine kleine durch Ammenmärchen oft überreizte Phantasie an erschreckenden Dingen hervorbringen kann, taucht in der Dunkelheit empor¹⁾. Ein Kind, das gefragt wurde, weshalb es nicht gern an einem dunklen Orte sei, gab zur Antwort: „Ich mag den Schornsteinfeger nicht leiden.“ Dieses Beispiel beweist deutlich, daß das Kind in der Dunkelheit auch erschrickt, ohne daß man ihm den Kopf mit albernen Geschichten vollgepfropft hat. Es sind nicht allein übernatürliche Wesen, die seine Einbildungskraft hervorbringt; es sind auch sehr reale Wesen, wie Diebe und Schornsteinfeger. — — Wo es nichts sieht, bildet es sich alles ein. Nehmen wir hierzu jene von den Beobachtern des Kindesalters allgemein festgestellte natürliche Abneigung gegen das Schwarze. Preyer erwähnt ein Kind, das sich mit siebzehn Monaten sogar vor seiner Mutter fürchtete, wenn es dieselbe in Trauerkleidern sah²⁾. Der Sohn Tiedemanns wandte sich im fünften Monat von schwarzgekleideten Personen mit sichtlichem Widerwillen ab. „Schwarz, die Farbe der Finsternis, muß etwas von Natur Unangenehmes haben“³⁾. Fügen wir endlich noch hinzu, daß sich das Kind in der Einsamkeit noch mehr fürchtet als in der Dunkelheit. Selbst wenn es im Dunkeln nicht allein ist, glaubt es allein zu sein. Seine Blicke können nicht mehr auf den Personen oder Gegenständen ruhen, welche die wohlbekannten Stützen seiner Schwäche sind. Es fühlt sich verlassen, hilflos. Das war der Gedankengang eines Kindes, das zu seinem Kameraden sagte: „Wir wollen nicht dahin gehen; da ist niemand; man könnte uns etwas thun.“

¹⁾ Sikorski versichert, daß sich seine Kinder in der Dunkelheit nie gefürchtet hätten, weil man ihnen niemals Märchen, „das Fürchten zu lernen“, erzählt habe. Mme Necker de Saussure behauptet indes, die Furcht vor dem Schwarzen sei nur eine Wirkung der Gewohnheit. „In Afrika, sagt sie, fürchten sich die kleinen Neger vor den Weißen.“ *L'Education progressive, livre I, chap. IV.*

²⁾ [Beim Kinde Strümpells wurde am fünfzehnten Tage zum erstenmal Erschrecken bemerkt, als der Vater unerwartet mit bedecktem Kopfe zu ihm trat. Strümpell, Notizen über die geistige Entwicklung eines weiblichen Kindes. Psychologische Pädagogik, 1880, S. 353. U.]

³⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 19. U.]

Muß man sich zur Erklärung dieser instinktmäßigen Furcht der ersten Jahre auf die Erbllichkeit berufen, wie Preyer und Darwin wollen, und annehmen, „daß bei Kindern eine in so vielen Fällen unerklärliche, aber sehr bestimmte Furcht, die mit ihrer eigenen Erfahrung in keinem Zusammenhange steht, eine ererbte Folge von wirklichen Gefahren und tiefem Aberglauben aus den Zeiten eines wilden Urzustandes sei?“¹⁾ Das würde heißen, die Sache übertreiben und in recht unnützer Weise in einer vorgeschichtlichen Vergangenheit eine Erklärung suchen, die man unmittelbar vor Augen hat. Bei beiden Arten der Furcht, die wir untersucht haben — bei derjenigen, welche durch das Unvorgehene eines neuen Eindrucks entsteht, und bei derjenigen, welche von der Abwesenheit des Lichts herrührt — handelt es sich genau genommen um Furcht infolge der Einbildung, die sich durch die Erfahrung als grundlos erweist. Die Erfahrung unserer Altvordern kommt hier nicht in Betracht. Darwin scheint sich allerdings auf andere Thatfachen zu stützen und besonders auf folgendes Beispiel: „Als mein Sohn zweieinviertel Jahre alt war, nahm ich ihn mit in den zoologischen Garten, wo er sich sehr über alle Tiere, die den ihm bekannten glichen, wie Hirsche, Antilopen u. s. w., sowie über alle Vögel und selbst über den Strauß freute, vor den verschiedenen größeren Tieren in Käfigen sich aber fürchtete. Er sagte später oft, daß er wieder hingehen, aber nicht die ‚Tiere in Häusern‘ sehen möchte“²⁾. Darwin schließt daraus, daß diese Furcht unerklärlich sein würde, wenn man sie nicht als eine Rückerinnerung an die blutigen Kämpfe ansehe, die unsere Altvordern im Urzustande mit den wilden Tieren zu bestehen hatten. Wir glauben jedoch, daß die Sache viel einfacher liegt. Darwin bemerkt selbst, daß sich das Kind durchaus nicht beim Anblick derjenigen Tiere fürchtete, die ihm ihrer Gestalt nach wohlbekannt waren und in Freiheit lebten. Wenn ihm die wilden Tiere, die in den Käfigen gefangen gehalten wurden, einen andern Eindruck machten, so war das einfach die Wirkung der Überraschung. Löwe und Tiger setzten das Kind in Erstaunen und verursachten ihm infolgedessen Furcht durch ihre Gestalt, ihre Größe und vielleicht durch ihre Bewegungen, indem sie hinter

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w., a. a. O., S. 139. U.]

²⁾ Darwin a. a. O.

dem Gitter hin- und hersprangen, besonders aber durch die Tatsache, daß sie, wie das Kind sagte, „in Häusern“ eingeschlossen waren.

Nein, nicht in einer unbewußten Rückerinnerung an das Leben unserer Altvordern, sondern in der Natur des Kindes selbst haben wir den Ursprung seines Fürchtens zu suchen. Vergessen wir nicht, daß es durch die wirklichen Gefahren am wenigsten innerlich berührt wird; und wenn es nicht gar von den ersten Tagen an schlecht behandelt worden ist, scheint es eine Anfangsperiode durchzumachen, die durch das völlige Fehlen der Furcht gekennzeichnet wird ¹⁾. Nach Verlauf von einigen Monaten aber hat es leiden gelernt, hat es eine Ahnung von seiner Schwäche bekommen, und bei seiner geringen Erfahrung im Üblen vermutet es infolge einer natürlichen Verallgemeinerung überall Gefahr, gleich dem Kranken, der sich im voraus vor jeder Bewegung und Berührung seines schmerzenden Körpers fürchtet. Es vermutet besonders eine Gefahr hinter denjenigen Dingen, die es nicht begreifen kann, weil sie nicht zu seinem Erfahrungskreise gehören. Die von Romanes in seinen sehr interessanten Untersuchungen über das Geistesleben der Tiere gesammelten Beobachtungen klären diese Frage in vorzüglicher Weise auf; sie beweisen, daß z. B. die Hunde über dieses oder jenes erschrecken, weil sie dessen Ursache nicht kennen. Ein Hund, der sich vor dem Donner fürchtete, geriet in Angst, als er eines Tages ein donnerähnliches Geräusch vernahm, welches durch das Ausschütten von Äpfeln auf den Dielen des Speichers entstand; sobald man ihn auf den Speicher geführt hatte, schien er die Ursache des Geräusches zu begreifen und wurde wieder ruhig und munter wie vorher. „Mein Hund pflegte, wie so viele andere seiner Art, mit Knochen zu spielen — — — Eines Tages nun reichte ich ihm zu diesem Zwecke einen Knochen, an dem ich einen langen dünnen Bindfaden befestigt hatte. Nachdem er ihn eine kurze Weile in die Höhe geschleudert, benutzte ich die Gelegenheit, ihn mittelst des langen unsichtbaren Fadens langsam fortzuziehen. Sofort wechselte der Hund sein ganzes Benehmen — — —

¹⁾ Das ist Preyers Ansicht. „Wann ein Säugling zum erstenmal Furcht verrät, hängt wesentlich von seiner Behandlung ab, sofern die Vermeidung schmerzregender Eingriffe die durch Unkenntnis der Furcht ausgezeichnete Periode verlängert, dagegen die Häufung derselben sie abkürzt.“ Seele des Kindes, S. 108.

er geriet in Erstaunen und hierauf in Entsetzen“¹⁾. In derselben Weise zeigen schene Pferde Schrecken, wenn ihnen die Ursache des Geräusches, das sie beunruhigt, nicht bekannt, nicht sichtbar wird. Ebenso ist es beim Kinde. Gegenüber allen Dingen seiner Umgebung, von denen es keinen Begriff hat, gegenüber den Geräusch machenden Gegenständen, den Gestalten und Bewegungen, deren Ursachen es nicht errät, ist es naturgemäß der unbestimmten Furcht ausgesetzt. Es ergeht ihm, wie es uns selbst ergehen würde, wenn uns der Zufall plötzlich, ohne Übergang in ein unerforschtes Land unter fremde Wesen und Gegenstände versetzte. Wir würden mißtrauisch und immer auf der Hut sein, leicht hinter jedem Busche eingebildete Feinde erblicken und bei jeder Biegung des Weges eine neue Gefahr vermuten.

Das Kapitel von der Furcht würde lang werden, wenn man auf die kleinen Einzelheiten eingehen und alle Formen dieser Gemütsbewegung untersuchen wollte von dem tödlichen Schrecken, den das Kind beispielsweise bei einer Feuersbrunst während einiger Augenblicke empfindet, bis zu jener Furchtsamkeit, jener unbestimmten Scheu, welche alle Bewegungen des drei- oder vierjährigen Kindes lähmt, und die gleichsam das Residuum der Angst des frühesten Alters ist. Man hätte viele Arten zu unterscheiden, z. B. die Furcht zu fallen, die sich nicht allein beim Kinde bekundet, das erst mit unsicherm Schritte zu gehen vermag, sondern die sich schon beim Säugling zeigt²⁾, wenn er sich mit aller Kraft

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, deutsche Ausgabe, S. 165.

²⁾ [A. Roemer (Psychopathische Minderwertigkeiten des Säuglingsalters, 1892, S. 15 ff.) weist auf die Angst vor dem Baden bei vielen Neugeborenen hin: „Während die allgemeine Schulregel dahin lautet, daß jedes Kind sich im Bade wohl und behaglich fühle, kann man bei einer ansehnlichen Zahl gerade die gegenteilige Erfahrung machen; selbst ruhig und behaglich daliegende Kinder schreien, sowie sie ins Bad kommen, ganz verzweifelt, bis sie wieder herausgenommen werden . . . Daß dieses Bild in vielen Fällen lediglich auf Angst vor dem Ertrinken zurückzuführen ist, halte ich für zweifellos, weil sich oft genug durch entsprechende Maßnahmen die Sache sofort ändert. Man läßt das Kind während des Bades durch eine zweite Person so halten, daß es für seine Hände und seine Gesäßsgegend einen sichern Anhalt hat, oder man nimmt nur soviel Wasser in die Badewanne, daß das Kind den Boden derselben spürt, und sofort verschwinden alle die Erregungszustände, natürlich vorausgesetzt, daß die Wärme des Wassers wirklich die richtige ist. Nachträglich habe ich die Beobachtung gemacht, daß manche Hebammen und Wärterinnen unbewußt hierfür

dicht an die Brust der Wärterin drängt, um nicht zu Boden zu gleiten — eine Art kindlicher Platzangst (Agoraphobie), eine sehr charakterisierte Furcht vor dem Leeren¹⁾. Wenn man Preyer glauben wollte, so hätte das Kind auch eine instinktmäßige Furcht vor der Unermesslichkeit des Meeres. „Im einundzwanzigsten Monate zeigte mein Kind alle Zeichen der Furcht, wenn seine Wärterin es dicht am Meere auf dem Arme trug. Es fing dann an zu wimmern und klammerte sich mit beiden Händen fester an, selbst dann, wenn bei Windstille und Ebbe nur ganz geringer Wellenschlag vorhanden war“²⁾. Sicher hat man hierin nur das Gefühl der Überraschung beim Anblick der großen Wasserfläche zu sehen. Ebenso ist die Furcht vor dem Donner beim Kinde nur die Folge des unerwarteten Eindrucks eines die Lufte erfüllenden Geräusches, dessen Ursache es nicht kennt. Bewiesen wird dies dadurch, daß man oft Kinder im Alter von zwei Jahren sieht, die, wenn sie einmal mit der Naturerscheinung vertraut sind, über das Prasseln des Donners lachen und sich damit unterhalten, durch Handbewegungen den Zickzack der Blitze nachzuahmen.

Wichtiger als die Klassifizierung der verschiedenen Arten der Furcht ist die Feststellung, daß die Furcht für die Entwicklung der kindlichen Gemütsempfindlichkeit im allgemeinen einen wirklichen Fortschritt bedeutet. Sully sagt mit Recht, daß sie „die elementarste Form einer reinen und einfachen Gemütsbewegung“

Abhilfe schaffen, indem sie dem Kinde zum Anhalt eine Windel mit ins Bad geben, oder indem sie in wirklich sinnreicher Weise mit einem Arm den Kopf unterstützen und zugleich beide Hände des Kindes halten, während die andere Hand zum eigentlichen Reinigen des Kindes frei bleibt. Übrigens genügen diese Vorsichtsmaßregeln durchaus nicht immer . . .“ Nach Roemer kommen derartige Angstzustände besonders in den ersten Lebenstagen vor. Herr Mittelschullehrer Gottschling hierselbst teilt mir mit, daß eins seiner Kinder, wenn es in den ersten Tagen ins Bad gesetzt wurde, regelmäßig die Arme erhob, als fürchte es, im Wasser zu versinken. U.]

¹⁾ Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 19. „Im dritten Monate zeigte sich, daß der Knabe sich der Hände schon zu seiner Erhaltung bedienen wollte. Wenn man ihn, auf den Armen haltend, von einer ungewöhnlichen Höhe schnell herab ließ, bestrebte er sich, mit den Händen sich festzuhalten, um nicht zu fallen, und sehr hochgehoben zu werden war ihm unangenehm. Vom Fallen konnte er aber noch keinen Begriff haben; also war die Furcht wohl weiter nichts als bloß mechanischer Eindruck von der Art, wie ihn auch Erwachsene bei steilen ungewöhnlichen Höhen empfinden, etwas dem Schwindel Ähnliches.“

²⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 111.

sei, d. h. eines Gefühls, welches unmittelbar aus der psychischen Thätigkeit stammt. In der That handelt es sich hier um etwas anderes als um eine Empfindung, die unmittelbar durch einen gegenwärtigen Gegenstand hervorgerufen wird; es handelt sich um einen Akt der Intelligenz und der Einbildungskraft, um eine Art dunkler Induktion. Das Kind, das einmal oder mehrmals etwas Übles erfahren hat, ist von da an geneigt, nicht allein die Wiederkehr desselben Übels zu fürchten, sondern auch die Möglichkeit von Übeln derselben Art vorauszusetzen. Locke sagt: „Man kann, wie ich meine, die Beobachtung machen, daß neugeborenen Kindern alle Gegenstände der Gesichtswahrnehmung, wenn sie das Auge nicht verletzen, ganz gleichgültig sind, und daß sie vor einem Mohren oder einem Löwen nicht mehr erschrecken als vor ihrer Amme oder Katze¹⁾. Was ist es denn also, was später in gewissen Mischungen der Gestalt und Farbe ihnen Schrecken einflößt? Nichts als die Besorgnis eines Übels, welche mit jenen Dingen sich einstellt“²⁾. Gerade diese Besorgnis, diese Vorstellung eines möglichen Übels ist es, die sich selbst in die instinktmäßigste Angst einschleicht und der Furcht, wie lächerlich und thöricht sie sein mag, einen intellektuellen, wenn nicht intelligenten Charakter verleiht.

In Wahrheit ist die Furcht in der Gesamtheit ihrer Äußerungen nicht, wie der Trieb des Hungers, nur eine Art des Erhaltungstriebes, ein Mittel, welches die Natur anwendet, um das Individuum zu schützen, ein Werkzeug im Kampfe ums Dasein; sie ist ausschließlich ein persönliches, egoistisches Gefühl wie der Eigentumstrieb, wie die Eigenliebe, und wir haben nunmehr zu untersuchen, wie die Sensibilität, welche bereits von Empfindungen zu Gemütsbewegungen betreffs der eigenen Person übergegangen ist, sich durch einen in anderer Weise schwierigen Übergang zu den Gemütsbewegungen der Zuneigung zu andern erhebt³⁾.

¹⁾ Das gilt, wie wir glauben, höchstens von den ersten Tagen des Lebens, wo das Kind gegen die äußern Wahrnehmungen noch beinahe gleichgültig ist.

²⁾ Locke, Gedanken über Erziehung, § 115 (8). Deutsch von Sallwürk, S. 121.

³⁾ [Das Wesen der Furcht ist noch sehr wenig erforscht. Selbst das beste Werk über diesen Gegenstand (Mosso, Die Furcht, deutsch von Finger, 1889) ist leider mehr beschreibend als erklärend. Über die Furcht bei Kindern stellte A. Binet wertvolle Untersuchungen an (*La peur chez les enfants. Année psycho-*

III.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Gefühle der Zuneigung des Kindes aus seinem Egoismus hervorgehen. Die ersten Gefühle der Zuneigung entstehen aus der Erinnerung an die kleinen persönlichen Lustgefühle, welche dem Kinde durch die Wärterin und die Mutter vermittelt werden¹⁾. Das kleine Kind liebt nur den, der ihm Vergnügen bereitet oder es unterhält, und hierin liegt der Grund, weshalb ein lebloser Gegenstand wie ein Spielzeug, eine Puppe, oder ein Lieblingstier wie ein Hund oder eine Katze in seiner Zuneigung vielleicht denselben Rang einnimmt wie Vater und Mutter. Ohne Zweifel fehlt viel daran, daß die Liebe zu andern selbst in der kindlichen Form einfach eine durch Ideenassoziation um ein und dieselbe Person gruppierte Anzahl angenehmer Eindrücke wäre. Das ist gerade so wenig der Fall, wie Urteile und Schlussfolgerungen mit einer Sammlung von Empfindungen verwechselt werden dürfen. Aber diese angenehmen Eindrücke sind die Gelegenheiten, die Umstände, welche das Bedürfnis der Zuneigung anregen und es nach der einen oder andern Richtung lenken. Die Analyse zum Zwecke der Erklärung der innigen Zuneigung, die das Kind gegenüber seiner Mutter zeigt, kann wohl die augenscheinlichen und sozusagen äußerlichen Elemente des kindlichen Gefühls aufzählen: die Erkenntlichkeit für geleistete Dienste, die Erinnerung an empfangene Liebkosungen, die ganze Reihe von Eindrücken, die dem Nützlichkeitstriebe geschmeichelt oder die Sinne bezaubert haben; aber es liegt hier noch etwas vor, was die Analyse nicht erreicht: das Erbstück der Natur, die Tendenz zu lieben, die aus der Tiefe der Seele hervorgeht. Mit andern Worten: Wir können uns wohl über die Gründe Rechenschaft geben, welche das Herz des Kindes zu dieser

logique II, 1896). Siehe auch das Kapitel über die Furcht bei Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch von Stimpfl, 1897, S. 178 ff. U.]

¹⁾ Man vergleiche, was bei den Tieren vorgeht. Ein junger Hund, den ich beobachtet habe, bewies dem Dienstmädchen, das ihm die Nahrung zu geben hatte, eine sehr lebhaft Zuneigung. Der Hund wurde krank und fraß nicht mehr; er hatte keinen Hunger mehr. Von diesem Zeitpunkte an beachtete er das Dienstmädchen gar nicht mehr und suchte mit Vorliebe die Gesellschaft anderer Personen des Hauses, die ihn nur liebkosten. Beim Kinde ist es ebenso: Die Zuneigung wird ihm zuerst durch die dankbare Erinnerung an die empfangene körperliche Pflege eingeößt.

oder jener Person hinziehen, ebenso wie wir beim Studium des Wachstums einer Schlingpflanze sagen können, infolge welcher Näheverhältnisse sie ihre Wickel mehr an den einen Strauch als an den andern gehängt hat; wir vermögen wohl zu der Erklärung zu gelangen, weshalb das Kind seine Mutter oder seine Wärterin liebt, aber wir können nicht sagen, weshalb es überhaupt liebt.

Man hat oft gesagt, daß das Kind lieben lerne, indem es sich selbst geliebt fühle, indem es andere sich lieben sehe. Die Zuneigung wäre dann vor allem ein Akt der Erwidierung oder der Nachahmung. Wir widersprechen dem nicht; man kann auf das, was aus dem Sozialen, aus der Familie stammt, was also erworben ist, bei der Entwicklung der individuellen Gemütsempfindlichkeit nicht zuviel Gewicht legen. Wie Guyau sagt, „gelangt das Herz durch das Nehmen schließlicly zum Geben“¹⁾. Die liebende Persönlichkeit jedes Individuums geht allmählich aus der Mitwirkung von mehreren, aus der Berührung und der Wechselbeziehung mit andern, bereits entwickelten Persönlichkeiten hervor. Ein Kind, das durch das Mißgeschick seiner Geburt in eine gefühllose und lieblose Umgebung gerieth und so der Liebe entbehren müßte, würde große Gefahr laufen, die Gemütszustände der Sympathie und Zuneigung nicht kennen zu lernen. Nicht ausschließlich durch ein *motu proprio*, sondern gleichsam durch die Antwort von innen auf den Zuruf von außen macht sich die Gemütsempfindlichkeit wie die Intelligenz von den Fesseln des Unbewußten los.

Die verhältnismäßige Spontaneität der Sympathie beim Kinde ist aber nicht weniger eine gewisse Thatsache, und sie bekundet sich zuerst durch das von ihm empfundene Bedürfnis der Sympathie des andern. Unser Kind begehrt von uns nicht nur körperliche Pflege und äußere Aufmerksamkeiten: es begehrt unsere Liebe. In den Aufzeichnungen über sein mit zehn Jahren gestorbenes Töchterchen Annie hat Darwin folgende rührende Zeilen niedergeschrieben: „Sobald seine Heiterkeit zu ausgelassen wurde, veränderte von mir ein Blick, nicht des Zorns — ich danke Gott, daß ich es nie so angesehen habe —, sondern der geringern Sympathie in wenigen Minuten seinen Gesichtsausdruck. Seine zärtliche Gemütsart zeigte sich schon, als es noch ganz klein war,

¹⁾ Guyau, *Education et hérédité*, p. 63.

darin, daß es sich im Bette nur dann wirklich ruhig verhielt, wenn es seine Mutter berühren konnte“.

Das Bedürfnis zu lieben existiert nicht ohne eine gewisse Fähigkeit zu lieben, und in diesem Punkte rufen wir nochmals das Zeugnis Darwins an: „Was das Gefühl der Sympathie betrifft, so zeigte sich dasselbe bei meinem Sohne im Alter von sechs Monaten und elf Tagen durch sein trauriges Gesicht mit deutlich niedergezogenen Mundwinkeln, sobald seine Wärterin that, als ob sie weine . . . Er war aber schon etwas über ein Jahr alt, als er aus eigenem Triebe Zuneigung in offenkundigen Handlungen an den Tag legte, indem er wiederholentlich seine Wärterin, die kurze Zeit fort gewesen war, küßte“¹⁾.

Wir können das Urteil, welches ein im allgemeinen sehr gut unterrichteter Philosoph, E. Naville, über die Kindheit fällt, nicht unterschreiben. „Die kleinen Kinder, sagt er, sind vollendete Egoisten. Nehmen wir ihnen das nicht übel. Wie könnten sie Sympathie empfinden? Sie wissen nicht, daß es in der Welt noch andre Freuden und Leiden giebt als die ihrigen. Die Personen ihrer Umgebung sind für sie anfangs nur Sachen. Hinter den Körpern, die sich vor ihren Augen bewegen, haben sie die Seele noch nicht erraten. Ja, wenn sich die Mutter mit liebevollem Gesicht über die Wiege ihres ganz kleinen Kindes beugt, so ist sie für dasselbe nur ein Ding, das sich bewegt. Es sieht oftmals ihre Thränen fließen, ehe es begreift, daß sie leidet. Erst wenn es dies begriffen hat, vermögen in seinem Herzen die Sympathie und das sittliche Leben zu dämmern“²⁾. Es ist schwierig, in wenigen Zeilen mehr Irrtümer aufzuhäufen, und diese halbe Seite würde genügen, um zu beweisen, wie sehr die Psychologie des Kindes noch im Dunkeln tappt und irre führt, wie sehr das Wort Rousseaus: „Man kennt das Kindesalter nicht!“ noch jetzt, nach hundert Jahren, in seinem eignen Lande Gültigkeit hat. Zunächst ist das Kind nicht „ein vollendeter Egoist“, weil der wirkliche Egoismus das berechnete Vorziehen zur Förderung unserer eigenen Interessen voraussetzt. Das der Berechnung unfähige Kind ist — wenn überhaupt — egoistisch, ohne es zu wissen. Sein liebenswürdiger, unschuldiger Egoismus besteht nur in dem

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. a. a. O. S. 40. U.]

²⁾ *Revue philosophique*, 1881, II, 654.

instinktmäßigen Suchen des Angenehmen. Besonders gewagt aber ist die Behauptung, daß die Personen in den Augen des Kindes nur Sachen seien, da es im Gegenteil die unbelebten Dinge selbst als Personen ansieht und behandelt, zum Beispiel die Puppe, die es liebt, die es in einem solchen Grade personifiziert, daß es sie als ein liebes Schwesterchen betrachtet, daß es durch ihr eingebildetes Weh gerührt wird¹⁾. Endlich wird man N a v i l l e nicht zugeben, daß es bei den Kindern so lange dauert, ehe sie die Gefühlsäußerungen anderer deuten können, bis sie beispielsweise begreifen, was für einen Sinn die Thränen haben. In dem natürlichen Ausdrucke des Schmerzes liegt eine Stärke der Bezeichnung, welche der ahnenden Intelligenz des Kindes nicht lange entgeht²⁾.

Es läßt sich übrigens nicht bestreiten, daß in den zärtlichen Gemütsbewegungen des Kindes der Egoismus sich mit der uninteressierten Zuneigung mischt. Wird das aber nicht immer so sein? Ist es nicht sehr selten, daß man einem Gefühl der Zuneigung begegnet, welches von jedem persönlichen Interesse frei ist? So liebt das Kind seine Mutter um seiner selbst willen viel mehr als um ihretwillen; es liebt sie im Interesse seines eigenen Wohlbefindens, das die Mutter durch ihre Liebkosungen und ihre Pflege sichert³⁾. Der Sohn T i e d e m a n n s bewies im Alter von einem Jahre seiner

¹⁾ Vergl. Preyer, Die Seele des Kindes, S. 99: „Als man aus Papier allerlei tierische und menschliche Gestalten zur Belustigung meines Kindes mit der Schere ausschnitt, konnte es weinen, wenn eine solche Papierfigur durch rasches Schneiden in Gefahr kam, einen Arm oder Fuß zu verlieren (27. Monat)“.

²⁾ [Löbisch, Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes, 1851, S. 52: „Kinder sind, wie Herder sehr richtig bemerkt, geborene Physiognomisten. Das Kind hat denn auch für das Menschenangesicht und dessen Ausdruck, für Physiognomie den frühesten und schärfsten Sinn“. U.]

³⁾ Das Stillen mit den begleitenden Liebkosungen bildet in der Entwicklung des Gefühls die wichtigste Anregung. Nach dem Ausdrucke Fonssagrives' (*Leçons d'hygiène infantile*. Paris, 1882) „entspringen dieser physiologischen Quelle der Verbindung von Mutter und Kind die künftigen Gefühle der menschlichen Solidarität und des Altruismus. So sagt Morel (*Maladies mentales*, 1860, p. 561): Dank der sorgfältigen Pflege und der zahlreichen instinktmäßig ersonnenen Liebkosungen, dank einer langen moralischen Incubation, wenn man so sagen darf, bringt uns die erste mütterliche Erziehung geistig zur Welt, wie wir körperlich zur Welt gebracht worden sind, und macht uns zum zweitenmal zum Kinde unserer Mutter“. (Sikorski, *Revue philosophique*, t. XIX, p. 252.)

Schwester und einem Hündchen, die ihm bis dahin vollständig gleichgültig gewesen waren, allmählich große Zuneigung; er wollte nicht, daß beiden ein Leid zugefügt wurde, denn beide fingen an, ihm im Spiele zum Zeitvertreib zu dienen. Ebenso ist später die Freundschaft in ihren Anfängen nichts anderes als das Vergnügen des Spieles mit Kameraden. Das egoistische Gefühl bleibt immer der Ausgangspunkt, wie jede abstrakte und allgemeine Idee in einer Sinneswahrnehmung oder einer besondern Vorstellung wurzelt.

Es sei übrigens bemerkt, daß die Zuneigungen des Kindes durch jenes besondere Gefühl geleitet werden, das man Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes nennt, d. h. von der Tendenz, die Gefühle anderer in sich nachzubilden, sozusagen wiederzuspiegeln. Zweifellos sind aus diesem Grunde die Tiere die besten Freunde des Kindes. Es sympathisiert natürlich mit Wesen, die ihm in so vieler Beziehung ähnlich sind, bei denen es seine eigenen Bedürfnisse wiederfindet, denselben Nahrungstrieb, dasselbe Streben nach Bewegung, dasselbe Begehren nach Liebkosungen. Sich ähnlich sein heißt schon, sich lieben. Das Tier, welches leidet, schreit, Hunger hat, welches nicht gehorcht und deshalb ausgezankt wird, erinnert das Kind jeden Augenblick an Vorkommnisse aus seinem eigenen Leben. Aus diesem Grunde sucht es seine Gesellschaft und findet es ein besonderes Wohlgefallen an Geschichten, die ihm von Tieren erzählen. Die Sympathie ist nicht ein blinder Instinkt; sie ist bereits ein Gefühl, d. h. die Vorstellungen haben dabei ihre Stelle, sind sogar ihre notwendige Bedingung, wenigstens die Gedanken und Gemütsbewegungen, die wir mehr oder weniger unbestimmt in uns selbst gehabt und empfunden haben, und deren Spuren wir bei andern Wesen an sichern Zeichen wiedererkennen. Verlangen wir demgemäß nicht vom Kinde, daß es allgemein mit erwachsenen Personen sympathisiere: ihre Handlungen, ihre Gefühle und Ideen liegen ihm viel zu fern, als daß es sie begreifen könnte. Nichts bringt sie ihm nahe. Anders ist es mit den Eltern, die mit den Kleinen klein sind, die dem Kinde durch ihre unablässige Fürsorge zeigen, daß sie alles mitfühlen, was es selbst fühlt, was es leidet, daß sie an seinen Belustigungen und an seinen Kümmernissen teilnehmen. Das Kind, welches am Blick der Mutter merkt, daß sie an seinen Leiden teilnimmt, wird durch diese enge Verbindung seiner Seele mit einer andern vorbereitet, auch seinerseits

mit den Gemütsbewegungen seiner Mutter zu sympathisieren. Es wird bald traurig sein, wenn es sieht, daß sie weint; es wird sich freuen, wenn sie fröhlich ist. Obwohl die Kraft der Sympathie, die Übertragung der Gefühle, welche sie erzeugt, in jeder Lebensperiode mächtig ist, so ist sie doch beim Kinde besonders bedeutend, wie das beispielsweise gegen das vierte oder fünfte Jahr jene Anfälle tollen Lachens oder im Gegenteil heftiger Entrüstung zeigen, die nach und nach einen ganzen Trupp Gassenjungen ergreifen.

IV.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Ausdruckszeichen der soeben beschriebenen Gemütsbewegungen zu untersuchen, welche letztere, so lange das Kind nicht spricht, uns nur durch diese Ausdruckszeichen bekannt werden. Wie schon Charles Bell bemerkt hat, bieten die Kinder viele seelische Erregungen mit „außerordentlicher Kraft“ dar, während im spätern Leben mehrere unserer Ausdrucksarten „aufhören, der reinen und einfachen Quelle zu entspringen, aus welcher sie in der Kindheit hervorgehen“¹⁾. Das Kind besitzt unbestritten einen sehr hohen Grad von Ausdrucksfähigkeit. Alles in seiner Seele macht sich nach außen in Bewegungen seines geschmeidigen Körpers, in einer ungezügelter Gebärden Sprache, in dem freien und offenen Gesichtsausdrucke Luft. Noch stört keine Berechnung die natürliche Ordnung, nach der sich zu jeder innern Bewegung ein äußeres Zeichen gesellt. Besonders von den Augen der Kinder gilt das Wort, daß sie der Spiegel der Seele seien. Später lernt der Mensch seine Gefühle verbergen, in dem tiefsten Grunde seines Herzens alles zu verhüllen, was er geheim halten will. Heftige Leidenschaften verstecken sich oft hinter der Maske der Gleichmütigkeit oder äußern sich nur durch Zeichen, die man nicht bemerkt. Das Kind will von dem, was es fühlt, nichts zurückhalten, und wenn es dies wollte, so könnte es das nicht, da die Ausdrucksorgane noch nicht vom Willen beherrscht werden. Der Dualismus, welcher sich beim völlig entwickelten Menschen einrichtet — auf der einen Seite der autonome Wille und die seelischen Fähigkeiten, auf der andern

¹⁾ Charles Bell, *Anatomy of expression*, 3. ed., p. 198. [Angeführt bei Darwin, *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen*. Deutsch von Carns. S. 13. U.]

ein disziplinierter und folgsamer Körper — ist beim Kinde noch kaum angedeutet. Seine junge Seele strahlt in allen Muskeln aus. Beim Erwachsenen nimmt sich die Seele zusammen, sie hält an sich; in den ersten Lebensjahren aber giebt sie sich in überreichem Maße hin, und kein Gegenbefehl des Willens, keine Hemmungsfähigkeit der Überlegung hält den Anlauf, die übermäßige Fülle des Ausdrucksbedürfnisses der sich entwickelnden Seele auf, die sozusagen noch mit dem Körper eins ist. Es herrscht fast immer ein Mißverhältnis zwischen der Ausdrucksthätigkeit und den empfundenen Eindrücken; aber während im reifern Alter der Ausdruck hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, überschreitet er sie im Kindesalter. Das Kind umarmt mehr, als es liebt; es schreit mehr, als es leidet; es lächelt mehr, als es Lust empfindet, und wenn es sprechen kann, so spricht es mehr, als es denkt.

Übrigens haben Schreien, Lächeln, Thränenvergießen und Gebärdenspiel von allem Anfang an als Ausdruck von Gemütszuständen noch keine Bedeutung. Ehe sie zu Ausdrucksbewegungen werden, sind sie nur triebartige Bewegungen. Hinsichtlich des Schreiens haben wir das schon festgestellt¹⁾; betreffs des Lächelns, Lachens und Weinens wollen wir es gleich zeigen. Ein und dieselbe Bewegung kann wechselsweise ein bloßer Reflex, eine automatische Thätigkeit, ein unwillkürliches Zeichen und endlich der willkürliche Ausdruck dieses oder jenes Seelenzustandes sein. Ein aufmerksamer Beobachter könnte in der Bewegung selbst, je nachdem sie die eine oder andere Phase ihrer Entwicklung durchläuft, recht deutliche Unterschiede bemerken; er könnte beispielsweise feststellen, daß das Schreien des Kindes sich nicht gleicht, wenn es nichts ausdrückt, und wenn es im Gegenteil eine Empfindung, eine Gemütsbewegung, Hunger oder Zorn ausdrückt; daß das Lächeln nicht immer dasselbe ist, daß es sich selbst körperlich umgestaltet, wenn es einem Gefühl entspricht. Aber diese Unterschiede sind schwer zu erfassen, und die Eltern irren sich dabei oft, indem sie allzu geneigt sind, da Anzeichen und Bezeichnetes zu sehen, wo es sich noch um bloßen Automatismus handelt.

Die Dichter und selbst die Philosophen verstehen sich darauf, die Dinge zu verschönen. Die Verse Victor Hugos über „das süße Lächeln“ des Kindes haben wir schon angeführt. Paul

¹⁾ Siehe oben Kapitel II, S. 68 ff.

Janet begrüßt in einer reizenden Stelle das erste Lächeln als den Beginn des Gemütslebens, die „Entfaltung einer vernunftbegabten Seele“ ¹⁾. In Wahrheit liegt hierin nichts Unrichtiges, weder in der Begeisterung des Dichters, noch in der Deutung des Philosophen; aber man muß die richtige Zeit wählen, um dem Lächeln des Kindes den Reiz des Schönen oder jene hohe psychische Bedeutung mit Recht beizulegen; man muß warten, bis das Lächeln durch eine langsame Entwicklung das wird, was es von Anfang an noch nicht ist. In der Prosa der Thatsachen ist das Lächeln ursprünglich nur eine automatische Bewegung oder eine Reflexthätigkeit. Es unterliegt dem allgemeinen Gesetze, daß das unbewusste Leben dem bewußten voraufgeht, und daß sich die psychische Bedeutung nur allmählich zu der anfänglich rein mechanischen gesellt. Wenn die Mutter gegen den zweiten oder dritten Monat triumphierend ausruft: „Es hat gelächelt! Es lacht!“ so muß ihr gesagt werden: Diesem ersten Lächeln liegt durchaus noch keine Absicht zu Grunde, vielleicht nicht einmal ein Lustgefühl. Das erste Lächeln ist nur ein Körper ohne Seele. Es ist nur ein Gesichterschneiden, das zufällig entsteht, oder weil es der Mechanismus der Gesichtsmuskeln so will ²⁾. Man hat es mit dem Schein, der Maske des Lächelns, aber nicht mit dessen Wirklichkeit zu thun. Darauf weist Darwin hin, indem er sagt: „Es ist denen, welchen die Pflege kleiner Kinder anvertraut ist, wohlbekannt, daß es schwer ist, sich zu vergewissern, wann gewisse Bewegungen um ihren Mund herum wirklich ausdrucksvoll sind, d. h. wann sie wirklich lächeln“ ³⁾. Den Beweis dafür, daß das

¹⁾ Paul Janet, *La Famille*, p. 149: „Man kann sagen, daß das Seelenleben des Kindes mit dem ersten Lächeln beginnt, mit jenem für das Auge der Eltern so süßen, für den Fremden so gleichgültigen Lächeln, das aber für den Beobachter und den Philosophen, die in ihm eine gewisse Entfaltung einer vernunftbegabten Seele entdecken, der Aufmerksamkeit und der Bewunderung so würdig ist“ u. s. w.

²⁾ [Nach Roemer gilt das grundlose Lächeln vieler Säuglinge allgemein als Zeichen eines krankhaften Zustandes und kommt schon in der zweiten Woche vor (Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter, S. 23). Die Angaben über das Auftreten des ersten Lächelns als Zeichen der Lustempfindung schwanken zwischen der vierten und zehnten Woche. U.]

³⁾ Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen. Deutsch von Carus. S. 213. Vergleiche Preyer, Seele des Kindes, S. 193: „Am häufigsten wird mißverstanden das erste Lächeln Ebenso wenig aber wie beim Erwachsenen das

Lächeln und Lachen durch rein körperliche Ursachen bewirkt werden kann, die mit der Gemütsempfindlichkeit noch nichts zu thun haben, hat man darin, daß das Kitzeln beim Kinde mit einer Konvulsion seines Körpers gleichzeitig unmäßiges Lachen hervorruft. „Wie langsam, sagt Guyau, erscheint jenes erste Zeichen der Liebe, das Lächeln. Man hält es für angeboren, für spontan; wer weiß, wie vieler Versuche, wie vieler Ausdauer und Willensanstrengung es beim Kinde bedarf, um das Wunder des Lächelns hervorzubringen, das bereits das erste Anzeichen der uninteressierten Hingabe ist. Man beobachte nur, wie sich das innere Leben des Kindes auf seinem Gesichte widerspiegelt; man wird sehen, wie sich diese erste Andeutung nach und nach mit tausend Abstufungen, mit tausend neuen Farben umkleidet. Aber wie langsam geschieht das! Kein Gemälde Raffaels hat mehr Mühe gekostet“¹⁾.

Das Lächeln als Ausdruck, welches entweder die schwachen Lustempfindungen oder die ersten Gefühle der Zuneigung verrät, welches gleichzeitig mit dem Öffnen des Mundes den Augen Glanz verleiht und das ganze Gesicht erhellt, tritt also nicht sofort auf. Es setzt wie das Weinen eine stufenweise Entwicklung voraus; ehe es zum wirklichen Lächeln wird, gleicht es einer Skizze, einer Andeutung, ist es ein Halblächeln, ein Viertellächeln.

Nach Darwin wäre das Lächeln nur die Verkleinerungsform des Lachens, ein abgeschwächtes Lachen, die Spur und gleichsam das Residuum der von unsern Vorfahren in vielen Generationen erworbenen Gewohnheit, ihre Freude durch Lachen auszudrücken. Es scheint jedoch, daß zwischen Lächeln und Lachen ein anderer Unterschied als der des Grades vorliegt, da nicht beide dieselben Gefühle ausdrücken. Das Lächeln ist das Zeichen einer mäßigen Gemütsbewegung der Lust oder eines Gefühls der Zuneigung; das Lachen entspricht einer tiefgehenden Freude und hat beim Erwachsenen verwickeltere Ursachen. Thatsächlich geht das Lachen sowohl als das Weinen beim Kinde und beim Erwachsenen nicht immer aus denselben Grundursachen hervor; und wenn die Psychologen in einiger Verlegenheit sind, den Ursprung des menschlichen

bloßen Verziehen des Mundes dem Begriff des Lächelns genügt, ist dieses beim Kinde der Fall. Es gehört dazu das Gefühl der Befriedigung oder eine Vorstellung angenehmer Art; beide müssen stark genug sein, eine Erregung der Antlitznerven zu veranlassen.“

¹⁾ Guyau, *Education et hérédité*, p. 63.

Lachens zu analysieren, so ist es sicher viel leichter, das Lachen des Kindes zu erklären, das immer oder fast immer der einfache Ausdruck fröhlicher Seelenregungen ist. Die Kinder lachen öfter und leichter als Erwachsene. Ihre Spiele sind oft nur lang andauerndes Gelächter. Das kleinste Vorkommnis, der geringste Grund reicht hin, um diese unermüdlichen Lacher zu erregen. Indessen ist zu beachten, daß die beiden Klassen erregender Dinge in diesem Alter weniger zahlreich sind. Das Kind kennt weder das Lachen aus Spott, noch das Lachen, welches durch Überraschung, durch einen starken und plötzlich auftretenden Gegensatz, der es eher zum Weinen veranlaßt, hervorgerufen wird.

Nach Mme Necker de Saussure tritt das Lachen oder vielmehr das Lächeln etwa in der sechsten Woche auf. Darwin hat bei zwei Kindern das erste wirkliche Lächeln am fünfundvierzigsten Tage festgestellt, bei einem dritten etwas früher. Aber das sind nur flüchtige und seltene Erscheinungen; das Lächeln ist im zweiten Monat noch nicht zur Gewohnheit geworden.

In seinen ersten Kundgebungen ist das Lächeln sozusagen auf sich selbst konzentriert; es wendet sich an niemand. Das Kind lächelt vor Vergnügen, nachdem es sich mit Milch gesättigt hat, in dem Zustande des Wohlbefindens, das nach beendeter Mahlzeit eingetreten ist. „Schon am zehnten Tage, sagt Preyer, als das satte Kind eingeschlafen war, sah ich seinen Mund die Gestalt eines lächelnden Mundes annehmen, wodurch das Antlitz den Ausdruck großer Befriedigung erhielt“¹⁾. Später lächelt das Kind seine Mutter an, noch später die Gegenstände, welche ihm Vergnügen machen, wie seine Spielsachen. Dieses Lächeln ist sich nicht immer gleich. Der Gesichtsausdruck eines Kindes, das gegen den dritten Monat seine Mutter anlächelt, läßt sich leicht von dem Gesichtsausdrucke eines gesättigten Kindes unterscheiden, welches ohne Absicht lächelt. Wer den fortschreitenden Abstufungen des Lachens folgen und sie genau aufzeichnen könnte, würde hier die Geschichte der Kindessele im verjüngten Maßstabe wiederfinden: zuerst die bloße Befriedigung körperlicher Bedürfnisse; später das Gefühl der Dankbarkeit des Säuglings gegen den, der ihn genährt, gepflegt und geliebkost hat; noch später und auf einer höheren Stufe die sympathische Zuneigung,

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 103.

die Liebe, die uninteressierte Zärtlichkeit; schließlich, sobald die Intelligenz erwacht ist, den scharf eindringenden Geist, der in den Dingen belustigende Beziehungen, im Gespräch einen heitern Zug findet.

Das Lächeln wie das Lachen setzt nicht allein eine besondere Ursache voraus, durch die es im gegebenen Augenblicke hervorgerufen wird, sondern es steht auch in Beziehung zur Gesundheit, zu dem allgemeinen Zustande des Körpers und der Seele. Mein Sohn Marcel war krank gewesen, und während der ganzen Zeit seines Unwohlseins hatte er nicht gelächelt; das Lächeln kam wieder in dem Maße, wie seine körperlichen Kräfte wiederkehrten. Beim Kinde vielleicht viel mehr noch als beim Erwachsenen hängen Lächeln und Lachen von den allgemeinen Dispositionen des gesamten Organismus ab. Wie anders als durch einen weit ausgebreiteten Zustand von Wohlsein und Behagen soll man sich jenes fortwährende und unaufhörliche Lachen des Kindes erklären, das keine bestimmte Ursache zu haben scheint?

Es ist die Frage zu untersuchen, ob das Lächeln als Ausdruck beim Kinde spontan ist, oder ob es besonders hervorgerufen werden muß, ob es im letztern Falle nur eine Nachahmung oder wenigstens eine Antwort auf ein anderes Lachen ist. Guyau sagt kurzweg: „Das Kind lacht, weil es lachen sieht¹⁾.“ So absolut läßt sich das nicht sagen. Ohne Zweifel lachen die kleinen Kinder am häufigsten nur dann, wenn man ihnen das Beispiel giebt, *ridentibus arident*. — Von dem Klange einer einschmeichelnden Stimme oder dem Anblick eines lächelnden Gesichts angeregt, wird der Säugling lebhaft, bewegt seine kleinen Hände, scheint sich erheben zu wollen, und zugleich leuchtet sein ganzes Gesicht vor Freude. Nach meinen persönlichen Beobachtungen aber beginnt das Kind gegen den vierten oder fünften Monat beim Lächeln den Beweis von Initiative zu geben. In diesem Alter machte es Marcel, wenn er in seiner Wiege lag, viel Vergnügen, einen rotgeblühten Vorhang zu betrachten; er redete zu ihm in seiner Sprache und lächelte ihn an. Im sechsten Monate wartete

¹⁾ [Das Lachen allein auf Nachahmung zurückzuführen geht kaum an. Mit Recht hat man auf Blindgeborene hingewiesen, die das Lächeln nicht durch Nachahmung gelernt haben konnten, aber doch lachten. U.]

das Kind nicht, bis ich es anlächelte, um dann auch seinerseits zu lächeln; es kam mir zuvor und lachte zuerst. Die Nachahmung, diese starke Triebkraft bei der Erziehung, übt in der Entwicklung der Ausdruckszeichen wie auch in allen andern Teilen der geistigen Entwicklung einen unbestreitbaren Einfluß aus; aber wir glauben nicht weniger, daß das Lächeln, vererbt oder angeboren, beim Kinde ein Geschenk der Natur ist. Es geht mit dem Lächeln wie mit allem übrigen: zuerst ist es sozusagen Widerspiegelung, Reaktion und Antwort, hierauf persönliche Initiative. Selbst wenn das Kind unter finstern und schwermütigen Eltern lebt und von trübsinnigen Gesichtern umgeben ist, lächelt es; es thut dies vielleicht weniger häufig, aber es erheitert doch noch durch sein munteres und anregendes Lächeln die Gesellschaft betrübter und unglücklicher Menschen.

Nachdem das Lächeln einmal zur Gewohnheit geworden, verlernt es das Kind nicht wieder, selbst wenn es noch so kränklich oder leidend ist; es hat selbst inmitten der größten Leiden Lichtblicke des Wohlbefindens, des verhältnismäßigen Vergnügens, die ihm das Lächeln über die Lippen gleiten lassen, gleichwie die Sonne zwischen den Wolken sichtbar wird. Andererseits ist in dem Herzen des Kindes stets Zärtlichkeit genug vorhanden, damit sich das uninteressierte Lächeln als Ausdruck ganz reiner Sympathie, frei von jedem Gefühl der Erkenntlichkeit und jeder Erinnerung an eine angenehme Empfindung, bei ihm entwickelt. Mit vier Monaten lächelte Marcel mich fast ebenso viel an wie seine Mutter, obwohl ihn mein Anblick noch nicht an irgend ein Vergnügen erinnerte.

Das Lachen in den verschiedenen Formen — gemäßigtes Lachen, schallendes Gelächter, unbezähmbares Gelächter — ist in einer Beziehung das entwickelte Lächeln, insofern es einfach Zeichen des Vergnügens ist. Wenn das Lächeln des befriedigten und glücklichen kleinen Kindes nicht zum lauten Gelächter wird, so rührt das von einem Mangel an Kraft her. Schon beim zwei Monate alten Kinde wird das Lächeln von Lauten begleitet, die das Lachen vorzubereiten scheinen, von „einem kleinen blökenden Geräusche“, sagt Darwin. Er fügt hinzu: „Im Alter von hundertdreizehn Tagen nahm dieses kleine Geräusch einen unbedeutend verschiedenen Charakter an und wurde mehr abgesetzt

oder unterbrochen wie beim Schluchzen, und dies war sicherlich beginnendes Lachen ¹⁾.“

Wie mit dem Lächeln und Lachen, so ist es auch mit dem Weinen; auch hier haben wir es mit einer stufenweisen Entwicklung zu thun. „Es möchte scheinen, sagt Darwin, als ob die Thränendrüsen in den Individuen etwas Übung erforderten, ehe sie leicht zur Thätigkeit erregt werden können, in ziemlich derselben Art und Weise, wie verschiedene angeerbte konsensuelle Bewegungen und Geschmacksformen eine gewisse Übung erfordern, ehe sie fixiert und vollkommen werden ²⁾.“ Bevor die Thränen zum Ausdruck des Schmerzes werden, sind sie eine durchaus körperliche Erscheinung, die jeder Bedeutung als Gefühlsausdruck entbehrt. „Jedesmal, sagt abermals Darwin, wenn die Muskeln rings um das Auge heftig und unwillkürlich zusammengezogen werden, um die Blutgefäße zusammenzudrücken und hierdurch die Augen zu schützen, werden Thränen abgesondert, und häufig in hinreichender Menge, daß sie über die Backen herabrollen. Dies tritt auch unter den entgegengesetztesten Gemütsregungen, aber auch wenn durchaus keine Erregung vorhanden ist, ein ³⁾.“ Rein körperliche Eindrücke, welche die Gemüts-empfindlichkeit nicht berühren, können Thränen hervorrufen. Selbst beim Erwachsenen genügt eine Zwiebelchale, um die Augen übergehen zu lassen. Aber sehr schnell assoziieren sich die Thränen mit dem Schreien des Kindes, wenn es leidet oder sich beklagt, und sie werden zum Zeichen körperlichen Leidens, bevor sie auf einer höhern Stufe der Entwicklung der natürliche Ausdruck des Kammers und Seelenschmerzes sind.

Es ist übrigens wichtig, zu beobachten, daß das erste Schreien des Neugeborenen noch nicht von Thränen begleitet wird. Der Zeitpunkt, an dem die ersten Thränen fließen, ist sehr veränderlich. Darwin hat darüber an seinen und seiner Freunde Kindern

¹⁾ Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen, S. 213 f.

²⁾ Darwin a. a. O., S. 155. [Im Original ist die Stelle etwas anders wiedergegeben. U.] Übrigens ist darauf hinzuweisen, daß bei den Kindern hinsichtlich der Thränen bemerkenswerte Verschiedenheiten bestehen. Bei den einen sind sie selten, bei den andern sehr häufig. Sikorski hat die Gründe hierfür ausführlich analysiert: Krankheiten, schlechte Pflege, Geburtsstände u. a. w. *Revue philosophique*, t. XIX, p. 248 et suiv.

³⁾ Darwin a. a. O., S. 165.

Beobachtungen angestellt. Bei den einen wurden die Augen nicht vor dem dritten oder vierten Monat mit Thränen benetzt; bei den andern traten dieselben gegen das Ende der dritten Woche ein. Preyer behauptet, daß nach seinen eigenen Beobachtungen die Thränen etwas zeitiger auftreten, und erhebt wenigstens im Namen der deutschen Kinder Einspruch, die eine schnellere Entwicklung zeigen. „Ich habe bei meinem Knaben zuerst am dreiundzwanzigsten Tage Thränen aus den Augen fließen sehen“¹⁾.

Diese Widersprüche sind nicht von großer Bedeutung, da es sich bei ihnen nur um Tage oder höchstens Wochen handelt. Was gegenwärtig zweifellos feststeht, das ist die Entwicklungsreihe der Ursachen, welche Thränen hervorrufen zu der Zeit, wo dieselben eine Bedeutung erlangt haben: zuerst körperliches Leiden, dann Gemütsbewegungen anderer Art, wie Zorn, Eigensinn, Verdruss, und später endlich der Seelenschmerz. Es ist zu beachten, daß im Leben des Erwachsenen die letzte Stufe fast allein fortbesteht. Wenn nicht bei der Frau, so doch wenigstens beim Manne werden die Thränen immer seltener und fließen endlich bei körperlichen Leiden gar nicht mehr: der Seelenschmerz allein bringt Thränen in die Augen²⁾.

Vergessen wir übrigens nicht festzustellen, daß sich zu den Thränen als dem Ausdruck von Unlustzuständen der Seele eine gewisse Zahl von Gesichtsbewegungen gesellt, ebenso wie das Lächeln nicht bloß in einer Bewegung der Lippen besteht und sich durch eine Anzahl anderer Zeichen vervollständigt. Nach dem Vorgange anderer, Lebrun's z. B., hat Darwin den Ge-

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 201: „Für deutsche Kinder gilt überhaupt nicht, was Darwin mitteilt, daß gewöhnlich die Säuglinge nicht vor zwei bis vier Monaten Thränen vergießen.“ [Nach den Beobachtungen von Schleich und Roemer tritt unter Umständen Thränenerguß schon viel früher ein, als selbst Preyer annimmt. „Ich habe, von Professor Schleich darauf aufmerksam gemacht, binnen kurzem zwei Neugeborene in der ersten Viertelstunde durch Kitzeln, Anblasen u. s. w. dazu gebracht, daß sie nicht bloß lebhaft schreien, sondern zugleich ihnen die Thränen über die Wangen flossen.“ Roemer, Psychopathische Minderwertigkeiten des Säuglingsalters, S. 24. U.]

²⁾ „Das Lachen, sagt Darwin, ist dem Weinen analog, welches bei Erwachsenen beinahe ganz auf geistige Trübsal beschränkt ist, während es bei Kindern durch körperliche Schmerzen oder irgend welche Leiden ebenso erregt wird, wie durch Furcht oder Wut.“ [Ausdruck der Gemütsbewegungen, S. 202. U.]

sichtsausdruck des weinenden Kindes genau beschrieben: es runzelt die Augenbrauen, zieht die Mundwinkel herab u. s. w. Das weinende Kind schreit zugleich, und die beiden englischen Zeitwörter *to weep* und *to cry* (weinen und schreien) sind sinnverwandte Ausdrücke. Das Runzeln der Augenbrauen und die Falten auf der Stirn treten übrigens auch isoliert auf und begleiten nicht immer das Schreien und Weinen. Thatsächlich hat Preyer diese Bewegungen vom zweiten Tage an beobachtet¹⁾. Als die Mutter eines etliche Tage alten Kindes sah, daß es die Augenbrauen runzelte, sagte sie: „Es hat ernste Gedanken!“ Nein, diese und andere Bewegungen gelangen erst nach Verlauf einiger Zeit dazu, wirklich einen Gemütszustand darzustellen und haben zuerst keine psychischen Ursachen.

Fügen wir endlich hinzu, daß die Thränen wie das Lachen selbst in dem Alter, wo sie Ausdruckszeichen geworden, nicht notwendig mit dem Ausdruck von Leid oder Lust verknüpft sind. Oft handelt es sich beim Lachen nur um einen Überschufs von Lebenskraft, was sehr gnt dadurch bewiesen wird, daß bisweilen ein geringfügiger Umstand, ein Nichts genügt, um bei den Kindern Lachen hervorzurufen, sie vom Lachen zum Weinen zu bringen und umgekehrt. Die Thränen begleiten bisweilen das Wohlfühl, die Befriedigung. Es kommt vor, daß das Kind während des Saugens mälsig Thränen vergießt. Auch beim Erwachsenen giebt es Freudenthränen²⁾.

Die natürliche Sprache der Gemütsempfindlichkeit wird durch Lächeln und Thränenvergießen bei weitem nicht erschöpft. In Augenblicken der Freude oder des lebhaften Vergnügens wird der ganze Körper unruhig; die Glieder bewegen sich; das Kind klatscht in die Hände; später springt es vor Freude. Im Zorn wird das Kind ganz rot, im Schrecken ganz bleich. Es ist wenig wahrscheinlich, daß das Kind aus denselben Gründen errötet wie der

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 19.

²⁾ Wenn das Lachen dem Menschen eigentümlich ist, so ist das mit den Thränen nicht der Fall. Darwin sagt: „Man weiß, daß der indische Elefant zuweilen weint.“ J. E. Tennent drückt sich in seiner Beschreibung von Elefanten, die er auf Ceylon gefangen und gebunden gesehen hat, folgendermaßen aus: „Einige lagen bewegungslos auf der Erde mit keinem andern Zeichen von Leiden als den Thränen, die ihre Augen füllten und beständig herabflossen.“ (Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen, S. 168.)

Erwachsene. „Es scheint, sagt Darwin, als wären die geistigen Kräfte kleiner Kinder noch nicht hinreichend entwickelt, um ein Erröten bei ihnen zu gestatten“¹⁾. Abgesehen von den geistigen Kräften ist es gewiß, daß die Gefühle, die am häufigsten das Erröten verursachen, Scham und verletzte Eigenliebe, beim Kinde sehr selten sind. Gleichwohl erwähnt Darwin zwei kleine Mädchen, die im Alter von zwei oder drei Jahren erröteten, und ein vierjähriges Kind, das errötete, wenn es wegen einer Unart getadelt wurde.

Die Mannigfaltigkeit der Gemütszustände des Kindes kann nicht besser festgestellt werden als durch das Studium des Gesichtsausdrucks. Verzagtheit oder Mut, Gefühl der Schwäche oder der Kraft, Überraschung, Erstaunen und Verwunderung malen sich in lebhaften Zügen auf seinem Gesichte oder offenbaren sich in seiner Haltung. Was giebt es Ausdrucksvolleres als das „Maulen“, das Vorstrecken der Lippen, jenes Zeichen der üblen Laune? Ein ganzes Buch könnte man über diesen Gegenstand schreiben und auch eine ganze Galerie von Photographieen aufnehmen und sammeln (gleich denjenigen, die man bereits von lachenden und weinenden Kindern herzustellen versucht hat), in denen festgehalten werden könnte, was so flüchtig ist, was durch seine unausgesetzte Beweglichkeit der schnellsten Beobachtung und der nachhaltigsten Aufmerksamkeit spottet, was endlich gerade dadurch Zeugnis von einer der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten des kindlichen Gemütslebens ablegt, nämlich von der fortwährenden launenhaften Unbeständigkeit²⁾.

¹⁾ „Das Erröten, sagt Darwin, ist die eigentümlichste und menschlichste aller Ausdrucksformen — — — Wir können Lachen durch Kitzeln der Haut, Weinen oder Stirnrunzeln durch einen Schlag verursachen u. s. w.; wir können aber ein Erröten durch keine physikalischen Mittel, d. h. durch keine Einwirkung auf den Körper, verursachen.“ (a. a. O., S. 316.)

²⁾ [„Die geringste Ursache reicht hin, jenes Malerkunststück zu vollbringen, aus einem lachenden ein weinendes Kindergesicht zu machen.“ Sigismund, Kind und Welt, 2. Aufl., S. 66. „Mir hat es nie eine so große Kunst geschehen, was von jenem alten Maler erzählt wird, daß er mit einem Pinselstriche ein lächelndes Kind in ein weinendes verwandelte.“ Löbisch, Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes, S. 47. U.]

Sechstes Kapitel.

Das Gedächtnis vor und nach dem Sprechenlernen.

I. Ansichten von Rousseau und M^{me} Campan. — Bis zu welchem Zeitpunkt reichen unsere Erinnerungen zurück? — Weshalb haben wir keine Erinnerung an unsere ersten Lebensjahre? — Entwicklung des kindlichen Gedächtnisses. — Damit sich die Erinnerung festsetzt, ist Zusammenhang oder wenigstens Wiederholung der Wahrnehmungen notwendig. — Demgemäß geht die Erinnerung an zufällige Thatsachen verloren. — Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke und besonders der Mangel an Koordination als Gründe des Schwindens der ersten Erinnerungen. — Der notwendige Vereinigungspunkt, das Ich, ist noch nicht vorhanden. — Unfähigkeit, die Erinnerungen in Zeit und Raum zu lokalisieren. — Passiver Charakter des kindlichen Gedächtnisses. — Die Gegenwart der Dinge ist notwendig, um die Erinnerung wachzurufen. — Das unpersönliche Gedächtnis des Kindes und das organische Gedächtnis. — Das Gedächtnis geht in einer Beziehung dem Bewußtsein voraus. — Das Wiedererkennen. — Die Ideenassoziation und die Sprache. — II. Die weitere Entwicklung des Gedächtnisses. — Erwerbskraft des kindlichen Gedächtnisses. — Physiologische Gründe. — Psychologische Gründe. — Die Überbürdung des Gedächtnisses beim Erwachsenen schadet der Erwerbung neuer Ideen. — Andere Eigentümlichkeiten des Gedächtnisses beim Kinde. — Das Kind kann nicht vergessen. — Die Erinnerungen aus der Kindheit sind besonders lebhaft; bei krankhaften Amnesieen schwinden sie völlig. — Mängel des kindlichen Gedächtnisses: es ist äußerlich genau und mechanisch. — Das Gedächtnis bei den Imbecillen. — Ungleichmäßigkeit und verschiedene Formen des Gedächtnisses. — Bedeutung des Gedächtnisses.

I.

„Das Gedächtnis entwickelt sich erst im Alter von drei Jahren,“ sagt M^{me} Campan¹⁾. J. J. Rousseau geht noch weiter und

¹⁾ M^{me} Campan: *De l'éducation*, liv. III, ch. Ier.

erklärt, die Kinder, als des Urteils nicht fähig, besäßen kein wirkliches Gedächtnis ¹⁾).

Was an diesen Beurteilungen auffällig oder falsch ist, erklärt sich leicht, wenn man in Betracht zieht, nicht was die erwähnten Schriftsteller zu sagen scheinen, sondern was sie wirklich sagen wollen. Wenn Rousseau dem Kinde das Gedächtnis abzusprechen scheint, so hat er nur das Gedächtnis der Ideen im Auge, das ausgebildete Gedächtnis nämlich, das im stande ist, allen Fäden eines gesetzmäßigen Denkens nachzugehen und sie wiederzufinden. Er ist einer der ersten, die behaupten, daß die Kinder Töne, Gestalten und Gefühlseindrücke behalten, daß sie sich alles dessen erinnern, was sie wahrnehmen und fühlen können, während sie der abstrakten Ideen noch nicht fähig sind.

Was die Behauptung von Mme Campan betrifft, so schließt sie sich der allgemein beobachteten Thatsache an, daß sich der Erwachsene der ersten Lebensjahre nicht erinnert. Die *Mémoires d'un enfant* von Mme Michelet beginnen mit den Worten: „In meiner frühesten Erinnerung, die, wenn ich mich nicht täusche, bis in das vierte oder fünfte Jahr zurückreicht . . .“ Darwin sagt: „Meine ersten Erinnerungen stammen aus dem Alter von vier Jahren und einigen Monaten“ ²⁾).

Nach andern Zeugnissen reicht das Gedächtnis bisweilen noch etwas weiter zurück. Eine fünfunddreißigjährige Person, die ich über diesen Gegenstand befragte, gab zur Antwort, daß sie sich mit ziemlicher Genauigkeit gewisser Eindrücke erinnere, die sie, bevor sie drei Jahre alt gewesen sei, bei einer Kindtaufe auf dem Dorfe und bei einem geräuschvollen Jahrmarkte in Paris gehabt habe. Einer meiner Söhne erinnert sich eines Besuches bei seinem alten Großvater, den er in seinem Krankenstuhl ausgestreckt ruhen sah und einige Monate später verlor; das Kind war damals

¹⁾ Rousseau, *Émile*, Buch II, § 116. (Deutsch von Sallwürk): „Obgleich Gedächtnis und gesetzmäßiges Denken zwei wesentlich verschiedene Fähigkeiten sind, so entwickelt sich doch in der That die eine nur mit der andern. Vor dem Alter der Vernunft empfängt das Kind keine Ideen, sondern nur Bilder.“ [In § 132 desselben Buches heißt es: „Wenn die Kinder keine wirklichen Ideen haben, so haben sie auch kein eigentliches Gedächtnis, denn ein Gedächtnis, das nur Sinneswahrnehmungen enthält, nenne ich kein solches.“ U.]

²⁾ Rousseau sagt ebenfalls: „Ich weiß nicht, was ich bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren machte; ich entsinne mich nicht, wie ich lesen lernte.“ Bekenntnisse. Deutsch von Schücking, S. 16.

erst zwei Jahre alt. Pierre Loti versichert, Erinnerungen aus etwa derselben Zeit zu haben: „Als ich schon einige Zeit gehen konnte, entdeckte ich plötzlich eines Abends — ich weiß es noch, als wenn es gestern geschehen wäre — das richtige Laufen und Springen und berauschte mich an diesem neuen Vergnügen bis zum Umfallen. Das muß zu Anfang meines zweiten Jahres gewesen sein“¹⁾.

In den meisten Fällen aber scheint das Gedächtnis erst in einem vorgerücktern Alter aufgetreten zu sein. Ich mag in meinen Erinnerungen suchen, soviel ich will, die einzige Thatsache, welche aus dem dunkeln Abgrunde meiner ersten Lebensjahre auftaucht, stammt aus dem sechsten Jahre: es ist die Proklamation der Republik von 1848 . . . Ich höre noch wie im Traume die ernste Stimme eines Freundes meines Vaters, der, als wir bei Tische saßen, kam, um die Nachricht vom Sturze Louis Philipps zu überbringen. Ich sehe noch die unruhigen Menschengruppen, die fortgesetzten Aufläufe abends auf der Promenade der kleinen Stadt, in der wir wohnten.

Zweifellos bewirken verschiedene Ursachen, daß der Zeitpunkt, mit dem die Erinnerung beginnt, bei den einzelnen Personen verschieden ist: zunächst die besondern Dispositionen, eine größere oder geringere Frühreife, besonders aber die Umstände, das Eigenartige gewisser Vorfälle, von denen das Kind frühzeitig Zeuge gewesen ist, die es wegen ihrer Neuheit und Wichtigkeit überrascht haben und ihm aufgefallen sind, durch welche der gleichmäßige Gang des Lebens gleichsam einen Stoß erhalten hat. Man wird sich einer Katastrophe, eines großen Unglücks, etwas weniger eines schmerzhaften Fallens aus der Zeit des ersten Gehens vielleicht erinnern, während die gewöhnlichen Vorkommnisse des regelmäßigen und einförmigen Lebens in Vergessenheit geraten sind.

Neben diesen leicht erklärlichen Verschiedenheiten aber bleibt nicht weniger die allgemeine Thatsache bestehen, daß es eine Grenze giebt, über die unsere Erinnerung gar nicht zurückreicht²⁾.

¹⁾ Loti, *Le roman d'un enfant*, p. 4. Perez erzählt von sich, daß er die erschreckende Erinnerung an eine rohe und dumme Wärterin bewahrt habe, die ihn, als er zwei Jahre alt war, zum Fenster hinaushielt und that, als wenn sie ihn hinunter werfen wollte. *L'Enfant de trois à sept ans*, p. 1.

²⁾ „Man pflegt meistens anzunehmen, das Gedächtnis Erwachsener reiche nicht weiter zurück als bis in das vierte Lebensjahr. [Sichere Beobachtungen sind darüber nicht bekannt.“] Seele des Kindes, S. 232.

Ein dunkler Schleier verbirgt uns die ersten Jahre. Es würde natürlich erscheinen, wenn die Erinnerungen an die Anfänge unseres Lebens dunkel wären; in Wahrheit aber sind solche gar nicht vorhanden. Freilich empfinden wir immer, mag es sich nun um unsere Jugendzeit oder um das gereifte Alter handeln, einige Schwierigkeit, die Vergangenheit mittelst der Erinnerung wieder zusammenzusetzen, wiederherzustellen. In dem Gedächtnis des Erwachsenen, selbst wenn es noch so treu ist, giebt es stets Lücken, teilweises Vergessen. Was aber unsere ersten Lebensjahre betrifft, so herrscht eine völlige Vergessenheit, ähnlich derjenigen, wie sie die Trunkenheit hervorbringt, oder wie sie bei gewissen Krankheiten entsteht, — eine übrigens natürliche und normale Vergessenheit. Von dem, was wir gesehen und empfunden haben, von unseren ersten Freuden und Leiden bleibt nichts im Bewußtsein zurück. Nicht ein Schimmer von Erinnerung erhellt die wenigstens in dieser Beziehung verlorenen Jahre; nichts fällt uns ein von dem, was wir während dieser Zeit erlebt haben¹⁾.

Das ist das erste Problem, welches wir in der Entwicklungsgeschichte des Gedächtnisses zu lösen haben. Bei der Erklärung darf man nicht an die Antwort denken, daß wir keine Erinnerung besäßen, weil nichts geschehen sei, und daß überall, wo das Bewußtsein fehle, das Gedächtnis sein Recht verliere. Es ist nicht zweifelhaft, daß das Bewußtsein sehr früh erwacht, daß das Kind Gemütszustände empfindet — Gemütszustände der Furcht, des Erstaunens und der Freude —, die, obwohl kleinen Ursachen entstammend, gleichwohl Kraft und Lebhaftigkeit besitzen. Nehmen wir nur ein Beispiel: Wie geht es zu, daß uns nicht die Erinnerung an einen Vorgang bleibt, für den sich die Kindesseele aufs lebhafteste zu interessieren scheint, ich meine die ersten Gehversuche? Die wesentlichen Bedingungen, mit welchen man gewöhnlich die Macht der Erinnerung in Verbindung bringt, wie

¹⁾ [Siehe hierzu die S. 6 (Anmerkung) erwähnten Untersuchungen von C. und V. Henri. Sully sagt in seinen „Untersuchungen über die Kindheit“, deutsch von Stimpfl, 1897, S. 11: „In unserer Zeit der veröffentlichten Rück Erinnerungen an die Kindheit ist es ganz erquickend, auf ein Buch wie die *‘Gleams of Memory’* von James Payn zu stoßen, der ehrlich gesteht, daß seine ersten Erinnerungen beinahe Null sind.“ Auf S. 15 desselben Werkes wird jedoch auf das klare und weitreichende Gedächtnis von Frau Burnett hingewiesen (Little Lord Fauntleroy). U.]

lebhaft empfindung und Aufmerksamkeit, sind in diesem Falle doch alle erfüllt. Das Kind, welches das Gehen lernt, ist sichtlich aufmerksam, und wenn es zum erstenmal vom Raume Besitz ergreift, ist es offenbar erfreut. Wie geht es zu, daß dieses bedeutende Ereignis des Kindesalters bei keinem von uns eine dauerhafte Spur im Gedächtnisse zurückläßt?

Wenn man Thatsachen erklären will, so beginnt man am besten damit, sie genau zu bestimmen. Stellen wir daher zunächst fest, daß das Gedächtnis des kleinen Kindes in seiner Weise thätig ist, und betrachten wir, unter welchen Verhältnissen dies geschieht. Von den ersten Monaten an lernt der Säugling das Gesicht der Mutter und die Gestalten der Personen, die ihn pflegen oder lieben, wiedererkennen¹⁾. Aus diesem Wiedererkennen, das zuweilen noch nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen eintritt, geht die Macht der Erinnerung aufs klarste hervor. Perez führt ein Beispiel von einem allerdings ein Jahr alten Kinde an, das nach einmonatlicher Abwesenheit dem Vaterhause wieder zugeführt wurde²⁾. „Kaum sah es eine alte Dienerin auf sich zukommen, so lächelte es, streckte die Arme nach ihr aus und hüpfte fröhlich, bevor sie noch seinen Namen genannt hatte.“ Preyer erwähnt ein Mädchen von siebzehn Monaten, das seine Wärterin nach sechs Tagen wiedererkannte³⁾. In dieser Beziehung übertreffen übrigens die Fähigkeiten des kleinen Kindes nicht diejenigen der Tiere, der jungen Hunde z. B., die außerordentlich schnell die Hand, welche sie schlägt, und diejenige, welche sie streichelt, wiedererkennen. In anderer Beziehung setzt alles, was das Kind durch die Vermittelung der Sinne an Kenntnis der Dinge sammelt, die es sieht, hört und mit den Händen betastet, setzt diese kleine praktische Wissenschaft, die in wenigen Monaten so schnell erworben wird, schon eine beträchtliche Thätigkeit des Gedächtnisses voraus.

¹⁾ [Das Töchterchen Strümpells unterschied nach sechzehn Wochen „mit völliger Sicherheit die Gesichter aller Personen, die mit ihm verkehrten“. Beobachtungen u. s. w. Psychologische Pädagogik, S. 355. Sigismund stellt das sichere Erkennen von drei Personen (Eltern und Wärterin) erst mit der dreißigsten Woche fest. Kind und Welt, S. 43. U.]

²⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 87.

³⁾ Freilich berichtet Preyer ebenfalls, daß sein Sohn mit sieben Monaten die Wärterin nach vier Wochen nicht wiedererkannte. In dieser Beziehung setzt sich das Gedächtnis gegen das Ende des ersten Lebensjahres deutlich fest.

Ebenso ist es mit der Erwerbung der Sprache: jedes neue Wort, welches das Kind lernt, bedeutet eine Kraftäußerung oder wenigstens einen Akt des Gedächtnisses.

Aus einer ziemlich großen Zahl von Beobachtungen scheint aber hervorzugehen, daß diese leichten und schnellen Erwerbungen des kindlichen Gedächtnisses andererseits wenig Bestand haben, daß sie schwinden und in Vergessenheit geraten, wenn irgend ein Zufall den Lauf der Wahrnehmungen unterbricht, durch die sie hervorgebracht werden, und deren Zusammenhang notwendig ist, um ihnen im Geiste Dauer zu verleihen¹⁾. Leibniz erwähnt ein Kind, das im zweiten oder dritten Jahre erblindete und sich seiner Gesichtswahrnehmungen gar nicht erinnerte²⁾. Laura Bridgman hatte sich während einiger Monate [26] des Gebrauchs ihrer Sinne erfreut, als ihr eines Tages ein Anfall von Scharlachfieber Gehör, Gesicht und Sprache raubte; von diesem Zeitpunkte ab erinnerte sie sich dessen, was sie während der Dauer ihres normalen Zustandes wahrgenommen hatte, gar nicht mehr. Preyer berichtet von einem Mädchen, das mit sieben Jahren gänzlich erblindet war, weil man es zu starkem Sonnenlicht ausgesetzt hatte. Im siebzehnten Jahre erhielt es das Gesicht wieder und mußte wie ein Kind aufs neue die Farben benennen lernen; aus Mangel an Übung war alles in Vergessenheit geraten, was es während der sieben Jahre über die Entfernung und die Ausdehnung der Gegenstände gelernt hatte³⁾.

Aus diesen Thatsachen und einigen andern, die man anführen könnte, ergibt sich, daß die häufige Wiederholung und sogar

¹⁾ Das Gedächtnis ist anfangs in Wirklichkeit nur die Fortsetzung desselben Eindrucks. „Die früheste Stufe des wahren und bewussten Gedächtnisses, sagt Romanes, kann in der Nachwirkung eines Reizes auf einen sensorischen Nerven gefunden werden, welche, so lange sie dauert, kontinuierlich nach dem Sensorium geleitet wird. Dies ist z. B. der Fall bei den Nachbildern auf der Netzhaut, bei der Nachwirkung eines Schlages u. s. w.“ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Deutsche Ausgabe, S. 119.

²⁾ Leibniz, *Nouveaux essais sur l'entendement*, liv. I, ch. III.

³⁾ [Diese Beobachtung stammt von O. Heyfelder, Die Kindheit des Menschen. 2. Aufl. Erlangen, 1858. S. 13. „Das erste, was es unterschied, heißt es daselbst, war Tag und Nacht, dann heller oder weniger hell erleuchtete Räume . . . Die erste Farbe, welche es erkannte, war ein gesättigtes Rot; die Bezeichnung hatte sie vergessen und fragte nach langem Besinnen und Betrachten, ob das Rot genannt werde.“ U.]

fortlaufende Erneuerung der Eindrücke für die Befestigung der Erinnerungen des ersten Alters unentbehrlich ist. Das Kind erlernt seine Muttersprache deshalb so leicht, weil es beständig dieselben Wörter vernimmt. Es erkennt die Gegenstände und Personen nur wieder, weil es sie täglich sieht. Man versetze es mit zwei oder drei Jahren in eine andere Umgebung, in ein anderes Land, und alles Besondere und Örtliche in den Eindrücken seines ersten Aufenthalts wird für immer schwinden. Das Gedächtnis des Kindes ist wie ein zartes Gemälde, über das man mehrmals mit dem Pinsel hinfahren muß, um die flüchtigen, stets zum Schwinden geneigten Farben zu erhalten.

Man begreift daher, daß jeder Eindruck, der in dem Bewußtsein des Kindes nur eine flüchtige Erscheinung, eine augenblickliche Gemütsregung, eine zufällige Thatsache ist, sich dem Geiste nicht einprägt, sich nicht in ihm befestigt. Die Seele des Kindes ist dem beweglichen Sande an der Meeresküste gleich. Man mag zur Zeit der Ebbe noch so deutliche Fußspuren hervorbringen, die wiederkehrende Flut beseitigt alles. Wenn die Wiederholung in jedem Alter eine nützliche Bedingung ist, um die Dauerhaftigkeit der Erinnerungen sicher zu stellen, so ist sie eine unbedingt notwendige, wenn es sich um wenig tiefgehende Eindrücke handelt, die das Bewußtsein des Kindes nur streifen¹⁾.

Fügen wir noch hinzu, daß die Vielheit von allerlei neuen Eindrücken, die das Gehirn des kleinen Kindes bestürmen, hinsichtlich der Schwäche des kindlichen Gedächtnisses sicher mitwirkt. Es drängen sich zu viele Eindrücke auf einmal zusammen und überhäufen die Wahrnehmung des Kindes. Sein junges Gedächtnis erliegt der Masse von Empfindungen. Es ergeht dem Kinde wie dem Blinden Cheseldens, der zuviel auf einmal zu

¹⁾ Vergl. Preyer, Die Seele des Kindes, S. 233: „Im spätern Leben erinnert bei vielen nichts mehr an das einstige Unvermögen, den Kopf zu balancieren, sich umzudrehen, zu sitzen, zu stehen, zu sehen . . . Aber für das, was später erworben ist, gilt dasselbe nicht. Mein noch nicht dreijähriges Kind erinnerte sich, über sich selbst sich fast lustig machend, sehr wohl der Zeit, da es noch nicht sprechen konnte, noch ungenau artikulierte und die ersten oft wiederholten Ammenkunststückchen machte . . . Das dreijährige und auch das vierjährige Kind erinnert sich einzelner Erfahrungen vom zweiten Jahre, und wer sich die Mühe geben wollte, es sehr oft daran zu erinnern, der würde mit Leichtigkeit die Erinnerung an das zweite und dritte Jahr weit in die vorgerückteren Kinderjahre hineinragen können.“

sehen hatte und viel davon vergaß. Übrigens läßt auch die unstäte Aufmerksamkeit, die nach dem hübschen Bilde Fénelons „einer brennenden Kerze an einem zugigen Orte gleicht, deren Flamme beständig flackert“, den einzelnen Sinnesempfindungen nicht die Zeit, sich festzusetzen. Die Wahrnehmung des Kindes hält sich bei den Dingen nicht auf; sie geht, sie eilt beständig weiter, und indem sie in diesem hastigen Laufe von einem Gegenstande zum andern flattert, vermag sie die Dinge nicht zu ergreifen und festzuhalten, die sie im Vorbeigehen kaum berührt.

Gleichwohl haben wir die eigentlich wesentliche Ursache, welche die Dauer der frühesten Erinnerungen so unsicher macht, noch nicht angegeben: es ist das Fehlen der Koordination zwischen den aufeinander folgenden Wahrnehmungen. Das wirkliche Gedächtnis, das Gedächtnis des Erwachsenen ist eine Gesamtheit, ein dichtes Gewebe untereinander verknüpfter Eindrücke, die in festem Rahmen um einen zentralen Knoten, die Ichvorstellung, eingeschlossen sind. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob nicht gerade die Ichvorstellung der strengen Verbindung der Bewußtseinszustände entstammt, die in uns ablaufen. Gewiß ist aber, daß während der ersten Jahre das Ich oder doch wenigstens die Ichvorstellung noch nicht existiert. Das, was Luys „eine Verkettung, eine geheimnisvolle Vereinigung von Erinnerungen“ nennt, giebt es noch nicht¹⁾. Das Bewußtsein des Kindes besteht noch aus einer Aufeinanderfolge verstreuter und schwankender Vorstellungen, die sich nicht miteinander verbinden, sich nicht gruppieren, die, dem Ich sozusagen fremd, keinen persönlichen Charakter haben; es konzentriert sich nicht; es ist nicht sein eigener Herr. Das innere Leben ist noch nicht organisiert, und gerade das organisierte innere Leben ermöglicht es den Erwachsenen, von den Begebenheiten, an denen sie teilgenommen haben, eine genaue und treue Erinnerung zu bewahren. Durch das Nachdenken, durch die Besinnung auf uns selbst fällt uns wieder ein, was wir heute früh, vor einer Woche, einem Monate gethan haben. Der Vorgang, auf den wir unsern Geist richten, wiederholt sich vielleicht vor uns nicht wieder; aber wenn die wirkliche Wiederholung fehlt, so setzen wir an deren Stelle eine Wiederholung in der Vorstellung,

¹⁾ Luys, Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen (Ursprung und Entwicklung des Gedächtnisses).

eine geistige Wiederholung. Mit einem Worte, der gereifte Mensch ist ein geistiger Wiederkäuer; er verdaut, er assimiliert seine Erinnerungen. Überdies: nachdem das Ichbewußtsein einmal da ist, nimmt jede neue Erwerbung des Gedächtnisses im Bewußtsein einen bestimmten Platz neben andern Eindrücken, vor oder nach andern Erinnerungen ein; sie bildet einen Teil des Ganzen; sie ist sozusagen in dem Gefüge unseres Seelenlebens verkittet wie die Steine in der Mauer, ohne sich jemals wieder loslösen zu können. Beim Kinde hingegen sind die flüchtigen Eindrücke getrennt und unabhängig voneinander, ohne Zusammenhang wie Staubkörnchen, und finden keine Stelle, wo sie sich festsetzen können. Der Strom des innern Lebens ist nicht hinreichend geregelt, und die Erinnerungen zerstreuen und verlieren sich nach allen Seiten wie nicht kanalisierte Wassermassen ¹⁾.

Dieselben Gründe, welche erklären, warum die Erinnerungen an den ersten Zeitabschnitt des Daseins für den Erwachsenen schwinden, ermöglichen es uns auch, einige andere Besonderheiten des kindlichen Gedächtnisses zu verstehen, nämlich die Unfähigkeit, selbst die neuesten Eindrücke nach Zeit und Raum zu lokalisieren. Das Bild hat sich dem Gedächtnisse eingeprägt; aber der Rahmen ist verschwunden ²⁾. Das Kind erinnert sich deutlich der Dinge, die es gesehen hat, aber es kann nicht sagen wo und wann. Das vollständige Gedächtnis setzt eine Schätzung der Zeitdauer voraus, deren das Kind nicht fähig ist, weil diese Schätzung wieder die Koordination der Erinnerungen voraussetzt. Wer hat nicht ein kleines Kind einen Vorgang, bei dem es vor mehreren Monaten zugegen war, so erzählen hören, als ob er sich am vergangenen Tage zugetragen hätte? Das Kind, welches kaum vor zwei oder drei Stunden gefrühstückt hat, will schon zu Mittag essen, weil ihm

¹⁾ [Zum bessern Verständnis des Folgenden sei auf Ribot, Das Gedächtnis und seine Störungen, Deutsche Ausgabe, Hamburg 1882, verwiesen; desgleichen auf Hering, Das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie. 2. Aufl. 1876. Auf die metaphysischen Schwierigkeiten gehen wir bei dem Charakter des vorliegenden Buches nicht ein. U.]

²⁾ „Die letzte Stufe des Gedächtnisses wird erreicht, wenn das Nachdenken den Geist befähigt, die Zeit eines erinnerten Vorkommnisses in der Vergangenheit zu lokalisieren, — — — wenn der Geist weiß, wenn eine bestimmte Ideenverbindung stattgefunden hat.“ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Deutsche Ausgabe. S. 126.

die Vorstellung von der verflossenen Zeit fehlt¹⁾. Das Gedächtnis des Kindes besteht vor allen Dingen in der Vorstellung von Bildern; es hat noch nicht in der Vorstellung des Ich und der Zeitdauer die feste Grundlage gefunden, auf der das nachdenkende und beurteilende Gedächtnis des Erwachsenen ruht.

Ebenso wie bei den Wahrnehmungen dem Kinde nach außen anfänglich alles in ein und derselben Entfernung erscheint, wie es sie nicht genau im Raume lokalisieren kann, so bestehen in ihm die Erinnerungen nebeneinander, ohne daß es sie gleichsam hintereinander aufzureihen und auf die verschiedenen Zeitpunkte zu beziehen vermag. Für den Neugeborenen giebt es keine Ausdehnung nach der Tiefe; für das einige Monate alte Kind giebt es keine Perspektive des Vergangenen; es weiß von keiner Vergangenheit. Die Vorstellungen, die es allmählich erworben hat, mischen sich noch in einem wirren Durcheinander. Um das Bewußtsein von der Zeit zu haben und zur Vorstellung der Zeitdauer zu gelangen, muß das Kind ähnliche Täuschungen überwinden wie die, welche die Gesichtswahrnehmungen des operierten Blindgeborenen Cheseldens störten. Es ist nötig, daß die Vorstellungen, indem sie sich regelrecht gruppieren und assoziieren, nach und nach das mit der Vorstellung von der Zeitdauer verknüpfte Ichbewußtsein hervorbringen, ebenso wie die Vorstellungen von der Außenwelt nach und nach den Begriff des Raumes und demgemäß des Nicht-Ich bilden.

Ein anderes Merkmal des kindlichen Gedächtnisses besteht darin, daß es passiv ist. Es bedarf zur Erhaltung beständig der Erregung durch die Außenwelt, des Anreizes durch die Gegenwart der Dinge. Die Erinnerungen des Kindes werden nicht von selbst wach. Sein unentwickeltes geistiges Wesen ist fast nur auf die Gegenwart eingeschränkt; es denkt wenig an die Zukunft und gar nicht an die Vergangenheit. Man darf von ihm nicht verlangen, daß es sich, wie der Erwachsene mit seinem Gedächtnisse,

¹⁾ „Die Vermischung von Gegenwart und Vergangenheit tritt beim Kinde deutlich hervor. Einem zweieinhalb Jahre alten Knaben war eines Tages der Ball vom Balkon heruntergefallen; er hatte ihn wiedergefunden und seitdem hundertmal damit gespielt. Trotzdem führte er mich eines Tages plötzlich zu dem Balkon und erzählte mir dann in kläglichem Tone und mit ungeheucheltem Ausdruck, daß er ihn da verloren habe.“ Guyau, *Éducation et hérédité*, p. 147.

darin gefalle, die bereits verstrichene Zeit nochmals zu durchleben. Sein Gedächtnis gleicht demjenigen der Tiere; es ist ohne eigene Thätigkeit und von den wirklichen Empfindungen abhängig. Wenn das Pferd im Stalle überhaupt an etwas denkt, so denkt es sicher nicht an den Weg, den es am Tage vorher gelaufen ist, und gleichwohl wird es am andern Tage, wenn es denselben Weg zurückzulegen beginnt, mit unfehlbarer Witterung wiedererkennen, wo es hinzugehen hat.

Dieser erregende Einfluß gegenwärtiger früher schon gesehener Dinge kann vielleicht durch gewisse, schon von Ribot angeführte Thatsachen bewiesen werden, die darthun, daß unter der Einwirkung besonderer Umstände das scheinbar aufgehobene Gedächtnis unserer ersten Jahre durch das Wiedererscheinen lange vergessener und unserm Blick entzogener Gegenstände neu belebt und erweckt, plötzlich wieder hervortreten kann. Abercrombie berichtet von einer Dame, die im Alter von etwa vierzig Jahren wieder in das Zimmer kam, wo sie als ganz kleines Kind, das noch nicht sprechen konnte, zum letztenmal die sterbende Mutter gesehen hatte, und nun aus der Tiefe ihres Gedächtnisses die Rückerinnerung an die weit zurückliegenden Gemütsbewegungen aufsteigen fühlte. „Ich habe den deutlichen Eindruck, sagte sie, schon in diesem Zimmer gewesen zu sein. In jener Ecke lag eine anscheinend sehr kranke Dame, welche sich weinend über mich beugte ¹⁾.“ Carpenter erzählt, daß ein übrigens mit sehr viel Phantasie begabter Mann, der im Alter von sechzehn Monaten in ein Schloß gekommen war, wohin man ihn in einem Korbe auf einem Esel gebracht hatte, nach langen Jahren, als er in dasselbe Schloß zurückkehrte, sich sehr deutlich des früheren Eindrucks erinnerte. „Als er vor dem großen Thore stand, überkam ihn mit außerordentlicher Lebhaftigkeit der Eindruck, es schon gesehen zu haben, und zwar nicht nur dieses Thor, sondern er sah auch oben Leute stehen und unten in der Vorhalle den Esel ²⁾.“ Die selbst nach langer Zeit wiederempfundene Gegenwart ehemaliger Wahrnehmungen reicht in derartigen Fällen hin, um die Nervenzellen bis in ihre Tiefen aufzurühren, im Gehirn besondere Be-

¹⁾ Ribot, Das Gedächtnis und seine Störungen. Deutsche Ausgabe. Hamburg 1882. S. 116.

²⁾ Carpenter, *Mental physiology*, p. 431. [Angeführt bei Ribot a. a. O., S. 117. U.]

wegungen zu erneuern und damit die Wiederbelebung der entsprechenden Erinnerungen hervorzurufen, die hier gleichsam begraben liegen.

In andern Fällen hat ein krankhafter Zustand, ein Fieberanfall dieselbe Wirkung. Abercrombie erwähnt ein Kind, das im Alter von vier Jahren infolge eines Schädelbruches trepaniert werden mußte. „Gesundet, hatte es weder von dem Unfalle, noch von der Operation die geringste Erinnerung bewahrt. Aber im Alter von fünfzehn Jahren beschrieb es im Fieberdelirium seiner Mutter die Operation, die Leute, die zugegen gewesen waren, ihren Anzug und andere Einzelheiten mit der größten Genauigkeit. Bis dahin hatte es von allen diesen Einzelheiten weder gesprochen noch davon erzählen hören ¹⁾.“

Es giebt im Gedächtnisse viele Falten und Windungen, viele Verstecke und Schlupfwinkel. Die aufeinander folgenden Ereignisse des Lebens häufen hier übereinander liegende Erinnerungsschichten an, und diese Arbeit beginnt mit der Kindheit. Das Vergessen, am häufigsten ein endgültiges Vergessen, bemächtigt sich einer großen Zahl dieser Vorstellungen, die wir dann unbewußt in uns tragen und die, wenn überhaupt, nur unter der anreizenden Einwirkung außergewöhnlicher Umstände wieder auftauchen, ebenso wie die Schriftzeichen der Palimpseste unter der Schrift, die sie verdeckt, nur dann wieder zum Vorschein kommen, wenn sie durch chemische Mittel beeinflusst werden.

Aus allem, was gesagt worden ist, geht hervor, daß das Kind des Gedächtnisses durchaus nicht entbehrt, obwohl die Ergebnisse seiner Thätigkeit oft verwischt werden. Wie könnte das auch anders sein, da es doch selbst bei den Tieren so entwickelt ist ²⁾? „Aber, wie Egger bereits bemerkt hat, das Gedächtnis entsteht im frühesten Alter für diejenigen Thatsachen, die

¹⁾ Abercrombie, *Essay on intellectual powers*, p. 120. [Angeführt bei Ribot a. a. O., S. 117. U.]

²⁾ Über die Entwicklung des Gedächtnisses bei den Tieren siehe besonders Romanes, *Animal intelligence*. Das Gedächtnis gehört zu den Fähigkeiten, die man den Tieren am meisten beizulegen berechtigt ist. Aber welche Glaubwürdigkeit die allermeisten von englischen Evolutionisten berichteten Angaben auch verdienen mögen, so muß man sich doch hüten, den Tieren da ein persönliches Gedächtnis beizulegen, wo es sich nur um Wirkungen eines erblichen Gedächtnisses, eines vererbten Instinkts handelt. [Hierzu siehe besonders Flügel, *Seelenleben der Tiere*. Langensalza 1890. U.]

sich häufig erneuern; betreffs der zufällig, vereinzelt auftretenden stellt es sich langsamer ein¹⁾. Egger behauptet, es in dieser zweiten Form erst mit fünfzehn Monaten beobachtet zu haben. „In diesem Alter hatte sich Emil eines Spielzeuges bemächtigt, welches von ihm unter einem Fauteuil gelegt oder dort versteckt worden war. Nach einer Viertelstunde fragte ich ihn danach. Er ging geradeswegs auf den Gegenstand zu und brachte ihn mir.“ Wir glauben, daß die Erinnerung an einen Eindruck, selbst wenn er vereinzelt oder zufällig war, viel früher auftreten kann, und Egger liefert hierfür selbst einen Beweis: „Als Emil sechs Monate alt war, verbrannte er sich leicht, indem er ein heißes Gefäß mit der Hand berührte; als es wieder vor ihn hingestellt wurde, zog er die Hand zurück in der offenbaren Absicht, dem Schmerze zu entgehen. Dieselbe Beobachtung machte ich mit einem sich rauh anführenden Gegenstande, dessen Berührung ihm unangenehm war“²⁾. In diesen unmittelbaren und auf eine einzige Erfahrung gegründeten Folgerungen zeigt sich deutlich die Stärke einzelner Erinnerungen.

Das Gedächtnis des Kindes ist keineswegs ein Danaïdenfafs, aus dem unten herausfließt, was oben hineingegossen wird. Wenn sich ohne Gedächtnis keine innere, geistige Thätigkeit vollziehen kann, so ist ohne dasselbe irgendwelche äußere Thätigkeit ebenso wenig möglich. Beim Stillen, beim Spielen und Gehen haben die Erinnerungen ihr Teil beizutragen. Aber diese unmittelbar verwerteten Erinnerungen, die ausreichen, um von Tag zu Tag die regelrechte Entwicklung des Geisteslebens und der äußern Thätigkeit zu sichern, bilden allein nicht die dauerhaften Grundbestandteile des persönlichen Gedächtnisses; sie machen einen Teil jenes unpersönlichen, obwohl bewußten Gedächtnisses aus, welches das einige Monate alte Kind charakterisiert, und dem wiederum eine Art organischen, unbewußten Gedächtnisses vorausgegangen ist. Wenn im gereiften Alter das Gedächtnis das Bewußtsein voraussetzt, wenn es richtig ist, daß wir uns nur dessen erinnern, was in einem gegebenen Augenblicke in unserm Geiste gegenwärtig war und von ihm empfunden oder wahrgenommen wurde, so läßt sich andrerseits behaupten, daß das Bewußtsein in seiner ursprüng-

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions de l'intelligence et du langage chez les enfants*, p. 11.

²⁾ Egger a. a. O., p. 10.

lichen Entwicklung teilweise dem Gedächtnisse entstammt, wenigstens jenem dunkeln Gedächtnisse, das nur eine von den Nerven und Muskeln angenommene Gewohnheit ist. Wir haben gesagt, daß das Kind, beispielsweise bei der Saugthätigkeit, nur nach und nach dazu gelangt, Bewußtsein anzunehmen, Empfindung von einer ursprünglich rein automatischen Thätigkeit zu haben ¹⁾. Dieser Übergang vom Unbewußten zum Bewußten ist unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß jede Wiederholung derselben Einwirkung gleichsam ein Residuum hinterläßt und dem Nervensystem immer tiefere Spuren einprägt, die sich assoziieren, sich anhäufen und so dem Bewußtsein den Weg bereiten.

Das Gedächtnis ist oft als eine Form der Gewohnheit dargestellt worden, und in diesem Sinne könnte der Instinkt vielleicht als ein vererbtes Gedächtnis, eine unpersönliche Gewohnheit definiert werden. Was aber das bewußte Gedächtnis vom persönlichen in seiner höhern Entwicklung unterscheidet, ist die Thatsache, daß die Empfindung, welche sich dem Bewußtsein aufs neue darbietet, diesem nicht als etwas Fremdes, Unbekanntes erscheint; es ist mit einem Worte die Thatsache des „Wiedererkennens“. Es liegt uns nicht ob, hier die Erklärung davon zu suchen; übrigens ist das „Wiedererkennen“, wie es scheint, eine von jenen Grundthatsachen, die der Analyse widerstehen. Wir haben aber festzustellen, daß das Kind dank seiner persönlichen Erfahrung sehr schnell die Empfindungen wiedererkennt, beispielsweise den besondern Geschmack der Milch, mit der es genährt worden ist ²⁾. Nach wiederholtem Saugen hat der Säugling offenbar die Erinnerung an den Geschmack der Milch erworben, dergestalt, daß er die Veränderung bemerkt, falls eine solche vorliegt.

¹⁾ Siehe oben Kapitel II.

²⁾ Vergl. Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, S. 121 ff. Romanes unterscheidet zwei Stufen, diejenige, wo eine gegenwärtige Empfindung als einer früher empfundenen ähnlich, und diejenige, wo im Gegenteil eine gegenwärtige Empfindung als einer frühern unähnlich wahrgenommen wird. Der englische Evolutionist fügt hinzu: „Ein bewußter Vergleichungsakt zwischen den beiden Empfindungen ist nicht vorhanden, ja es findet nicht einmal eine Ideenbildung statt; die frühere Empfindung hat sich indessen dem Nervengewebe [des Tieres] so eingeprägt, daß, wenn sie wiederkehrt, sie im Bewußtsein als ein Gefühl auftaucht, das ihm wohl bekannt ist — — — oder auch, wenn sie durch eine unähnliche Empfindung ersetzt wird, diese als unbekannt empfunden wird.“

Wenn ein Kind niemals die Milch der Mutter oder einer Amme gekostet hat, so läßt es sich viel leichter mit der Flasche nähren¹⁾.

Auf den ersten Entwicklungsstufen des Gedächtnisses giebt es nichts anderes als Empfindungen, die sich erneuern und die geheimnisvolle Gabe besitzen, sich selbst wiederzuerkennen oder, falls sie verschieden sind, sich zu unterscheiden, ihrer Verschiedenheit inne zu werden. Es kann keine Rede davon sein, sich noch auf das Eingreifen einer von den Empfindungen verschiedenen Geisteskraft zu berufen, die gleich einem unparteiischen Zeugen deren Verschiedenheit und Ähnlichkeit abschätzte. Diese Geisteskraft ist durchaus noch nicht gebildet, folglich auch das wirkliche Gedächtnis, dasjenige nämlich, welches zwischen den Empfindungen und in ihrer Abwesenheit erwacht, welches darauf abzielt, vermittelt der Ideenassoziation die Empfindungen, deren Beziehungen es erfaßt hat, mit einander zu verbinden und eine nach der andern wieder aufleben zu lassen. „Wir haben es also hier, wie Romanes sehr richtig sagt, nicht mit der bloßen Erinnerung an eine frühere Empfindung zu thun, die sich gleichsam schlafend verhält, und durch eine andere, ähnliche oder unähnliche Empfindung geweckt werden kann, sondern vielmehr mit einer Erinnerung an mindestens zwei Dinge, sowie mit dem Gedächtnis für ein früheres Folgeverhältnis zwischen denselben“¹⁾. Um aber dahin zu gelangen, ist außer den natürlichen Fortschritten des Geisteslebens, dessen, was die englischen Psychologen die Ideation (Ideenbildung) nennen, noch eine wesentliche Bedingung erforderlich, nämlich der Besitz der Sprache. Wenn die Worte zur Bildung einigermaßen deutlicher Ideen notwendig sind, so sind sie thatsächlich auch unentbehrlich, um die Erinnerungen an die Einzelwahrnehmungen selbst genau zu befestigen und dauerhaft zu machen. Allen den Gründen, die wir angegeben haben, um die Schwäche, den schwankenden Zustand des Gedächtnisses zu erklären, muß gewiß noch als einer der wichtigsten das Fehlen der Sprache hinzugefügt werden.

¹⁾ Dieselbe Thatsache zeigt sich schon bei den niedern Tieren. Réaumur sagt (*Entomologie*, vol. 1^{er}, p. 391): „daß die Larven, welche einige Zeit auf einer Pflanze gelebt haben, lieber sterben, als die Nahrung wechseln und sich von einer andern Pflanze nähren, die ihnen recht gewesen wäre, wenn sich von Anfang an daran gewöhnt hätten.“

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, S. 125.

II.

Wir haben bisher nur die vorbereitende Periode in der Entwicklung des Gedächtnisses beschrieben, die Periode der Unsicherheit, der Schwäche, des schnellen Schwindens der Eindrücke, während welcher das Gedächtnis bei jedem Schritte zu straucheln scheint. In dieser Periode lebt es sozusagen nur aus der Hand in den Mund, da es noch unfähig ist, eine feste und andauernde Haltung zu bewahren, und macht auch Zeiten der Stumpfheit durch, beispielsweise, wenn das Kind, welches frühzeitig die so sehnlich erwartete Silbe Pa sprechen gelernt hat, dieselbe mehrere Monate lang nicht wiederzufinden vermag und vergessen zu haben scheint.

Sehen wir übrigens diese ersten Stufen in der Entwicklung des Gedächtnisses für dessen Zukunft nicht als belanglos an. Schon die Fähigkeit, Personen und Dinge zu erkennen, bedeutet etwas¹⁾. Selbst die Bedingung eines höhern und endgültigen Fortschrittes des Gedächtnisses, die Sprache nämlich, wird nur mit Hilfe des angehenden kindlichen Gedächtnisses erworben.

Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die Zeit des Gedächtnisses im eigentlichen Sinne erst dann beginnt, wenn das Kind sprechen kann. Alsdann erwirbt es nicht nur ein beschränktes Maß von unentbehrlichen Sinnesvorstellungen; es vermag auch aufzufassen und zu behalten, was man ihm erzählt, sich für Erzählungen zu interessieren und endlich Ideen zu erwerben, die seiner Erfahrung fremd sind.

Es ist fast sprichwörtlich geworden, die Vorzüge des kindlichen Gedächtnisses zu preisen, und zwar besonders seine bewundernswerte Leichtigkeit der Aufnahme. „Man beobachte das Kind mit Aufmerksamkeit, und man wird in ihm eine Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit entdecken, die aus Wunderbare grenzt, und die man in keinem spätern Alter wiederfindet Der Kindesgeist ist einem Schwamme gleich, der stets Wasser aufnimmt“²⁾. Es läßt sich leicht begreifen, weshalb dies so ist.

¹⁾ „Ehe das Kind zwei Jahre alt ist, hat es eine genaue Erinnerung von den Dingen, mit denen es von seinem Gesichtspunkte aus vertraut ist (Peitsche, Bonbon, Purzelbaum, Kätzchen, Wauwau, Hottepferr, Kuckuck = Spielzeug, Liebkosungen, Küsse u. s. w.)“ Nicolay, *Les enfants mal élevés*. Paris, 1891, p. 303.

²⁾ G. Droz, *L'Enfant*.

Zunächst giebt es für diese übermäßige Aufnahmefähigkeit physiologische Ursachen, und als erste ist der Zustand des Gehirns anzusehen. „Bei den kleinen Kindern, sagt L u y s, sind die Gehirnzellen geschmeidig und unberührt. Überdies ist die Gehirnsubstanz in beständiger organischer Entwicklung begriffen; neue Elemente gesellen sich beständig zu den alten“ ¹⁾. Später besitzt die Gehirnsubstanz weniger Geschmeidigkeit oder Plastizität; es kommt dann eine Periode der Abspannung und Sättigung. Die physische Struktur ist beendet; neue Fächer werden nicht mehr angelegt. Man sieht also, welche günstige Bedingungen der Nervenorganismus in der Kindheit für die Entwicklung des Gedächtnisses darbietet. Einesteils ist es der Zeitraum, in welchem das Gehirn mit seiner ganzen Frische und Lebenskraft am meisten einer sehr empfindlichen photographischen Platte gleicht, welche die geringsten Abstufungen der Gegenstände aufnimmt; andernteils ist es auch die Zeit, wo sozusagen bei dem noch nicht vollendeten Hause sich neue Stockwerke auf den alten erheben, und wo demgemäß für neue Erwerbungen beständig Platz ist.

Aber nicht weniger einleuchtend sind die psychologischen Gründe. Wenn im vorgerückten Alter die Aufspeicherung der Erinnerungen behindert wird, so liegt das zunächst an dem persönlichen Nachdenken, an dem innern Beschäftigtsein und an den Leidenschaften: alles dies lenkt uns von der Beobachtung der Dinge ab. Der Erwachsene ist auf sich selbst konzentriert und findet in sich selbst genug Nahrung für seine innere Thätigkeit. Er und selbst der Jüngling hat nicht in gleichem Grade wie das Kind offene Augen für die Welt. Weiterhin aber ist das ausgebildete, von Erinnerungen überladene und überfüllte Gedächtnis weniger schmiegsam, weniger flink in seinen Bewegungen. Die Wege für die Zufuhr sind versperrt. Der Raum ist sozusagen besetzt, und damit sich eine neue Erinnerung im Geiste festsetzt, muß ihr oft eine andere Platz machen. Wenn es für die Aufnahmefähigkeit des Gedächtnisses eine Grenze giebt, so erscheint es natürlich, daß in dem Alter, wo der Geist von dieser Grenze noch weit entfernt ist, die Aufnahme leichter vor sich geht. Beim Erwachsenen stört ein neuer Zuwachs oft Vorurteile und vorgefaßte Meinungen. Wir haben nur eine geteilte Auf-

¹⁾ L u y s, Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen.

merksamkeit für Gedanken, die uns zum erstenmale vorgelegt werden, und selbst eine Art instinktmäßiger Abneigung hält uns davon zurück. Wir sind weit von jenem Zustande naiver Hingabe eines Geisteslebens entfernt, das alles annimmt und alles aufgreift. Ohne Zweifel hat man im Alter von fünfzehn Jahren mehr aufmerkende Kraft als mit zehn, mit diesen mehr als mit vier oder fünf; und in dieser Beziehung verbessert und verstärkt der Altersfortschritt eine der Bedingungen für den Erwerb von Erinnerungen. Man darf aber nicht vergessen, daß die Mängel der Aufmerksamkeit beim Kinde durch wertvolle Eigenschaften aufgewogen werden. Seine Aufmerksamkeit dauert freilich nicht lange; aber sie ist stets bereit, stets in Thätigkeit; sie sucht stets nach neuen Eindrücken.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß das Kind, welches alles sieht und hört, dessen Neugier sich aller Einzelheiten der Dinge bemächtigt, schnell eine große Zahl von Erinnerungen erwirbt. Als Georg viereinhalb Jahr alt war, erzählte er mir, was er früher mehrmals auf einem Bilde gesehen hatte, welches die Schlittschuhbahn darstellte; nichts war ihm entgangen, nicht einmal der kleine Hund auf der Eisbahn. Er wußte die Zahl der fahrenden Herren und Damen Daher kommt das bisweilen unerträgliche Geschwätz des Kindes, das uns mit keiner Kleinigkeit verschont, alles bemerkt hat und alles erzählt, das Unbedeutende und Nebensächliche so gut wie das Wichtige. Wenn es wahr ist, was Ribot behauptet, daß das Vergessen zu den Bedingungen des Gedächtnisses gehört — dessen Dasein unmöglich sein würde, wenn es zur Erreichung einer entfernten Erinnerung notwendig wäre, die ganze Reihe der Glieder zu verfolgen, die uns davon trennen — so fehlt diese Bedingung wenigstens dem Gedächtnisse des Kindes, welches noch wenig gelernt hat und nichts vergessen kann.

Das Kind vergißt wenigstens nichts von dem, was es erst neuerdings erfahren hat, und vor allem nichts, wovon es lebhaft bewegt worden ist. Das Gedächtnis hängt wie die Aufmerksamkeit, die Phantasie und die verschiedenen Fähigkeiten oder Formen der geistigen Thätigkeit zum Teil von der Gemütsempfindlichkeit ab. Hierdurch erklärt es sich, weshalb die Erinnerungen der Kindheit — ich spreche von denen, die aus dem vierten oder fünften Jahre stammen — so besonders nachhaltig sind und uns durch das ganze

Leben begleiten. Zweifellos haben sie vor den spätern Erinnerungen zunächst den Vorteil, zuerst gekommen zu sein. Durch das Recht des Besitzenden hat eine in den ersten Jahren erworbene Erinnerung mehr Aussicht, sich für immer im Geiste festzusetzen, als eine andere. Aber auch die besondere Gemütsbewegung, welche das Kind erregte, als seine Eindrücke neu waren, ist bei der Dauer seiner ersten Erinnerungen stark beteiligt. So erklärt sich der Reiz, den besonders im vorgerückten Alter, wo sich die Schatten des Alters schon nähern, die Erinnerungen an die Ereignisse und Empfindungen unserer Kinderzeit für uns haben, z. B. der Schluss eines Liedchens, das uns die Mutter vorträllerte und dessen Refrain uns noch im Ohre klingt, ein Stückchen Landschaft unserer Heimat, das im Glanze der Sonne unsere Kinderangen blendete.

Nichts beweist besser die Dauerhaftigkeit und beharrliche Lebenskraft der jugendlichen Erinnerungen als das Studium gewisser geistiger Störungen, der krankhaften Amnesieen. Man hat durch eine große Zahl von Beobachtungen festgestellt, daß in den anormalen Zuständen, welche die fortschreitende Vernichtung des Gedächtnisses herbeiführen, die Erinnerungen aus der Kindheit zu allerletzt schwinden. Sie bilden eine ursprüngliche, widerstandsfähige und dauerhafte Schicht, welche von der Krankheit erst ganz zuletzt angegriffen wird. „Bei seinem Verfall, sagt *Luys*, verliert das Gedächtnis die Erinnerungen genau in der (umgekehrten) Zeitfolge, in der es dieselben gesammelt hat.“

Im normalen Leben des körperlich und geistig gesunden Menschen aber sind die Jugenderinnerungen, wenn nicht die einzig dauerhaften, so doch diejenigen, welche am leichtesten wieder lebendig werden. „Je mehr ich mich dem Greisenalter nähere, sagt *Rousseau*, desto mehr fühle ich, daß meine Kindererinnerungen wieder hervortreten, während mir die andern entfallen.“ Es ist wahr, daß bei dem wohlgefälligen Rückblick, den der Greis auf seine Vergangenheit wirft, die Einbildungskraft eine Rolle spielt und mit ihr auch ein gewisser Egoismus, eine persönliche Liebe zu dem Alter, wo wir jung und kräftig waren. Die von berühmten Schriftstellern berichteten Erinnerungen an ihre Kindheit sind bei weitem nicht alle genau und treu. Jene Persönlichkeiten

¹⁾ Doudan, *Pensées et fragments*. Paris, 1881, p. 58.

geben alle dem Wunsche nach, sich in ein vorteilhaftes Licht zu setzen, für kleine Wunder zu gelten, ihrer Kindheit Gedanken und Gefühle erwachsener Personen beizulegen. Sie folgen in sehr harmloser Weise der natürlichen Neigung der Phantasie, die alles Entlegene verschönert und umgestaltet. „Es giebt niemand, schreibt Doudan, der nicht bemerkt hätte, daß die Erinnerungen aus der Kindheit und der Jugendzeit mit dem fortschreitenden Alter nach und nach idealisiert werden. Unsere ehemaligen Eindrücke waren von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und ihre Gegenstände oft Kleinigkeiten, aber bei der weiten Perspektive, zu der uns das Leben führt, vergrößern wir im Rückblick auf die entflozene Zeit alle diese Gegenstände über das Maß der Eindrücke, die wir in der Erinnerung bewahrt haben. Wir entwerfen uns wundervolle Bilder von den vergangenen Tagen, damit sie der Intensität der Gefühle entsprechen, die uns ehemals bewegt haben. In unserm Lebensfrühling erregte uns die Pracht der Sonne und der Natur bis zur maßlosen Freude, und indem wir in Gedanken zu diesen Tagen zurückkehren, sehen wir unter einem klareren Himmel eine erhabenere Natur, als unsere Augen jemals wahrgenommen haben.“ Wir alle haben diese Gedächtnistäuschungen empfunden, welche die Dinge aus der Entfernung idealisieren und umgestalten. Die Personen, die wir in der Kindheit gekannt haben, erscheinen uns als Schatten; ihre Umrisse sind in ein gewisses Dunkel, eine Art trüben Dunstes gehüllt.

Es scheint indessen, daß man durch angestregtes Nachdenken bei der Durchsuchung der Erinnerungen aus dem dritten oder vierten Jahre etwas anderes als unbestimmte Eindrücke wiederzufinden und sich sehr genau und klar gewisser Umstände zu erinnern vermag. Wenn das Gedächtnis besonders nach dem Erwachen oder auch nach den Mahlzeiten (wohlverstanden nach den mäßigen) besonders stark ist, d. h. wenn die physischen Kräfte durch Schlaf oder Nahrungsaufnahme erneut und erfrischt sind, so ist es natürlich, daß am Morgen des Lebens, wenn die Seele zum erstenmale in ihrer ganzen Jugendkraft und Frische aufwacht, das Erinnerungsvermögen sich ebenfalls mit außerordentlicher Macht entwickelt. Wir teilen durchaus nicht die Meinung derjenigen, die mit Egger behaupten, das Kind halte nur „Eindrücke“ und nicht „genaue Beobachtungen“ fest ¹⁾. Die Erfahrung

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions etc.*, p. 36.

beweist im Gegenteil, daß das eigentliche Bemerken, d. h. die genaue Wahrnehmung der auf die Sinne wirkenden Eigentümlichkeiten der Dinge oder ihrer Zeichen beim Kinde sehr entwickelt ist. Georg besaß schon mit vier Jahren eine erstaunliche Leichtigkeit im Zählen; er nannte ohne Zögern die Zahlen bis tausend und darüber. „Mit fünf Jahren, berichtet Egger, sind die Ziffern das, was Emil am schnellsten lernt, und wofür er sich am meisten interessiert.“ Man kann sich ebenfalls auf die bemerkenswerte Leichtigkeit berufen, mit der das Kind die Buchstaben des Alphabets lernt. Endlich ist die überaus schnelle Erwerbung der Worte der bündigste Beweis, daß das Gedächtnis des Kindes befähigt ist, etwas anderes zu sammeln als bloße „Eindrücke“ ¹⁾.

In Wahrheit besteht der Hauptfehler des kindlichen Gedächtnisses darin, daß es äußerlich und mechanisch ist ²⁾. Es ist nur die genaue Wiedergabe der durch die Sinne vermittelten Bilder, die Vergegenwärtigung der Sinneseindrücke von den Dingen. Es ist besonders verbaler Natur. Das Gedächtnis für Worte, das in allen Lebensaltern eine so große Bedeutung hat, herrscht beim Kinde unumschränkt. Von ihm verlangen, daß es sich seiner „Eindrücke“ erinnere, hiesse bei ihm einen Vorrat von innern Gefühlen voraussetzen, die es noch nicht besitzt. Ebenso wenig ist es fähig, sich abstrakter und allgemeiner Begriffe zu erinnern, die es nicht faßt, und von denen es nur den sprachlichen Ausdruck behält. Daher beispielsweise die Ungeduld, die es zeigt, wenn man in einer Erzählung, die es schon kennt und zum zehntenmale wieder hört, nur ein einziges Wort ändert.

¹⁾ [„Das Wortgedächtnis der Kinder überrascht durch seine Empfänglichkeit und Zähigkeit. Mein Knabe hatte [in der Zeit des Sprechenlernens] in einer Zeitschrift Humboldts Bild betrachtet und dabei den Namen gehört; als er nach sechs Wochen dasselbe Blatt sah, rief er gleich: Humboldt.“ Sigismund, Kind und Welt. 2. Aufl. S. 133. U.]

²⁾ Dieser Hang zur äußerlichen Genauigkeit, der aus dem kindlichen Gedächtnisse einen Abklatsch der Dinge macht, besteht übrigens nur im Anfang. Etwa im fünften oder sechsten Jahre hingegen liebt das mit etwas Phantasie begabte Kind, wenn man ihm eine Geschichte erzählt, sich zum Miterzähler zu machen und fügt der Erzählung Berichtigungen und Zusätze bei. Egger hat S. 89 seines Berichtes darauf hingewiesen und erblickt in dieser kleinen Tatsache eine Erklärung des Ursprungs der Legenden, bei denen jeder neue Erzähler den ursprünglichen Text verändert und so unbewußt der Wirklichkeit die Dichtung untergeschoben habe.

Es unterbricht den Erzähler bei der geringsten Abänderung eines Textes, der ihm gleichsam heilig ist; bei der geringsten Einschaltung ruft es aus: „So ist es nicht!“ und verlangt das Original. Als man einem Kinde die Geschichte von Jonas erzählte und mit den Worten begann: „Jonas war ein würdiger Mann . . .“, rief es aus: „Ach nein, das geht immer an: Es war einmal . . .“¹⁾).

Das Gedächtnis des Kindes hat alle Mängel, welche die Schwäche des Urteils und der vernünftigen Überlegung oder doch wenigstens das Vorwalten der automatischen Fähigkeiten gegenüber den Fähigkeiten des Nachdenkens mit sich bringt. Es ist in mehr als einer Beziehung dem Gedächtnis jener von der Natur vernachlässigten, dem Schwachsinn anheimfallenden Wesen ähnlich, welches bisweilen die Zerstörung aller andern geistigen Fähigkeiten überdauert. „Das Gedächtnis der Imbecillen ist zuweilen sehr entwickelt; aber wenn man genauer zusieht, so bemerkt man, daß sie alles stets in der genauen Reihenfolge, wie sie es gelernt haben, hersagen und nichts davon verstehen. Bei der geringsten Abänderung oder Unterbrechung bleiben sie stecken . . . Es geschieht alles rein automatisch, und verlangt man von ihnen die geringste Erklärung, so können sie diese nicht geben. So oft man sie auch wieder von vorn anfangen läßt, ebenso oft sagen sie alles auf dieselbe Weise her. Wenn sie z. B. die Tage der Woche gelernt haben mit dem Donnerstag beginnend, und sie sollen sie mit dem Montag anfangend aufzählen, so sind manche dazu nicht im stande“²⁾).

Das Gedächtnis gehört zu denjenigen intellektuellen Fähigkeiten oder Verrichtungen, die am meisten vom Organismus abhängen, und das ist der Grund, weshalb es bei den verschiedenen Individuen so viele Verschiedenheiten und so große Abweichungen, sei es nach seiner allgemeinen Kraft, sei es in seinen besondern Fähigkeiten, darbietet. Übrigens weist es nicht allein beim Menschen auffallende Ungleichheiten auf. John Lubbock erzählt von seinen Beobachtungen bei den Bienen: „Von den Bienen, welche den Stock durch die kleine Poterne verließen, lernten

¹⁾ [„Emmy hat am Ende des zweiten Jahres ein treues und umfangreiches Gedächtnis. Sie kann viele kleine Lieder und erzählt gehörte Geschichten nach, wobei freilich ihre Phantasie oft anderes einschiebt.“ Strümpell, Notizen u. s. w. Psychologische Pädagogik, S. 368. U.]

²⁾ Sollier, Der Idiot und der Imbecille. Deutsch von Brie. S. 188.

die einen sehr schnell dasselbe wieder finden; den andern gelang das nur mit Mühe. Es gab sogar eine darunter, die ich während der zehn Tage, wo sie zum Honig kam, zu wiederholtenmalen vergeblich durch diese Öffnung zurückkehren liefs; sie vermochte dieselbe niemals wiederzufinden¹⁾. Ebenso welch grofse Mannigfaltigkeit der natürlichen Dispositionen unter den einzelnen Kindern, sei es hinsichtlich der Leichtigkeit des Lernens, sei es in der Dauerhaftigkeit der Erinnerung! Und welche Ungleichmäfsigkeit des Gedächtnisses auch bei demselben Kinde! Thatsächlich ist das Gedächtnis nicht eine unteilbare Fähigkeit; es umfaßt unterschiedliche Vermögen, die jedem der fünf Sinne oder den verschiedenen Thätigkeiten des geistigen Lebens entsprechen. Es giebt sogar mehr Gedächtnisse als Sinne, denn man kann sich mit grofser Genauigkeit der Formen erinnern und doch für Farben wenig empfänglich sein²⁾.

Aber wenn das Gedächtnis auch in seinen Formen und Stärkegraden abweicht, so ist es nichtsdestoweniger in verschiedenen Beziehungen allen Geisteswesen gemein. Es ist in Wahrheit die erste Bedingung jeder Fassungskraft, jeder geistigen Entwicklung. Die aufeinander folgenden Wahrnehmungen erlangen nur Wert, wenn sie das Gedächtnis aufbewahrt und infolge dessen den Vergleich zwischen ihnen und den neuen Wahrnehmungen, die ihnen folgen, ermöglicht. Es wäre die Frage zu untersuchen, ob die Wahrnehmung als die primäre, fundamentale Thatsache schon einen geistigen Vorgang im höhern Sinne des Wortes bildet. Wir sind ziemlich geneigt, das zu verneinen. Wenn sich die Wahrnehmung auf irgend eine Weise durch die äufere Umgebung aufnötigt, so legt sie, obwohl sie bewußt ist, nicht von geistiger

¹⁾ Angeführt bei Romanes, *Animal intelligence* I. Ch. III, IV.

²⁾ [„Sogar die Verschiedenheit des Geschlechts übt hier einen Einfluß aus. Denn man hat Gelegenheit zu bemerken, daß in der Regel den Mädchen mehr Personengedächtnis, den Knaben hingegen mehr das Gedächtnis der Sachen eigen ist.“ Löbisch, *Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes*. Wien, 1851. S. 76. Die Verschiedenheit des Gedächtnisses der einzelnen Sinne ist eine erst neuerdings einigermaßen erforschte Thatsache und wird im Unterricht noch lange nicht genügend berücksichtigt. Siehe hierüber die vorzügliche Schrift von Queyrat, *L'Imagination et ses variétés chez les enfants* (Paris, 1893, Alcan), sowie mein Büchlein „Über Sinnestypen und verwandte Erscheinungen“ (Langensalza, 1894) und meinen Artikel „Sinnestypen“ in Reins *Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik*. U.]

Thätigkeit Zeugnis ab. Ganz anders ist es, wenn dank des Gedächtnisses eine Vergleichung zwischen einer frühern und einer jetzigen Wahrnehmung stattfinden kann. Aus dieser Annäherung zweier psychischer Thatsachen, von denen jede für sich, wenn sie vereinzelt bliebe, für die Entwicklung des Geistes ohne jede Bedeutung sein würde, entspringt der erste geistige Akt im eigentlichen Sinne, das Urteil durch Vergleichung, der erste Ring der Kette, deren beständig zahlreicher werdende Glieder mit der Zeit den menschlichen Geist bilden.

Siebentes Kapitel.

Die verschiedenen Formen der Phantasie ¹⁾.

Wahrnehmung, Gedächtnis und Phantasie. — Reproduzierende und schaffende Phantasie. — Eigentümliche Merkmale der sinnlichen Vorstellung. — Selbst die reproduzierende Phantasie ist nicht absolut passiv. — Schwierigkeit, beim kleinen Kinde, die ersten Spuren der Phantasie zu bemerken. — Die Träume. — Die Phantasie bei der Deutung der Zeichnungen. — Die Phantasie beim Kinde, das zu sprechen beginnt oder doch wenigstens die Sprache anderer versteht. — Die Märchen. — Wie das Kind zum Erzähler wird. — Erfindende Phantasie. — Ähnlichkeit des kindlichen Geisteszustandes mit der mythologischen Periode der Naturvölker. — Das Kind belebt und personifiziert die leblosen Dinge. — Verschiedene Beispiele zu dieser Neigung. — Das Kind unterliegt nicht völlig den Täuschungen seiner eigenen Erdichtung. — Seine Phantasieerfindungen sind oft nur ein Spiel. — Der poetische Instinkt des Kindes offenbart sich in der dramatischen Form. — Die erfindende Phantasie des Kindes bedarf nicht vieler körperlicher Werkzeuge und bedient sich derselben bisweilen gar nicht. — Der Schönheitssinn. — Er fehlt dem Kinde. — Weshalb ist die Phantasie des Kindes geneigt, die Dinge zu vergrößern? — Ursachen der Phantasiethätigkeit im Kindesalter.

Wahrnehmung, Gedächtnis und Phantasie sind drei Stufen, drei aufeinander folgende und im Wechselverhältnis stehende Momente der geistigen Entwicklung. Das Kind erinnert sich nur in dem Maße, wie es wahrgenommen hat, und die Fähigkeiten der Wahrnehmung müssen eine gewisse Kraft gewonnen haben, damit sich die Fähigkeiten des Gedächtnisses wirklich bethätigen können. Die Phantasie setzt ihrerseits das Gedächtnis voraus, d. h. deut-

¹⁾ [Wie man im Verlaufe dieses Abschnittes sehen wird, ist der Begriff des Wortes Phantasie hier etwas weiter gefaßt, als es gewöhnlich geschieht. Gleichwohl erschien es ratsam, den Ausdruck „*imagination*“ hier einfach mit Phantasie zu übersetzen. Siehe auch Löbisch, Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes, S. 104. U.]

liche und genaue Erinnerungen, aus denen die Bilder auftauchen. Bei der Phantasie selbst sind übrigens noch zwei aufeinander folgende und miteinander verbundene Stufen zu unterscheiden: zunächst die reine und einfache Vorstellung der wahrgenommenen und in der Erinnerung wachgerufenen Dinge; sodann der mehr oder weniger selbständige Aufbau von neuen Bildern, die in der Wirklichkeit keine genau entsprechende Grundlage haben. Es ist offenbar notwendig, daß der Geist, um diese Arbeit der Kombination, der Erfindung, kurz der schaffenden Phantasie vollziehen zu können, über eine große Zahl von Sinnesvorstellungen verfügt.

Das Kind hat im ersten Winter seines Lebens den Schnee gesehen; gewiß denkt es nicht mehr daran, sobald er verschwunden ist. Wenn aber der Winter von neuem erscheint und mit ihm der Schnee, so erkennt es die weißen angehäuften Massen wieder, die zum zweitenmal seinem Blicke auffallen; das Gedächtnis tritt auf, und wenn das Kind schon die Bedeutung des Wortes „Schnee“ kennt, so erinnert es sich jedesmal, wenn es dieses Wort wieder vernimmt, daß es Schnee in Gärten, auf Straßen und Feldern gesehen hat. Aus diesem wiederholten Zurückrufen derselben Erinnerung geht nach und nach das Bild (die Vorstellung) vom Schnee hervor als einer weißen und kalten Masse, die wie ein Teppich die Erde bedeckt. Andererseits hat das Kind Berge gesehen; es behält davon eine Erinnerung, ein Bild zurück, und wenn man ihm später von den Erlebnissen dieses oder jenes Nordpolfahrers oder von Schneebergen erzählt, so vereinigen sich die unterschiedlichen Vorstellungen, die verschiedenen Bilder, die sich bereits in seinem Geiste gebildet haben; sie verbinden sich, um durch einen ersten Versuch der erfindenden Phantasie eine einigermaßen entsprechende Vorstellung von den eisigen Schneemassen der Nordpolregionen zu bilden, die es nie gesehen hat und wahrscheinlich niemals sehen wird. Wenn wir noch etwas weiter gehen, so kommt ein Zeitpunkt, wo das Kind ganz und gar von der schöpferischen Phantasie Gebrauch macht, indem es sich nicht nur vorstellt, was ein Schneeberg, ein Gletscher ist, sondern mit diesen Einzelvorstellungen andere durch seine eigene Erfahrung erworbene Vorstellungen verbindet — die Kälte, die es empfunden, die Purzelbäume, die es beim Ausgleiten auf dem Eise geschlagen hat — und sich in seiner Phantasie die Leiden und Gefahren der in den einsamen Polargegenden verirrtten Seeleute vorstellt.

Mit andern Worten, wenn aus der Erneuerung der Wahrnehmungen die Erinnerung hervorgeht, so geht aus der Erneuerung der Erinnerungen das Bild [die Vorstellung] hervor. Die Phantasie unterscheidet sich von dem Gedächtnisse nicht allein dadurch, daß das Bild lebhafter ist, daß es die Sinneseindrücke der Außenwelt deutlicher wiedergiebt, daß es kurz gesagt, malerischer ist. Seine Eigentümlichkeit besteht vor allem darin, daß es eine rein psychische, von den Gegenständen unabhängige Thatsache bildet, eine geistige Zeichnung, eine innere Vorstellung der gesehenen oder sonst empfundenen Dinge, eine Vorstellung endlich, die aus des Geistes eigener Kraft reproduziert wird. Wie wir gesehen haben, bethätigt sich das Gedächtnis beim kleinen Kinde fast nur in Gegenwart der bereits wahrgenommenen und wieder erscheinenden Thatsachen. Die Erinnerung ist nicht — wie später — ein geistiges Andenken, über das die Seele selbst bei Abwesenheit der Gegenstände verfügt. Es bedarf also einer gewissen Zeit, damit sich von diesen Erscheinungen des Gedächtnisses, die jedesmal erneuert werden, wenn der Blick wieder auf dieselbe Sache oder Person fällt, die durchaus subjektive Vorstellung freimacht, sich sozusagen ablöst, sich im Geiste einrichtet und hier zum Bilde wird, zu einem Bestandteile jener innern Bildergalerie, die jeder phantasiebegabte Mensch in sich trägt, die er selbst mit geschlossenen Augen betrachten kann, weil er sie „in den Augen trägt“, *in oculis fert*, wie der Lateiner sagt, um auszudrücken, daß man an eine geliebte Person denkt.

Selbst die reproduzierende Phantasie ist also keine ausschließlich passive Erscheinung. Wenn man die Bilder den Spuren vergleichen wollte, die der Schritt im Sande zurückläßt, oder auch den Schriftzeichen, welche die Druckerpresse dem Papier aufprägt, so würde das bloß ein Vergleich ähnlicher Thatsachen sein: die völlige Gleichstellung wäre durchaus falsch. Die thätige Seele zeigt sich schon in den Erscheinungen, wo sie in passiver Weise wie weiches Wachs die von außen kommenden Bilder aufzunehmen scheint. Eine Einprägung ist etwas andres als ein Eindruck, und das Bild seinerseits faßt eine große Zahl von Eindrücken zusammen und verdichtet sie. Es ist somit unrichtig, wenn man die Phantasie und die Abstraktion als zwei feindliche Mächte und Nebenbuhler darstellt. In Wahrheit liegt in der Phantasie ein Anfang von Abstraktion. Thatsächlich geht nicht der ganze

Gegenstand in das Bild ein; dasselbe ist nur eine Skizze, ein Abriss, in gewisser Beziehung eine Abstraktion, weil der Geist von den verschiedenen Wahrnehmungen nur eine gewisse Zahl von Eigenschaften festhält, die allen diesen Wahrnehmungen gemein sind ¹⁾. Es giebt nicht eine einzige Thatsache der reproduzierenden Phantasie, die nur eine genaue Reproduktion wäre; wir modifizieren stets etwas in den Bildern von den Dingen, sei es durch Weglassen, sei es durch Hinzufügen, und die Erfindung, der eigene Aufbau erscheint bereits in den ersten Versuchen der reproduzierenden Phantasie, ohne daß übrigens unser Wille noch in diese verschiedenen Modifikationen eingriffe.

Diese Erwägungen führen uns zu dem Schlusse, daß die Phantasie, wenn sie beim Kinde stark ist, wie alle Welt behauptet, nicht einmal in ihrer einfachsten Form so frühzeitig entwickelt erscheint, wie man glauben möchte. Wenn es möglich wäre, das Gehirn des Kindes im fünften oder sechsten Monate zu öffnen und darin zu lesen, was das Bewußtsein selbst noch nicht zu entziffern vermag, so würde man nach unserer Ansicht nicht das eingezeichnet finden, was wir geistige Bilder nennen. Damit die Phantasie, selbst die ausschließlich reproduzierende, entsteht, ist es notwendig, daß die Geisteskräfte oder, physiologisch ausgedrückt, die Hirnzentren einen Entwicklungsgrad erreicht haben, von dem das Kind in diesem Alter noch weit entfernt ist. Selbst wenn die Phantasie in ihren ersten Äußerungen nur die Kopie, eine Art Abzug von sinnlich wahrnehmbaren Dingen ist, so ist diese Umbildung, die eine geistige Welt, eine ideale Welt neben der realen schafft, nicht das Werk eines Tages.

Suchen wir also bei dem kleinen Kinde nicht nach Beispielen der Einbildungskraft. Solange es nicht sprechen kann, ist es

¹⁾ Die Phantasie ist etwas anderes als das Gedächtnis. Ich habe in meinem Geiste die Vorstellung von einem Berge, den ich jeden Tag von meinem Fenster aus sehe, wenn ich mich im Sommer in den Pyrenäen aufhalte, — eine bloße Gedächtniserscheinung; alle Einzelheiten steigen in meinem Bewußtsein auf, die großen grünen Bäume, die von der aufgehenden Sonne beschienenen Grasflächen, die Formen, die Umrisse der Firsten u. s. w. Sich mittelst der Phantasie einen Berg vorstellen, ist etwas anderes; das heißt, durch eine Verschmelzung von Erinnerungen sich einen idealen Berg vorstellen, nicht ideal in dem Sinne, daß er schöner wäre als die Wirklichkeit, sondern weil er eine „Idee“ ist, verschieden von den Wahrnehmungen, die diese vorbereitet haben.

überdies schwer, in sein noch stummes Bewußtsein einzudringen, um hier die Keime der Phantasie zu erkennen. Das kleine Kind hat wohl die Mittel, zum Ausdruck zu bringen, was es wahrnimmt, wessen es sich erinnert; aber in welchem Grade diese Wahrnehmungen und Erinnerungen bereits auf eine wirklich phantasierende Thätigkeit hinauslaufen, läßt sich durchaus nicht erraten.

Läßt sich beim Kinde vielleicht während des Schlafes, wenn sich der Traum kundgiebt, ein besserer Einblick in die beginnende Thätigkeit der Phantasie thun? Es ist trotz der Dunkelheit des Gegenstandes unbestreitbar, daß das Kind frühzeitig träumt¹⁾, und dennoch läßt es sich nicht beweisen. Egger hat mit Recht darauf hingewiesen, „daß man von dem Kinde, welches träumt, bevor es uns dies durch das Wort bezeugen kann, indem es seine Träume erzählt, niemals genau zu sagen vermag, mit welchem Zeitpunkte eine solche Erscheinung zum erstenmale eintritt“²⁾. In Ermangelung eines Zeugnisses vom Kinde selbst muß man sich mit dem Anschein, mit den äußern Zeichen begnügen, die, während das Kind schläft, die innere geistige Thätigkeit verraten. Egger berichtet folgende Thatsache: „Von seinem zweiten Lebensjahre an sah ich ein Kind plötzlich aufwachen unter Schreien, das ohne Zweifel durch irgend welche peinliche Vision verursacht worden war; es hatte unangenehme Träume.“ Desgleichen begann ein neun Monate altes Kind, das nach dem Saugen auf dem Schoße der Mutter eingeschlafen war, die Bewegungen des Saugens auszuführen, die es soeben vollzogen hatte: offenbar träumte es; es träumte, daß es sauge oder im Begriffe sei, zu saugen. Später wird das Kind von seinen Spielen träumen; man sieht es während des Schlafes lachen oder lächeln. Oder es stößt auch Seufzer aus; es wird von schreckhaften Phantasiebildern gepeinigt. *A priori* könnte man übrigens nach Analogie dessen, was bei den Tieren vorgeht, schließen, daß das Kind zu träumen vermag. Schon Lucrez hat beobachtet, daß die Hunde Träume haben.

¹⁾ Tiedemann, Beobachtungen u. s. w. S. 18: „Von Träumen ward jetzt die erste wahrscheinliche Spur wahrgenommen; im Schlafe nämlich machte es mit dem Munde Bewegungen, als ob es sauge.“

²⁾ Egger, *Observations et réflexions etc.*, p. 36.

Ebenso wirft gar oft im ruhigen Schlafe der Jagdhund
Plötzlich die Beine von sich und schlägt ein lautes Gebell auf,
Zieheth auch häufig die Luft mit der Nas' ein, als ob des Waldes
Spuren bereits er hätte gefunden und hielte sie fest schon¹⁾.

Tiedemann ist indessen anderer Ansicht. „Im Schlafe, sagt er, machen kleine Klinder manchmal Bewegungen oder bringen Töne hervor, als ob sie träumten, obgleich sie höchst vermutlich nicht träumen, sondern bloß aus körperlichem Reize sich regen . . . Wärterinnen, Ammen und auch Mütter nehmen dies gewöhnlich für Träume, allein sie unterscheiden das Mechanische nicht von den Seelenwirkungen und schreiben diesen zu, was mit ihnen Ähnlichkeit hat oder sonst aus ihnen bei Erwachsenen gewöhnlich entspringt“²⁾.

In den scharfsinnigen Bemerkungen Tiedemanns liegt etwas Richtiges; man darf nicht in allen Thätigkeiten des schlafenden Kindes Beweise von Gedächtnis oder Phantasie sehen. So können beispielsweise die dunklen Sinnesempfindungen, die der Schlaf nicht völlig hindert, oder die unbehaglichen Empfindungen, welche durch eine falsche Lage oder einen innern Schmerz hervorgerufen werden, oft diese scheinbaren Träume erklären.

Kehren wir zum wachen Zustande zurück. Es würde eine Übertreibung sein, zu behaupten, daß das Kind seine Phantasie

¹⁾ Lucretius, Von der Natur der Dinge, IV, 992. Deutsch von Binder. Über die Frage, ob die Tiere träumen, äußern sich die neueren Beobachter im bejahenden Sinne. Siehe Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich, S. 157. Nicht nur der Hund, sondern auch das Pferd träumt, wie das sein Erschauern und Zittern während des Schlafes zeigt. Die Träume assoziieren sich bei Rennpferden wahrscheinlich mit eingeübten Rennen wie bei den Jagdhunden mit eingeübten Verfolgungen und Jagden.

²⁾ Tiedemann, Beobachtungen u. s. w. S. 8. [Diese Stelle bezieht sich übrigens auf die Zeit, wo das Kind fünf Tage alt war. In der auf S. 190 Anm. 1 angeführten Stelle (Ende des zweiten Monats) nimmt Tiedemann allerdings Träume an. Sigismund erwähnt das Lächeln im Schlafe in der siebenten bis zehnten Woche und bezeichnet es als Traumvorboden (Kind und Welt, S. 24). Chrisman sagt: „Von sehr kleinen Kindern heist es, daß sie an die Engel denken und sich in den Träumen mit ihnen beschäftigen. Das mag bei dem kleinen Kinde richtig sein, aber die Träume älterer Kinder sind zeitweilig meistens unangenehm, und wenn es sich um Engel handelt, so müssen es böse sein. Mein Kind schrie in seinem dreiundzwanzigsten Monat im Schlafe so klagend, daß man deutlich sah, es hatte böse Träume. Im siebenundzwanzigsten Monat wurde zum erstenmale das Sprechen während des Schlafes bemerkt.“ (One year with a single girl. Am. Educational Review, Jan., 1895, p. 58.) U.]

nicht bekunden könne, bevor es die Zeit des Sprechens erreicht habe. Wenn es weint, weil es zu seiner Mutter oder zu der Amme will, die es soeben verlassen hat, — ist es nicht wahrscheinlich, daß es schon eine gewisse Fähigkeit besitzt, sich die abwesenden Personen vorzustellen? Wenn es beim Anblick der Wärterin, die sich vorbereitet, um es spazieren zu führen, seine Ungeduld fortzukommen bezeugt, — darf man dann nicht annehmen, daß es von der unbestimmten Vorstellung früherer Spaziergänge und des dabei empfundenen Vergnügens gereizt wird?

Ein Anfang der Phantasie ist es schon, wenn man in einer Zeichnung, auf einem Bilde die Gegenstände zu erkennen vermag. Nun steht es aber außer Zweifel, daß das Kind die Bilder, welche man ihm in Büchern zeigt, sehr gut zu deuten weiß. Mme Necker de Saussure sagt: „Ich habe gesehen, wie ein Kind von elf Monaten einen ganz kleinen Hund auf einem Kupferstich erkannte. Nach einem Jahre machen Bilder allen Kindern Vergnügen“¹⁾. Es ist übrigens zu bemerken, daß das Vorlegen von Bildern auf Papier oder Leinwand viel zur Entwicklung der Phantasie der Kinder beiträgt. Das durch den Stift oder die Kreide des Zeichners entworfene Bild ist tatsächlich eine Reduzierung der Wirklichkeit; es begünstigt somit die gleichartige Thätigkeit, die der Geist ausführen muß, um von der Wahrnehmung der wirklichen Gegenstände zu der Vorstellung des geistigen Bildes überzugehen²⁾.

Aber wenn das Kind zu sprechen anfängt, wenn es den Sinn der Worte versteht, so kommt endlich die Thätigkeit seiner Phantasie ganz deutlich zum Ausdruck. Sie zeigt sich beispiels-

¹⁾ Mme Necker de Saussure, *L'Education progressive*, I. III ch. V. Es ist bekannt, wie schwer das dem Blinden Cheseldens fiel, noch zwei Monate nach der Operation.

²⁾ [„Die Kinder erkennen auf Zeichnungen die ihnen aus der Wirklichkeit bekannten Gegenstände so sicher, daß man oft davon überrascht wird. Besonders gern sehen sie Bilder von Tieren und Kindern. Inhaltsleeren Figuren legen sie eine aus ihrer Sphäre genommene Bedeutung unter; mein Junge deutete [zur Zeit des Sprechenslernens] ein Viereck für einen Bonbon, einen Kreis für einen Teller . . . Ich mußte mich oft wundern, wie früh und die schematisch unvollständige, fehlerhafte Zeichnung ergänzend und berichtend das Kind Zeichnungen verstand, welche kaum vollkommener waren als diejenigen, welche die Abc-Schützen an die Straßenthore malen. Sigismund, Kind und Welt. S. 127 f. U.]

weise in dem Interesse, welches das Kind den Geschichten entgegenbringt, die man ihm erzählt. „Das Vergnügen, welches die Kinder an den einfachsten Erzählungen gewinnen, die man ihnen mitteilt, rührt von der Lebhaftigkeit der Vorstellungen her; die Bilder, die man im Innern wachruft, sind vielleicht glänzender und farbenreicher als die wirklichen Gegenstände. Eine Erzählung hat bei ihnen die Wirkung einer Zauberlaterne“ ¹⁾. Das heisst, den Dingen vielleicht etwas Gewalt anthun. Wir möchten nicht recht glauben, daß die reproduzierende Phantasie schon beim Kinde jene Kraft der Farbengebung, jene Lebhaftigkeit des geistigen Schauens besitzt, die sie beim Maler und beim Dichter erlangt. Bei dem Zauber, den die Märchen auf die Aufmerksamkeit der Kinder ausüben, muß ein großer Teil der Befriedigung der Neugier, der Anziehungskraft des Unbekannten zugeschrieben werden. Wie groß mag das Vergnügen sein, welches eine unterhaltende, gut vorgetragene Erzählung dem Kinde gewährt, dem alles neu ist, da wir noch im reifen Alter einen so hohen Genuß daran finden, in Ideen einzudringen, die sich unserm Geiste zum erstenmal offenbaren? Man beachte, daß das Kind besonders die Geschichten liebt, bei denen es selbst ins Spiel kommt, die es an seine persönlichen Eindrücke erinnern und ihm die Zwischenfälle seines eigenen Lebens ins Gedächtnis zurückrufen, was ebenfalls die verhältnismäßige Schwäche der Phantasie oder doch wenigstens deren beschränkten Charakter beweist. Man beachte auch, daß, wenn man ihm selbst zehnmal dasselbe Märchen wiederholt, es das immer wieder in ganz derselben Fassung verlangt, wie wenn seine noch schwache und kümmerliche Phantasie nötig hätte, zu wiederholten Malen, selbst bei einfachen und seinem Verständnisse durchaus angemessenen Fabeln darauf, zurückzukommen, um den Sinn dessen zu ergründen, was es sich mit unersättlicher Begier wiederholen läßt.

Die reproduzierende Phantasie trägt aber nicht allein die Kosten der geistigen Arbeit, die sich beim Kinde vollzieht, wenn es an den Lippen des Erzählers hängt. Es bedarf auch schon einer geringen Thätigkeit der aufbauenden Phantasie, damit es selbst in den bekanntesten Erzählungen die Ausdrücke verstehen kann, die seiner Erfahrung nicht genau entsprechen, z. B. „Wüste“

¹⁾ Ebendas. im gleichen Kapitel.

und „Meer„. Die Beiwörter, welche diese Ausdrücke begleiten, die Begriffsbestimmungen, welche man hiervon giebt, z. B.: Die Wüste ist ein flacher, kahler, sandiger Landstrich; das Meer ist eine weite Wasserfläche, — alles das setzt, um verstanden zu werden, beim Kinde voraus, daß es bereits fähig ist, die verschiedenen eigenartigen Erinnerungsbilder, welche jeder dieser Ausdrücke wachruft, zu verbinden und zu assoziieren, um aus ihnen, so gut oder so schlecht es geht, eine annähernde Vorstellung von der Wüste oder vom Meere zu gewinnen, von Dingen, die es niemals gesehen hat.

Die Phantasiethätigkeit wird sozusagen durch eine Erregung von außen eingegeben, so beim Hören einer Erzählung, wie später beim eigenen Lesen des Kindes. Aber die Phantasie gerät auch ziemlich früh von selbst in Bewegung. Sobald das Kind seinerseits zum Erzähler wird, merkt man an der Genauigkeit seiner Beschreibungen und an der Bestimmtheit der Einzelheiten, die es aufhäuft, daß es mit dem geistigen Auge sieht, was es beschreibt. Es ist augenscheinlich, daß das Kind im Alter von etwa zwei oder drei Jahren vornehmlich in Bildern denkt. Die Kraft der abstrakten Reflexion, die es dem Erwachsenen ermöglicht, die Worte wie algebraische Zeichen zu behandeln, ohne sich die bezeichneten Dinge vergegenwärtigen zu müssen, ist dem Kinde noch unbekannt. Jedes Wort, das es aussprechen hört oder selbst spricht, erweckt in ihm eine ganze Reihenfolge von Bildern. Und wenn es durch eine fortgesetzte Gewöhnung seine Phantasie in der Erinnerung an Vorgänge geübt hat, bei denen es zugegen gewesen ist, oder die ihm erzählt worden sind, so entsteht in ihm die Fähigkeit, selbst solche zu erfinden. „Wenn das drei oder vier Jahre alte Kind eine große Zahl von Geschichten gehört hat, sagt Sully, so macht es daraus neue“¹⁾. Derselbe Schriftsteller erzählt: Ein fünf Jahre neun Monate altes Mädchen fand einen Stein, der ein Loch hatte; hierüber erfand es eine ganze Feengeschichte; der Stein war ein Zauberstein; das Loch stellte schöne Gemächer dar, welche Feen bewohnten²⁾.

¹⁾ Vergl. Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch von Stimpfl. S. 47 ff.

²⁾ Vergl. Egger, *Observations et réflexions*, p. 50: „Mit vier Jahren läßt sich Emil gerne Geschichtchen erzählen, die er sicher nicht recht versteht; er hört aufmerksam zu und verlangt, daß sie wiederholt werden. Sein Geist hat

So wird die Phantasie nach und nach erfinderisch, wobei sie durch die Nachahmung der Erfindungen anderer Unterstützung erhält. Hier wie bei allen andern Fähigkeiten macht die Spontaneität nicht alles aus, aber sie ist vielleicht größer als anderswo. Die Fähigkeiten der Phantasie entsprechen thatsächlich besser als die andern der Natur eines Wesens, dem es noch an Vernunft und Erfahrung fehlt. Wir sind bisweilen über die Leichtigkeit erschrocken, mit der man ein Kind irreführen kann, sofern man seine Phantasie nur irgend anreizt und nährt, sie von Traum zu Traum wandern läßt. Das Kind giebt sich aber auch von selbst unzusammenhängenden und sonderbaren Ideen hin. Sully erzählt uns von einem dreijährigen Kinde, das beständig wünschte, im Wasser zu leben wie Fische, oder am Himmel zu glänzen wie ein Stern.

Taine hat mit Recht gesagt: „Der geistige Zustand kleiner Kinder ist in vielen Beziehungen derjenige der Naturvölker in der mythologischen und poetischen Periode“¹⁾. Wenn man das Kind sich selbst überliesse und es durch die Erziehung nicht zur Vernunft brächte, so würde man es eine vollständige neue Mythologie schaffen sehen. Ohne Zweifel helfen wir ihm oft selbst bei seinen abergläubischen Ideen; wir geben ihm seine Irrtümer ein, wenn wir ihm vom Knecht Rupprecht sprechen oder ihm die Geschichte vom schwarzen Mann erzählen. Aber die vollkommene Leichtgläubigkeit, die Treuherzigkeit und rührende Unschuld, mit denen es an diesen Fabeln hängt, sind der Beweis dafür, daß es eine natürliche Neigung besitzt, in der Welt des Wunderbaren zu leben. Ohne Zweifel läßt das Kind dieser mythologischen Neigung, die zu den ursprünglichen Instinkten der Menschennatur gehört, spontan ihren Lauf. Es leiht den leblosen Gegenständen Leben und Gefühl; es personifiziert sie; es vergöttlicht sie bisweilen ebenso, wie es die Tiere vermenschlicht und sich von La Fontaines Fabeln etwas vormachen läßt.

einiges Auffassungsvermögen für dieses oder jenes Wort, für den einen oder andern Satz: das genügt, um seine Neugier mit einer Art Leidenschaft auf das Ganze zu richten. Er versucht sogar, die kleinen Erzählungen nachzuahmen; aber seine Geschichten sind unzusammenhängend und haben wenig Sinn; sie sind weiter nichts als ein Wortschwall, der seiner Eitelkeit Vergnügen macht; er glaubt, dadurch zu den großen Personen zu gehören“.

¹⁾ Taine, *De l'acquisition du langage etc. Revue philosophique*, 1876, I, p. 14.

Geben wir einige Beispiele. Ein von Taine beobachtetes dreijähriges Mädchen, dem man sagte, der Mond sei schlafen gegangen, fragte: „Wo ist denn das Kindermädchen des Mondes?“ Freilich gab hier die Phantasie des Kindes einfach der Einflüsterung nach, die schon in der bildlichen Sprache enthalten war, deren man sich ihm gegenüber bediente. Aber andere Beobachtungen sind beweiskräftiger. Tiedemann erzählt, daß sein Sohn, der in den Wolken nach dem Regenbogen suchte — er hatte einige Tage früher einen solchen gesehen — und ihn nicht fand, meinte: „Der Regenbogen schläft wohl?“ Man wird sagen, hier liege Mangel an Ausdruck und eine bloße Metapher vor. Wir glauben, daß es sich um etwas mehr handelt, nämlich um eine Art Assimilation. Als dasselbe Kind die Sonne nicht mehr am Horizont erblickte, sagte es: „Die Sonne ist zu Bette gegangen; morgen steht sie wieder auf, trinkt Thee und ißt Butterbrot“.

Das Kind fängt mit seinen Spielsachen gern ein Gespräch an. Die Puppe ist ihm eine wirklich lebende Person. Ebenso pflegt es zu sagen: „Mein Wagen will nicht gehen; er ist unartig“. Wenn man ihm von einem bekannten Tiere oder sonst einem Gegenstande spricht, so heißt es wohl: „Was sagt das Kaninchen? Was sagt der dicke Baum?“

Wenn man ein zwölfjähriges Kind, das nach den Gesetzen der Natur und nach dem Vorbilde von Rousseaus Emil erzogen worden war, wie Sintenis¹⁾ erzählt, dabei überraschen konnte, daß es im Garten anbetend vor der aufgehenden Sonne kniete, — ist es da nicht klar, daß das ganz kleine Kind, dessen Phantasie noch nicht durch die nüchterne Erfahrung kontrolliert wird, erst recht ganz naturgemäß ähnlichen Eingebungen folgen, sich mythologischen Auffassungen hingeben und die Dinge in der Natur nach seinem Ebenbilde, durch eine Art naiven Anthropomorphismus begreifen muß?

George Sand erzählt in ihren Erinnerungen, daß ihr ganzes Leben während der Kindheit ein Phantasieleben gewesen sei. Sie verwünscht den Tag, wo ihr zum erstenmale der Zweifel am Dasein des Knechts Rupprecht, des geheimnisvollen Spenders der Spielsachen, kam. Sie bekämpft den Rigorismus Rousseaus

¹⁾ Siehe den Bericht von Villemain in Girard's *Enseignement régulier de la langue maternelle*.

und aller derjenigen, die durch den scharfen Hauch thatsächlicher Erklärungen die Flamme der kindlichen Einbildungskraft auslöschen wollen. „Aus dem Leben des Kindes das Wunderbare tilgen, sagt sie, heisst gegen die Gesetze seiner Natur vorgehen. Das Kind lebt ganz naturgemäss in einer sozusagen übernatürlichen Umgebung, wo in ihm alles wunderbar ist, und wo alles, was ausserhalb ist, ihm auf den ersten Blick wunderbar erscheinen muß.“

Tiedemann hat in scharfsinniger Weise die Gründe dargelegt, welche die anthropomorphistische Auffassungsweise des kleinen Kindes erklären. „Zunächst, sagt er, ist es das Gesetz seines Geisteslebens, sich das Unbekannte nur nach Mafsgabe des Bekannten vorzustellen. Nun kennt das Kind zuerst seine Empfindungen, seine Gemütszustände und seine Art zu handeln; daher die natürliche Disposition, sich einzubilden, dafs auch die andern Wesen und die Dinge unter denselben Verhältnissen leben, fühlen und handeln wie es selbst, dafs der Mond eine Wärterin hat, und dafs die Sonne frühstückt.“ Überdies ist es auch von Bedeutung, dafs das Kind, um mit den Dingen zu sympathisieren, glauben muß, dafs dieselben in einem gewissen Grade belebt seien ¹⁾. Wenn das von Mme Necker erwähnte Kind angesichts seiner in Scherben gegangenen Tasse sagt: „Die arme Tasse, die ich so lieb habe!“ und zu weinen anfängt, so ist das nicht ein Ausruf, wie man ihn von der Hausfrau bei dem Verluste eines mehr oder weniger kostbaren Gegenstandes hört; es ist zum Teil die Täuschung eines Mitgefühls, das alle Dinge personifiziert und belebt. Die wilden Völker folgen demselben Phantasiegefühl, wenn sie von einem Paradiese träumen, in dem nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Gegenstände Platz ist, deren sie sich während ihres Lebens bedient haben, für die Pfeile und Kähne.

Wenn der moderne Positivismus das Kind nicht mehr und mehr von allen Seiten einengte, so würden diese Beispiele kindlicher Illusion, die nicht immer, wie Mme Necker glaubte, eine willkürliche ist, sondern oft einen naiven und vollständigen Irrtum darstellt, noch viel zahlreicher sein. Man betrifft hier auf frischer That die Kundgebungen jenes Triebes zum Wunderbaren, aus dem die abergläubischen Vorstellungen des Menschengeschlechts in seiner

¹⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 38 f. U.]

Kindheit hervorgegangen sind, und in diesem Punkte ist der schlaueste kleine Pariser dem kleinen Wilden gleich, was unter anderm beweist, daß die Natur stärker ist als die Vererbung.

Die vorstehenden Bemerkungen gelten indessen nur mit einigen Einschränkungen. Die Natur des Kindes ist nicht weniger mannigfaltig als diejenige des Erwachsenen, und wenn das Kind in einer großen Zahl von Fällen durch die Erfindungen seiner Phantasie getäuscht wird, wenn sich in seinen Hirngespinnsten die abergläubischen Vorstellungen des Götzendienstes und des Fetischismus wiederholen, so täuscht es sich am häufigsten doch nur halb. Wie der Dichter gefällt es sich in den Erdichtungen, ohne daran zu glauben. Der Dichter, welcher die Welt seiner Schöpfungen betrachtet, glaubt gewiß nicht an die Wirklichkeit seiner Helden, aber er spricht von ihnen wie von wirklichen Wesen, er sieht sie in Fleisch und Bein vor sich¹⁾; er hört die Betonung ihrer Worte und die Klangfarbe ihrer Stimme. Und ohne Dichter zu sein, erfahren wir alle etwas von einer ähnlichen Täuschung. Wir werden nicht vollständig von den Vorgängen getäuscht, die sich in dem gespielten Drama vollziehen, aber doch halb. Wir widmen den Personen des Stückes unser Interesse, als wenn sie wirklich existierten. Das Kind, von dem man oft gesagt hat, es sei ein geborener Dichter, befindet sich oft in demselben Geisteszustande. Es ist der Urheber seiner eignen Täuschung; es erfindet Fabeln, die ihm wohlgefallen; es spielt mit seinen Erdichtungen und thut, als ob es sich von ihnen täuschen liefse; es findet in diesem Spiele unendliches Vergnügen. „Es weiß, daß es träumt, gewiß, sagt G. Droz, aber es fühlt sich wirklich glücklich, mit sich selbst diese Komödie spielen zu können.“

Über diesen Punkt giebt es sehr zahlreiche Beobachtungen. Im Alter von zwei Jahren liefs Marcel alle Gegenstände, die ihm in die Hand kamen, einschlafen, z. B. einen Bleistift, eine Schaumünze u. s. w. Wenn man ihn fragte, wie viel Uhr es sei, so legte er die Hand aufs Herz und antwortete: „Zwei Uhr,“ indem er in scherzhafter Weise das Tiktak der Uhr mit dem Schlagen seines Herzens in Verbindung brachte. Mit vier Jahren liefs

¹⁾ [Bekanntlich sagte Goethe, als ihn während des Vorlesens von „Hermann und Dorothea“ die Rührung übermannte: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen.“ U.]

Georg drei Bleikugeln Personen vorstellen; die eine war die Köchin, die andere das Kindermädchen und die größte die Hausfrau. Diese drei Personen liefs er Zwiegespräche führen. So sagte z. B. die Hausfrau: „Willst du jetzt Wasser holen?“ Ebenso berichtet Tiedemann von seinem Sohne: „Am 29. Oktober (d. h. im Alter von zwei Jahren) nahm der Knabe mehrere, abgeschnittene Stengel von weißem Kraut vor sich, liefs sie verschiedene Personen vorstellen und sich einander besuchen“¹⁾.

Espinass hat folgende Beobachtungen gesammelt: „Ein wenige Monate altes Kind, dem man Speise gab, verlangte, daß dieselbe zuerst einem kleinen hölzernen, rohgesechnitzten Pferde gereicht werde, dem es sehr zugethan war. Es wufste ganz genau, daß das Pferd nicht frafs; aber darin liegt gerade der Grund des Vergnügens an dieser Förmlichkeit; sie ist für das Kind ein Spiel, eine Erdichtung. Alle Kinder zeigen frühzeitig die Fähigkeit, an Erdichtungen Vergnügen zu finden, wie dies die unaufhörlichen Scherze der Wärterinnen beweisen, die sich oder die Kinder für ein Weilchen verstecken, um dann unter triumphierendem Gelächter selbst wieder zum Vorschein zu kommen oder die Kinder zu entdecken. Die Bereitwilligkeit der Kinder, an derartigen Spielen teilzunehmen, ist stets erstaunlich. Wir haben gesehen, wie zwei Kinder in dem Alter, wo sie zu sprechen anfangen, als sie bei Tische einander gegenüber safsen, viertelstundenlang damit zubrachten, sich die Brotkrumen zu zeigen, indem sie denselben allerlei Tiernamen beileigten, obwohl nicht die entfernteste Ähnlichkeit zwischen dem Gegenstande und dem betreffenden Tiere bestand. Jeder Partner betrachtete aufmerksam den vom andern vorgelegten Gegenstand und schien an diesem absichtlichen Herbeinötigen der Phantasie das größte Vergnügen zu finden“²⁾.

Ein anderes Beispiel. „Für mein zweieinhalb Jahre altes Kind, sagt Guyau, ist jede Frucht ein Apfel; jede Farbe, die sein Auge auf sich zieht, heifst Rot, weil Rot die wesentlich auffallende Farbe ist. Wenn es in seinem Bette liegt, so sagt es, indem es zuerst auf die Mitte und dann auf den Rand zeigt: Dies ist die Strafsse, und das ist der Graben. Es phantasiert sich diese Dinge selbst zusammen, ohne daß man es jemals ein solches Spiel

¹⁾ Tiedeman, Beobachtungen u. s. w., S. 37.

²⁾ Espinass, *Observations etc.*, p. 387.

gelehrt hat; es wird von der oberflächlichen Ähnlichkeit so eingenommen, daß es bald die Verschiedenheiten nicht mehr sieht. Ich bin überzeugt, daß es beim Einschlafen glaubt, hübsch mitten auf der weißen StraÙe zu liegen und rechts wie links Gräben zu haben“ ¹⁾).

Am liebsten bekundet sich der Trieb zur Dichtung, wie er der Phantasie des Kindes eigen ist, in der dramatischen Form. Egger giebt hierfür einen charakteristischen, aus dem frühen Lebensalter stammenden Beweis: „Ein zwanzig Monate altes Kind kannte und erkannte einige Personen, die es gewöhnlich im Luxembourg-Garten [in Paris] sah, und erinnerte sich derselben sehr gut aus dem Gedächtnis, z. B. eines Kindermädchens und des Kindes, das ersteres mit sich führte. Eines Tages verließ es uns in der Stube, indem es, so gut oder so schlecht es konnte, den Namen des Gartens, des Kindermädchens und des Kindes nannte. Es ging in das anliegende Zimmer, that, als wenn es den beiden Personen guten Tag sage, und kam dann wieder zurück, um uns mit derselben Einfalt zu erzählen, was es soeben gethan hatte. Thatsächlich erinnerte in dem Zimmer nichts an den Luxembourg-Garten oder an dessen regelmäßige Besucher. Wir haben es also hier mit dem zu thun, was ich einen Akt der dramatischen Phantasie nenne; es ist das Drama in seinen elementaren Anfängen“ ²⁾).

Im allgemeinen weist das Kind in solchen Phantasieszenen sich selbst die erste Rolle zu. Es stellt sich vor oder thut doch so, als ob es sich vorstellte, es sei eine erwachsene Person. Die kleinen Mädchen spielen Mama, die kleinen Knaben Soldat, Kutscher u. s. w., und sie setzen ihre Rolle lange fort. „Im vierten Jahre, berichtet abermals Egger, spielte Felix ‚Kutscher‘. Unterdessen kam Emil nach Hause. Um mir seinen Bruder anzukündigen, sagte Felix nicht etwa: ‚Emil ist gekommen‘, sondern: ‚Der Bruder des Kutschers ist da!‘“ ³⁾

¹⁾ Guyau, *Éducation et hérédité*, p. 148.

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 12.

³⁾ Egger, a. a. O., S. 55. [„Ich erinnere mich noch sehr gut, wie meine jüngern Brüder als kleine Jungens sehr gern als Hunde auf allen Vieren gingen, bellten, die Hand leckten u. s. w., und wenn man sie unversehens mit Namen nannte, ganz ärgerlich in ihrem damals schwäbischen Dialekt erwiderten: ‚Sag‘

Um in dieser Weise seine erfindende Phantasie zu bethätigen, scheint das Kind meistens einer kleinen äufsern Maschinerie zu bedürfen. Es nimmt seinen Ausgangspunkt von einem beliebigen Gegenstande, den die „Goldmacherkunst der Phantasie“ alsbald umgestaltet und verwandelt. Dazu ist ihm alles recht. Es reitet auf einem Stocke; eine umgekehrte Fußbank ist ein Kahn oder eine Droschke; auf die Füße gestellt, dient sie als Pferd oder Tisch. Eine Pappschachtel wird zum Hause, zum Schranke, zum Möbelwagen, kurz zu allem, was die Phantasie des Kindes für den Augenblick daraus zu machen beliebt¹⁾.

Bisweilen kommt es indessen vor, daß das Kind auf jedes körperliche Symbol verzichtet. Das beweist das von Egger erwähnte kleine Mädchen, welches sich mit einer Genossin vergnügte, die lediglich in der Phantasie vorhanden war. „Wenn ich mit meiner kleinen Johanna spiele, sagte es, so ist das gar nicht wahr!“ Ein weiterer Zeuge hierfür ist das Kind, welches sich nach Mme Necker in der Stube damit unterhielt, auf dem Wirtschaftshofe das Federvieh mit Körnern zu füttern, obwohl weder Körner noch Federvieh da waren. Es bat dringend, man möge die Thür des Zimmers offen lassen, in dem die Tiere sein sollten, und wenn man sie zufällig schloß, so fing es sofort an zu weinen,

doch mit Louis, i bin ja e Hundle!“ O. Heyfelder, Die Kindheit des Menschen, S. 21. U.]

¹⁾ „Die gute Ausführung der Spielsachen, welche Tiere darstellen, hat wenig Bedeutung und hemmt sogar die Phantasie der Kinder, indem sie den Flug beschränkt. Während zwei Wintern unterhielt sich ein Kind, das jeden Morgen in einem Zimmer allein gelassen wurde, herrlich mit Stühlen. Es stellte sie in verschiedener Weise auf und sah in ihnen bald eine Reihe von Kähnen, bald einen Eisenbahnzug, bald einen bespannten Wagen. Es war merkwürdig zu sehen, mit welcher ernster Miene es von dem einen Stuhle herab seine Angelrute — einen Spazierstock — in das tiefe Wasser senkte, wie es die Lokomotive darstellte, oder wie es die Pferde antrieb, wobei sein großer Sessel den Kutschersitz vorstellte, während zwei kleinere Stühle die Pferde waren. Jeden Morgen war es stundenlang in dieser Weise thätig. An einem wirklichen, mit zwei hübschen Papppferden bespannten Wagen hätte es sicher viel weniger Vergnügen gehabt als an diesem Spiel mit den Stühlen, wobei seine Phantasie alles zu thun hatte. Espinas, *Observations*, p. 388. [Man denke hier an das Wort Goethes: „Kinder wissen aus allem alles zu machen“ u. s. w. Hierzu siehe auch Heyfelder, Die Kindheit des Menschen, S. 21 ff. U.]

indem es ausrief: „Man will meine armen Enten und Hühner nicht herauslassen“ ¹⁾).

Wie wir schon bemerkt haben, macht sich das Kind in allen diesen Beispielen freiwillig zum Teilnehmer an seinen Phantasiegebilden; es spielt mehr mit ihnen als umgekehrt. Dennoch ist zum Teil eine ernstliche Täuschung vorhanden, was sich darin zeigt, daß das Gemüt wirklich bewegt wird. Das Kind vergießt thatsächlich Thränen über das vermeintliche Unglück seiner Puppe. Es wird unwillig oder gar böse, wenn man es in den Lieblingsgebilden seiner Phantasie hindert oder stört ²⁾).

Wenn man unter dem ästhetischen Vermögen die Fähigkeit versteht, Bilder einfach zu kombinieren und in einem gewissen Grade zu schaffen, so kann man es dem Kinde nicht absprechen. Wenn aber der ästhetische Sinn der Sinn für das Schöne, der Geschmack, die Unterscheidungsgabe hinsichtlich der Schönheit ist, so erscheint es unnütz, diese Frage überhaupt zu stellen. Zweifellos liebt das Kind die Farben und die Töne, welche später für den Künstler die Elemente des Malerisch-Schönen und des Musikalisch-Schönen sind; aber es gefallen ihm alle Farben, und es erfreut sich an allen Tönen. Das Gefühl der Harmonie, des Ebenmaßes, der Anordnung und des Fortschreitens ist etwas Zartes, das ihm entgeht. Gegen die Schönheit der Natur bleibt es gleichgültig. Bilder interessieren es nur, sofern sie wirkliche Vorgänge und bekannte Gegenstände darstellen, z. B. Hunde und andere Tiere, Soldaten und Schlachten. Weshalb soll man sich darüber wundern, wenn man bedenkt, welche Entwicklungsbedingungen die Ausbildung der ästhetischen Fähigkeiten verlangt, die so zarter Natur und selbst beim entwickelten Menschen so selten sind! Wie viele Erwachsene bleiben thatsächlich ihr ganzes Leben auf diesem Kinderstandpunkte! Genügt es nicht, die grelle, geschmacklose Kleidung unserer Bauernfrauen zu betrachten, und die Gleichgültigkeit unserer Bauern gegen den sich stets vor ihren Augen erneuernden Schmuck der Natur festzustellen, um es verständlich zu finden, daß auch das Kind der Gefühle unfähig ist, die nur das Ergebnis einer langen geistigen Entwicklung sein können?

¹⁾ Siehe über diesen Punkt Mme Necker de Saussure, *L'Education progressive*, I. III, ch. IV, sowie Anthoine, *A travers nos écoles*, p. 182.

²⁾ [Siehe die Anmerkung aus Heyfelder auf S. 200. U.]

Perez hat in seiner Psychologie der ersten drei Lebensjahre diesem Gegenstande ein ganzes Kapitel gewidmet¹⁾. Er muß aber selbst zugeben, „daß die musikalische Entwicklung nicht vor fünf oder sechs Jahren beginnt“, daß das Wort ‚hübsch‘, welches so häufig über die Lippen des kleinen Kindes kommt, gleichbedeutend ist mit allem Neuen, Glänzenden und Angenehmen; daß bei der Wahl der Spielzeuge Größe, Auffälligkeit und Neuheit den Ausschlag geben, daß Épinaler Bilderbogen²⁾ es närrisch machen, sogar im dritten Jahre, und daß es für die Gemälde eines Meisters gar kein Verständnis hat: kurz, daß das Kind Schönheitsgefühl nicht besitzt und nicht besitzen kann. Höchstens ist hier eine Ausnahme zu machen, nämlich hinsichtlich des Gesanges und der Musik, die frühzeitig eine gewisse Anziehungskraft auszuüben scheinen. Vom fünften Monat ab begleitete der Sohn Tiedemanns den Gesang seiner Mutter mit Zeichen der Freude, indem er Arme und Beine bewegte. Derartige Beobachtungen ließen sich in großer Zahl anführen.

In den Geheimnissen der kindlichen Phantasie sind noch andere Punkte aufzuklären. So ist z. B. die Frage zu untersuchen, ob das Kind bei seiner Tendenz die Dinge zu übertreiben und zu vergrößern — die übrigens stets ein charakteristisches Kennzeichen der Phantasie sein wird — nicht eine Täuschung durch seine Sinne erfährt. Der Blinde Cheseldens hielt die Dinge, welche er zu sehen begann, für außerordentlich groß. Giebt es beim Kinde nicht eine ähnliche optische Täuschung? Wenn wir schon im Jünglingsalter wieder in eine Stadt kommen, die wir im Alter von drei oder vier Jahren verlassen haben, scheint es uns, als habe sich alles verkleinert, als seien die Häuser und Denkmäler

¹⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, 4^e partie, ch. II. Hier einige von Perez berichtete Thatsachen. Ein dreijähriges Kind, das ein italienisches Gemälde betrachtet hatte, drückte seine Bewunderung folgendermaßen aus: „Es ist sehr hübsch, Papa; es ist so goldig, rot und auch blau, und unten ist ein Papa und eine Mama; ein Kind ist nicht darauf.“ Ein anderes dreijähriges Kind sagte zwar angesichts eines Berges: „O der schöne Berg!“ aber es begründet seine Bewunderung damit, daß der Berg viel größer sei als sein Haus, vielleicht viermal so groß Perez hat demselben Gegenstande übrigens ein umfängliches, vielleicht etwas zu umfängliches Buch gewidmet: *L'Art et la poésie chez l'enfant*. Paris, 1888.

²⁾ [Épinal ist in dieser Beziehung das französische Neuruppin. U.]

niedriger geworden²⁾. Rührt das einfach daher, daß unsere Körpergröße zugenommen hat, während die Stadt dieselbe geblieben ist? Das läßt sich nicht annehmen; wir glauben vielmehr, daß die Dinge dem Kinde größer erscheinen, als sie ihm später erscheinen werden, und zwar weil es keine großen Entfernungen zurückgelegt, noch nicht viele Höhen mit einander verglichen hat, ebenso wie nach dem scharfsinnigen Hinweise Paul Janets die Stunden demjenigen, der erst kurze Zeit gelebt hat, länger vorkommen als dem, der auf dem Lebenswege weiter fortgeschritten ist.

Von der genauen Wahrnehmung und der Anschauung der Wirklichkeit ausgehend, gelangt die Einbildungskraft schon von früh auf dahin, sich eine kleine eingebildete Welt zurechtzumachen und so ihre wirklichen Anfänge zu verleugnen und sich mit ihnen in Widerspruch zu setzen. Je mehr Tätigkeitselemente und einen je größern Vorstellungsschatz sie der Betrachtung der Dinge entnimmt, um so mehr ist sie zum Fabulieren geneigt. Die psychische Entwicklung ist von derartigen Gegensätzen voll. Die Fähigkeiten tragen in ihrer natürlichen Entfaltung Blüten und Früchte, die uns die Stämme und Wurzeln durchaus nicht andeuten. Die Wirkungen weichen nicht nur von ihren Ursachen ab, sondern sie stehen in geradem Gegensatz zu den einfachen Gründen, aus denen sie hervorgegangen sind. Anfangs Sklave der wirklichen Dinge, wird die Phantasie in der Folge die freieste aller Fähigkeiten, wenn sie auf ihrer Höhe steht, — entfernt sie uns am meisten von der Wahrheit, wenn sie sich mit ihrer ganzen Kühnheit befreit. Gehen nicht in einem ähnlichen Gegensatze Zuneigung und Liebe des Kindes zu andern in gewisser Weise aus dem Egoismus und der Eigenliebe hervor, wenigstens wenn es wahr ist, was kaum bestritten werden kann, daß das Kind, jemehr es sein eignes Vergnügen liebt, um so mehr geneigt ist, diejenigen zu lieben, welche ihm dazu verhelfen, da die Lebhaftigkeit seiner Freundschaftsgefühle zu dem Begehren nach egoistischer Befriedigung im Verhältnis steht und die kalten, gefühllosen und hartherzigen Naturen gerade diejenigen sind, welche sich in der Jugendzeit aus ihrem persönlichen Vergnügen nicht viel machen?

²⁾ [Welchem Erwachsenen käme die gegenwärtige Schuljugend nicht viel kleiner vor als diejenige, mit der er zusammen auf der Schulbank saß? U.]

Wir werden der Phantasie bei den Spielen des Kindes und in den kleinen praktischen Erfindungen, in denen sich seine Initiative entfaltet, wieder begegnen; aber schon jetzt ist der Schluss erlaubt, daß die Phantasie beim Kinde wirklich thätig ist, nicht nur die sinnliche und unwillkürliche, sondern auch die absichtliche, und zwar dürfen wir deshalb so schliessen, weil die Bedingungen für die Phantasiethätigkeit am günstigsten sind.

Das Material, über welches sie verfügt, ist nicht sehr umfänglich; aber es eignet sich für die Phantasiethätigkeit in ausgezeichneter Weise. „Das Übermafs der Phantasie beim Kinde wie bei den Naturvölkern, bemerkt Guyau, hat seinen Grund zum grofsen Teil in der geringern Deutlichkeit der Wahrnehmungen, die sich leichter nach Belieben ineinander umbilden. In dem, was undeutlich ist, wie die Gestalt der Wolken, sieht man, was man will. Das Kind unterscheidet weder die Zeit, noch die Örtlichkeit, noch die Personen deutlich. Die Phantasie der Kinder hat also zum Ausgangspunkte die Undeutlichkeit der geistigen Bilder, die sich gegenseitig anziehen; sie mischen Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges; sie leben nicht, wie wir, im Wirklichen, im Bestimmten, sondern sie träumen bei jeder Gelegenheit ¹⁾.“ Fügen wir noch hinzu, daß die Phantasie um so gröfsere Bewegungsfreiheit hat, je geringer die Erfahrung ist. Sie gleicht die Dürftigkeit ihrer Hilfsmittel durch die Unabhängigkeit ihres Verlaufs aus. Später wird ihr Flug durch die erste unsanfte Berührung mit der genauen Kenntnis der Naturgesetze gehemmt. Die Fähigkeiten der Überlegung und wissenschaftliche Prüfung zeigen ihr sehr bald die Unmöglichkeiten ihrer Erdichtungen, wo sie versucht sein könnte, auf Irrwege zu geraten. Anstatt gleich den meisten andern Fähigkeiten zu wachsen, sich mit dem Alter zu entwickeln, wird sie infolgedessen beim Durchschnitt der Menschen, bei allen, die weder Künstler noch Dichter sind, im Gegenteil abnehmen ¹⁾.

¹⁾ Guyau, *Éducation et hérédité*, p. 147.

¹⁾ [Schon Heyfelder (*Die Kindheit des Menschen*, S. 20) hat darauf hingewiesen, daß die Phantasie des Kindes, ähnlich wie bei Geisteskranken, oft halluzinatorischer Art ist. Auch diese Eigentümlichkeit geht bei normal veranlagten Kindern mit der Zeit vorüber, während sie bei krankhaften Naturen nicht selten verharret. Bei letztern nehmen auch die Illusionen leicht einen bedenklichen Charakter an. Thomas de Quincey (der Opiumesser) verlor, als er

sechs Jahre alt war, seine kleine Schwester durch den Tod und erlitt dadurch eine heftige Erschütterung in seinen von Geburt an geschwächten Nerven. „Als er einige Zeit nachher die Wolken erblickte, meinte er eine lange Reihe von Kinderbetten mit weissen Vorhängen zu sehen, und in den Betten waren kranke, sterbende Wesen, die sich unter grossen Schmerzen lebhaft bewegten und sehnüchtig nach dem Tode jammerten.“ Diese Erscheinung wiederholte sich und verfolgte ihn einen grossen Teil seines Lebens. (Arvède Barine, *Essai de littérature pathologique. Revue des deux mondes.* 1896, November.) — Zu dem ganzen Kapitel siehe Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch von Stimpfl. Leipzig 1897. S. 23—59. U.]

Achtes Kapitel.

Bewußtsein. Aufmerksamkeit. Ideenassoziation.

I. Das Bewußtsein. — Stufenweise Entwicklung des Bewußtseins in intensiver und extensiver Hinsicht. — Die bewußten Zustände und das Ichbewußtsein. — Bewußte Zustände als Folgeerscheinungen einer unbewußten Thatsache, einer bewußten Wahrnehmung, eines bewußten ausschließlich innern Zustandes. — Das Bewußtsein umfaßt nicht das gesamte Seelenleben. — — II. Die Aufmerksamkeit ein intensiverer Grad des Bewußtseins. — Die Aufmerksamkeit beim Kinde und beim Erwachsenen. — Die sogenannte spontane Aufmerksamkeit. — Die willkürliche oder aktive Aufmerksamkeit. — Die passive Aufmerksamkeit. — Die Aufmerksamkeit des Kindes ist in einer Beziehung nur eine fortwährende Zerstretheit. — Ursachen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit des Kindes. — Die Neuheit der Eindrücke erzeugt die Überraschung, das Erstaunen und demgemäß die Aufmerksamkeit. — Liegen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit stets Gemütszustände zu Grunde? — Die Neugier, der geistige Keim der Aufmerksamkeit. — Anfänge der willkürlichen Aufmerksamkeit. — Die willkürliche Aufmerksamkeit setzt auch Anreize voraus, aber innere. — Die Thätigkeit der kindlichen Aufmerksamkeit beim Spiel. — Wirkungen der Aufmerksamkeit. — Der Mangel an Aufmerksamkeit bei den Idioten. — — III. Die Aufmerksamkeit vereinzelt und trennt die geistigen Elemente; die Ideenassoziation fügt sie zusammen. — Mechanische Eigentümlichkeiten der Ideenassoziation. — Die nacheinander auftretenden Bewußtseinszustände streben darnach, in derselben Reihenfolge wieder aufzutreten. — Die Assoziation unterschiedlicher Eindrücke, die zeitlich nicht zusammenhängen. — Assoziation infolge der Ähnlichkeit. — Bloße Wortassoziationen infolge des Gleichklangs der Wörter.

I.

In den früheren Kapiteln haben wir schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, von dem Bewußtsein beim Kinde zu reden und zu zeigen, daß die wesentliche Thatsache des Geisteslebens, die unerklärliche und undefinierbare, allen bewußten Erscheinungen gemeinsame Eigentümlichkeit, sich nur gradweise entwickelt. Das

Licht des Bewußtseins, das der fast völligen Dunkelheit der ersten Tage folgt, macht alle Grade des Halbdunkels und der sich steigenden Helligkeit durch. Andererseits wird das beleuchtete Gebiet immer größer; zunächst auf die einzelnen Empfindungen und die ersten Eindrücke der Lust und Unlust beschränkt, dehnt es sich in der Folge auf die Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gemütsbewegungen und auf die Erscheinungen der Phantasie aus; wir sehen es sich jetzt beim Aufmerken, Urteilen und Überlegen bekunden, indem es sein Bereich täglich um eine immer beträchtlichere Zahl von Thatsachen, von unterschiedlichen Zuständen erweitert bis zu der Zeit, wo es sich sozusagen auf sich selbst besinnt, die Idee des Ich hervorbringt und in Wahrheit die Persönlichkeit bildet. Man darf durchaus nicht glauben, daß die beim Kinde frühzeitig bemerkten bewußten Zustände sogleich als Grundlagen der Ichvorstellung, der Unterscheidung von Subjekt und Objekt dienen könnten. Das Kind ist sich einer Menge aufeinander folgender Akte — die nur in dem Augenblicke vorhanden sind, wo sie sich vollziehen — lange bewußt, bevor es das Bewußtsein von seinem Dasein als Person, von einem dauerhaften und das Schwinden dieses oder jenes bewußten Zustandes überdauernden Ich besitzt. Es vermag zu urteilen und sogar zu überlegen, ehe es sich selbst kennt. Sehr richtig sagt Romanes: „Wenn das Kind zu sprechen beginnt, offenbart es uns bei diesem erstmaligen Ausdrücke der Logik der Erkenntnisse, daß noch kein inneres Selbstbewußtsein vorhanden ist, sondern nur ein äußerliches; daß es seinen eigenen geistigen Zuständen keine größere Aufmerksamkeit schenkt, als daß es fühlt, daß es sie fühlt“¹⁾.

Während der ersten beiden Lebensjahre ist das Bewußtsein also nur eine Aufeinanderfolge bewußter Zustände, und es läßt sich hier bloß sein zwiefacher Fortschritt, nämlich nach der intensiven und extensiven Seite, betrachten, während man abwarten muß, daß aus der Gruppierung dieser immer deutlicher und zahlreicher werdenden Erscheinungen schließlichs das Ichbewußtsein, das wahre Bewußtsein entspringt.

In seinem Wachstum an Intensität scheint das Bewußtsein

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. Deutsche Ausgabe. Leipzig, 1893. S. 201.

einem sehr durchgreifenden Entwicklungsgesetze zu gehorchen. Auf seiner niedrigsten Stufe bekundet es sich, wenn es zum erstenmale eine bis dahin unbewußte Thätigkeit erhellt, wenn sich z. B. die Intelligenz in die beim Kinde so zahlreichen Bewegungen einmischt, die zuerst nur automatische Antriebe oder Reflexe sind, oder auch wenn ein Antrieb der Lust oder Unlust eine rein körperliche Erscheinung begleitet. Einen höhern Helligkeitsgrad erreicht es schon, wenn es nicht einer unbewußten Thatsache, sondern einem früher bewußten Zustande nachfolgt, beispielsweise wenn durch die Wiederholung einer schon gemachten Wahrnehmung die Erinnerung oder das Bild wieder auftaucht. Endlich erhebt es sich noch höher, oder besser gesagt, es vertieft sich noch mehr, wenn es nicht einer Wahrnehmung, d. h. einer durch einen äußern Eindruck hervorgerufenen Thatsache, sondern einem lediglich innern bewußten Zustande folgt, wenn z. B. eine Erinnerung eine andere wachruft, ein Bild das andere hervorbringt. Alsdann hat die innere Thätigkeit wirklich begonnen. Es geht eine Ideenbildung vor sich, die, gerade weil sie vollständig innerlich ist, von einem lebhaften Bewußtsein begleitet wird. Wir sind jetzt nicht mehr weit von dem Zeitpunkte entfernt, wo infolge einer Idee oder auch eines bewußten Begehrens der Wille, indem er eine absichtliche Handlung bestimmt, ein noch intensiveres, in seinem Charakter und in seinen Wirkungen anders geartetes Bewußtsein hervorbringt, das nicht nur in der Kenntnis einer Erscheinung besteht, sondern das Gefühl einer handelnden Kraft, des Ich und der Persönlichkeit ist.

In seiner extensiven Entwicklung umfaßt das Bewußtsein ziemlich schnell die meisten Handlungen, die das Kind vollzieht, oder die meisten Vorgänge, die sich in ihm abspielen. Das unbewußte Leben im Schlafzustande räumt allmählich dem wachen Leben den Platz, und während des Wachens ist das Kind fast beständig im Bewußtseinszustande. Empfindungen, Wahrnehmungen, Erinnerungen, Phantasiebilder, kurz ein ganzer Zug von bewußten Thatsachen bewegt sich ununterbrochen fort. Aber die Reihe der Bewußtseinszustände mag sich mit jedem Tage vergrößern, soviel sie will; es bleibt darum nicht weniger wahr, daß das Bewußtsein sich nicht mit allen Thätigkeiten des Kindeslebens deckt. Zweifellos geht das Unbewußte zurück, aber es behauptet seine Rechte und wird sie niemals völlig verlieren. Das

bewußte Leben ist stets von einer großen Zahl automatischer und unbewußter Bewegungen umgeben, sowie von dunklen Eindrücken, über die nicht irgendwelche Sensibilität ihre Klarheit ausbreitet. Wenn es zutrifft, was Ribot von den Erwachsenen sagt, „daß bei jedem Menschen die Summe der Bewußtseinszustände viel geringer ist als die Summe der Nervenprozesse (zu denen alle Reflexe von den einfachsten bis zu den zusammengesetzten gehören), daß deshalb die bewußte Persönlichkeit nicht die gesamte Nerventhätigkeit zum Ausdruck bringen kann, sondern dieselbe nur in einigen Auszügen, in einer Reduktion darstellt“¹⁾, — so gilt das noch viel mehr vom Kinde, bei dem sozusagen noch viele vorläufig unbewußte Zustände vorhanden sind, da der Umfang der bewußten Thatsachen noch sehr beschränkt ist, und endlich das Bewußtsein noch nicht das ganze Gebiet erobert hat, dessen es sich in der Folge bemächtigen wird.

Was ist übrigens dieses immer klarer und umfangreicher werdende Bewußtsein an sich? Ist es, wie die Psychologen der neuen Schule wollen, einfach ein gewisses, den reflexmäßigen und unbewußten Thatsachen noch hinzugefügtes Etwas und, um einen sehr in Aufnahme gekommenen Ausdruck zu gebrauchen, ein *Epiphenomen*, das höchste Ergebnis der organischen Entwicklung, ein Etwas, dem Schaumkämme vergleichbar, der mit seinem Silberglanze das Dunkel der Meereswelle umsäumt? Oder ist es im Gegenteil die sich steigernde Kundgebung einer eigenartigen Kraft, die, gleichsam in den Tiefen des Organismus vergraben, gegen die Hindernisse ankämpft und sich allmählich befreit, indem sie ihre Lichtsphäre immer weiter ausdehnt; ist es die Offenbarung einer unkörperlichen Substanz, die erst dann ihre volle Wirkung ausüben kann, wenn sie im Nervensystem und im völlig entwickelten Gehirn die nötigen Werkzeuge für ihre Thätigkeit gefunden hat? Die Frage ist noch nicht entschieden; doch hier, wo es sich um rein empirische Untersuchungen handelt, bei denen die Probleme der Substanzen und Endursachen notwendig ausgeschlossen sind, haben wir sie nicht zu lösen. Ohne Zweifel giebt die Beobachtung des Kindes denen recht, die trotz des Protestes der Idealisten²⁾ glauben, daß

¹⁾ Ribot, Die Persönlichkeit. Deutsch von Pabst. 1894. S. 172.

²⁾ Über diesen Gegenstand siehe das Buch von Fouillée, *L'Évolutionnisme des idées-forces*, 1890, bes. Seite 32, wo Fouillée die Frage, ob sich das Bewußtsein mit dem Seelenleben decke, bespricht und, was wir für durchaus unzutreffend

das Bewußte durch das Unbewußte vorbereitet werde; sie beweist aber nicht, daß das Bewußte die Folge des Unbewußten sei. Der Zeit nach geht das Unbewußte bei der Entwicklung dem Bewußtsein voraus, aber nichts weist darauf hin, daß das letztere vom ersteren geschaffen worden ist. In dieser Beziehung berufen wir uns auf das unverdächtige Zeugnis eines Schülers Darwins, Romanes': „Hinsichtlich der Philosophie kann niemand eine größere Scheu vor dem Problem des Selbstbewußtseins haben, niemand mehr davon überzeugt sein, daß es auf diesem Wege gar keine Lösung zuläßt, als ich. In dieser Richtung fühle ich mich sogar in vollem Einverständnis mit dem vorgeschrittensten Idealisten. Ich halte dafür, daß mit dem Selbstbewußtsein, das jeder von uns besitzt, nicht nur die äußerste und letzte Erkenntnis, nicht nur das gegeben ist, was einzig und allein wirklich für uns ist, sondern daß darin auch die Daseinsform enthalten ist, die der menschliche Geist allein als Daseinsform aufzufassen vermag, die *conditio sine qua non* der Möglichkeit einer äußern Welt Wie die Aufgabe des Embryologen sich darauf beschränkt, die bloße Geschichte der im Laufe der Entwicklung vor sich gehenden Veränderungen der organisierten Gebilde aufzuzeichnen, ohne irgend welches Licht über die tiefern Fragen des Wie und Warum des Lebens zu verbreiten, so suche auch ich nur die Schritte aufzuweisen, mittelst deren sich das Selbstbewußtsein von den niedern Stufen geistigen Lebens loslöste, ohne daß ich über die innere Natur dieser Entstehungsgeschichte Aufklärung zu geben vermöchte. Es ist noch heute ebenso wahr wie zu den Zeiten Salomos: „Gleich wie du nicht weißt den Weg des Windes, und wie die Gebeine im Mutterleibe bereitet werden, also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er thut überall.“ (Pred. 11, 5)¹⁾.

halten, bejaht. „Das sogenannte Unbewußte“ ist nach Fouillée nur ein neuer Name für die materiellen Erscheinungen oder für die Materie an sich u. s. w. [Siehe Lipps, Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie. Bericht über den III. Internationalen Kongress für Psychologie. München, 1897, S. 146 f. Der Vortrag wendet sich gegen diejenigen, welche dem Unbewußten die Existenzberechtigung in der Psychologie absprechen. U.]

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. Deutsche Ausgabe, Leipzig, 1893, S. 194 f.

II.

Eine große Schwierigkeit der psychologischen Analyse liegt darin, daß sie genötigt ist, geistige Fähigkeiten oder Formen, welche die Natur gleichzeitig übt und entwickelt, n a c h e i n a n d e r zu studieren und zu diesem Zwecke in bestimmte Fächer zu sondern. Um das Gewirr der psychischen Vorgänge beim Kinde klarzulegen, muß man wiederholt darauf zurückkommen, eine zusammengesetzte und aus einem Gemenge bestehende Wirklichkeit zu erörtern und der sich entwickelnden Seele sozusagen nach allen Richtungen das Maß nehmen, was neben andern Unzuträglichkeiten leicht zu Wiederholungen führt. So sind wir bei der Untersuchung der Wahrnehmung, des Gedächtnisses, der Phantasie, der Gefühle und sogar der körperlichen Thätigkeit schon mehrmals der Aufmerksamkeit begegnet. Gleichwohl ist es notwendig, daß wir dieses eigentümliche geistige Konzentrations- und Richtungsvermögen, welches alle Psychologen übereinstimmend als eins der wesentlichen Elemente, als die unerläßliche Bedingung geistiger Entwicklung ansehen, in ihren ersten Anfängen und in ihrem Wachstum von neuem und besonders betrachten.

Es läßt sich behaupten, daß die Aufmerksamkeit an sich nur ein Grad, eine besondere Art, eine Form des Bewußtseins sei, ein intensiveres Bewußtsein, *an intensification of consciousness*, wie die Engländer sagen. In der That können alle geistigen Thätigkeiten, welcher Klasse sie auch angehören mögen, die Form der „Aufmerksamkeit“ annehmen. Es giebt keinen lebhaften Gemütszustand, keine fortgesetzte Thätigkeit, keine klare und deutliche Wahrnehmung, bei der die Aufmerksamkeit nicht mehr oder weniger beteiligt wäre.

In diesem Sinne aufgefaßt und ohne Rücksicht auf ihre Ursachen betrachtet, ist die Aufmerksamkeit beim Kinde ebensowohl vorhanden wie beim Erwachsenen. Es giebt in der That frühzeitig Augenblicke lebhaften Bewußtseins, wo sich die gesamte Geistesthätigkeit des Kindes auf einen einzigen Punkt konzentriert, beispielsweise wenn das Kind durch den Anblick eines Lichtes oder einer lebhaften Farbe gleichsam bezaubert wird. Alsdann treten die äußern Zeichen der Aufmerksamkeit auf: der Blick fixiert den Gegenstand; das Kind verharrt in einer Art Erstarrung oder Verückung. Wie Ribot sagt, richtet sich der ganze Körper auf

den betreffenden Gegenstand; alle Bewegungen hören auf; die gesamte verfügbare Energie des Individuums wendet sich ein und demselben Punkte zu ¹⁾).

Diese erste Form der Aufmerksamkeit nennt Ribot die spontane. Wir hingegen sind der Ansicht, daß dieser Ausdruck zur Bezeichnung der willkürlichen Aufmerksamkeit verwandt werden sollte, d. h. derjenigen, die aus einer Erregung des Geistes von innen heraus entstammt. Nichts ist weniger spontan als die Aufmerksamkeit des Kindes, da sie allgemein durch einen starken Eindruck von außen hervorgerufen wird. Wenn Condillac die Aufmerksamkeit als herrschende exklusive Empfindung definiert, so macht er nur den einen Fehler, daß er auf die willkürlichen Erscheinungen ausdehnt, was nur von den unwillkürlichen und von der sozusagen passiven Aufmerksamkeit der ersten Lebensperiode gilt ²⁾).

Man wird sagen, es handle sich hier nur um einen Wortstreit, und in der That rührt die Schwierigkeit daher, daß in der recht unvollkommenen Sprache der Psychologie mit demselben Ausdrucke Bewußtseinszustände bezeichnet werden, die, wenn nicht in ihrer Erscheinungsform, so doch wenigstens hinsichtlich ihres Ursprunges und ihrer Ursachen sehr verschieden sind. Für uns und nach der Etymologie des Wortes (*attention*), welches auf ein Streben und eine Handlung des Geistes hinweist, kann die Aufmerksamkeit, was Ribot auch darüber sagen mag, als die Freiheit des Geistes bezeichnet werden. Das bedeutet, daß wir beim Kinde in der natürlichen Zerstretheit seines Vorstellungslebens, in seiner unbeständigen Phantasie und inmitten aller der aufeinander folgenden Empfindungen, deren Spiel es ist, nur Trugbilder der Aufmerksamkeit finden können.

Die sogenannte Aufmerksamkeit des Kindes ist thatsächlich meistens nur der Schatten, das Phantom der willkürlichen Aufmerksamkeit. Man lese nur das übrigens interessante Kapitel,

¹⁾ Ribot, *Psychologie de l'attention*, p. 8.

²⁾ Condillac, der ohne es zu wissen, stellenweise die Psychologie des Kindes statt der Psychologie des Erwachsenen geschrieben hat, definierte die Aufmerksamkeit so, wie wir es soeben gethan haben, „als diejenige Thätigkeit, durch welche unser Bewußtsein in Bezug auf gewisse Wahrnehmungen so schnell zunimmt, daß diese die einzigen zu sein scheinen, die wir gemacht haben.“ (*Essais sur l'origine des connaissances humaines*, 1^{re} partie, sect. II, ch. I.)

welches Perez diesem Gegenstande gewidmet hat¹⁾, und man wird sich überzeugen, daß den intellektuellen Zuständen, die als Zustände der Aufmerksamkeit hingestellt werden, die wesentlichen Merkmale der Aufmerksamkeit allgemein fehlen. In den von Perez gesammelten Beispielen wird die Aufmerksamkeit mit einem gebieterischen Bedürfnisse verwechselt, z. B. mit demjenigen des Säuglings, der die Brust der Mutter ins Auge faßt, oder mit einer lebhaften Sinnesempfindung, wie derjenigen eines Kindes, das im Alter von einem Monat drei oder vier Minuten lang den Lichtreflex eines in der Nähe des Fensters hängenden Gemäldes betrachtet, oder endlich mit der Veränderlichkeit der Eindrücke, wie bei dem drei Monate alten Mädchen, das uns als „auf alles, was um es vorgeht, auf Schalleindruck aller Art, auf das Geräusch der Schritte im Zimmer aufmerkend“ geschildert wird. Bei diesen verschiedenen Gelegenheiten, wo das Kind seine Aufmerksamkeit beweisen soll, „scheint das beobachtende Subjekt, wie Perez selbst zugiebt, weniger sich selbst, als dem beobachteten Objekt anzugehören“. Heißt das nicht, genau das Charakteristische entgegengesetzter Zustände auswählen, um es zum Gemeinsamen aller Zustände der Aufmerksamkeit zu machen? Der aufmerksame Geist gehört sich selbst an; er leitet sich, richtet sich und verändert den Zielpunkt, wie er will. Die Aufmerksamkeit ist weit davon entfernt, eine beherrschende Empfindung oder ein fortgesetztes Nachgeben des Geistes gegenüber der Menge der Sinneseindrücke zu sein; vielmehr besteht sie in der Beherrschung der Empfindungen, in dem willkürlichen Verfolgen einer vor allen andern bevorzugten Idee. Sie ist nicht das Ergebnis einer Erregung von außen und die Gegenwirkung darauf; sie geht aus einem innern Streben hervor. Was jene gewohnheitsmäßig eilige, launenhaft verzettelte, d. h. jeder Sache nur ungenügend gewidmete Aufmerksamkeit anlangt, so ist sie in der That dem Kinde eigen, aber sie ist sogar die Verneinung jener wirklichen Aufmerksamkeit, die den Geist bei einem einzigen Gegenstande festhält, indem sie jede andere Art von Empfindung unterdrückt

¹⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 129. „Es heißt einen gewissen Mißbrauch mit Worten treiben, wenn man einen Zustand als ‚aufmerksam‘ bezeichnet, von dem man selbst erklärt, daß er nur als ‚reflexmäßig‘ erscheine und nur eine ‚passive Reaktion‘ sei“ (ebenda, S. 130).

und alle Fähigkeiten, die mit fremden Eindrücken störend eingreifen könnten, unthätig macht.

Es genügt, ein Kind lesen gelehrt zu haben, um einzusehen, wie wenig dieses kleine unruhige Wesen selbst mit vier oder fünf Jahren der Aufmerksamkeit fähig ist, und gleichzeitig, wie bei ihm Zustände entstehen, die nur den Anschein der Aufmerksamkeit haben. Man bringe es mit seiner Fibel in den Garten: hier inmitten des Wirbels von Sinnesempfindungen wird es ihm fast unmöglich sein, seinen Geist zu konzentrieren. Es wird das Buchstabieren beständig durch allerlei Ausrufe unterbrechen, z. B.: „Da ist ein Schmetterling! Dort fliegt ein Vogel!“ Man bringe jedoch dasselbe Kind in ein ziemlich kahles, etwas dunkles Zimmer, wo die Sinnesreize selten sind; man Sorge dafür, daß es nur seine Fibel sieht, und man wird erreichen, daß es in folgsamer Weise seine Aufgabe durchgeht. Aber auch dann hat man es noch nicht mit einer wirklich aufmerksamen Geistesverfassung zu thun, die sich aus sich selbst heraus bemühte, in einer gegebenen Richtung thätig zu sein; man hat nur ein passives Wesen vor sich, das man nur in künstlicher Weise und mit vieler Behutsamkeit von einer einzigen Sinnesempfindung, von der Silbe, die es buchstabieren soll, abhängig macht, und das bei der ersten Gelegenheit entwischt, um sich unter die Herrschaft einer neuen Sinnesempfindung zu begeben. Das Kind, welches auf ein ungewohntes Geräusch horcht oder einen glänzenden und farbigen Gegenstand betrachtet, mag wegen der Fixierung seines Blickes äußerlich einem aufmerksamen Menschen gleichen, aber eine derartige Unterwerfung unter einen ganz bestimmten Eindruck hat nur den Anschein der Aufmerksamkeit; sie ist nach Bossuet's Ausdrücke nur eine erzwungene.

Wir begegnen hier unter andern Namen dem bereits durch mehrere Beispiele belegten Gesetze wieder, daß endgültige Bewußtseinszustände von sehr verschiedenen und bisweilen entgegengesetzten Zuständen eingeleitet und vorbereitet werden. Auf jeden Fall giebt es in dem ersten Alter viel eher eine Reihe von aufmerksamen Zuständen als ein wirkliches Aufmerksamkeitsvermögen.

Welches sind übrigens die Thatfachen, welche die unwillkürliche Aufmerksamkeit des Kindes von dem einen Gegenstande auf den andern lenken? Die erste ist die Neuheit der Eindrücke,

weil die Neuheit die Eindrücke lebhaft macht. Alles, was sich dem Kinde zum erstenmal darbietet, nimmt es durchweg gefangen und beschäftigt es wenigstens auf einige Augenblicke. Das Erstaunen und die Überraschung, die durch jede unvorhergesehene Erscheinung hervorgerufen werden, sind Aufmerksamkeitszustände. Wir brauchen daher nicht lange zu warten, bis das kleine Kind Zeichen von Aufmerksamkeit aufweist. Der Sohn Tiedemanns achtete bereits dreizehn Tage nach der Geburt auf die Gesten der Personen, die zu ihm sprachen; ihre Worte hatten gleichfalls Einfluß auf seine Thränen, die dadurch gestillt wurden. Das von Taine beobachtete Kind vernahm mit zweieinhalb Monaten die Stimme seiner Großmutter und wandte den Kopf nach der Seite, von welcher die Laute kamen. Genau genommen giebt es für das Kind, das noch alles zu lernen hat, keine Wahrnehmung, die nicht eine Überraschung wäre und demgemäß nicht eine Wirkung auf seinen Geist ausübte. Je unerwarteter aber die meisten Eindrücke sind, je weniger Beziehungen sie zu den gewohnten täglichen Erfahrungen des Kindes haben, um so leichter wird die Aufmerksamkeit erregt. Romanes hat beobachtet, daß sein neun Wochen altes Mädchen, als man ihm einen wollenen Strumpf auf die Hand legte, „denselben sehr aufmerksam betrachtete, als wenn es einer sonderbaren Veränderung des gewöhnlichen Aussehens seiner Hand inne werde“.

Darwin sagt: „Wird die Aufmerksamkeit plötzlich erregt, und ist sie scharf, so geht sie allmählich in Überraschung über, diese wieder in Erstaunen, und dieses endlich in bestürztes Entsetzen“¹⁾. Man könnte über diese Genealogie der Bewußtseinszustände streiten und beispielsweise behaupten, daß die Überraschung der Ausgangspunkt sei, daß sie, anstatt der Aufmerksamkeit nachzufolgen, derselben vorausgehe und sie bestimme²⁾. Wir wollen nicht klügeln; es ist aber ganz sicher, daß die beiden Zustände — einerseits ein Gemütszustand, andererseits ein intellektueller Zustand — zusammenfallen und gleichzeitig existieren.

¹⁾ Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen. Deutsch von Carus. S. 282.

²⁾ Vergl. Descartes: Die Verwunderung ist eine plötzliche Überraschung der Seele, welche dazu neigt, diejenigen Gegenstände, welche ihr selten und ungewöhnlich erscheinen, mit Aufmerksamkeit zu betrachten (*Traité des passions*, 2^e partie, art. 70).

Der Beweis liegt darin, daß sich beide durch denselben Gesichtsausdruck kundgeben, nämlich durch ein leichtes Emporziehen der Augenbrauen ¹⁾).

Die andern Erreger der Aufmerksamkeit des Kindes sind die verschiedenen Gemütsbewegungen, deren es bereits fähig ist, besonders die angenehmen, diejenigen, welche naturgemäß seine Sinne gefangen nehmen, weil das Vergnügen dabei seine Rechnung findet; so beispielsweise alles, was die Neigungen des Hungers und Durstes begünstigt, später alles, was Sympathie und Zuneigung betrifft. Doch sind auch selbst die unangenehmen Gemütsbewegungen in einem gewissen Maße der Ausgangspunkt der Aufmerksamkeit, obwohl sie gewöhnlich den Gedankenkreis abzulenken oder abzustossen scheinen, und es so aussieht, als ob Aufmerksamkeit und Abneigung nicht zusammen bestehen könnten. Man prüfe indessen das kleine Kind, das sich fürchtet, und man wird sich überzeugen, daß es sich selbst im Schreck über den Gegenstand, der es bewegt, Rechenschaft zu geben sucht: es wird ihn verstohlen von der Seite beobachten. Hier ist aber der Gemütszustand nicht die wahre Ursache der Aufmerksamkeit, und wenn er ihr Entstehen nicht verhindert, so rührt dies daher, daß sich beim Kinde ein Reizmittel anderer Art vorfindet, ein intellektuelles, nämlich die Neugier.

Wie viel Wahrheit die Ribot aufgestellte Regel auch enthalten mag, „daß die unwillkürliche Aufmerksamkeit, sei sie nun stark oder schwach, überall und immer in Gemütszuständen ihre Ursache habe“, so glauben wir doch nicht, daß sie allgemein gültig ist. Das Sehen um zu sehen, das Hören, um zu hören, das Tasten, um zu tasten sind Dinge, die sich selbst beim Kinde finden, und aus diesen uninteressierten Wahrnehmungen gehen ganz naturgemäß die Aufmerksamkeitszustände des Betrachtens, des Horchens und Betastens hervor. Es ist freilich richtig, daß diese Regungen der Aufmerksamkeit von besonderen Lustgefühlen, die alle aus dem Interesse des Kindes an der Sinnenwelt entspringen, begleitet oder, wenn man will, sogar dadurch angeregt werden. Man wird aber wenigstens anerkennen, daß es sich hier bei der Aufmerksam-

¹⁾ Man beachte unter den äußern Zeichen, welche die Aufmerksamkeit verraten, auch den geöffneten Mund (Darwin) und die auf einen Augenblick aussetzende Atmung (Sikorski).

keit um etwas andres handelt als um einen rein „biologischen“ Ursprung, wie Ribot behauptet, „daß ihre ersten Formen mit den unabweislichsten Bedingungen des animalen Lebens verbunden gewesen seien, daß sie in ihren letzten Bestandteilen sich an das anschliesse, was im Individuum das Tiefste sei, nämlich an den Selbsterhaltungstrieb“¹⁾. Daß das Kind in den ersten Wochen nur für das Sinn hat, was sich auf sein Nahrungsbedürfnis bezieht, wird niemand bestreiten; aber neben dem Tiere erwacht ziemlich schnell das menschliche Wesen mit seinem Gehirn und mit den besondern Bedürfnissen des Geisteslebens. Ribot stellt das selbst fest, indem er Preyer anführt: „Gegen das Ende des dritten Monats erforscht das Kind das Gesichtsfeld, indem er seine Augen gradweise auf immer weniger interessanten Gegenständen ruhen läßt. Ebenso ist es bei den andern Sinnen. Der Übergang vollzieht sich allmählich von demjenigen, wodurch es am meisten berührt wird, bis zu demjenigen, was es am wenigsten berührt“²⁾. Dasjenige aber, wovon es am wenigsten berührt wird, ist gerade die Gesamtheit derjenigen Dinge, die keine oder fast keine Beziehung zu seinen körperlichen Bedürfnissen haben, die das Kind nur mustert, um sie kennen zu lernen. Ribot, der in keiner Weise den innern Anreiz der geistigen Thätigkeit zuzugeben scheint, führt mit Behagen die beiden folgenden, von Perez entlehnten Beispiele an³⁾: „Ein sechsjähriges, gewöhnlich sehr zerstreutes Kind setzte sich eines Tages aus freien Stücken ans Klavier, um eine Melodie zu wiederholen, die seine Mutter liebte... Als dasselbe Kind im Alter von sieben Jahren seinen Bruder mit den Ferienarbeiten beschäftigt sah, setzte es sich in das Zimmer seines Vaters. Das Kindermädchen, das verwundert war, das Kind hier zu finden, fragte, was es hier mache, und erhielt zur Antwort: ‚Ich mache eine Seite Deutsch; das gefällt mir zwar nicht sehr, aber es giebt eine hübsche Überraschung für meine Mutter.‘ Aus diesen beiden Geschichten schließt Ribot, „daß das Klavier und das Deutsche die Aufmerksamkeit nicht spontan wachrufen“. Es würde demnach kein an sich interessantes Studium geben, und wir müßten zugestehen, daß die Aufmerksamkeit des Gelehrten und Philosophen eine künstliche

¹⁾ Ribot, *Psychologie de l'attention*, p. 43.

²⁾ Ribot a. a. O. S. 50.

³⁾ Perez, *L'Enfant de trois à sept ans*, p. 103.

sei; d. h. sie würde keine unmittelbar bewegende Kraft besitzen, sie müßte stets aus einem Gefühl hervorgehen, wie es das Gefühl der Furcht vor der Strafe, der Anziehungskraft der Belohnung, der Ehrgeiz, das Interesse in der praktischen Bedeutung des Wortes u. s. w. ist.

Was ist aber diese angeborene Neugier, von der Ribot selbst sagt, daß sie gleichsam der Appetit des Geistes sei, und daß man ihr in einem gewissen Grade bei jedermann begegne. Es scheint uns schwierig, sie als einen Gemütszustand anzusehen. Das Vergnügen, welches sich in die Befriedigung der Neugier mischt, ist viel mehr deren Wirkung und Folge, als das Prinzip und die Ursache. Wir haben nicht nötig, die Grenzen unseres Gegenstandes zu überschreiten und brauchen uns nicht auf Beispiele von Bethätigung der Aufmerksamkeit zu berufen, die beim Gelehrten allein die Anziehungskraft der Wissenschaft herbeiführt. Findet man nicht schon beim Kinde Spuren von reiner Neugier? „Mit zwölf Monaten, sagt Taine, bringt das Kind den ganzen Tag damit zu, alles, was ihm in die Hand kommt, zu betasten, zu wenden und zu drehen, fallen zu lassen, mit dem Geschmacke zu prüfen und damit zu experimentieren. Welcher Gegenstand es aber auch sei, ob eine Puppe, ein Körbchen, eine Klapper oder ein Spielzeug, sobald es ihn genügend kennt, kümmert es sich nicht mehr um ihn; er ist nicht mehr neu; das Kind kann nichts mehr an ihm lernen; er interessiert es nicht mehr . . .“

Die Neugier ist die wirkliche Quelle der willkürlichen Aufmerksamkeit, denn das Kind steht schon nicht mehr unter der Herrschaft der äußern Eindrücke, die sich seinen Blicken aufdrängen; es sucht sie von selbst; es behält sie bereits einige Zeit im geistigen Auge. Die durch die Neugier hervorgerufene Aufmerksamkeit ist aber erst ein Schattenbild derjenigen Aufmerksamkeit, die ihr eigener Herr ist. Die kindliche Neugier läßt thatsächlich schnell nach und dauert nur so lange, wie die Neuheit der Gegenstände sie festhält und ihr Nahrung giebt. Sie ist, genau ausgedrückt, die spontane Aufmerksamkeit; sie ist noch nicht die willkürliche.

Wie wenig Überlegung bei den ersten Verdichtungen des Geistes auch vorhanden sein mag, von denen das Kind übrigens so viele deutliche Beweise giebt, so beginnt doch mit ihnen die wirkliche Aufmerksamkeit. Sie wird sich um so schneller ent-

wickeln, je mehr Sorgfalt man anwendet, um das Kind an diese lebhaften und beherrschenden Eindrücke, welche seinen Geist anziehen und gefangen nehmen, zu gewöhnen. Wenn das Kind vielmals seinen Blick auf die glänzenden Gestalten und verführerischen Formen gelenkt, wenn es sein Ohr der starken Stimme geliehen hat, die es mit entzückenden harmonischen Tönen beherrscht, so gelangt es allmählich dahin, seinen Geist selbst auf die gewohnten Gegenstände seiner Betrachtung zu richten. Der gewohnten Erregung von außen entspricht nach und nach eine willkürliche Bewegung von innen. Um den Geist zur Freiheit zu führen, giebt es kein anderes Mittel, als ihn ganz zu Anfang durch fortgesetzte und aufgenötigte Sinnesempfindungen zu fesseln und gefangen zu halten¹⁾. Es ist wunderbar zu sehen, wie die innere Energie durch eine natürliche Entwicklung, durch die Kraft des Geistes selbst zu Tage tritt, wie der Wille sich allmählich in die Gewohnheit einer aufgenötigten Arbeit und eines zwangsweise auf ein und denselben Punkt gerichteten Gedankens einschleicht. In einer derartigen Abhängigkeit von ausschließlich einem Eindrucke kräftigt sich der Geist des Kindes allmählich. Er legt die gewohnte Zerstreutheit und Beweglichkeit ab. Er widmet sich mit zunehmender Folgsamkeit den Gegenständen, die man ihm darbietet. Nachdem er sich hat nötigen lassen, stimmt er zu und schließlicly will er. Zunächst widmet er seine Aufmerksamkeit allem, was darauf Anspruch macht, und schließlicly wird er Herr über sie und verwendet sie nach Belieben. Indessen bleibt selbst in der Aufmerksamkeit des völlig entwickelten Menschen noch immer etwas Unfreiwilliges und Unvermeidliches, z. B. die unwiderstehliche Anziehungskraft eines Lieblingsgedankens, eines Lieblingsstudiums, eines herrschenden Geschmacks²⁾.

Thatsächlich darf man sich durch die Anwendung des Wortes „freiwillig“ bei der reflektierenden Aufmerksamkeit nicht täuschen lassen. Zweifellos giebt es reine Bewegungen des aufmerksamen Willens, beispielsweise wenn wir trotz der Unruhe unseres Geistes und der Erregung unserer Phantasie gleichsam gegen Wind und Wellen aus Gründen der Pflicht oder einer dringenden

¹⁾ „In allen Dingen, sagt Ravaissou, ist die Naturnotwendigkeit der Aufzug [beim Webstuhl] und die Freiheit der Einschlag.“

²⁾ Siehe Compayré, *Cours de pédagogie théorique et pratique*. Paris, De la place. 1^{re} partie, section V.

Notwendigkeit unsere Gedanken bei einem Gegenstande festhalten wollen, von dem uns alles ablenken will. Den Schülern und den Gelehrten sind diese Anstrengungen der Aufmerksamkeit sehr wohl bekannt, die, wenn sie nicht von den andern Kräften der Seele unterstützt werden, oft nicht zum Ziele kommen. Nur in diesem Falle erscheint uns der Ausdruck Ribots annehmbar, wenn er von der „künstlichen“ Aufmerksamkeit spricht. Diese vergebliche Anspannung wird in ausgezeichneter Weise durch den von Mailliet berichteten kindlichen Einfall charakterisiert. „Wenn ich aufmerksam bin, meinte ein Schüler, so denke ich an nichts mehr!“

Glücklicherweise gehört aber eine solche isolierte Willenslage, die auf sich selbst beschränkt ist und ergebnislos bleibt, weil sie von den gewöhnlichen Reizen der Aufmerksamkeit nicht begleitet und unterstützt wird, zu den sehr seltenen Ausnahmen; man könnte sagen, sie sei hypothetisch. Die willkürliche Aufmerksamkeit geht ebensowenig ausschließlich aus dem Willen hervor wie die willkürliche Thätigkeit. Wie die unwillkürliche Aufmerksamkeit, so bedarf auch sie der treibenden Ursachen. Indessen geht in dem einen Falle der Anreiz zur Aufmerksamkeit von der Außenwelt aus; die Wirkung wird durch die Natur des beobachteten Gegenstandes selbst ausgeübt, durch das, was er Überraschendes, Interessantes oder, auf einer höhern Stufe, Schönes und Bewundernswertes darbietet. Im andern Falle sind die Erreger innerer Natur; sie finden sich nur in uns selbst. Der Wille ist nicht eine absolute Macht, nicht eine Autorität, die ohne jeden Beistand fertig wird. Genau genommen herrscht er, aber er regiert nicht. Dasjenige, was regiert, sind die Ideen und die Gefühle. Wenn wir von willkürlicher Aufmerksamkeit beim Erwachsenen sprechen, so ist das so aufzufassen, daß wir einfach sagen wollen, der Geist besitze die Macht, die Gedanken mit Hilfe der treibenden Vorstellungen oder der erregenden Gefühle zu leiten und zu konzentrieren.

Beobachten wir, was beim Kinde vor sich geht. Die erste ernstliche Bethätigung seiner reflektierenden Aufmerksamkeit zeigt sich beim Spiele. Verlangen wir von dem Kinde nicht jene rein geistige Aufmerksamkeit, wie sie beim Erwachsenen eine Reihe von Schlußfolgerungen begleitet. Zu jeder andauernden geistigen Arbeit unfähig, ist das Kind nur bei einer solchen Thätigkeit aufmerksam, die Bewegungen voraussetzt, die die Teilnahme aller

Sinne, besonders der Augen und Hände verlangen. Preyer erzählt, daß sein Sohn neunundsiebzigmal hintereinander den Deckel eines Kruges aufhob, ohne sich stören zu lassen oder sich aufzurichten; es schien, als wolle er durch die Wiederholung derselben Thätigkeit ergründen, wie der Schall entstehe. Alle Kinder haben die gleiche Neigung, unzähligemale dieselbe Thätigkeit zu erneuern, wie das Klopfen, Öffnen und Schließen, und welcher Anteil dabei auch auf die Wirkung eines gewissen Automatismus kommen mag, der die Wiederholung einer und derselben leicht vollzogenen Handlung hervorruft, so kann man doch nicht umhin, an dem sinnenden Ausdrücke des Gesichtes, an den fixierten Blicken und bisweilen an den vorgestreckten Lippen zu erkennen, daß es wirklich aufmerksam ist.

Anders ausgedrückt: Nicht in den ausschließlichen Wahrnehmungen der Gedankenwelt, in einer lediglich geistigen Thätigkeit hat man die ersten etwas andauernden Kundgebungen der reflektierenden Aufmerksamkeit zu suchen, sondern in den körperlichen Thätigkeiten, die das Kind selbst vollbringt, und bei denen man nicht mehr sagen kann, daß es einfach der Sklave einer herrschenden Sinnesempfindung sei. Sikorski sagt: „Die Erfahrung zeigt, daß das Kind, wenn man es auf dem Fußboden mit seinen Spielsachen allein läßt, lange Zeit ruhig bleibt, in seiner Unterhaltung aufgeht und alle Zeichen einer intensiven geistigen Arbeit aufweist.“ Gewiß, aber diese geistige Arbeit wird von körperlichen Bewegungen begleitet; das Kind dreht und wendet seine Spielsachen auf hundertfache Weise, und das Denken ist nur thätig, weil es die Bewegungen gleichfalls sind. Darin liegt ein wertvoller Fingerzeig für die Erzieher. Bei dem Anfangsunterrichte, den sie dem Kinde erteilen, müssen sie sozusagen brennen lassen, was nicht zu retten ist, d. h. sich mit dem Bewegungsbedürfnisse des Kindes abfinden. Sie dürfen nicht verlangen, daß der Aufmerksamkeit seines Geistes die Unbeweglichkeit des Körpers entspreche, daß es eine denkende Bildsäule sei. Endlich dürfen sie nicht vergessen, daß das Ideal des Kindes — wie sich das fortgesetzt in seinen Spielen zeigt — die Verbindung körperlicher und geistiger Thätigkeit ist.

Die ergiebige Quelle der Aufmerksamkeit ist das Interesse, das Gefallen. Dieses Gefallen aber liegt nicht in den Dingen allein; das Kind schafft es zum Teil selbst, wie das die Ver-

schiedenheit seiner Neigungen, seine Beweglichkeit und auch seine Launen beweisen. Was dem einen Kinde gefällt, davon mag das andre nichts wissen. Was soeben noch ein Gegenstand der Leidenschaft war, wird jetzt zurückgewiesen. Das Interesse ist eben noch mehr subjektiver als objektiver Natur. Die beste Kritik gewisser interessanter Unterrichtsmethoden ist der Hinweis darauf, daß sie in der Natur der Dinge selbst, in der Leichtigkeit des Verfahrens und in der Annehmlichkeit der Mittel die Wünschelrute für die Aufmerksamkeit erblicken, während man sich doch besonders nach der Natur des Kindes selbst fragen sollte, nach seinen individuellen Neigungen, nach einer seinen Neigungen angepaßten maßvollen Thätigkeit und in gewissen Fällen sogar nach dem, was der interessante Unterricht vor allem vermeiden will, nach der Anstrengung.

Auf welche Weise man aber das Interesse auch erregen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger die notwendige Bedingung jeder einigermaßen andauernden Aufmerksamkeit. Das Ziel ist erreicht, wenn es gelungen ist, ein Kind bei irgend einer Thätigkeit, die man ihm auferlegt, dahin zu bringen, daß es sagt: „Das habe ich gern.“ Das hat ein scharfsinniger Beobachter, Binet, in seinen Versuchen über die Wahrnehmungen der Zahlen und Längen festgestellt. „Auf die Gefahr hin, mich bis zum Übermaß zu wiederholen, sage ich nochmals, daß die erste Bedingung für diese Versuche darin besteht, die Aufmerksamkeit des Kindes gut zu fixieren. Ich bleibe am liebsten mit ihm in seinem Zimmer allein, damit es nicht durch irgend eine fremde Person abgelenkt wird. Ich suche es besonders für die Experimente zu interessieren und wache darüber, daß es sich nicht langweilt. Bisweilen sagte die Kleine, die ich beobachtete: ‚Es fängt an, langweilig zu werden‘, oder sie drückte dieses Gefühl auch in etwas schalkhafterer Weise aus: ‚Ich mache Dich gewiß müde!‘ Alsdann hörte ich sofort auf. Bisweilen aber hatte ich den guten Erfolg, daß das Kind sagte: ‚Noch einmal! Das gefällt mir!‘ Alsdann war ich sicher, daß seine Aufmerksamkeit erwacht war, und ich suchte seine guten Dispositionen zu benutzen“ ¹⁾.

¹⁾ Binet, *Perceptions des longueurs et des nombres*. *Revue philosophique*, 1890, t. II, p. 76.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß das Kind, welches anfängt die Schule zu besuchen und lesen und schreiben lernt, nichts gut macht, wenn es der Aufmerksamkeit nicht fähig ist. Am interessantesten ist es aber, zu zeigen, welche Rolle die Aufmerksamkeit bei gewissen Thätigkeiten des kindlichen Lebens, besonders beim Gehen spielt. Der soeben erwähnte Autor sagt wiederum: „Ich habe mich bei zwei kleinen Schwestern davon überzeugen können, daß die psychische Beschaffenheit des Kindes und besonders der Grad seiner willkürlichen Aufmerksamkeit einen großen Einfluß auf die Gehversuche ausüben kann. Das ältere der Mädchen vermochte mit zwölf Monaten allein zu gehen, während dies dem andern erst mit fünfzehn Monaten gelang. Das ältere war indessen viel zarter gebaut, und überdies hatte es nicht, wie das jüngere, den Vorzug gehabt, mit einem andern Kinde zusammen erzogen zu werden, das schon gehen konnte, und durch dessen Beispiel es hätte angeregt und unterrichtet werden können. Ich schreibe diesen Unterschied in der Entwicklung des Gehens der von den Eltern der beiden Kinder wiederholt festgestellten Thatsache zu, daß das ältere seinen ersten Gehversuchen eine nachhaltigere, methodischere Aufmerksamkeit widmete. Wenn es stand und sich an einem festen Gegenstand, einen Sessel oder Tisch hielt, wagte es nicht, diese Stütze loszulassen, bis es mit den Augen einen andern Gegenstand in geringer Entfernung gewählt hatte, der ihm eine neue Stütze gewähren konnte. Als dann bewegte es sich sehr langsam auf diesen zweiten Gegenstand zu, indem es den Bewegungen seiner Füße eine große Aufmerksamkeit widmete. Diese Bewegungen wurden mit dem größten Ernste und in vollkommener Stille ausgeführt. Das jüngere Mädchen hingegen war ein lachlustiges, ausgelassenes Kind. Wenn man es auf die Füße gestellt hatte, und es einige Augenblicke unbeweglich geblieben war, wurde es plötzlich von dem Wunsche des Fortschreitens erfaßt und in irgendwelcher Weise voran getrieben. Man sah deutlich, daß es durchaus nicht überlegte, welcher Gegenstand ihm eine Stütze sein könne, denn es bewegte sich ohne das geringste Zögern mitten in einen leeren Teil des Zimmers. Es schrie, es gestikulierte und gewährte einen sehr spaßhaften Anblick. Es bewegte sich wankend vorwärts wie ein Betrunkener und konnte nicht vier oder fünf Schritte thun, ohne zu fallen. So wurde das Gehenlernen verzögert. Es

konnte erst im Alter von fünfzehn Monaten mit Sicherheit allein gehen ¹⁾).

Nicht allein beim Gehenlernen, sondern auch — und noch mehr — beim Ergreifen der Gegenstände und vielleicht sogar beim Saugen kann man schon die ersten Wirkungen der Aufmerksamkeit bemerken. Es ist nicht paradox, zu sagen, daß ein Kind, das später lerneifrig wird, sich schon in der Art zu erkennen giebt, wie es greift, wie es das Saughütchen erfafst und festhält.

Nichts wirft auf die Entwicklung der normalen Aufmerksamkeit ein helleres Licht, als die Untersuchung der Vorgänge in dem dunkeln und verschleierte Bewusstsein der Idioten und Imbecillen. Die neuesten Untersuchungen bestätigen die schon lange feststehende Thatsache, daß die geistige Schwäche bei den Idioten und Imbecillen die unmittelbare Folge der Unfähigkeit zur Aufmerksamkeit ist ²⁾. Es ist interessant zu zeigen, daß die Ursache dieser unheilbaren Schwäche genau dem Mangel der intellektuellen und gefühlsmäßigen Zustände entspricht, die beim intelligenten und sensibeln Kinde die Wahrnehmung oder die Thätigkeit des Aufmerkens hervorrufen. „Bei dem unheilbaren Idioten, sagt Sollier, fehlen die elementarsten Affektivzustände, welche im stande sind, Aufmerksamkeit hervorzurufen, völlig oder sie sind sehr schwach . . . Das einzige Gefühl, das er in unbestimmter Weise empfindet, ist das Hungergefühl . . . Nur der Anblick der Nahrung bringt ihn manchmal aus seiner Gleichgültigkeit heraus . . . Die Sinnesempfindungen des Idioten sind sehr wenig lebhaft. Er empfindet die Sinneseindrücke nicht deutlich und kann sie nicht vergleichen. Die einfachsten Beziehungen der Dinge begreift er beim hundertsten Male nicht besser als beim ersten“ ³⁾. Ebenso ist es bei den Geisteskranken. Luys hat darauf hingewiesen, daß die Maniakalischen und Halluzinierenden

¹⁾ Binet, *Mouvements des jeunes enfants*. *Revue philosophique*, 1890, III.

²⁾ Schon Esquirol brachte das Fehlen der Aufmerksamkeit mit der geistigen Unfähigkeit der Idioten in Verbindung.

³⁾ Sollier, *Der Idiot und der Imbecille*. Deutsche Ausgabe. S. 30: „Die Nichtentwicklung der Fähigkeiten und darum das dauernde Fehlen dieser Entwicklung, d. h. die Idiotie, dürfte durch den mehr oder weniger ausgesprochenen Mangel an Aufmerksamkeit bedingt sein.“ [Siehe auch Kapitel IV des Sollierschen Buches. U.]

der Aufmerksamkeit gar nicht mehr, oder doch fast nicht mehr fähig sind. Die Sinnesempfindungen gleiten sozusagen über ihren Geist weg, oder sie sind, wenn sie an fixen Ideen leiden, deren Sklaven; sie sind gleichsam von ihnen besessen.

Beim normalen Kinde ist das alles anders. Die Intelligenz bekundet sich hier in der intensiven Konzentration, deren es in einem gegebenen Augenblicke fähig ist, oder in ihrer leichten Beweglichkeit. In der letzteren Eigentümlichkeit liegt übrigens die Schwäche der kindlichen Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit ist von kurzer Dauer und ermüdet leicht. Sie wendet sich in einer Stunde tausend Dingen zu, und man kann sie nur durch Mannigfaltigkeit und fortwährenden Wechsel lebendig erhalten. Die Seele des Kindes ist wie ein offenstehendes Haus, in das eintritt, wer will. Seine Aufmerksamkeit hat noch nicht gelernt, sich zu verteidigen, sich reserviert zu verhalten und gewährt allen aufeinanderfolgenden Eindrücken das Recht des Eintritts¹⁾.

III.

Wie unvollkommen die Aufmerksamkeit des Kindes auch sein mag, und obwohl sie sich im allgemeinen nur als eine Unterordnung des Geistes unter die aufeinanderfolgenden Eindrücke darstellt, die sich den Gedankenlauf streitig machen, so hat sie doch nichtsdestoweniger hinsichtlich der geistigen Entwicklung ihre Wirkungen. Wenn sie auch den Willen nicht zum Prinzip hat, so kommt sie doch zu Ergebnissen, die sich nicht merklich von denen der reflektierenden Aufmerksamkeit unterscheiden. Sie isoliert die wahrgenommenen Erscheinungen; sie zerlegt sie in ihre verschiedenen Eigenschaften; sie ermöglicht die vorläufige Dissoziation, durch welche die in zusammengesetzten Wahrnehmungen enthaltenen Elemente getrennt und frei gemacht werden, und die notwendig ist, damit das beginnende Denken durch neue Assoziationen seine Arbeit verrichten kann²⁾.

Das Gesetz der Assoziation bethätigt sich aber nicht nur,

¹⁾ Übrigens ist es klar, daß dieser Fehler oft durch eine falsche Erziehung begünstigt wird. Die nicht gerade seltene Gewohnheit, den Kindern eine große Menge Spielsachen zu geben und ihre Stube damit zu überfüllen, ist außerordentlich schädlich. Ein übermäßiger Reichtum an Eindrücken schafft die Bedingungen der Zerstreuung. Sikorski, *Revue philosophique*, t. XIX, p. 547.

²⁾ Über die „Dissoziation“ als vorläufige Bedingung der Assoziation siehe Rabier, *Psychologie*, p. 215, sowie Maillet a. a. O.

wenn es sich um Phantasie oder Überlegung handelt, d. h. um neue Vereinigungen von Elementen, die der Wahrnehmung entstammen. Es regiert auch das Gedächtnis; es strebt dahin, die Wahrnehmungen, welche aufeinander gefolgt sind, in einer gewissen Ordnung wieder auftreten zu lassen. In dieser Form ist es gewissermaßen eine Seite des geistigen Automatismus, eine Art instinktmäßiger Anziehungskraft, welche die Vorstellungen nacheinander ins Bewußtsein ruft, während die Aufmerksamkeit, selbst in ihren am wenigsten ausgebildeten Formen, der reflektierenden Thätigkeit, der Vernunft den Weg bereitet. Mit andern Worten: Vor der vernunftgemäßen, logischen Verbindung, die das Urteil oder selbst die Phantasie zwischen den Vorstellungen herstellt, giebt es eine mechanische Assoziation, welche sich damit begnügt, die bereits durch die Erfahrung einander nahegebrachten Vorstellungen aufs neue einander zu nähern, und sie ist es, die mit ihrer in dem Alter, wo die Fähigkeiten des Nachdenkens noch schlafen, naturgemäß großen Macht das Wachrufen der Erinnerungen und sogar die meisten Urteile und Überlegungen des Kindesalters erklärt.

Man übertreibt thatsächlich die Bedeutung der Ideenassoziation nicht, wenn man ihr eine vorherrschende Rolle in den ersten Äußerungen des kindlichen Geisteslebens beilegt. Bevor das Kind das Gewebe der Sinnesempfindungen, die sich ihm in ihrer Gleichzeitigkeit oder ihrer Aufeinanderfolge aufdrängen, zerreißt, gehorcht es willig dem natürlichen Zusammenhang der Dinge. Es bringt noch nicht selbst Ordnung in seinen jungen Vorstellungskreis; die Reihenfolge, in welcher die Vorstellungen ablaufen, ist genau die Ordnung der Natur. Es will saugen, sobald es seine Ernährerin sieht; es will aus dem Hause, sobald es den Hut bemerkt, den man zum Spaziergange aufsetzt. Jeder bereits empfundene Bewußtseinszustand ruft, wenn er sich erneuert, durch eine Art instinktmäßiger Anziehungskraft den folgenden oder den vorhergehenden Bewußtseinszustand hervor.

Romanes, der die Tiere zu gut studiert hat, als daß er nicht auch zur Beobachtung des Kindes veranlaßt worden wäre, versichert, daß er mit sieben Wochen den ersten Beweis von dem Dasein des Gedächtnisses in der Ideenassoziation festgestellt habe¹⁾. „Ich beobachtete nämlich, sagt er, daß um

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. Deutsche Ausgabe. S. 126.

diese Zeit [das mit der Flasche aufgezogene Kind diese zum erstenmal erkennt, einen Gegenstand übrigens, den kleine Kinder in der Regel stets früher zu erkennen scheinen als jeden andern,“ und er erinnert daran, daß Locke erwähnt habe, „das Erkennen der Flasche trete gleichzeitig mit dem Erkennen der Rute auf.“ Romanes fügt hinzu: „Bei meinem eigenen Kinde beobachtete ich, daß die Fähigkeit zu Ideenverbindungen sich in der neunten Woche von der Flasche auf das Lätzchen ausdehnte, das ihm vorher stets — und zwar ausschließlich vor der Fütterung — vorgebunden wurde. Sobald man ihm dasselbe vorgebunden hatte, hörte es auf, nach der Flasche zu schreien.“

Das Assoziationsgesetz der Ideen ist aber nicht einfach eine geistige Gewohnheit, welche die gleichzeitigen oder aufeinander folgenden Eindrücke, die sich dem Geiste früher dargeboten haben, unverändert aus einem treuen Gedächtnisse reproduziert; es strebt auch darnach, Neues zu schaffen, indem es verschiedene Eindrücke, zwischen denen irgend eine Beziehung besteht, in Verbindung bringt. Perez erwähnt folgende Thatsache: „Ein dreieinhalb Monate altes Mädchen wurde einen Augenblick von seinem Onkel auf den Arm genommen, der eine hübsche Rose im Knopfloche trug. Er war sehr überrascht zu sehen, daß das Kind beide Arme vorstreckte, die Weste mit beiden Händen drückte, als wenn es sauge, und bald seine Lippen auf den Hemdeinsatz pufste, indem es gleichfalls die Saugbewegung ausführte. Die Amme erklärte, daß sie vor einigen Tagen, als sie mit dem Kinde ausgegangen sei, ein Veilchensträußchen gekauft und in den Busen gesteckt habe. Hier ist also eine Geruchsempfindung mit der Idee und den Bewegungen des Sagens assoziiert. Es scheint uns nicht allzu sicher, daß hier der Geruch der Rose oder des Veilchens die Täuschung des Kindes herbeigeführt hat, wie Perez meint; wir glauben vielmehr, daß das Kind, indem es sich von dem Arme des Onkels getragen fühlte, wie es von der Amme geschehen war, die Idee gehabt hat, daß eine ähnliche Situation einer ähnlichen Verrichtung entspreche.“ Man mag das aber deuten, wie man will; diese kleine Thatsache zeigt doch deutlich die Macht des Assoziationsgesetzes, welche die Idee des Sagens nicht nur mit dem Erscheinen der Amme, wie in der gewöhnlichen Erfahrung, sondern mit einer bloß ähnlichen Thatsache verbindet,

mit derjenigen nämlich, auf dem Arme getragen zu werden und einer Menschenbrust nahe zu sein.

Man hat nachzuweisen gesucht, daß die auf Ähnlichkeit, d. h. auf ein anscheinend objektives Prinzip gegründeten Assoziationen an sich, wie alle andern, nichts weiter seien als subjektive Assoziationen, die der Gleichzeitigkeit oder der Aufeinanderfolge zweier Bewußtseinszustände entstammen¹⁾. Wir sind aber nicht weniger berechtigt, uns an den Augenschein zu halten und die Assoziation auf Grund der Ähnlichkeit und Gleichartigkeit als eine besondere Kategorie zu betrachten. Zu ihr gehören die meisten Assoziationen des Kindes. Die Ideenassoziationen wie alle Formen oder Gesetze des Geisteslebens haben in den ersten Lebensjahren ihre eigene Physiognomie. Unstreitig ist die besondere Häufigkeit der Assoziationen, die nur in einer größern oder geringern wirklichen Ähnlichkeit ihren Grund haben, das besondere Kennzeichen der geistigen Thätigkeit des Kindes²⁾. Um von einer Idee zur andern überzugehen genügt ein Nichts, irgendwelche Analogie, wie unendlich sie auch sein mag. Wir sind versucht, an eine Abschweifung, an eine unbedingte Zusammenhangslosigkeit zu glauben, wo das Überspringen von einer Sache zur andern dennoch seine geheimen Gründe hat³⁾. Ich habe ein Kind von zwei Jahren ge-

¹⁾ Siehe Rabier, Psychologie, p. 191 et suiv. [Siehe Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie in vierzehn Vorlesungen. 4. Aufl. Jena, 1898. U.]

²⁾ Bei den Idioten herrscht die Schätzung der Ähnlichkeiten augenscheinlich vor (Sollier a. a. O.).

³⁾ [Strümpell hat folgendes Selbstgespräch seines einunddreiviertel Jahre alten Töchterchens wörtlich aufgezeichnet: „Hingehen, Omama (Großmama) kaufen hübsche Puppen, Omama, mich unter Bett, mich, dahin pilen (spielen) Kabier (Klavier), Papa golden Saaf mitbringen, Mama weiße Saafe auch mitnehmen; unten, guten Fuhrmann, Omama fährt, Post, klinglingling, Omama kommt, Treppe hinauf, Oh! Oh! Ah! Ah! Decke auflegen, verbinden, nicht kaput, nein; Bett liegen Theodora (so nennt sie ihre Puppe) golden Saaf bringen Theoduja — laufen, tap, tap, tap, um Lina — Erdbeeren, Omama, Woff (Wolf) — Bett liegen — Schlaf Herzenstheoduja, mein Liebst bist du, alles schläft ruhig, su, su — liebe Mai mache Bäume wieder grün, laß mich — an dem Bache Weilche bihn (Veilchen blühen) — möchte gern spazieren gehn — Katze herein kam, Mama Soofs nehmen, Katze Füße hat, schwarze Stiefel an — Kappe kurz, Band dran, aufsetzen, so — Papa lief — Himmel — weithin — Omama weit hin — Opapa ruft — Pupa darf nicht — Mama kam dahin — So — So gekriegt Klaps tüchtig — unartig — schläft ruhig artig Kind — lief drausen — holen hübsche Sachen — laufen, fallen Klabauzti.“ „Wer kann all' diesen psychologisch

sehen, das in einem naturgeschichtlichen Bilderbuche ziemlich viele Tiere erkannte und mit ihren Namen bezeichnete. Wenn es an einen sehr lebhaft gefärbten Papagei kam, nannte es ihn stets „Mama“. Nachdem man das oft bemerkt hatte, mußte man diese sonderbare Benennung so deuten, daß sich das Kind durch eine rein äußerliche Ideenassoziation leiten ließe, nämlich zwischen dem Papagei mit farbigen Federn und den noch hellern, auffallenden Kleidern und mit Federn bedeckten Hüten seiner Mutter und der Frauen überhaupt.

Die bisweilen so wunderlichen und abenteuerlichen Verallgemeinerungen bei Kindern werden durch eine oberflächliche Schätzung der Ähnlichkeit zwischen den Dingen hervorgerufen. Wo wir nur Verschiedenheiten sehen, bemerken sie Beziehungen; sie stellen Verbindungen her, welche uns verwirrt machen¹⁾. Der Gedankengang des Kindes ist gleich dem des Dichters beflügelt und leicht. Er überschreitet unsichtbare und leicht einbrechende Brücken, die unter dem verweilenden Nachdenken zusammenstürzen würden, über die aber die kindliche Phantasie sanft dahingleitet wie die Spinne über den zarten Faden ihres Gewebes.

Sehr häufig findet man beim Kinde bloße Wortassoziationen, welche in der Ähnlichkeit der Laute ihren Grund haben. Es ist ganz natürlich, daß der Gleichklang der Wörter auf eine noch beschränkte Intelligenz einen größern Einfluß ausübt als auf den nachdenkenden Geist des Erwachsenen. Nicht als ob derartige Assoziationen in dem Geistesleben selbst des gereiften Mannes völlig fehlten. Wie oft fallen wir in unserm Nachdenken und in unsern Träumereien den äußerlichen Analogieen der Wörter anheim! Wir weisen sie aber zurück, während das Kind ihnen folgt. Mit zweieinhalb Jahren war Marcel einmal bei Tische. Als der Nachtschisch gebracht wurde, sagte man zu ihm: Willst du Käse (*fromage*)?

sinnigen Unsinn aufschreiben! fügt Strümpell hinzu, das geht täglich so.“ (Notizen über die geistige Entwicklung eines weiblichen Kindes während der ersten zwei Lebensjahre. Psychologische Pädagogik, Leipzig, 1880, S. 364 f.) Beispiele scheinbar oder wirklich unvermittelten Gedankenwechsels bei Kindern im Alter von sieben bis acht Jahren siehe in den von Ament (Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde, Leipzig, 1899, S. 187 ff.) mitgeteilten Kinderbriefen. U.]

¹⁾ Siehe weiter unten Kapitel IX: Wie das Kind sprechen lernt.

Er wollte keinen und rief unmittelbar darauf *mages*, *mages*. Ich vermutete, er wolle Bilder (*images*) haben, und als man ihm welche zeigte, wurde er ruhig¹⁾. Übrigens werden diese ganz oberflächlichen Verbindungen durch die Unerfahrenheit hinsichtlich der Sprache sehr begünstigt. Indem das Kind die Worte verstümmelt, wie dies bei ihm beständig der Fall ist, und sie mit Vergnügen entstellt, genügt bisweilen die Ähnlichkeit einer einzigen Silbe, um seine Phantasie immer wieder irrezuführen. Die Assoziation erklärt auch beim Kinde oft die Ungeschicklichkeit der Sprache — die übrigens in jedem Alter vorkommen kann —, die Barbarismen, die es in seinen Wortvorrat einstreut, wenn es einem Worte die Endung eines andern, ihm bekannteren giebt.

Die andern Ursachen ersten Ranges, aus denen die Ideenassoziationen hervorgehen — das Nebeneinander im Raume, die Beziehung von Ursache und Wirkung, von Mittel und Zweck — bestimmen ebenfalls zahlreiche Urteile und Überlegungen des Kindes. Man wird davon weiterhin Beispiele finden²⁾. Dennoch darf man die Dinge nicht übertreiben, noch die reine Wirkung eines unwillkürlichen Automatismus, eine einfache automatische Aneinanderreihung der Ideen oder Bewußtseinszustände in den Thatsachen erblicken, in denen sich bereits die der Intelligenz eigene Kraft des Urteils oder der Überlegung zeigt. Die Psychologen der Gegenwart haben eine ausgesprochene Neigung, alle intellektuellen Erscheinungen auf die Ideenassoziation zurückzuführen. Ist es notwendig, das Assoziationsgesetz eingreifen zu lassen, weil ein Wort an die Idee erinnert, die es ausdrückt, oder weil umgekehrt das gegenwärtige Objekt den entsprechenden Ausdruck wachruft? Ist es nicht richtiger zu sagen, daß es sich da um eine intelligente Deutung oder in der Umkehrung um eine Erinnerung handelt? „Ein zehn Monate altes Kind sieht täglich seinen Großvater, dessen mit Kreide ausgeführtes, viel kleineres, aber sehr gut getroffenes Bildnis man ihm mehrmals gezeigt hat. Wenn man lebhaft zu ihm sagt: ‚Wo ist der Großvater?‘ so

¹⁾ [Ein Knabe gab auf die Warnung seines Vaters: „Wälze dich doch nicht da im Dreck umher!“ die Antwort: „Ich will ja auch ein Drechsler werden.“ Keber, Zur Philosophie der Kindersprache. 2. Auflage. Leipzig, 1890, S. 17. U.]

²⁾ Siehe Kapitel X.

wendet es sich nach dem Bilde und lacht es an.“ Perez, der dieses Geschichtchen Taine entlehnt, giebt es für ein Beispiel von Assoziation aus¹⁾. Da im Geiste alles assoziiert und verbunden ist, so würde es bei dieser Auffassung nicht ein einziges Urteil, nicht eine einzige Überlegung geben, die nicht in derselben Weise erklärt werden könnte. Ebensovienig vermögen wir der Ansicht Sullys beizutreten, der als Beispiel der Assoziation die Urteile anführt, durch welche das Kind behauptet, „daß die Sonne scheint, daß der Regen naß macht, und daß harte Körper wehe thun“²⁾. Es handelt sich hier nur um unmittelbare Wahrnehmungen, die wohl zwei Ideen assoziieren, wie dies jedes Urteil thut, — die Idee der Sonne und des hellen Lichtes u. s. w. — die diese Assoziation aber spontan vollziehen. Die Philosophen können ebensowohl wie die Kinder durch die oberflächliche Beziehung zwischen den Dingen getäuscht werden und sich in unvorsichtige Verallgemeinerungen verirren. Jeder intellektuelle Akt, selbst der einfachste, sogar derjenige, welcher nur in dem Behaupten des Daseins eines Gegenstandes besteht — das Kind kann dies behaupten, bevor es zu sprechen vermag, indem es bezeugt, daß es den Gegenstand wieder erkennt — setzt die Verbindung von zwei intellektuellen Elementen voraus. Ebenso ruht das tiefste Nachdenken des Mathematikers, der einen Beweis führt, und des Beobachters, der eine Entdeckung macht, auf Ideenassoziationen. Deshalb darf man aber weder die Verschiedenheiten übersehen oder verkennen, durch welche sich diese Erscheinungen von den eigentlichen Ideenassoziationen unterscheiden, noch darf man Thätigkeiten, bei denen die natürliche Kraft der Intelligenz hervortritt — wie bei einer sofort richtig aufgefaßten Wahrnehmung — oder bei denen die Anstrengung des Denkens in die Augen springt — wie bei einer Verkettung von Schlusfolgerungen — nicht mit Thatsachen von bloß mechanischer Verbindung, kurz ausgedrückt, mit geistigem Automatismus vermengen³⁾.

¹⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 162.

²⁾ Sully a. a. O.

³⁾ [Die Ideenassoziation bei Kindern ist noch wenig erforscht. Erst neuerdings hat Ziehen eine „geflissentliche und methodische experimentelle Untersuchung an Kindern im Alter von acht bis vierzehn Jahren in Angriff ge-

nommen". (Die Ideenassoziation des Kindes. Erste Abhandlung. Berlin, 1898.) Über das Ergebnis sagt er unter anderm: „Trotz der verschiedenartigen inhaltlichen Beziehungen zwischen den assoziierten Vorstellungen ist die Ursache der Assoziation stets die Kontiguität im weitem Sinne, welchen ich ihr in meinen Vorlesungen (siehe Leitfaden der physiologischen Psychologie) gegeben habe. Eine reine, unzweifelhafte Ähnlichkeitsassoziation habe ich unter den Tausenden von Assoziationen nie beobachtet. Allerdings sind manche assoziierte Vorstellungen inhaltlich ähnlich, aber die Ursache ihrer Assoziation ist nicht diese Ähnlichkeit, sondern die Gemeinsamkeit von Partialvorstellungen und daher die Kontiguität.“ S. 63. U.]

Neuntes Kapitel.

Die erziehlichen Triebe: Nachahmung und Neugier.

I. Die Nachahmung beim Kinde. — Sie setzt wenigstens die Wahrnehmung dessen voraus, was nachgeahmt wird. — Die Nachahmungsbewegungen treten erst gegen den vierten Monat auf. — Verschiedene Beispiele. — Findet die Nachahmung der Laute früher statt, als die Nachahmung der sichtbaren Bewegungen? — Die Nachahmungsbewegungen sind nicht alle willkürlich. — Unbewusste und automatische Nachahmung. — Das Gähnen. — Die Übertragung des Schreiens und Weinens. — Nachahmung und Suggestion. — Bewusste, aber nicht willkürliche Nachahmung. — Das Kind belustigt sich an dem, was es thut. — Der Sinn für das Komische. — Willkürliche Nachahmung. — Die Eigenliebe als das Streben, seine Kraft zu zeigen. — Sympathie und Zuneigung. — Die Nachahmung des Sittlichen. — Ungleichheiten des Nachahmungsvermögens. — II. Die Neugier bei den Tieren. — Die Neugier beim Kinde. — Beobachtungen von Taine und Champfleury. — Die Bekundung der Neugier durch Blicke und Handbewegungen. — Das Kind muß sich mit den Gegenständen vertraut machen, ehe es sie untersucht. — Erstaunen und Neugier. — Entwicklung der Neugier. — Die Fragen des Kindes. — Seine Leichtgläubigkeit. — Verschiedene Ursachen des Fragens beim Kinde. — Seine Neugier ist bisweilen nur Beweglichkeit des Geistes. — Neugier im schlechten Sinne. — Bedeutung der Neugier für die Geistesbildung. — Beobachtungen von Sikorski. — Bedeutung der Neugier für die Willensbildung.

Die verschiedenen Fähigkeiten des Kindes folgen in ihrer Entwicklung allgemeinen Tendenzen, die gleichsam die innern Triebfedern des beginnenden Seelenlebens sind: einestheils der Nachahmung, von der man übrigens nicht ohne Übertreibung gesagt hat, daß sie mit dem ersten Erwachen der Intelligenz in engem Zusammenhang stehe¹⁾; andernteils der Neugier, die gleichsam

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 11.

der geistige Appetit, das Wissensbedürfnis ist, — ein begonnenes Wissen, das sich zu vervollständigen und zu vermehren strebt. Wir nennen diese Tendenzen mit einem Worte die erziehlichen Triebe, weil sie allein die Erziehung möglich machen. „Was man die Folgsamkeit des Kindes nennt, sagt Marion, geht zum grossen Teil aus der Gabe der Nachahmung hervor“¹⁾. Thatsächlich wird das Kind allmählich zum Menschen und geht aus einer Art Wildheit in den Zustand der Zivilisation über, weil es geneigt ist, zunächst die Handlungen und später die Gedanken und Gefühle anderer nachzubilden. Der erziehliche Einfluss der Nachahmung erstreckt sich auf alles, auf physische wie auf psychische Thätigkeit, auf die Intelligenz wie auf das Gemüt. Die Neugier hat dem Anschein nach ein beschränkteres Gebiet, weil sie direkt nur auf die Belehrung Bezug hat; aber sie ist nicht von geringerer Bedeutung, denn sie öffnet die Pforte des Geistes den Ideen, und indem sie das Geistesleben befruchtet, legt sie den Grund zur Sittlichkeit.

I.

Nachahmen heisst, Thätigkeiten wiederholen, die man bei andern wahrgenommen hat. Die Nachahmung in der einfachsten Gestalt setzt also wenigstens die Wahrnehmung dessen voraus, was nachgeahmt wird. Damit das Kind die Gebärden und Stellungen der Personen seiner Umgebung wiederholt oder zu wiederholen versucht, muß es sie offenbar wenigstens gesehen haben. Ebenso, wenn es einen Ton nachahmt, muß es ihn zuvor gehört haben. Die Bedingung jeder nachahmenden Thätigkeit ist also eine mehr oder weniger klare geistige Vergegenwärtigung, sei diese nun eine Wahrnehmung, wie wenn man sogleich das nachahmt, was man sieht oder hört, oder sei es eine Erinnerung, wie wenn sich die schon geschicktere und freiere Nachahmung später, sozusagen auf Entfernung bethätigt.

Daraus ergibt sich, daß die Nachahmungsbewegungen, wie früh sie auch auftreten mögen, sich doch nicht so zeitig einstellen wie die automatischen und instinktmässigen, die einer Art spontaner Bewegungsthätigkeit entstammen²⁾. Bevor das kleine Kind durch

¹⁾ *Revue scientifique*, 1891, p. 774.

²⁾ Siehe oben Kapitel II.

seine nachahmenden Handlungen bis zu einem gewissen Grade in das soziale Leben eintritt, wiederholt es nur unbewußt und mechanisch die Bewegungen, die ihm durch die unwiderstehliche Kraft der Natur und der Vererbung eingegeben werden. In den ersten vier Monaten scheint noch nichts den Nachahmungstrieb zu verraten; diejenige Periode, auf welche sich die meisten von den Beobachtern gesammelten Thatfachen beziehen, erstreckt sich auf die Zeit vom vierten bis zum zwölften Monate. Mit vier Monaten machte der Sohn Tiedemanns, wenn er jemand trinken sah, mit dem Munde eine Bewegung, als wenn er irgend etwas koste. „Als unser Junge erst vier Monate alt war, sagt Darwin, glaubte ich, daß er die Laute nachzuahmen versuchte.“ Aber Darwin hegt die Befürchtung, sich getäuscht zu haben. „Erst als der Knabe zehn Monate alt war, setzt er hinzu, konnte ich mich vollkommen davon überzeugen¹⁾.“

Wenn die erste Beobachtung Darwins sicher wäre, so würde sie es wahrscheinlich machen, daß die Nachahmung der Laute zeitiger eintritt, als diejenige der sichtbaren Bewegungen. Wenn dies so sein sollte, würde es natürlich erscheinen, denn der Laut ist für das Ohr des Kindes leichter wahrnehmbar, als die mehr oder weniger komplizierten Thätigkeiten, aus denen sich eine beliebige Bewegung zusammensetzt, für das Auge. Andererseits aber ist das Sprachorgan im Alter von vier oder fünf Monaten noch nicht genügend entwickelt, daß sich die Stimmnachahmung leicht vollziehen könnte, und wir glauben, daß man die Beobachtung Eggers als allgemein zutreffend ansehen kann, der erklärt, vor dem Alter von neun Monaten niemals einen Versuch, die gehörten Laute nachzuahmen, bemerkt zu haben.

Hingegen glauben wir nicht, daß die Versicherung Darwins, die Disposition zur leichten Nachahmung von allerlei Handlungen erst mit zwölfteinhalb Monaten festgestellt zu haben, allgemein zutreffend ist. Diese Disposition zeigt sich viel früher. Preyer hat vom vierten Monat ab Spuren von Nachahmungsbewegungen bemerkt, besonders das Vorstrecken der Lippen, eine Bewegung, die das Kind auszuführen versuchte, wenn es seinen Vater den Mund spitzen sah. Fast zu derselben Zeit bemühte sich das Kind, dem Vater nachzuahmen, wenn er zum Scherz die Zunge ein wenig

¹⁾ Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kleine Schriften II, S. 142.

vorstreckte. Zwei Monate später lächelte es wieder, wenn es angelächelt wurde. Im zehnten Monat endlich ahmte es gewisse Arm- und Handbewegungen nach, die es sehr oft bei andern sah, z. B. das Zeichen des Abschiednehmens. Das Kind blickte die Person, welche diese Bewegungen machte, fest an und führte dann die Bewegung selbst aus, bisweilen sehr schnell. Allerdings giebt Preyer selbst zu, daß diesen rein nachahmenden Bewegungen nicht der geringste Wert als Zeichen des Ausdrucks zukommt¹⁾.

„Gegen den neunten Monat, sagt Egger, entwickelte sich der Nachahmungstrieb zusehends: erstens das wechselweise Verstecken und Wiedererscheinen in der Form des Spiels, zweitens das Werfen einer Kugel, nachdem das Kind gesehen hatte, daß sie von einem andern geworfen wurde; drittens der Versuch, eine Kerzenflamme auszublasen; viertens der Versuch zu niesen, als Nachahmung eines andern, der soeben geniest hatte; fünftens der Versuch, mit den Fingern auf die Tasten des Klaviers zu schlagen²⁾.“ Jeder hat Gelegenheit gehabt, gegen das Ende des ersten und zu Anfang des zweiten Jahres eine Menge derartiger Thatsachen zu beobachten. Ein sieben Monate altes Kind, das seinen Vater mit den Fingern auf dem Tische oder den Fensterscheiben trommeln sah, deutete mit den seinen ein nachahmendes, ungeschicktes Scharren an. Ein Knabe von zwölf Monaten ahmte das Schnalzen mit dem Finger nach. Ein von Preyer erwähntes neun bis zwölf Monate altes Mädchen machte in der spaßhaftesten Weise nach, was es seine Wärterin thun sah; es badete seine Puppe, wies sie zurecht, wiegte und umarmte sie. Ein anderes bürstete und kämmte sich, nachdem es gesehen hatte, daß dies seine Mutter that. Nach und nach werden alle Thätigkeiten des gewöhnlichen Lebens mehr oder weniger ungeschickt nachgeahmt. So lernt sich das Kind des Löffels und der Gabel bedienen; so thut es, als ob es lese, oder als ob es schreibe, indem es mit der Zunge die Spitze des Bleistifts benetzt; so bewegt es die Lippen, als ob es etwas leise vor sich hinsage. Es ist ein wirkliches Äffchen, das alles sieht und alles nachmacht³⁾.

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 186 f.

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 10.

³⁾ [„Es giebt keinen Punkt, über welchen ich eine so große Übereinstimmung finde, wie über den Umstand, daß sich die Nachahmung während der zweiten

Wichtiger aber als die Aufzählung der Thatsachen, deren Reihe sich leicht vergrößern ließe, ist ihre Deutung und richtige Auffassung. Hat man in diesen Nachäffungen des Kindes bereits die Kundgebung des Willens zu erblicken? Preyer bejaht das ganz entschieden. „So oft die Nachahmung das Ansehen einer unwillkürlichen Bewegung hat, als sie zum erstenmal ausgeführt wurde, muß sie mit Absicht, also willkürlich ausgeführt worden sein. Wenn ein Kind nachahmt, hat es bereits seinen Willen“¹⁾. Wenn Preyer recht hätte, so würde uns seine Theorie sehr weit führen; man müßte hiernach dem Affen den höchsten Rang unter den mit Willen begabten Wesen anweisen, weil er alle Tiere im Grimassenschneiden und Nachahmen übertrifft²⁾.

Wir vermögen durchaus nicht zuzugeben, daß alle Nachahmungsbewegungen des Kindes willkürlich sind; wir glauben vielmehr, daß sich anfangs nicht einmal Bewußtsein mit ihnen verbindet. Wie alle Fähigkeiten, so macht auch die Nachahmung während des Kindesalters verschiedene Stufen durch. Es giebt auch für sie eine gesetzmäßige Aufeinanderfolge von drei Zuständen: zuerst ist sie automatisch, fast reflexmäßig, instinktiv, höchstens mechanisch-instinktiv; hierauf nimmt sie von dem, was sie ausführt, Bewußtsein an, sie bethätigt sich mit Intelligenz, aber noch ohne willkürlich zu sein; endlich wird sie überlegt, gewollt, absichtlich. Aber wie weit ist das kleine Kind noch von der letzten Entwicklungsstufe entfernt! Dazu kommt, daß die willkürliche Nachahmung, wenn sie möglich geworden ist, keineswegs das Spiel der instinktmäßigen Nachahmung verhindert oder unterdrückt.

Darauf ist mit Recht von einem geistreichen Manne hingewiesen worden, der diesen Gegenstand in anmutiger Form be-

Hälfte des ersten Jahres entwickelt. Dies gilt meines Wissens beinahe von allen Kindern ohne Ausnahme und dehnt sich nicht bloß auf die eigentlichen Bewegungen, sondern auch auf die Sprache aus.“ (Tracy, Psychologie der Kindheit. Deutsch von Stimpfl. Leipzig 1899, S. 85. U.)]

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes, S. 187.

²⁾ Aristoteles begnügt sich, auf die Macht der Nachahmung hinzuweisen, ohne sie zu erklären. „Dem Menschen ist es von Kind auf eigen, nachzuahmen, und von allen Lebewesen unterscheidet er sich dadurch, daß er am meisten nachahmt. Die Anfangsgründe seines Könnens erwirbt er durch Nachahmung.“ (Poetik, Kap. IV.) Aristoteles dachte also nicht an die Affen, als er den Menschen den größten Nachahmer unter allen Lebewesen nannte.

handelt hat. „Was ist gebieterischer, sagt er, als der Einfluß jener eigenartigen Zuckungen, die man Lachen und Gähnen nennt! Wohl oder übel, man unterliegt ihm. Man muß der impulsiven Macht Folge leisten, die man um jeden Preis zurückdrängen will. Es handelt sich hier um eine offenbar physische Thätigkeit. Eine Person sieht beharrlich nach der Ecke eines Saales oder nach der Rosette an der Decke. Bald bemerkt man, daß die Nachbarn ihre Blicke nach derselben Richtung lenken. Diesen harmlosen und vor allem unterhaltenden Scherz pflegen die Studenten in den Hörsälen immer wieder zu machen“¹⁾.

Wenn beim Erwachsenen die impulsive Nachahmung neben der willkürlichen vorhanden ist, so findet sie sich beim Kinde allein. Es läßt sich vom kleinen Kinde nicht, wie mit Pascal vom Erwachsenen, sagen, daß es ebensosehr Automat wie geistiges Wesen sei; man kann entschieden behaupten, daß es nur „Automat“ ist. Eine natürliche, unvermeidliche Notwendigkeit treibt es, sich mit den Handlungen andrer in Übereinstimmung zu setzen, sich andern nachzubilden, und zwar geschieht dies nicht nur, ohne daß es dies will, sondern ohne daß es darüber nachdenkt, sogar ohne daß es davon weiß. Wie soll man sich anders das bei Kindern nicht seltene Ansteckung des Lachens und Schreiens erklären, das bereits auf jene Ansteckung der Furcht und Feigheit, auf jene halluzinatorischen und visionären Epidemien hinweist, von denen uns die Geschichte so viele Beispiele unter den Erwachsenen zeigt²⁾. Selbst Preyer führt Thatfachen an, die sich unmöglich mit seiner Theorie von der stets willkürlichen Nachahmung vereinigen lassen. Er sagt: „Wenn von vielen Säuglingen, welche alle stille sind, einer anfängt zu schreien, so schreien bald mehrere, dann viele, oft alle.“

Man wird vielleicht einwenden, bei derartigen Thatfachen handle es sich mehr um Suggestion als um Nachahmung. Wir sind aber gerade der Ansicht, daß die Nachahmungsbewegungen ursprünglich durch eine Art natürlichen Hypnotismus in unwiderstehlicher Weise suggeriert worden sind. Dem Beispiel einer Handlung wohnt eine Macht inne, die selbst den Erwachsenen anzieht und fortreißt, wie viel mehr das Kind, dessen Persönlichkeit noch

¹⁾ Nicolay, *Les Enfants mal élevés*, Paris 1890, p. 271.

²⁾ [Derartige Erscheinungen kommen bisweilen auch in Schulklassen vor. U.]

nicht ausgebildet ist. Erst später, unter der Herrschaft des Nachdenkens und des Willens, kann das Beispiel ein freigewähltes und absichtlich nachgeahmtes Vorbild werden. Alsdann kommt der Antrieb wirklich aus uns selbst, aus unserer geistigen Spontanität; in der ersten Zeit aber geht die Anregung zum Handeln von dem aus, was uns umgibt.

Allerdings kann diese äußere Anregung ihre Wirkung nur dann ausüben, wenn sie in dem Wesen, das sie zur Handlung antreibt, einer natürlichen Disposition begegnet, den Einfluß des Beispiels anzunehmen und sich ihm zu unterwerfen. In dieser Disposition besteht der Nachahmungstrieb in seiner ursprünglichen Gestalt, in Wahrheit ein passiver Instinkt, der nur eine Tendenz ist, in folgsamer Weise die Suggestionen anderer aufzunehmen. Die körperliche und geistige Schwäche des Kindes, der Mangel an persönlicher Initiative und das Fehlen der Individualität sind besonders günstige Bedingungen, welche die Macht des Beispiels fördern. Da dem Kinde erst sehr wenig Wissen und ein sehr kümmerlicher Gedankenvorrat zur Verfügung steht, und es überdies unfähig ist, aus sich selbst heraus zu handeln, so giebt es leicht den äußern Antrieben nach; es steht unter der Herrschaft der äußern Eindrücke, die es von allen Seiten bestürmen. So sagt auch Fénelon: „Die Unwissenheit der Kinder, deren Gehirn sich noch nichts eingeprägt hat, und die noch keine Gewohnheit angenommen haben, macht sie geschmeidig und geneigt, alles nachzuahmen, was sie sehen“¹⁾.

Man darf gegen den automatischen Charakter, den wir den ersten Nachahmungsbewegungen beilegen, nicht einwenden, daß diese gewöhnlich ungeschickt sind und nicht jene Genauigkeit, jene unmittelbare und unfehlbare Sicherheit aufweisen, welche die meisten instinktmäßigen Bewegungen kennzeichnet, z. B. die Saugbewegungen von den ersten Tagen des Stillens an. Wenn ein kleines Kind, das eine Person die Lippen vorstrecken und den Mund verziehen sieht, sich anschickt, diese Bewegung nachzuahmen, so bemerkt man, daß es dies ungeschickt macht und nur unvollkommen fertig bringt. Hingegen wird das Vorstrecken der Lippen von demselben Kinde mit einer bemerkenswerten Geschicklichkeit ausgeführt, wenn es sich spontan unter der Herrschaft einer geringen An-

¹⁾ Fénelon, *De l'Education des filles*, ch. IV.

strengung der Aufmerksamkeit oder unter einer Regung der Unzufriedenheit vollzieht. Um diesen kleinen Widerspruch zu lösen, muß man wohl bedenken, daß hier nicht die Bewegung selbst, sondern ihre Ursache instinktmäßig ist. Der Instinkt hat sich sozusagen zurückgezogen; er ist nicht mit den Organen selbst, mit den Muskeln verbunden, welche die Lippen- und Zungenbewegungen des saugenden Kindes bestimmen. Er ist nicht auf diese oder jene besondere Bewegung begrenzt; er ist eine allgemeine und tiefgehende Tendenz der Natur, eine „Neigung zur Nachahmung“, ein blinder Hang des Kindes, sich allem anzubequemen, was man ihm zeigt, irgendwelche Bewegungen selbst wieder hervorzubringen; nicht aber ein besonderer organischer Instinkt, der mit Genauigkeit alle Einzelheiten der Ausführung regelt, und bei dem die Vererbung die absolute Herrscherin ist, weil die Bewegungen, die von ihr abhängen, von unseren Vorfahren unzähligmal ausgeführt worden sind.

Auf einer höhern Stufe wird die Nachahmung bewußter und intelligenter Natur, ohne noch willkürlich zu sein. „Es ist Tatsache, sagt Marion, daß, sobald eine Handlung in automatischer und, wie man sagt, mechanischer Weise begonnen hat, der Wille einzugreifen und sie zu vollenden strebt. Man wendet sich mit den Feigen zur Flucht und folgt den Tapfern beim Vormarsch, indem man zunächst nur willenlos mit fortgerissen wird. Aber man sieht sich notwendig in Thätigkeit, und indem man sich dessen bewußt wird, was man thut, wird man genötigt, zuzustimmen oder sich entschieden zu widersetzen¹⁾.“ Marion spricht nur von dem Übergange vom Willkürlichen zum Unwillkürlichen; aber die Entwicklung vom Unbewußten zum Bewußten vollzieht sich in ähnlicher Weise. Weil das Kind mehrmals eine Nachahmungsbewegung, z. B. das Ausblasen einer Kerzenflamme, ausgeführt hat, gelangt es allmählich dazu, sich von seiner Thätigkeit Rechenschaft zu geben, das, was es bisweilen mit Erfolg zu thun versucht, mit dem zu vergleichen, was es seine Eltern hat thun sehen. Man bemerkt, wie es bald auf sein Werk stolz ist und sich darüber freut, bald sich ganz beschämt zeigt, — ein deutlicher Beweis, daß bei der Sache sein Bewußtsein in Anspruch genommen und seine Intelligenz beteiligt ist.

¹⁾ Marion, *La Solidarité morale*, p. 181.

Am häufigsten bekundet das Kind in den Nachahmungsversuchen sein Vergnügen. Das in derartigen Fällen empfundene Vergnügen rührt zum Teil zweifellos von der Befriedigung her, die das Kind in der Ausübung seiner Thätigkeit, in dem Bewegen seiner Muskeln und Glieder empfindet; aber es kommt noch etwas Besonderes dazu, was beweist, daß sich das Kind bewußt ist, nicht eine beliebige Bewegung, sondern eine Nachahmungsbewegung auszuführen. Dies zeigt sich besonders bei den willkürlichen Bewegungen, welche das im Alter etwas vorgeschrittene Kind auszuführen strebt, beispielsweise wenn es einen Bleistift zum Munde führt und thut, als ob es rauche, wenn es die Haltung einer lächerlichen Person nachmacht, oder wenn es den großen breitrandigen Hut des Vaters auf das Köpfchen setzt. In diesen Fällen gewahrt man beim Kinde eine eigenartige Befriedigung, die man als die erste Äußerung des Sinns für das Komische ansehen möchte. Wie es scheint, erfafst es das Mißverhältnis, welches zwischen seinem Kindescharakter und den Handlungen Erwachsener besteht, die es nachahmt. Auf jeden Fall belustigt es sich; es vergnügt sich an der Sonderbarkeit seiner Gebärden und Stellungen. Es führt sich gleichzeitig selber ein Lustspiel vor, indem es dasselbe andern darbietet ¹⁾.

Nachdem die Nachahmungsbewegungen einmal bewußt worden sind ²⁾, kommen sie alsbald unter die Macht des Willens. Alsdann verschwindet der Instinkt, und die Individualität beginnt. Das Kind ahmt gewisse Handlungen, die es besonders beobachtet hat, aus eigenem Antriebe nach. Diese bis zu einem gewissen Grade

¹⁾ Vgl. M^{me}. Necker de Saussure, *De l'Education progressive*, II, ch. IV. „Aus der Sympathie geht der Hang zur Nachahmung hervor. Nachdem das Kind gefühlt hat wie wir, will es auch handeln wie wir. Es glaubt ausführen zu können, was es uns thun sieht, und seine gleichzeitig anmutigen und ungeschickten Versuche sind für uns eine Quelle großer Belustigung; wir machen sie zum Gegenstande des Scherzes, während derartige Unternehmungen bei ihm die Wirkungen eines ernsthaften Begehrens sind, denen wir bald einen andern Sinn beilegen. Natürliche Nachahmungen werden zu vorher überlegten, fast affektierten, wenn es sie fortsetzt, um uns zu belustigen.“

²⁾ [Nach Baldwin entsteht die bewußte Nachahmung beim Kinde erst im sechsten oder siebenten Monat. (Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. Deutsch von Ortmann. S. 273.) Auf die umfassenden Ausführungen Baldwins über die Nachahmung sei hier ausdrücklich verwiesen, desgleichen auf Tarde, *Les Lois de l'imitation*. 2^e éd. Paris, 1895. U.]

freigewordenen Bewegungen setzen in zwiefacher Beziehung den Willen voraus, — zunächst hinsichtlich der Aufmerksamkeit, die das Kind der einen Handlung vor allen andern widmet; sodann hinsichtlich des Bemühens, diese Handlung wieder hervorzubringen in der mehr oder weniger bewußten Absicht, welche die Bewegungen leitet, die nunmehr mit der Kenntnis der Ursache und mit der Voraussicht des zu erreichenden Zieles ausgeführt werden.

Beim Kinde bethätigt sich übrigens der Wille noch weniger allein als beim Erwachsenen. Der Wille als absolute Macht der Selbstbestimmung, als Abstraktion ohne jedes Begehren und ohne jedes Gefühl, ist nur eine metaphysische Wesenheit. Wenn das Kind nachahmen will, wird es gleichwohl von den verschiedenen Neigungen seiner Natur geleitet, nämlich von der Eigenliebe, von dem Begehren, seine Kraft zu zeigen, und von der Sympathie.

Beim ersten Auftreten der Nachahmungsthätigkeit ist es offenbar, daß das Kind vorzugsweise die einfachsten Bewegungen hervorbringt, diejenigen, welche ihm die geringere Anstrengung kosten, und die den Bewegungen entsprechen, welche es von vornherein automatisch oder instinktmäßig ausgeführt hat. Es kommt aber ein Zeitpunkt, wo sich das Kind im Gegenteil in den schwierigsten Nachahmungen gefällt, wo es die Schwierigkeiten sucht, wo es, um seine Kraft zu zeigen, mit einer gewissen kindischen Eitelkeit und Großmannssucht sich diejenigen zum Muster nimmt, die älter und stärker sind als es selbst. Es liebt es, seine kleine Gestalt sozusagen größer zu machen und sich auf den jungen Mann hin auszuspielen. Es hat Ehrgeiz jeder Art und will thun, was seine Umgebung thut. Als Marcel zwei Jahre und zwei Monate alt war, entgegnete er jedesmal, wenn man zu ihm sagte, daß man ausgehen oder ausreiten wolle: „Ich auch! Ich auch!“ Hier haben wir offenbar den Wetteifer, der allen alles gleichthun, wenn nicht gar sie übertreffen will.

Andrerseits dürfen wir nicht vergessen, daß bei der willkürlichen Nachahmung die Macht der Suggestion und der instinktmäßigen Nachahmung stets eine Rolle spielt. Wenn das Kind diejenigen nachahmt, die geschickter und erfahrener sind als es selbst, so geschieht das nicht ausschließlich, weil es den geheimen Ehrgeiz hat, sich über seinen gegenwärtigen Zustand zu erheben und die Zukunft vorweg zu nehmen, weil es mehr und dies besser thun will, als es normaler- und natürlicherweise kann; es geschieht

auch, weil es von dem Beispiele derer unterjocht, fortgerissen und bezaubert wird, die beispielsweise mehr Kraft und Einfluß besitzen als es selbst, und deren Handlungen auffälliger hervortreten. Ich habe zwei Brüder gekannt, von denen der ältere einen schwächern, weichern Charakter hatte, der jüngere hingegen von sehr energischer Natur war. Der ältere richtete sich in seinen Spielen und im Betragen am liebsten nach dem jüngern.

Unter den Hilfskräften der Nachahmung wollen wir nicht die Sympathie vergessen, die Sympathie im doppelten Sinne des Wortes, nämlich als Fähigkeit, an den Schmerzen und Leiden anderer teilzunehmen, und als Neigung, welche zwei Personen gegenseitig anzieht und ihnen gegenseitige Zuneigung einflößt. In der ersten Form ist die Sympathie in Wahrheit nur die Nachahmung selbst, eine seelische Nachahmung, weil sie nur das innere Bedürfnis ist, unsere Gefühle und Gedanken mit den Gefühlen und Gedanken anderer in Übereinstimmung zu bringen. Das Kind, welches weint, wenn es weinen sieht, und traurig wird, wenn seine Mutter traurig ist, ahmt im Grunde genommen nur nach. Die Sympathie als eine natürliche und instinktmäßige Zuneigung beruht gleichfalls auf Nachahmung. Das Kind ahmt besonders die Kameraden, die Schwestern und Brüder nach, die es liebt. Heißt jemanden lieben nicht zum Teil, ihm gleichen wollen?

Die Nachahmung bezieht sich zuerst nur auf Körperliches; sie bringt ursprünglich nur gewisse elementare Bewegungen hervor, wie das Handgeben als Zeichen des Grusses, später kompliziertere Bewegungen, wie das Umhalsen einer Person. Nach und nach entwickelt sie sich mit Bezug auf psychische Dinge und wird eins der wesentlichsten Hilfsmittel für die Erziehung. Dies ist besonders der Fall, wenn sich die Nachahmung auf Achtung oder Bewunderung gründet. Man darf aber beim Kinde noch nichts erwarten, was jener idealen Nachahmung gliche, wie die Moralisten sie beschreiben oder die Künstler sie ausüben.

Es sind Triebkräfte anderer Art, die in dem frühesten Alter die Nachahmung des Moralischen und Ästhetischen eingeben. Es handelt sich, wie wir gesehen haben, um die Tendenz, mit andern zu sympathisieren, so zu handeln wie sie, oder auch um das Bestreben, es ihnen vollständig gleichzuthun, bisweilen um das Verlangen, sich auszuzeichnen. Der Beweis hierfür liegt darin, daß sich das Kind bei seiner Nachahmung dem Guten und Bösen, dem

Schönen und Häßlichen in gleicher Weise geneigt zeigt. Gewissen und Geschmack haben sich in seiner Seele noch nicht gebildet.

Übrigens läßt sich nicht bestreiten, daß sich die Macht der Nachahmung wie aller andern Fähigkeiten, die nicht rein instinktmäßiger Natur sind, je nach dem Temperament und der Natur bei jedem Kinde anders darstellt. Einige Gründe dieser Ungleichheit lassen sich leicht erkennen. Zunächst kommt die Stärke oder Schwäche der Organe in Betracht. Je nachdem das Kind stärker oder schwächer ist, hat es mehr oder weniger die Neigung, Handlungen, deren Zeuge es ist, dergestalt nachzuahmen, daß sich selbst in der instinktmäßigsten Nachahmung bereits die jedem Individuum eigene Energie zeigt. Das träge Kind ist in der Nachahmung anderer eben so träge, wie in der Thätigkeit aus sich selbst. Ein anderer Grund liegt in der geistigen Gewecktheit. Ein gut begabter Gassenjunge, dessen Aufmerksamkeit frühzeitig erwacht, übertrifft seine Kameraden in dem Eifer zur Nachahmung, sei es, weil er mehr bemerkt hat, sei es, weil er sich über die Bewegungen und Verrichtungen der zu wiederholenden Handlungen besser Rechenschaft gegeben hat. Hier legt die Nachahmung besonders von der Kraft des geistigen Temperaments Zeugnis ab. Später ändern sich freilich die Dinge, und es bleiben diejenigen Menschen der Nachahmung am meisten ergeben, die am wenigsten Persönlichkeit und individuelle Tugend besitzen und es demgemäß in ihrer Indolenz bequemer finden, in der Nachahmung anderer fortzufahren, anstatt aus sich selbst heraus zu handeln und zu denken. Im frühesten Alter ist die Nachahmung etwas Vortreffliches, weil sie das Kind alles lehrt, was es wissen muß und zu thun hat, um sich mit seinesgleichen in Übereinstimmung zu setzen, um in den großen Strom der Menschheit einzugehen; in der Folge aber wird sie gefährlich und nachtheilig als Schule der übergroßen Folgsamkeit, aus der keine Selbständigkeit hervorgehen kann.

Aber wenn man hinsichtlich der Erziehung der Persönlichkeit wohl daran thut, gegenüber den Wirkungen einer gewohnheitsmäßigen Nachahmung auf der Hut zu sein, so läßt sich doch unmöglich verkennen, daß ihr wohlthätiger Einfluß beim kleinen Kinde ebenso schwer wiegt. Wer wüßte nicht, daß ein Kind, das Schwestern und Brüder hat, leichter zu erziehen ist, als ein solches, das keine Geschwister besitzt. Wenn es allein aufwächst,

denkt es nicht so schnell daran, seine Beinchen zu probieren oder — unter einem ganz andern Gesichtspunkte — seine Urteilskraft und seine Phantasie zu üben. Wenn man auf die gemeinsame Erziehung stets großen Wert gelegt hat, so ist dies nicht allein aus Gründen der sozialen Notwendigkeit geschehen, sondern weil man des Beispiels bedarf, um die Thätigkeit anzuregen. Je weiter das Feld der Beobachtung und somit der Nachahmung für das Kind ist, um so schneller entwickelt sich seine Intelligenz. Geben wir zu, daß die instinktmäßige und unbewusste Nachahmung einen niedrigen Grad der geistigen Entwicklung bezeichnet. Darwin hat gesagt: „Die Tendenz zur Nachahmung ist ganz besonders bei den Wilden lebhaft.“ Stellen wir auch fest, daß sich diese Disposition bei gewissen krankhaften Zuständen des Gehirns in einer sonderbaren Weise übermäßig steigert. Die Kranken, welche an Hirnlähmung und Hirnerweichung leiden, ahmen in unbewusster Weise jedes Wort, das sie hören, und jede Handlung und Gebärde ihrer Umgebung nach. Aber wenn die Nachahmung in dieser ersten Form das charakteristische Kennzeichen eines minderwertigen geistigen Zustandes und einer auch sonst mangelhaften seelischen Entwicklung ist, so ist das bei der intelligenten und mehr oder weniger willkürlichen Nachahmung ganz anders. Vergessen wir nicht, was Romanes in seinem Buche über die geistige Entwicklung im Tierreich sagt: „Man darf wohl ganz allgemein behaupten, daß, da die Fähigkeit der Nachahmung auf Beobachtung beruht, dieselbe vorzugsweise bei den höhern oder intelligenteren Tieren zu finden ist¹⁾.“

II.

Es ist eine interessante Frage, ob die Neugier ausschließlich dem Kinde zugesprochen werden muß, oder ob sie sich auch bei den Tieren findet. Die neuern Beobachter der geistigen Thatfachen im Tierreich, z. B. Romanes, bejahen das letztere mit Entschiedenheit. Man kann aber die Versicherungen Romanes' nicht gut ernst nehmen, wenn er erklärt, gewisse Vögel würden vom Lichte, z. B. von den Leuchttürmen, angezogen, oder auch gewisse Insekten flögen in die Flamme einer Fackel, weil sie das Verlangen hätten, einen auffallenden neuen Gegenstand kennen zu lernen²⁾.

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung im Tierreich. S. 244.

²⁾ Romanes a. a. O. S. 307.

Zur Erklärung dieser durchaus instinktmäßigen Thätigkeit des Tieres genügt der Zauber des Lichts und die Anziehungskraft eines glänzenden Gegenstandes. Gleichwohl ist es möglich, daß sich beispielsweise beim Hunde und ebenfalls beim Affen Spuren der Neugier finden. Ich habe gesehen, wie sechs Monate alte Hunde auf einen Stuhl sprangen, um durch das Fenster zu betrachten, was im Hofe oder im Garten vorging. Ebenso hat Darwin beobachtet, daß die Affen einer Menagerie trotz des instinktmäßigen Schreckens, den ihnen die Schlangen einflößen, dem Verlangen, von Zeit zu Zeit ihre Neugier zu befriedigen, nicht widerstehen konnten und den Deckel der neben ihnen stehenden Schlangenbehälter aufhoben ¹⁾).

Wenn die Intelligenz des Tieres, die beschränkt ist, sich nicht entwickeln kann und vom Instinkt gefangen gehalten wird, der Neugier fähig ist ²⁾, so muß dies noch in viel größerm Maße beim Kinde der Fall sein, dessen Natur zu einer langen Entwicklung bestimmt ist, das alles zu lernen und zu erwerben hat. Die Neugier ist in der That das Suchen des Geistes nach Kenntnissen, des Geistes, der mit nichts anfängt und alles erreichen will. Sie bildet also das Charakteristische der menschlichen Intelligenz, da diese zum größten Teil das Werk der Erfahrung und der Arbeit ist. Sie bekundet sich von den ersten Monaten an mit dem ersten Blick nach den Dingen, mit den ersten Handbewegungen, um einen Gegenstand zu erfassen und zu betasten. Sie begleitet die Thätigkeit sämtlicher Sinne. Übrigens ist sie in ihren ersten Äußerungen durchaus nicht das Bedürfnis, etwas zu wissen, etwas kennen zu lernen. Mit Wissen und Erkennen hat dieses Alter noch nichts zu thun. Es handelt sich nur um ein Begehren neuer Sinnesempfindungen, um ein beständiges Suchen nach verschiedenen Wahrnehmungen, um eine Art geistiger Beweglichkeit, da der Geist des Kindes ebenso wenig in einer bestimmten Lage ausharren kann wie der Körper.

Hiernach vermögen wir in der Neugier während der ersten Monate nicht eine Art wissenschaftlichen Instinkts, ein gebieterisches und ausschließliches Bedürfnis experimenteller Beobachtung zu erblicken, wie dies Taine und Champfleury in zwei übrigens

¹⁾ Darwin, Abstammung des Menschen.

²⁾ [Siehe hierzu auch Groos, Die Spiele der Tiere. Jena, 1896. U.]

reizenden Stellen ihrer Untersuchungen über die Kindheit gethan haben. „Jeder hat Gelegenheit zu bemerken, sagt Taine, daß die Kinder vom fünften oder sechsten Monat ab während zwei und mehr Jahren ihre ganze Zeit dazu verwenden, physikalische Experimente zu machen. Kein Tier, nicht einmal die Katze und der Hund widmen allen Körpern, die in ihrem Bereich sind, eine solche fortgesetzte Untersuchung. Das zwölf Monate alte Kind, von dem ich spreche, verbringt den ganzen Tag damit, die Dinge, welche ihm in die Hände kommen, zu betasten, zu wenden und zu drehen, sie fallen zu lassen, in den Mund zu stecken und mit ihnen Versuche anzustellen. Sobald ihm aber der Gegenstand, sei es nun eine Kugel, eine Puppe, ein Steckenpferd oder sonst ein Spielzeug, genügend bekannt ist, liegt ihm nichts mehr daran; er ist ihm nicht mehr neu; es kann nichts an ihm lernen; es hat kein Interesse mehr dafür. Hier haben wir es mit der reinen Neugier zu thun; das körperliche Bedürfnis, die Efsugier kommt hier nicht in Betracht“ ¹⁾. Nein, die Begehrungen in körperlicher Hinsicht sind ganz gewiß nicht der alleinige Grund dieser Thätigkeit des Kindes, dieser plötzlichen Zuneigung, der ebenso schnell die Abneigung folgt, und in der sich bereits die dem Geistesleben eigenen Bedürfnisse offenbaren. Es würde aber ebenso unrichtig sein, sie als Zeichen irgend einer frühzeitigen Tendenz zur reinen Spekulation anzusehen und die Kinder, welche einfach Bewegung verlangen, stets nach Veränderung streben und nach einigen Minuten der Ruhe oder Ablenkung mit demselben Vergnügen zu ihren bekanntesten und gründlich untersuchten Spielsachen zurückkehren, als berufsmäßige Experimentatoren zu betrachten ²⁾.

Auch Champfleury vermeidet in einem hübschen Kapitel seines Buches *Les Enfants* die Übertreibung nicht ganz, wenn er das Spontane und Lebendige in dem Beobachtungsbedürfnis des Kindes aufzeigt. „Wenn das Kind, sagt er, beständig seine Hände nach Gegenständen ausstreckt, die außerhalb seines Bereiches liegen, und weint, wenn man sein Verlangen nicht erfüllt, so ist das nicht bloße Launenhaftigkeit. In diesem Alter, wo es das Bedürfnis hat, einen Vorrat von Kenntnissen zu sammeln, genügen

¹⁾ Taine, *Revue philosophique*, 1876, t. I, p. Z.

²⁾ [Karl Groos (Die Spiele der Menschen, S. 184 ff.) rechnet die Neugier zu den Spielen; er nennt sie eine spielende Bethätigung der Aufmerksamkeit. Siehe Anmerkung ¹⁾ auf S. 251. U.]

ihm die Augen noch kaum, um sich von den Ecken oder den Umrissen der Gegenstände Rechenschaft zu geben; es will sie betasten. Das Zerstören der Spielsachen geht aus demselben Beobachtungstrieb hervor. Der Wissensdrang will ergründen, mittelst welcher geheimnisvollen Einrichtung sich die Augen der Puppe schließen, wie das mechanische Schäfchen blökt, und auf welche Weise sich das hölzerne Pferdchen vorwärts bewegt. Hierin liegt der Grund, weshalb das Kind von jeher seine Spielsachen zerstört und, ohne es zu wissen, die Glasschränke unserer Altertumssammlungen mit Thonpuppen ohne Arme und Beine bereichert hat ¹⁾.“ Auch hier muß man bei aller Bedeutung der Neugier dem Bewegungstrieb, der bisweilen in Zerstörungstrieb übergeht, seinen Anteil beimessen ²⁾.

Die kindliche Neugier bethätigt sich übrigens nicht von Anfang an in der freien und beherzten Weise, durch die sie später charakterisiert wird. Bevor sich in dem Kinde das Verlangen regt, die Dinge kennen zu lernen, fürchtet es sich vor ihnen, und wendet es sich von ihnen ab. Vor allem, was neu ist, erschrickt es ³⁾. In der ersten Zeit schwankt es sichtlich zwischen dem Verlangen, die Dinge kennen zu lernen, und einem geheimen Gefühl der Furcht. Es lassen sich beim Kinde gewisse Spuren dessen bemerken, was moderne Schriftsteller „Neophobie“ nennen, von jenem „Misoneismus“, den der italienische Anthropolog Lombroso in willkürlicher Weise als das absolute Gesetz des stets auf Neues gerichteten und zum Erschrecken bereiten Menschengeschlechts darstellt, wobei es sich aber in Wirklichkeit im Leben der Menschheit wie des Kindes nur um etwas Vorübergehendes, Zufälliges handelt.

¹⁾ Champfleury, *Les Enfants*, 1871, p. 226.

²⁾ [„Den Trieb zum Forschen glaube ich besonders in der Lust des Kindes zu finden, mit der es in das Innere von Kästchen, Schachteln, Büchsen und andern Gefäßen blickt und greift. Es wühlt in jedem Beutel, zerzt an jedem Deckel und jubelt, wenn es endlich das Innere eines Behälters schauen kann. Dann ruft es gewöhnlich beim Anblick eines neuen Spielzeuges: Auf!, weil es von allem den innern Kern kennen lernen möchte. Auch ein guter Teil der so oft getadelten und bestraften Zerstörungslust, welche zum andern Teile aus bloßer Freude an Bewegung und Kraftäußerung stammt, mag von dieser Forscherlust herrühren. Das Kind, wie der Naturforscher, zerstört einen Körper, um ihn zu ergründen. Man ehre und pflege diesen Trieb!“ Sigismund, *Kind und Welt*, Ausg. von Ufer. S. 136 f. Siehe auch Groos, *Die Spiele des Menschen*, S. 120 (destruktive Bewegungsspiele). U.]

³⁾ [Siehe die Beobachtung Chrismans auf S. 138. Anm. ²⁾. U.]

Thatsächlich wird beim kleinen Kinde das natürliche Thätigkeitsbedürfnis von der Tendenz zur Unthätigkeit nicht lange beherrscht. Sobald das Kind sich mit den Dingen vertraut gemacht hat, und der erste Moment des Erstaunens vorbei ist, untersucht es sie mit einer naiven Neugier, die bis zur Unart geht. Je mehr es zuerst erschrocken ist, um so mehr hält es sich später schadlos, indem es den Gegenstand, welcher seine Phantasie so lebhaft erregt hat, von allen Seiten betrachtet.

Der Ausgangspunkt der Neugier ist in gewissem Sinne das Erstaunen. Alles, was überrascht, was ungewohnt ist, erregt beim Erwachsenen das Verlangen, es zu begreifen. Das Kind, für das alles neu ist, muß also notwendigerweise allem gegenüber neugierig sein. Gleichwohl erstreckt sich anfangs die Neugier vorzugsweise auf diejenigen Personen oder Dinge, die zu den ersten Bedürfnissen, zu den ersten Gefühlen des Kindes, insbesondere hinsichtlich der Nahrung, in Beziehung stehen. Ohne Zweifel folgt sie auch den intellektuellen Wahrnehmungen, die seinen geistigen Gesichtskreis allmählich erweitern, aber sie richtet sich ganz besonders nach dem Gange und dem Fortschritte des Gemütslebens. Sie heftet sich an alles, was das Kind erst aus egoistischen Gründen, später aus Sympathie liebt und bevorzugt. Vielleicht offenbart sich die Neugier des Kindes zum erstenmal in deutlicher Weise, wenn es mit der Hand über seinen Körper fährt und mit seiner eigenen Person bekannt wird. In der Folge rufen besonders Spielsachen und Hausgeräte, sowie Tiere die Bethätigung der Neugier durch Augen und Hände hervor.

Während sich die Neugier zuerst auf einfache Beobachtung dessen beschränkt, was ihm am nächsten liegt — gleich der Musterung, die ein neuer Mieter in dem Hause vornimmt, in das er einzieht — überschreitet sie bald die Grenzen des persönlichen Interesses. Das zwei- oder dreijährige Kind sieht und hört alles; sein Forscherblick dringt in alle Winkel. Sobald es den Sinn der Worte versteht, entgeht ihm nichts von den Gesprächen, die es hört. Wenn es sprechen kann, mischt es sich in alles und will alles wissen ¹⁾.

¹⁾ [„Unermüdlich fragt dann das Kind nach allem und jedem, dem Kleinsten wie dem Größten, nach dem, was es fassen kann, wie nach dem, was über die Fassungskraft der meisten, ja der ganzen Menschheit hinaus liegt; gerade wie es früher auf dem Arm seiner Wärterin ebenso unbefangen nach dem Monde langte, wie nach dem Finger der vorgehaltenen Hand.“ Löbisch, Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes, S. 121. U.]

Seine stets rege Neugier zeigt es nicht nur in dem beständigen Fragen. Beim Erwachsenen besteht ein Ergebnis des Wissensdranges in den Sammlungen; auch das Kind legt solche in seiner Weise an. Man lasse nur ein drei- oder vierjähriges Kind seine Taschen leeren; nichts ist spaßhafter als das Anskramen des Sammelsuriums von Gegenständen. Zum Teil hat es sie gesammelt, um sie sich anzueignen und darüber zu verfügen, zum Teil aber auch aus Neugier, um Gelegenheit zu haben, sie behaglich zu untersuchen, infolge einer gewissen angehenden Sammelwut¹⁾.

Eine Sache kennen heißt nicht nur, über ihre Eigenschaften Bescheid wissen, sondern auch — und ganz besonders — ihre Herkunft und ihren Zweck verstehen. In dieser zweiten Form bekundet sich die Neugier schon beim ganz kleinen Kinde, beispielsweise wenn es den Kopf wendet, um zu erfahren, woher ein Geräusch kommt; wenn es mit dem Blicke die Klingelschnur, die man ihm in die Hand gegeben hat, bis zur Befestigungsstelle an der Decke verfolgt. Mit ihrer ganzen Kraft zeigt sie sich aber erst, wenn es sprechen kann, in seinem ewigen Warum? und Weshalb?²⁾.

Wegen seiner unaufhörlichen Fragen würde das Kind überaus lästig werden und ein richtiger Plagegeist sein, wenn nicht der Neugier die Leichtgläubigkeit das Gleichgewicht hielte, wenn es nicht ebenso geneigt wäre, sich mit der ersten besten Antwort zufrieden zu geben, wie eine Frage zu stellen. Die angehende

¹⁾ „Die Tasche ist der ganz besondere Ort, wo es seine kleinen Schätze anhäuft: Holzstücke, Pflaumenkerne, Bleistiftstückchen, Nägel, Knöpfe u. s. w., auf den Gegenstand kommt es nicht an. Hier läßt sein gesamtes geistiges und körperliches Leben eine greifbare Spur seiner Gedanken und Handlungen zurück. Alle diese Kleinigkeiten sind eine Ursache der Freude und des Interesses gewesen. Jede derselben hat sein Leben einen Augenblick in Anspruch genommen und stellt einen Traum dar“ (G. Droz, *L'Enfant*, p. 217.) Es muß hinzugefügt werden, daß die Tasche das Abbild der Unbeständigkeit der kindlichen Neigungen ist. [„Erst allmählich entwickelt sich aus der Neugier die eigentliche Wissbegier mit ihrem unermüdlichen Warum? und Woher?, die in leisen Übergängen aus dem Gebiete des Spiels in das ernste Gebiet des Erkenntnisdranges hinüberleitet.“ Groos, *Die Spiele der Menschen*. U.]

²⁾ Es ist ungewiß, mit welchem Zeitpunkte das Kind zu fragen anfängt. Nach den Beobachtungen Preyers (Seele des Kindes, S. 346) trat das Fragen mit dem achtundzwanzigsten Monat auf. Pollock bemerkte die erste Frage im dreiundzwanzigsten Monat. [„Das wahre Alter der Wissbegierde, wenn Frage auf Frage mit wunderbarer Schnelligkeit losgelassen wird, scheint aber erst mit dem vierten Jahre einzutreten.“ Sully. U.]

Intelligenz giebt sich leicht zufrieden. Für sie ist alles Problem und Gegenstand des Fragens; aber zur Lösung ist alles recht. Beachten wir zunächst, daß sich viele Fragen des Kindes nur auf die Namen der Dinge richten. „Was ist das?“ soll oft nur bedeuten: „Wie heißt das?“ Nachdem einmal der Name des Gegenstandes dem Kinde bekannt ist, hält es inne und freut sich, sein kümmerliches Wörterbuch um ein neues Wort bereichert zu haben. Wenn es in etwas vorgerückterem Alter eine wirkliche Erklärung verlangt und, von den großen Gesetzen der Kausalität und Finalität geleitet, zu wissen begehrt, wozu ein Gegenstand dient und wie ein Ereignis eingetreten ist, so braucht man ihm oft nur an Stelle des einen Wortes ein andres zu geben, um es zufrieden zu stellen. Das allergewöhnlichste „Darum!“ genügt als Antwort auf das dringlichste „Warum?“; die wichtigsten Gründe erscheinen ihm ausreichend. Wie sich ein gefrässiger Appetit über die Beschaffenheit der dargebotenen Speisen keine Sorge macht, so bequemt sich auch die überaus lebhaft kindliche Neugier allen Rechtfertigungen und Aufklärungen an. Gerade weil es so leicht ist, die Naivetät des Kindesgeistes zu mißbrauchen, sie durch nicht ernst gemeinte Antworten irre zu leiten, und sie auf diese Weise zu allerlei Vorurteilen und abergläubischen Auffassungen zu führen, müssen es die Eltern mit der Wahl der Erklärungen, die sie den Kindern geben, sehr genau nehmen. Ein Kind zum eigenen Vergnügen täuschen heißt, an der kindlichen Unschuld ein Verbrechen begehen. Wenn eine ernsthafte Antwort auf seine unangebrachten und lästigen Fragen nicht möglich ist, so thut man besser, einfach zu sagen „Ich weiß es nicht“ oder auch „Das verstehst Du noch nicht“, als mit seiner Vertrauensseligkeit zu spielen, indem man ihm falsche und wertlose Dinge erzählt¹⁾.

Wenn sich die Neugier des Kindes wenig anspruchsvoll zeigt und betreffs der Erklärung der Thatsachen leicht zu befriedigen ist, so liegt der Grund nicht allein in seiner Unwissenheit und

¹⁾ Es ist nicht ohne Interesse, zu beobachten, daß die dem Kinde eigene Leichtigkeit, zu fragen, zum größten Teil in der Entwicklung seiner Neugier begründet ist. Man hat gefunden, daß sich beim taubstummen Kinde die Neugier nicht in demselben Grade entwickelt wie beim normalen, was gerade daher rührt, daß der Taubstumme nicht fragen kann. Es besteht ein Wechselverhältnis zwischen der innern Tendenz und der Möglichkeit, diese Tendenz zum Ausdruck zu bringen. [Über das „Fragealter“ siehe den vorzüglichen Abschnitt in Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch von Stimpff. S. 69 ff. U.]

der sich daraus ergebenden Leichtgläubigkeit, sondern in seinem noch unbeständigen Geistesleben. Das Kind verharret nie auf die Dauer bei ein und demselben Gegenstande; es wendet seine Aufmerksamkeit ebenso schnell von einem Dinge ab, wie es sie auf dasselbe richtet. Es vergißt seine eigene Frage, bevor man sie vollständig beantwortet hat. Wir haben mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß wir, um einer lästigen Frage, auf die wir nicht antworten konnten, zu entgehen, die Aufmerksamkeit unserer Kinder einfach auf andere Gegenstände zu lenken brauchten. Auch Sully weist darauf hin, indem er sagt: „Das Gefühl der Unwissenheit ist noch nicht vollständig entwickelt, und das Verlangen nach Wissen wird noch nicht durch einen hinreichenden Vorrat von früher erworbenen Kenntnissen über einzelne Gegenstände unterstützt. Daraus ergibt sich die weitere Erfahrung der Eltern, daß der jugendliche Forscher oft seine Fragen vergessen hat, ehe ihm Antwort gegeben wird, weil er mittlerweile zu neuen Forschungsgebieten fortgeschritten ist“¹⁾. Wie man sieht, handelt es sich in diesem Falle viel mehr um geistige Unbeständigkeit als um wirkliche Neugier, sofern man unter letzterer den Wissenstrieb versteht, der erst zur Ruhe kommt, wenn er die gesuchte Erklärung gefunden hat.

Bei dem unaufhörlichen Geplauder des kleinen Fragestellers muß man sich mit seinem Geschwätz abfinden. Das Kind fragt einfach, um zu sprechen und seine rednerischen Talente zu bekunden, gleich dem Vogel, der da singt und zwitschert. Wie Bain bemerkt, giebt es auch eine Neugier im schlechten Sinne, welche nur aus der Selbstsucht hervorgeht, aus dem Verlangen zu stören, sich bemerklich zu machen und sich bedienen zu lassen. Die Fragen des Kindes rühren in der That bisweilen von dem Bedürfnisse her, bemerkt zu werden und in der Umgebung zur Geltung zu kommen, bisweilen auch von irgend welchem ausgelassenen und neckischen Wesen, wobei das uninteressierte Streben nach Wissen keine Rolle spielt.

In gleichem Maße ist der Wissensdrang ein Hauptgrund der kindlichen Neugier, sei es, daß sie sich durch eigene Untersuchungen oder durch Fragen bekundet. Das Kind empfindet

¹⁾ Sully, Handbuch der Psychologie für Lehrer. Deutsch von Stimpfl. Leipzig 1898, S. 363.

mehr oder weniger seine Unwissenheit; auf jeden Fall ist es unwissend und strebt naturgemäß darnach, die Lücken seines Wissens immer mehr auszufüllen. In der Gesellschaft der Erwachsenen ist der oft unausstehliche Fragesteller vor allem ein Neugieriger; aber er ist auch sozusagen ein Schwachkopf, da er nicht selbständig denkt und sich daher auf das Nachdenken und die Kenntnisse, anderer verlassen muß. In seiner Hilflosigkeit macht sich das Kind das Wissen der Eltern und Lehrer zu nutze.

Die Neugier ist also das große Hilfsmittel der geistigen Erziehung. Sie ermöglicht sowohl die Übermittlung der Kenntnisse als auch die Vererbung des Wissens von Geschlecht zu Geschlecht; weiter regt sie das Kind zu eigenen Untersuchungen und Beobachtungen an. In den auf Neugier beruhenden Beschäftigungen ist nicht alles unbedeutend oder wertlos. Gerade weil der Geist des Kindes noch nicht in die feste Bahn der Gewohnheiten geleitet ist, in die er erst durch die übliche Erziehung gelangt, sind seine unerwarteten Fragen derart, daß sie manchmal dem Erwachsenen zu denken geben. „Ich meine, sagt Locke, man könne aus den unerwarteten Fragen eines Kindes mehr lernen als aus den Gesprächen von Männern, welche auf der Straße mit einander reden je nach den Begriffen, die sie erborgt haben, und den Vorurteilen ihrer Erziehung“ ¹⁾.

Die Neugier spielt aber nicht nur hinsichtlich des Unterrichts und der Geistesbildung eine große Rolle; sondern sie ist auch ein wichtiges Hilfsmittel der Willensbildung, wie der Arzt und Psycholog Sikorski sehr richtig hervorhebt. „Der Zeitpunkt, sagt er, wo das Kind seine Thätigkeit auf die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses und des Beobachtungs- und Wissensdranges verteilt, ist in pädagogischer Beziehung von der höchsten Bedeutung. Zwischen den beiden Seiten unserer Natur entsteht gleichsam ein Kampf, und der geistige Instinkt drängt die Betätigung des physischen Hungers in den Hintergrund. Wenn man für reichliche Beschäftigung des Kindes sorgt und ihm viele Eindrücke vermittelt, die seine Aufmerksamkeit fesseln, so tritt der Hunger nicht so zeitig ein wie gewöhnlich; freilich bricht er später dafür um so gewaltsamer hervor und wird oft sogar von Thränen begleitet ²⁾. Auf Grund dieser Beobachtung empfiehlt

¹⁾ Locke, Gedanken über Erziehung. Deutsch von Sallwürk. S. 130.

²⁾ *Revue philosophique*, 1885, t. XIX, p. 54.

Sikorski die praktischen Übungen, die er selbst versuchsweise angestellt hat, um seine Kinder den Hunger beherrschen zu lehren. „Alle Morgen, sagte er, wurde die Milch auf einer Spiritusmaschine gekocht, und zwar aus pädagogischer Erwägung in Gegenwart des Kindes. Der Vorgang des Kochens und der darauf folgenden Abkühlung, welcher fünfzehn bis zwanzig Minuten dauerte, bildete für das Kind eine lehrreiche Unterhaltung und gewöhnte es daran, das Hungergefühl zu unterdrücken. Die Kinder, denen man die vollständig zubereitete Milch bringt, wissen nicht, wie diese Zubereitung vor sich geht, und verlangen, sobald sie erwacht sind, ungestüm, daß man ihnen das Frühstück bringe.“ Es scheint mir, als ob Sikorski hierbei die erzwungene Aufmerksamkeit etwas überschätze. Ich weiß nicht, ob alle Kinder so geduldig sind, wie die seinigen, und die aufgezwungene Wartezeit ohne Erregung aushalten können. Gleichwohl sind die Beobachtungen des russischen Psychologen interessant und beweisen, daß man bis zu einem gewissen Maße die Aufmerksamkeit fesseln kann, wenn man die Neugier wachruft und so das Kind gewöhnt, sein Begehren zu beherrschen, d. h. bereits seinen Willen zu bethätigen.

Zehntes Kapitel.

Urteilen und Schließen.

I. Das Urteilen des Kindes vor dem Sprechenlernen. — Urteile, die nur in Assoziationen gleicher oder verschiedener Erinnerungen bestehen. — Urteile, die eine Vergleichung von zwei Zuständen voraussetzen. — Die durch Handlungen ausgedrückten Urteile des Kindes werden durch die Sensibilität und besonders durch die Bedürfnisse hervorgerufen. — Jede deutliche Wahrnehmung ist ein Urteil. — Fähigkeit des Kindes, spontan oder infolge der Eingebung Ideenassoziationen herzustellen. — Die ersten Äußerungen des Schließens. — Induktion hinsichtlich der Mittel zum Zweck. — Aufsuchen der Ursache. — — II. Das Urteilen während des Sprechenlernens und nach demselben. — Sehr deutliche Urteile, die durch unvollständige Sätze ausgedrückt werden. — Mangel an Wortvorrat, dem Mangel an Analyse entsprechend. — Existenzurteile. — Beziehungsurteile. — Die ersten Urteile sind individueller Natur. — Negative Urteile. — — III. Übergang vom Urteilen zum Schließen. — Folgerung einer Thatsache aus einer andern. — Verschiedene Grade der Induktion. — Schließen aus Analogie. — Das Kind erhebt sich in seinen Schlüssen nicht zu allgemeinen Sätzen. — Die Vorstellung der Ursache. — Die Aufgabe der Erziehung in der Entwicklung der Vorstellung der Ursache. — Das „Warum“ des Kindes. — Die Vorstellung des Zweckes. — Die Anfänge der Vernunft. — Raum und Zeit. — — IV. Die Schwächen der kindlichen Intelligenz. — Die anscheinende Naivetät ist recht oft nur Unbeholfenheit im Gebrauch der Sprache. — Ursachen der intellektuellen Schwäche des Kindes: Unwissenheit, Unklarheit der Ideen, oberflächliche Assoziationen. — Veränderlichkeit der Eindrücke. — Überstürzung des Urteilens. —

I.

In der Entwicklung des Urteilens und Schließens giebt es zwei deutlich unterschiedene Perioden. Die erste ist die, bevor das Kind sprechen kann; die zweite beginnt mit dem Zeitpunkte, wo es den Sinn der Worte versteht und sich derselben zu bedienen anfängt. Beide Perioden aber haben das Gemeinsame, daß die sich entwickelnden Fähigkeiten des Urteilens und Schließens

noch nicht auf Nachdenken beruhen; sie bethätigen sich mit einer natürlichen Spontaneität. Das Urteilen und Schließen des Kindes ist fast stets unüberlegt. Man merkt dabei kein Bemühen, und hierin liegt gleichzeitig die Schwäche und das Reizvolle der ersten Denkversuche. Zweifellos ist es die Sprache, durch welche die Intelligenz frei, und das Denken deutlich wird; gleichwohl ist der Gebrauch des Wortes für den Beginn des Urteilens und Schließens nicht notwendig, und wenn man das Denken beim Erwachsenen so ziemlich als innere Sprache bezeichnen kann — bei der die Worte infolge der Gewohnheit zu Werkzeugen der geistigen Arbeit geworden sind — so geht es beim Kinde sicher der Erwerbung der Sprache voraus und macht sie erst möglich.

Die meisten Handlungen, Bewegungen und Gebärden des ganz kleinen Kindes legen Zeugnis davon ab, daß es schon in seiner Weise urteilt. Es lächelt seiner Mutter zu; es erkennt sie wieder. Hierin liegen die wesentlichsten Elemente des Urteils: die Vorstellung einer Person, die Erinnerung, sie schon gesehen zu haben, d. h. der Beginn der Ideen, und ferner die Gewißheit, daß diese Person gegenwärtig ist, daß man dies weiß, und daß man sie nicht mit einer andern verwechselt. Wenn das Kind ins Freie getragen oder geführt werden soll, so macht es die Bewegung nach der Thür; es urteilt, daß man da hinausgehen muß. Wenn es vor einem Fremden erschrickt, so duckt es sich an die Brust der Wärterin; es hat also ein Bewußtsein davon, daß eine unbekannte Person zum erstenmal vor ihm erscheint. Es weist eine Speise zurück und begehrt lebhaft nach einer andern, ein Beweis, daß es sie unterscheidet. Es hält sich vom Feuer fern, weil es weiß, daß Feuer brennt, oder weil es sich doch wenigstens erinnert, daß es sich am Feuer einmal verbrannt hat. So durchblitzen eine Menge Urteile das Gehirn des Kindes. Es bemerkt das Verschwinden seiner Wärterin und seiner Eltern; es verlangt nach ihnen unter lautem Geschrei; es begrüßt ihr Wiedererscheinen mit lebhafter Freude. Es weiß sehr gut, wenn von seinen Spielsachen etwas fehlt. Preyer erwähnt ein zehn Monate altes Kind, dem man von seinen neun Kegeln nicht einen einzigen wegnehmen konnte, ohne daß es dies bemerkte. Dasselbe Kind wußte mit achtzehn Monaten sehr gut, ob eins von seinen zehn Tieren aus Holz fehlte oder nicht.

In den Beispielen, die wir soeben aufgezählt haben, lassen

sich mehrere deutlich unterschiedene Stufen der geistigen Entwicklung erkennen. Im ersten Falle handelt es sich nur um eine Assoziation identischer Erinnerungen. Das Kind hat das Gesicht seines Vaters, seiner Mutter gesehen. „Diese Gesichter als weißse und rosige Flecken mit zwei leuchtenden Augen“, wie Helmholtz sagt, bilden ein leicht wieder zu erkennendes Gesamtbild. Das Kind sieht es jeden Tag aufs neue. Ähnliche Bilder folgen und erinnern aneinander. Es handelt sich hier nur um eine Assoziation von Gesichtsbildern, die das Gedächtnis festgehalten hat, und die sich zu ganz empfindlichen Vorstellungen gruppiert haben. In anderen Fällen handelt es sich auch um Assoziationen von Erinnerungen, aber von solchen, die verschieden sind. Indem das Kind bekannte Bilder wiedersieht, z. B. die Zimmerthür oder die Kerzenflamme, erinnert es sich der Vorgänge, welche bei frühern Wahrnehmungen das Auftreten dieser Gesichtseindrücke begleitet haben, wie des Spazierganges oder des Verbrennens. In einer Art spontaner Induktion erwartet es, daß sich diese Vorgänge erneuern¹⁾. In den zuletzt angeführten Beispielen endlich liegt noch etwas mehr vor, nämlich bei der Abwesenheit des Gegenstandes oder der Person das Gefühl, daß der betreffende Gegenstand oder die betreffende Person dem Kinde fehlt. Es handelt sich um die durch das Bedürfnis ihrer Gegenwart hervorgerufene Feststellung ihrer Abwesenheit, um eine wirkliche Vergleichung zwischen dem frühern und dem gegenwärtigen Zustande mit dem lebhaften Verlangen, daß sich der frühere Zustand erneuere.

In diesen Erinnerungsassoziationen, welche die Prinzipien des Urteilens beim Kind sind und so zahlreiche Formen annehmen können, werden die geistigen Erscheinungen am häufigsten durch die Bedürfnisse und Neigungen erregt. Das Kind wird nach und nach intelligent, nur weil es bereits sensibel ist, weil es Neigungen, Zuneigungen und kleine Leidenschaften besitzt. Der Erwachsene vermag bis zu einem gewissen Grade durch das Denken allein zu handeln; aber beim Kinde ist diese abstrakte Arbeit der bloßen Intelligenz nicht vorhanden. Bei ihm wird die Intelligenz fast

¹⁾ In seinem Buche „Die geistige Entwicklung im Tierreich“ (S. 153 der deutschen Ausgabe) definiert Romanes diese Art des Urteilens ganz richtig, indem er sagt, daß dabei eine Ideenassoziation stattfindet dergestalt, daß die Gegenwart einer Wahrnehmung die induktive Kenntnis eines Komplements dieser Wahrnehmung oder die Vorwegnahme eines künftigen Vorganges wachruft.

stets durch das Gemüt erregt. Jede Erinnerung steht bei ihm sozusagen unter der Hut eines Bedürfnisses, einer Sympathie oder einer Zuneigung. Da das Nahrungsbedürfnis und die Vorliebe für Leckereien beim Kinde eine so grofse Rolle spielen, so braucht man sich nicht zu wundern, dafs sich seine Intelligenz anfänglich nur in den Handlungen entwickelt, die sich auf die Ernährung beziehen. Preyer giebt hierfür einige recht merkwürdige Beispiele. So erzählt er von seinem sechs Monate alten Kinde: „Wenn der Säugling an der Brust ein geringes Zuströmen der Milch spürte, dann pflegte er seine Hände so an dieselbe fest anzulegen, als wenn er durch Drücken die Milch auspressen wollte, weil einmal zufällig die Erfahrung gemacht wurde, dafs nach demselben das Saugen leichter von statten ging. Im sechszehnten Monate sah mein Knabe ein verschlossenes Kästchen, aus welchem er tags zuvor einen Kuchen erhalten hatte. Sofort machte er mit den Händen die Bittbewegung, konnte aber noch kein Wort sprechen. Im einundzwanzigsten Monat nahm ich aus der Tasche eines Rockes, der neben vielen andern im Wandschranke hing, einen Zwieback und gab ihn dem Kinde. Als es ihn verspeist hatte, ging es allein geradeswegs an den Schrank und suchte an dem richtigen Rocke nach einem zweiten Zwieback ¹⁾.“

Wenn die Intelligenz des Kindes in den ersten Monaten ihre beginnende Thätigkeit nicht häufiger bekundet, so rührt dies daher, dafs eine sorgfältige Pflege, die auf das kleinste achtet, jede Mühe und jedes Suchen unnötig macht, dafs seinem Verlangen zuvorgekommen wird, dafs es oft Befriedigung erfährt, ehe es Zeit gehabt hat, sich zu äufsern. Wenn sich das Kind öfter selbst überlassen bliebe, und wenn seine sehr grofse Schwäche den Eltern nicht die Pflicht auferlegte, es vor jeder Anstrengung zu bewahren, so würde es sich trotz dieser Schwäche unter dem Zwange der Notwendigkeit viel früher intelligent, erfinderisch und geschickt zeigen.

Es ist übrigens gewifs, dafs das Kind aufser den Urteilen, von denen wir Beispiele gegeben haben, und die mehr oder weniger eine bewufste oder unbewufste Vergleichung von mehreren Erinnerungen, von mehreren aufeinander folgenden Wahrnehmungen voraussetzen, nur noch dadurch urteilt, dafs es wahrnimmt,

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 235.

nimmt, daß es seine Sinne übt. Jede deutliche Wahrnehmung ist ein Urteil. Sobald das Bewußtsein einen Gegenstand deutlich erkennt, urteilt, unterscheidet, „diskriminiert“ es, wie die englischen Psychologen sagen; es sagt sich, daß ein Gegenstand das sei, was er ist, daß er nicht irgend ein anderer sei; es wendet bereits das logische Gesetz der Identität an. „Der erste Lichtstrahl, der in das Auge des Kindes dringt, und der erste Milchtropfen, der seine Zunge berührt, sagt Rivarol, bilden das erste Urteil, da es weiß, daß das eine nicht das andre ist.“

Wenn man die Intelligenz der Kinder behandelt, die noch nicht sprechen können, so drängt sich der Vergleich mit den Tieren auf. Das Tier bleibt thatsächlich sein Leben lang das, was das Kind nur während einiger Monate ist, nämlich ein verhältnismäßig intelligentes Wesen, das nicht sprechen kann. Beim jungen Hunde lassen sich leicht Urteile oder angewandte Induktionen wiederfinden, die eine gewisse Analogie mit den intelligenten Handlungen des Kindes haben. Der Hund lernt sehr bald an der Thür kratzen, damit sie geöffnet werde, oder er schließt leicht, daß das Frühstück aufgetragen wird, weil er die Tischglocke als das tägliche Zeichen hierfür vernommen hat. Dennoch giebt es sogleich merkbare Unterschiede zwischen dem geistigen Zustande des Kindes, das bestimmt ist, ein Mensch zu werden, und demjenigen des Tieres, das stets auf denselben Kreis der Thätigkeit beschränkt, in die engen Grenzen einer mehr instinkt- als vernunftmäßigen Intelligenz eingeschlossen bleibt. Nach Darwin würde der Unterschied hauptsächlich in der größern Gelehrigkeit des Kindes bestehen. „In der Leichtigkeit, mit welcher die einer Anleitung verdankten und andere, selbständig entsprungene Ideenassoziationen erworben wurden, schien mir der bei weitem am stärksten ausgeprägte Unterschied zwischen der Kindesseele und der des klügsten erwachsenen Hundes zu liegen. Welchen Gegensatz bietet die Seele eines Säuglings gegenüber der des von Professor Möbius beschriebenen Hechtes, der alle drei Minuten lang bis zur Erschöpfung gegen eine Glaswand schloß, die ihn von einigen Elritzen schied!“¹⁾ Die größere Leichtigkeit in der Bildung von spontanen oder eingegebenen Ideenassoziationen ist in der That einer der Gründe, welche den Fortschritt der menschlichen Intelli-

¹⁾ [Darwin, Beobachtungen u. s. w. Kleinere Schriften II, 142. U.]

genz erklären. Das Kind läßt sich schnell unterrichten, sei es durch die Ergebnisse seiner eigenen Erfahrung, sei es durch die Anleitung, die man ihm giebt, — und zwar ehe das Nachdenken eingreift. Man kann sagen, daß die Bildung des Urteils nur die unmittelbare Folge einer großen Zahl von gesammelten und im Gedächtnis festgehaltenen Beobachtungen ist.

In einigen der einfachsten Urteile, die wir oben angeführt haben, erscheint bereits eine gewisse induktive Kraft, das Schließen aus einer gegenwärtigen Wahrnehmung auf diejenige, welche gewöhnlich darauf folgt, das Schließen aus einem angewandten Mittel auf die Wirkung, die es hervorbringen wird. Man kann aber beim Kind sogar, bevor es zu sprechen vermag, Spuren von verwickelterem Schließen wahrnehmen. Hier einige Beispiele. Darwin sagt von seinem Sohne: „Meinen Finger packte er und wollte ihn in den Mund nehmen; seine eigene Hand hinderte ihn aber daran; als er jedoch am hundertvierzehnten Tage auf diese Weise verfuhr, glitt er mit seiner Hand herab, so daß er meine Fingerspitze in den Mund bekommen konnte. Dieses Verfahren wiederholte er mehrmals, und offenbar war es nicht Zufall, sondern vernünftige Absicht¹⁾. Sobald man demselben Kinde im fünften Monat²⁾ den Hut aufsetzte und den Mantel anzog, wurde es unruhig und verdrießlich, wenn man es nicht sofort ins Freie brachte. Es hatte sich in ihm eine Assoziation zwischen der Idee des Anziehens und der Idee des Spazierengehens gebildet, und mittelst einer wirklichen Induktion schloß es, daß die Zeit des Ausgehens gekommen sei, wenn man ihm die entsprechenden Kleidungsstücke anlegte.“ — „Als ich am einundachtzigsten Tage, sagt Preyer, etwa einen Meter von dem Kinde entfernt, durch Reiben mit dem nassen Finger einem Trinkglase hohe Töne entlockte, wendete es sogleich seinen Kopf, traf aber mit seinem Blicke nicht gleich die Richtung, suchte sie, und als sie gefunden war, hielt es sie fest³⁾.“

Gleicher Art sind folgende Beobachtungen: „Im zwölften Monat pflegte das Kind jeden Morgen das geräuschvolle Auflegen

¹⁾ [Darwin, Beobachtungen u. s. w. Kl. Schr. II, 137. U.]

²⁾ „In dem zweiten Viertel des ersten Jahres, sagt Sikorski, erscheinen die ersten Keime des Bewußtseins und jenes Vorganges, den man Schließen nennt.“ *Revue philosophique* 1885, p. 406.

³⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 29.

von Kohlen in den Ofen A zu beobachten. Am dreihundert-dreiundsechzigsten Tage geschah dasselbe im Nebenzimmer mit dem Ofen B. Sofort sah das Kind nach der Richtung des Schalles. Da es jedoch nichts entdeckte, drehte es den Kopf fast um 180° und betrachtete fragend den Ofen A, der schon früher versorgt worden war. Hierdurch ist gleichfalls die logische Thätigkeit in ihrer Anwendung auf Schallwahrnehmungen bewiesen¹⁾.“ Aus denselben Gründen wandte sich Doddy, als er im sechsten Monat das Bild seines nachdenklichen Vaters lächelnd im Spiegel betrachtete, plötzlich nach demselben um, als er das Gesicht verzog.

Man könnte die Zahl dieser Beispiele vergrößern. Mit sechs Monaten zeigte sich Marcel gegenüber einem chinesischen Schattenspiel, das mittelst Fingerbewegungen auf einer weißen Wand dargestellt wurde, sehr aufmerksam. Er verfolgte die Gestalten mit den Augen und wandte sich häufig nach der Hand seines Vaters um²⁾.

Ist das die bloße Beweglichkeit des Auges und des Blickes? Ist es nicht vielmehr schon das Bedürfnis, sich das zu erklären und auf seine Ursache zurückzuführen, was beobachtet wird? Als man demselben Kinde in fast dem gleichen Alter das Ende einer Klingelschnur in die Hände gab, verfolgte es dieselbe mit dem Blicke bis zur Decke, indem es sich bemühte, den Kopf zu heben. Ist das nur ein Blick, der sich fortsetzt? Kommt hier nicht vielmehr ein Gedanke zum Vorschein, der Gedanke nämlich, den Ursprung dessen zu suchen, was man sieht? Mit zwölf, vierzehn Monaten besteht kein Zweifel mehr, daß das Kind in deutlich wahrnehmbarer Weise schließt. Als Marcel fünfzehn Monate alt war und schon gehen konnte, spielte er im Speisezimmer mit einem Ball. Auf einmal zeigte er das Verlangen, zu der geschlossenen Thür zu gehen, und schien sein Spielzeug vergessen zu haben. Ich klagte schon über das unbeständige Wesen. Weit gefehlt! Das Kind wandte sich thatsächlich zur Thür, aber um sie zu öffnen, alsdann zum Balle zurückzukehren und ihn mit dem Fuße durch die offene Thür zu stoßen. Ohne Zweifel handelt es sich in diesem Beispiele wie in andern, die sich noch anführen ließen, weder um abstrakte

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes.

²⁾ „Einige Tage über neun Monate, merkte mein Sohn selbständig, dass er eine Hand oder einen andern Gegenstand, der seinen Schatten auf die gegenüberliegende Wand warf, hinter sich suchen mußte. Darwin, Kl. Schr. II, 142.

Beweggründe, noch um allgemeine Ideen; es handelt sich nur um Sinnesvorstellungen und besondere Thatsachen. Aber was kommt auf die Natur des Materials beim Schließen an? Die logische Kraft in demselben ist gleichwohl schon vorhanden.

II.

Die Vernunft ist die Arbeiterin, die Sprache das Werkzeug. Die Arbeiterin vervollkommt sich nur, weil sich das Werkzeug ausbildet. Zwischen der Verrichtung und dem Organ besteht eine solche Abhängigkeit und ein so inniges Wechselverhältnis, daß einerseits die Sprache ohne das Mindestmaß des Denkens, welches sich beim Kinde spontan entwickelt, nicht entstehen könnte, und daß andererseits die Vernunft die höchste Entwicklungsstufe nicht erreichen würde, wenn ihr die Sprache nicht dabei zu Hilfe käme.

Wenn das Kind zu sprechen anfängt, darf man von ihm nicht sofort einen genauen und scharfen Ausdruck seines Denkens verlangen. Sein Urteil ist sehr deutlich und entschieden; da aber die Sprache nicht ausreicht, gelangt es nicht zu einem vollständigen, mit allen grammatischen Bestandteilen versehenen Satze. So unterdrückt das Kind gewöhnlich das Zeitwort *sein*, das Wörtchen *ist*, welches das Zeichen der Behauptung, die logische Kopula zweier assoziierten Ideen bildet. Das Verbum des Seins ist so recht das abstrakte Zeitwort, und das Kind, welches sich der Abstraktionen nur mühsam bedienen kann, zieht ihm gern diejenigen Verben vor, welche in gewissem Sinne konkreter Natur sind. Die Taubstummen machen es ebenso; sie erfinden beispielsweise das Zeitwort *méchanter* [„bösen“] und sagen *Paul méchant* [Paul „böst“] statt *Paul est méchant* [Paul ist böse (unartig)]. Damit wiederholt die Sprache des Kindes auch die Eigentümlichkeiten der Stammsprachen, die in ihrer synthetischen Tendenz das Zeitwort des Seins nicht beachten oder vernachlässigen. In andern Fällen begnügt sich die Sprache des Kindes in ihren ursprünglichen Redensarten damit, dem Subjekt ein Attribut einfach nachzustellen: *Paul sage* [Paul artig], *Paul vilain* [Paul garstig], oder sie macht einen übeln Gebrauch vom Infinitiv: *Paul plus pleurer*, *Paul plus desobéir* [Paul nicht mehr weinen, Paul nicht mehr ungehorsam sein].

Woher rührt es, daß das Kind so ungeschickt oder unfähig

ist, sich der logischen Kopula, des einsilbigen Wortes *ist* zu bedienen, das sich doch so leicht aussprechen läßt? Maillet will den Grund darin sehen, daß die Persönlichkeit des Kindes noch sehr wenig entwickelt ist, und daß es demgemäß zögere, das Wort in seinen Behauptungen zu verwenden, wie es der Erwachsene thut. Derselbe Schriftsteller bemerkt weiter: „Die Erfahrungen des Kindes sind noch nicht so zahlreich, daß sie ihm Vertrauen geben könnten. Selbst beim Behaupten scheint es noch fortzufahren, sich zu unterrichten und zu fragen.“ Das ist nach unserer Ansicht eine durchaus falsche Psychologie; das Gegenteil ist richtig. Gerade weil das Kind noch wenig Erfahrung besitzt, fallen seine Urteile sehr bestimmt aus. Man weiß übrigens, daß ein gewagtes und anmaßendes Urteil gewöhnlich mit der Unwissenheit zusammenfällt. Die beschränktesten Köpfe zeigen sich in ihren Behauptungen am sichersten und unfehlbarsten. Zweifel und Unschlüssigkeit gehen nur aus Ideenreichtum hervor. Das Kind aber drückt seine Urteile im Ernste mit vollkommener Sicherheit und umfassender Überzeugung aus, z. B. *Bébé, gentil! Petite soeur, vilaine* [Kindchen hübsch! Schwesterchen garstig!].

Nein, wenn die Sätze der Kinder so unvollständig sind, so liegt das nicht in dem Mangel an Kraft zur Bejahung oder Verneinung, sondern zunächst an der sprachlichen Unerfahrenheit, die allen gemein ist, deren Ausbildung hinsichtlich der Sprache aus irgendwelchem Grunde zu wünschen übrig läßt. Das „sprechen wie ein Neger“, das dem „sprechen wie ein kleines Kind“ oft so ähnlich ist, beweist dies. So rührt auch der Widerwille der Taubstummen, das Zeitwort *sein* anzuwenden, nur von ihrer Ungeschicklichkeit, sich desselben zu bedienen, her. Indem sie das Verbum des Seins mit dem konkreten Verbum häufen, schreiben sie z. B.: *Je suis mange du pain* [Ich bin esse Brot]; *Paul est marche* [Paul ist geht]. Der wesentlichste Grund aber ist, daß das Kind die verschiedenen Teile jedes Urteils noch nicht unterscheiden, daselbe noch nicht in seine drei Elemente zerlegen kann. Jede seiner Bejahungen ist ein Ganzes, ein Block, der nicht zerlegt wird. Man darf sogar annehmen, daß es in den kleinen Redensarten, in welchen es sein Denken übt, die verschiedenen Wörter, aus denen sie sich zusammensetzen, nicht von einander trennt. Es gleicht dem von Bréal erwähnten Ausländer, der sagte: „Ich suche in den französischen Wörterbüchern vergeblich ein Wort,

das doch in Paris bei jeder Gelegenheit gebraucht wird, nämlich das Wort *Ça y est*“.

Verlangen wir von dem noch stammelnden Kinde nicht Richtigkeit der Sprache und Genauigkeit in der äussern Form. Es ist schon viel, daß es in so kurzer Zeit, gleichviel in welcher Weise, durch alle Unrichtigkeiten und Kühnheiten einer Sprache hindurch, die es teilweise selbst erfindet, dahin gelangt, die ersten Behauptungen seines Urteils auszudrücken. Von diesem frühzeitigen Bedürfnisse des Urteilens, das gegen alle sprachlichen Hindernisse ankämpft und sie überwindet, giebt Taine ein treffendes Beispiel: „Ein acht Monate altes Mädchen lachte herzlich, wenn die Mutter und die Wärterin hinter einem Sessel oder einer Thür Versteckspiel trieben und „Kuckuck!“ riefen. Ferner: Wenn die Suppe zu heiss war, wenn es dem Feuer nahe kam, wenn es die Hände nach der Kerze ausstreckte, wenn man ihm im Garten den Hut aufsetzte, weil die Sonne heiss schien, sagte man zu ihm: *Ça brûle* [Es ist heiss, es brennt]. Das sind zwei wichtige Wörter, die zwei für das Kind sehr wichtige Dinge bezeichnen, seine stärkste Schmerzempfindung und seine stärkste Lustempfindung. Als es sich eines Tages auf der Terrasse befand und sah, wie die Sonne hinter dem Hügel verschwand, sagte es: „*A bule coucou*“ [Es brennt Kuckuck]. Hier haben wir ein vollständiges Urteil¹⁾.“ Das Kind wird in seine Aussage nichts weiter einmischen, sobald es sagen kann: Die Sonne geht unter. Noch zwei Beispiele: Ein kleines Mädchen, das sich über den Arzt und seine unangenehmen Anordnungen beklagte, sagte: „Doktor, böses Mädchen!“ Ein anderes Kind bezeichnete einen grossen oder kleinen Baum mit „Baum Kind“ oder „Baum Papa“.

Bekanntlich setzt jedes Urteil die Vereinigung von zwei Ideen oder vielmehr, um genauer mit Kant zu reden, das Subsummieren d. h. das Unterordnen der einen Idee unter eine andere voraus. Selbst die intuitiven Urteile, d. h. diejenigen, die nicht aus einer Vergleichung hervorgehen, sondern unmittelbar der Wahrnehmung entstammen oder, besser gesagt, gleichzeitig mit ihr eintreten, sind Existenzurteile, d. h. in diesem Falle, der Geist bringt die Gegenstände und Eigenschaften, die er unterscheidet, ohne sich dessen bewußt zu sein, in die allgemeinste Kategorie, nämlich in

¹⁾ Taine, *De l'Intelligence*, t. I, p. 48.

die Kategorie des Seins. Nur die abstrakte Reflexion des Psychologen macht diese logische Thätigkeit dem Bewußtsein klar. Muß noch besonders hervorgehoben werden, daß sich das Kind davon keine Rechenschaft giebt, da selbst der Erwachsene diese Analyse bei den meisten geistigen Vorgängen nicht vollzieht? Das Urteil ist sogar beim Erwachsenen und erst recht beim Kinde ein unwiderstehlicher Antrieb, der spontan aus der Wahrnehmung der Gegenstände oder deren Beziehung entspringt.

Das Existenzurteil, d. h. die Wahrnehmung, welche Unterscheidung und Annahme wird, bedarf sicher nicht irgendwelcher Mitwirkung der Sprache. Ganz anders ist es mit bei den Beziehungsurteilen, bei denen sich eine besondere und eine allgemeine Idee oder auch zwei allgemeine Ideen assoziieren¹⁾. Sobald die Verallgemeinerung auftritt, sind die Worte nützlich, wenn nicht notwendig, um den Ideen zur Unterstützung zu dienen. Daher zeigt sich das Beziehungsurteil beim Kinde erst dann in wahrhafter Weise, wenn dasselbe zu sprechen beginnt; bis dahin bleibt es fast völlig auf das Existenzurteil beschränkt.

Man muß sich übrigens hüten, den Fortschritt im Urteilen allein der Sprache zuzuschreiben, denn er rührt zum großen Teil auch von der Beobachtung her und von der Thatsache, daß der Geist eine um so größere Zahl von Wahrnehmungen sammelt, je mehr er sich für die Dinge interessiert. Gegen das Ende des zweiten Jahres hört man die Kinder in ihrer Sprache Urteile ausdrücken, wie: *Ma soeur méchante* („Meine Schwester böst“), — „*Dick gros oua-oua*“, (Dick großer Wauwau), Hübsch Haus — *Y a pu*, d. h. soll heißen, daß nichts mehr da ist (*Il n'y a plus*), wenn die Milchtasse leer ist. Bei allen diesen Beispielen bemerkt man, daß der Gegenstand individueller Natur ist. Erst etwas später vermag das Kind Urteile über Klassen von Gegenständen auszusprechen, indem es beispielsweise sagt: „Unartige Kinder spielen mit Dreck.“ „Artige Kinder stecken nicht den Finger in die Nase.“

¹⁾ Wir verstehen nicht recht, was gewisse Psychologen meinen, wenn sie von Urteilen reden, die keine allgemeinen Begriffe einschließen sollen, und dafür Beispiele von Redensarten geben wie „Peter ist kleiner als Paul.“ „Hier, sagen sie, haben wir ein Urteil, das keine Begriffe einschließt.“ Die Idee des „kleiner“ ist aber doch ein Begriff, eine allgemeine Idee. Mailliet, Psychologie ect., p. 589.

„Die ersten ausdrücklichen Urteile, sagt Sully, beziehen sich auf individuelle Gegenstände.“ Er führt hierfür Beispiele an, die beweisen, daß dem Kinde zum Ausdruck seines Denkens ein einziges Wort genügt¹⁾. Wenn ein achtzehn Monate altes Kind beim Anblick eines Hundes „Wauwau“, beim Fallen eines Spielzeuges *dow* (für *down* = herunter), beim Essen *ot* (für *hot* = heiß) sagt, so ist das so gut, als ob es sagte: Das ist ein Hund — Mein Spielzeug ist heruntergefallen — Die Milch ist heiß! Ein wenig später wird der sprachliche Ausdruck länger. Das von Sully beobachtete Kind assoziierte mit neunzehn Monaten bereits zwei Worte und sagte *düt ki* (für *sister is crying*, Schwester weint). Nach einiger Zeit ging es zu drei und mehr Wörtern über: *ka in milk* (Es ist etwas Schlechtes in der Milch); *düt dow ga* (Meine Schwester ist auf dem Rasen).

Man hat behauptet, daß das Kind in diesen ersten Äußerungen durch eine Art natürlicher und normaler Inversion das Attribut stets vor das Subjekt stelle, daß es stets sage: Hübsch, Blume; hübsch Berg; garstig, Kätzchen; häßlich, Hund²⁾. Wir selbst haben das als ein allgemeines Gesetz, als eine feststehende Gewohnheit in der Kindersprache nicht finden können, und es scheint mit den Beobachtungen an englischen Kindern, die sich gegen die grammatischen Regeln ihrer Sprache vergehen, indem sie das Adjektiv dem Substantiv nachstellen, im Widerspruch zu stehen. Ohne Zweifel verhält es sich mit dem Sprechen des Kindes nicht so, wie mit der regelrechten [französischen] Sprache, in der man, wie Fénelon sagt, stets einen substantivischen Nominativ kommen sieht, der sein Adjektiv gleichsam an der Hand führt. Das Kind ist in seiner Haltung freier und kehrt die logische Ordnung oft um. Es bequemt sich ihr aber auch an, und seine Rede nimmt diese oder jene Wendung, je nachdem seine Aufmerksamkeit mehr durch das Subjekt oder durch das Attribut, durch den Gegenstand oder durch die Eigenschaft erregt worden ist.

Zutreffender ist die Beobachtung Sullys hinsichtlich der negativen Urteile. Er stellt zuerst fest, daß das Kind, welches er mit C bezeichnet, derartige Sätze nicht vor dem dritten Jahre

¹⁾ [Anfangs ist keine Satzbildung vorhanden. Das Kind beginnt durch den Gebrauch einzelner Wörter zu sprechen. Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Deutsch von Stimpfl, S. 158.]

²⁾ Mailliet, a. a. O., S. 541.

gebildet hat, was zu beweisen scheint, daß diese Sprachform dem Geiste des Kindes einigermaßen widersteht. Auf jeden Fall bedient es sich ihrer in einer besondern Weise. C pflegte sich im dritten Jahre so auszudrücken: „Kind geht ins Wasser, nicht.“ Sully fügt hinzu: „Ich habe bei zwei Kindern desselben Alters gleichfalls beobachtet, daß sie geneigt waren, bejahende und verneinende Sätze zu verbinden, beispielsweise zu sagen: Dies ich's Tasse, nicht, Mamas Tasse. Dies netter Wauwau, nicht, garstiger Wauwau.“ In seiner natürlichen Denkbewegung schreitet das Kind erst zur Bejahung, und nur indem es das Gesagte zurücknimmt, gelangt es zur Verneinung. —

III.

Vom Urteilen zum Schließen ist nur ein Schritt. Man hat sogar die Behauptung aufgestellt, in jedem Urteilen sei bereits ein Schließen enthalten, ein ausdrückliches und bewusstes Schließen bei auf Überlegung beruhenden Urteilen, ein verborgenes und mehr oder weniger unbewusstes Schließen bei scheinbar unmittelbaren Urteilen, die indessen nur Schlüsse aus latenten Prämissen seien. Dieselbe logische Kraft, die soeben das Kind dahin führte, zwei Vorstellungen mit einander zu vereinigen, bringt es jetzt dahin, die Beziehung zwischen zwei Urteilen zu erfassen, d. h. zu schließen. Diese Fähigkeit der Vereinigung erscheint nicht als etwas Außerordentliches, wenn man bedenkt, daß sie sich nur auf einzelne Thatssachen bezieht. Das Schließen, wie es dem Kinde eigen ist, geht nicht über die Induktion hinaus und wieder nicht über eine solche Induktion, die von allem Wissenschaftlichen frei ist und nur aus der einen Thatssache eine andere folgert. Das Kind sieht voraus, daß es sich an der Kerzenflamme verbrennen wird, weil es sich früher daran verbrannte. Es enthält sich einer verbotenen Handlung, weil es sich erinnert, daß eine frühere Unart ihm eine Strafe einbrachte. Es rechnet darauf, daß die Mutter auf sein Schreien herbeiilen wird, weil sie dies gestern oder vorgestern bereits that. In allen diesen kleinen Urteilen geht das Kind also ganz einfach von einer erst durch die Sinne wahrgenommenen und im Gedächtnis behaltenen Thatssache zu einer zweiten, gleichartigen Thatssache¹⁾. Es erwartet die Erneuerung,

¹⁾ Diese Folgerungen finden sich nicht nur beim Menschen. Die Katze schließt beinahe in derselben Weise. Indem sie beispielsweise die Idee von den

die Wiederholung dessen, was früher schon geschehen ist, und man kann sagen, daß bei diesen ersten Andeutungen des Schließens mehr die Gewohnheit als das Nachdenken eingreift, da alles auf das Vorhersehen der Wiederholung einer Verbindung bereits mehrmals beobachteter Thatsachen zurückgeht.

Indem das Kind so fortfährt, nur von dem Besondern auf das Besondere zu schliessen, macht es bald einen kleinen Fortschritt: aus der Thatsache, die ihm als Ausgangspunkt dient, schließt es nicht mehr auf die Wiederholung der gewohnten, sondern auf die Möglichkeit einer nur ähnlichen Thatsache. So wollte ein von Sully beobachtetes zwei Jahre und zehn Monate altes Kind durchaus Wasser in einen Teller thun, um Fleischstücke darin schmelzen zu lassen, da es von der Erinnerung beherrscht war, daß es früher Zuckerwürfel darin aufgelöst hatte. Hier wurde das Kind von der Analogie geleitet. Dasselbe gilt von folgender Beobachtung Eggers': „Im Alter von vier Jahren und zwei Monaten sah Emil, an einem Zimmer, in dem geraucht wurde, das Fenster schliessen. Er fragte sich, wo nun wohl der Rauch hinausgehe, und gab sich selbst die Antwort, indem er auf die Ritzen an dem geschlossenen Fenster deutete. ‚Der Rauch ist ganz klein, sagte er; es ist wie beim Wasser; wenn ich Wasser in die Hand nehme, läuft es hier heraus‘, und er zeigte auf die Zwischenräume seiner aneinandergeprefsten Finger“¹⁾. Bei dieser naiven Induktion ist das Kind ebenfalls durch die Analogie geleitet worden. Es hat die Art, wie man Flüssigkeiten und Dämpfe zusammenhält, miteinander verglichen und von dem Verhalten des einen Fluidums auf das Verhalten des andern geschlossen.

Noch einige Beispiele. „Ein Kind, dem man, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, gesagt hatte, daß es mit den Jahren größer werde, spielte mit einer sehr dünnen und sehr kurzen Rute, die einen Spazierstock vorzustellen schien. Als die Mutter darüber eine Bemerkung machte, gab das Kind zur Antwort: „Wenn Rute groß geworden ist, wird Rute Spazierstock sein.“ Sully, dem wir diese Beobachtung entleihen, ist der Ansicht, daß in der Antwort ein allgemeines, vom Kinde folgerungsweise angenommenes

in den Gartenalleen ausgestreuten Brotkrümchen mit derjenigen von dem Herzufliegen der Sperlinge, die sie aufpicken wollen, assoziiert, verbirgt sie sich im Dickicht, sobald die Krümchen ausgestreut werden.

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 56.

Prinzip zum Vorschein komme, die Erkenntnis, daß alle Dinge dahin streben, mit der Zeit größer zu werden. Wir glauben jedoch, daß auch hier das Kind auf einen besondern Gegenstand, nämlich auf das Holzstäbchen, nur das anwendet, was es gelegentlich selber beobachtet hat oder vom Hörensagen kennt. Um allgemeine Gesetze, die auf alle Dinge, auf alle Wesen anwendbar sind, kümmert sich das Kind nicht. Selbst in den angeblichen Deduktionen, die man dem Kinde beilegt, finden wir noch nichts als einfache Folgerungen von Besondern aus Besondern. „Emil, sagt Egger, bemerkt auf meinem Tische eine Karte, die den Platz in einer Tischgesellschaft bezeichnet und meinen Namen trägt. Er fragt nach der „andern Karte“. Ich weiß zuerst nicht, was er meint, bald aber macht er mir klar, daß er an die Einladungskarte denkt, weil er früher gesehen hat, daß auf Karten derselben Art Einladungen geschrieben waren. Sein Schluß ist folgender: Zu jedem Mahl in der Stadt gehört eine Einladungskarte; du hast in der Stadt gespeist, folglich hast du eine Einladungskarte erhalten und mußt sie haben. Es werden noch zehn Jahre vergehen, bevor er aus der Logik erfährt, welch hübschen und guten Schluß er gebildet hat.“ Das heißt nach meiner Ansicht, den Dingen ein wenig Gewalt anthun. Wahrscheinlicher ist es, daß der junge Denker einfach der Assoziation von zwei Erinnerungen folgte, welche die beiden Karten als stets einander begleitend darstellte.

Wir glauben nicht, daß die Intelligenz des Kindes weit über die Induktionen hinauskommt, die, von dem Einen ausgehend, zu dem gleichen oder ähnlichen Zweiten gelangen und auf jeden Fall nicht zu allgemeinen Ergebnissen kommen. Das Kind folgert von gestern auf heute, von heute auf morgen und übermorgen, von dem, was sich in seinem Hause oder in seiner Schule zuträgt, auf das, was in andern Häusern oder in der benachbarten Schule vorgehen muß. Man kann von ihm keine Schlüsse verlangen, welche die Zukunft umfassen, von der es noch keinen Begriff hat, oder das Ganze des Raumes, von dem es sich erst ein ganz kleines Stück vorzustellen vermag. Wie könnte dieses noch so junge, in seinen Kenntnissen so sehr beschränkte Geschöpf das Allgemeine begreifen? Wie vermöchte es bei den wenigen Monaten der Erinnerung und den wenigen Schritten, die es in dieser Welt erst gethan hat, bei seinen kleinen Induktionen die Wörter „immer“ und „überall“ anwenden?

Bei den meisten Folgerungen des Kindes ist im geheimen die Idee der Kausalität beteiligt. Es ist interessant, sich die Frage vorzulegen, bis zu welchem Punkte und in welcher Weise das Kind dieselbe aus dem Gewirr seiner Wahrnehmungen entwickeln kann. Wir glauben nicht, daß es mit einem Male, durch einen plötzlichen Sprung des Denkens dahin gelangt. In der Entwicklung der Vorstellung der Ursache wird die Erziehung, d. h. die Einwirkung der Eltern und anderer, die das Kind heranbilden, eine große Rolle spielen. Die Idee der Beziehung von Ursache und Wirkung kann nur aus der beständigen und regelmäßigen Aufeinanderfolge hervorgehen, die zwischen einem Vorhergehenden und einem daraus Folgenden festgestellt wird. Bei einer schlecht geregelten Erziehung, in der die Laune und die Zusammenhangslosigkeit herrscht, wo es weder Ordnung noch Reihenfolge giebt, findet das nicht orientierte Kind keine Vorbereitung für die Auffassung eines Koordinationsverhältnisses zwischen den verschiedenen Ereignissen seines Lebens. Andernteils ist ihm die Welt der Natur noch verschlossen. Sein Blick ist wenigstens in der ersten Zeit weder fest noch scharf genug, um von selbst die regelmäßige Ordnung der Erscheinungen und die ursächlichen Beziehungen der äußern Dinge zu entdecken.

Den ersten Keim zur Idee der Ursache wird das Kind durch die Nützlichkeit seines Schreiens empfangen, das als ein Mittel angesehen wird, eine Gunst oder einfach die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu erlangen. Später, sobald es zu verstehen beginnt, was man ihm sagt, geben wir ihm einen wirklichen Kausalitätsunterricht, indem wir sagen: Wenn du das thust, bekommst du Strafe. — Wenn du zu viel von diesem Obst isst, wirst du krank. Und gleichzeitig wird es allein dadurch, daß es handelt und die Folgen seiner Handlungen bemerkt — das Aufgehen der Thür, wenn es an sie stößt, das Zerbrechen des Spielzeuges, wenn es dieses fallen läßt — auf die regelmäßige Aufeinanderfolge der Thaten aufmerksam und empfängt so nach und nach die Idee von Ursache und Wirkung. Zweifellos beherrscht diese Idee gegen das dritte Jahr in unbewußter Weise bereits einen großen Teil seiner Gedanken und ruft die beständigen Fragen hervor: „Wer hat den Schnee gemacht? Weshalb macht die Uhr Tiktak? Weshalb ist Brüderchen krank?“ — kurz, die ganze Reihe des Weshalb. Es muß eine Erklärung haben, ganz gleichgiltig welche; die nichtssagendste ist bisweilen ausreichend; aber es bedarf einer

Erklärung. Ein zweijähriges Kind, das mit der Milch von einer weissen Kuh genährt wurde, sagte: „Die Milch ist weiss, weil die Kuh weiss ist.“

Das „Weshalb“ des Kindes scheint uns viel mehr eine Kausalitäts- als eine Finalitätsfrage zu sein. Das Kind ist viel begieriger, den Ursprung, als den Zweck der Dinge zu verstehen. Dies kommt daher, daß die Idee des Ausganges, des Zwecks, nur der persönlichen Erfahrung bei überlegten, beabsichtigten Handlungen entstammen kann, die über den Standpunkt, auf dem sich das ganz kleine Kind befindet, hinausgehen. Der Zweck ist ohne Zweifel eine Ursache, die Ursache dessen, was kommt; er ist das im voraus von unserer Intelligenz gesehene und zum Prinzip unserer Bemühungen gewordene Ziel; aber es handelt sich dabei um eine schwierige und verhältnismässig scharfsinnige Auffassung, zu der das Kind nicht so leicht gelangt wie zum Begreifen der bewirkenden Ursache. Gleichwohl wollen wir nicht sagen, daß sie sich gegen das dritte oder vierte Jahr unter dem Einflusse der Handlungen, die das Kind bereits mit einem gewissen Vorbedacht vollzieht, nicht entwickeln könne.

Was also dem Kinde zu den ersten Kausalitätsschlüssen verhilft, ist weit mehr die Erfahrung bei den eigenen Handlungen, als die Betrachtung der äussern Natur mit ihren unveränderlichen Gesetzen und ihrer festen Ordnung. Wenn es in unbestimmter Weise die Idee von der Ursache besitzt, so sind wir sicher nicht der Meinung, daß es dieselbe wie ein kleiner Maine de Biran dem Bewußtsein seines auf die Muskeln wirkenden Willens entnehme¹⁾; gleichwohl aber formt es seine erste Idee von der Ursache sozusagen nach dem Modell seiner eignen Handlungen. Deshalb sagt es, wenn seine Puppe zur Erde fällt: „*Poupée méchante*“ [Puppe böst!]. Es stellt sich alle Gegenstände als belebt vor und legt ihnen dieselben Beweggründe des Handelns bei, die es in sich selbst beobachtet hat.

Um die Entstehungsgeschichte des Schliessens nach der Kausalität wirklich kennen zu lernen, muß man das Kind mit vier oder fünf Jahren beobachten. Im Alter von fünfeinhalb Jahren beschäftigte sich Georg sehr mit dem Ursprung der Dinge und schien durchaus nicht geneigt, den Grundsatz des Aristoteles betreffs des Zu-

¹⁾ Siehe weiter unten Kapitel XVI.

rückgehens in der Reihe der Ursachen, das berühmte: „Es ist notwendig, Halt zu machen“¹⁾, zu befolgen. „Aber, wiederholte er mit Beharrlichkeit, was war denn nun vor Gott? Ich will es wissen! Als dieses Haus noch nicht da war, war an seiner Stelle ein großes Loch!“ Fast in derselben Weise verhielt sich das Schliessen im Alter von siebeneinhalb Jahren bei dem von Egger beobachteten Kinde. Dasselbe fragte seine Mutter: „Was war, ehe die Welt war?“ Antwort: „Gott, der sie geschaffen hat.“ „Und vor Gott?“ „Nichts!“ Darauf versetzte das Kind: „Nein, es mußte doch der Ort da sein, wo Gott ist“²⁾. Man kann sagen, daß in diesen beiden Beispielen die Vernunft ganz und gar mit ihrem Bedürfnisse zum Vorschein kommt, eine oberste Erklärung, eine erste Ursache zu finden, und mit der tragischen Verlegenheit, der die größten Philosophen ebensowenig entgehen wie das Kind, und in die wir durch die Betrachtung über den Anfang der Dinge geraten. Manche Antinomien Kants keimen bereits in den Verlegenheiten der kindlichen Intelligenz.

Die Vernunft des Kindes bekundet sich weiter in der ziemlich frühzeitigen Auffassung wenn auch nicht der Zeit, die stets etwas später einzutreten scheint, so doch des Raumes. Dieser Unterschied ist leicht begreiflich. Das Kind lebt beständig in Beziehungen zu dem Ausgedehnten, und sein Blick schweift bereits ins Unermessliche, wenn seine Erfahrung hinsichtlich der Zeit noch fast Null ist. Bei der Auffassung des Raumes scheint das Kind übrigens nicht über die Phantasie der Naturvölker hinauszukommen, die sich gern damit zufrieden geben, den Himmel als ein geschlossenes Gewölbe zu betrachten, an dem die Sterne angebracht sind wie goldne Nägel. Aber wenn das Kind auch von dem, was die Philosophen die Unendlichkeit des Raumes nennen, nicht die geringste Ahnung hat, so scheint es doch wenigstens, daß es frühzeitig geneigt ist, sich das scheinbar notwendige, obwohl unbegreifliche Dasein des Raumes an sich, als von den Körpern getrennt, vorzustellen. Ein Beweis dafür ist das von Egger beobachtete Kind, welches, als es etwas Gesuchtes nicht fand, indem es weiter suchte, ausrief: „Irgendwo muß ein Ding doch sein!“

¹⁾ [Siehe Thilo, Geschichte der Philosophie I, 223. U.]

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 55.

IV.

Wie geneigt wir auch sind, dem Kinde hinsichtlich des Urteilens und Schliessens viel zuzusprechen, so verhehlen wir uns doch nicht, daß man auch bei diesem Gegenstande vor dem trügerischen Schein auf der Hut sein muß. Egger konnte ein hübsches Kapitel „über die wirklichen Schwächen der Intelligenz bei Kindern“ schreiben ¹⁾.

Zunächst sei bemerkt, daß uns das Kind, ohne es zu wollen und auf die unschuldigste Weise von der Welt, über die Fähigkeit seiner Intelligenz täuscht. Ich denke dabei nicht allein an die Verblendung, wie sie der Vater- und Mutterliebe eigen ist, so daß wir stets bereit sind, die Handlungen und Gebärden unserer Söhne und Töchter im günstigsten Sinne auszulegen und in ihnen etwas zu sehen, was sie nicht enthalten, daß hier, wie der Dichter sagt, alle Metalle Gold und alle Blumen Rosen sind.

Weiterhin täuscht uns das kleine Kind über den Wert und die Geschicklichkeit seines Urteilens nach Maßgabe seiner eigenen Natur, der Lebhaftigkeit seines Gedächtnisses und der Macht seines Nachahmungstriebes; indem es nur ganz mechanische Fähigkeiten bethätigt, erweckt es oft den Anschein, und zwar nur den Anschein der Handlungen einer überlegenden Intelligenz, die erfindet und schließt. Gegenüber einer unerwarteten, gescheiterten oder anzüglichen Bemerkung der sogenannten *Enfants terribles* muß man sich oft fragen, ob sie etwas anderes ist als die in einem treuen Gedächtnis bewahrte Rückerinnerung an eine von andern bereits gehörte, bloß aufgeschnappte Bemerkung. Viele der angeblichen geistigen Züge, die man der Initiative des Kindes zur Ehre anrechnet, sind nur Wiedererinnerungen. Wo wir glauben, einen kleinen Ausbund an Phantasie und Originalität bewundern zu können, handelt es sich oft nur um einen vollendeten Papageien ²⁾.

¹⁾ Egger, *Observations etc.* 2^e partie, p. 25.

²⁾ Man nehme hinzu, was Rousseau an einer Stelle sagt, wo er die Wunderkinder in etwas übertriebener Weise mit seiner deklamatorischen Ironie überhäuft: „Braucht man sich darüber zu wundern, daß der, den man viel zum Sprechen veranlaßt, und der alles sagen darf, zufällig eine gute Bemerkung macht? Es würde viel verwunderlicher sein, wenn er dies nicht thäte, gerade so, wie wenn unter den tausend falschen Prophezeiungen eines Astrologen sich niemals irgend etwas wirklich Eintreffendes befände.“

Andrerseits würde es unrichtig sein, die naiven und albernen Äußerungen, die dem Kinde entfahren, auf Rechnung der Schwäche der Intelligenz zu setzen; sie haben oft nur in der ungeschickten Handhabung und in der Unkenntnis der Sprache ihren Grund. Da das Kind in der Handhabung der Sprache, die es eben lernt, noch ungeschickt ist, so macht es notwendig Mißgriffe. Gegenüber der verwickelten Beschaffenheit der Sprache gerät es in Verlegenheit; die Wörter verwirren es. Als man zu Georg sagte: „Du bist jetzt viereinhalb Jahr alt und dein Bruder zehn Monate“, antwortete er erstaunt: „Marcel ist also älter als ich?“¹⁾ Hier handelt es sich zweifellos um Mangel an Überlegung, aber gleichzeitig auch um Unerfahrenheit im Gebrauche der Wörter, um die Unfähigkeit, den Sinn aller Wörter eines Satzes schnell aufzufassen, so daß das Kind bloß die Zahlen zweieinhalb und zehn beachtet und daraus den Vergleich gebildet hat, ohne sich an die Wörter „Jahre“ und „Monate“ zu kehren, welche diese Zahlen näher bestimmen. Bisweilen wird das Kind, das natürlich noch geneigt ist, alle sprachlichen Ausdrücke in ihrem eigentlichen Sinne zu nehmen, durch die Anwendung der bildlichen Ausdrucksweise irreführt. In einer Fibel, deren Lesebeispiele übrigens in nicht gerade mustergültiger Form abgefaßt waren, hatte Georg den Satz gelesen: *Ma mère a soigné mon piano* [Meine Mutter hat mein Klavier gepflegt]. Erstaunt sagte er: „Nicht wahr, Papa, das war doch ein lebendiges Klavier?“ In andern Fällen wird der Mißgriff durch die vollständige Unkenntnis des Sinnes der angewandten Ausdrücke hervorgerufen. Egger erzählt: „Ich hatte eine Wunde am Fuße; er war in weiße Leinwand eingehüllt. Der etwa zwei Jahre alte Emil beobachtete oft „mein kleines Leiden“, wie er es nannte. Er fragte mich, wie es mir gehe, ein Zeichen, daß er wußte, ich leide, und daß er Mitgefühl hatte. Aber einmal verlangte er von mir, ich solle ihm „mein kleines Leiden geben“. Entweder besaß das Kind eine recht frühzeitige Nächstenliebe, oder es hatte unter dem kleinen Leiden ganz einfach die weiße Leinwand verstanden. In alledem liegen nur Irrtümer der Sprache vor, und es treten uns solcher noch viele

¹⁾ Vergl. das von Egger berichtete Beispiel. „Ich wollte meinen Sohn veranlassen, auf die Frage: *Quel âge as-tu?* (Wie alt bist du?) zu antworten: „Drei Jahre und zehn Monate“. Er verstand mich nicht und sagte mit dem Ausdruck des Erstaunens: *J'ai donc deux âges?* (Ich bin also zweimal alt?).

entgegen, wenn wir uns mit Bauern und sonst wenig gebildeten Leuten unterhalten. Der Vers Boileaus, daß man Verstandenes auch klar ausdrücken könne, gilt nicht vom Kinde. Eine berühmte Definition parodierend, könnte man sagen, die Seele des kleinen Kindes sei oft eine von den Organen verratene und im Stich gelassene Intelligenz ¹⁾.

Ebenso handelt es sich um intellektuelle Schwächen und Gebrechen, die wirklich auf Rechnung der Eigenart des werdenden Kindesgeistes kommen. Ohne alle Ursachen und Klassen dieser Schwächen, sowie alle Lücken der in der Ausbildung begriffenen Intelligenz aufzählen zu wollen, versuchen wir es doch, die hauptsächlichsten zu unterscheiden.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die erste Ursache in der geringen Zahl von Kenntnissen besteht, über die das Kind verfügt. Seine Erfahrung ist noch so kurz; es weiß noch so wenig. Wie sollte es sicher und richtig urteilen können? In der unbekannten Welt, von der es erst einige Stückchen nur flüchtig gesehen hat, tappt es gleichsam im Dunkeln. Wie sollte sein Denken nicht bei jedem Schritt straucheln? „Die Leichtigkeit, mit der Kinder getäuscht werden, sagt Preyer mit Recht, ist viel mehr auf Mangel an Erfahrung, als auf Mangel an Verstand zu beziehen“ ²⁾. Nicht der logische Instinkt, nicht der Sinn für den geistigen Aufbau fehlt dem Kinde, sondern ganz besonders das Material.

Wenn die Vorstellungen, die in Thätigkeit gesetzt werden, einerseits nur wenig zahlreich und mannigfaltig sein können, so sind sie andererseits auch durchaus nicht immer klar und deutlich. Es fehlt bei ihnen hinsichtlich der Qualität und Quantität. Das Kind vermengt unter derselben Bezeichnung sehr verschiedene Dinge. Seine Verallgemeinerungen sind willkürlich und unklar. „Papa“ und „Mama“ dienen ihm anfänglich zur Bezeichnung aller

¹⁾ Die von Egger berichteten Beispiele sind fast alle sprechliche Mißgriffe und Irrtümer. So bei dem Kinde, das *préter* (leihen) und *emprunter* (entleihen) nicht auseinanderhielt und saget: *Veux-tu m'emprunter ton cachet* (Willst du dein Petschaft mir entleihen?), das ferner die besitzanzeigenden Fürwörter nicht anwenden mochte und sie nur mit Mühe verstand. „Wenn ich es aufforderte, meine Nase, meine Augen zu zeigen, so zeigte es mit einer Gebärde die seinen, nicht die meinen. Um mich ihm verständlich zu machen, mußte ich sagen: Zeige die Nase, die Augen von Papa.“

²⁾ Preyer, Seele des Kindes. S. 239.

Männer und Frauen¹⁾. Nur ganz allmählich verlieren die wesentlich verschiedenen Vorstellungen ihre ursprüngliche Unklarheit. Ein dreijähriges Mädchen sah bei einbrechender Nacht die Läden eines Fensters schliessen. Die beiden Ideen „Nacht“ und „Schliessen der Fenster“ verbanden sich in seinem Geiste. Am Morgen trat es in ein Zimmer mit zwei Fenstern, das eine nach Osten, das andere nach Norden gelegen. An letzterem waren die Läden noch geschlossen, und das Kind sagte, auf dieser Seite sei es noch Nacht.

Ebensowenig darf man vergessen, daß gerade die zufälligen und oberflächlichen Assoziationen den Geist des Kindes beherrschen. Zweifellos gehorcht es bereits den großen Gesetzen der geistigen Natur, aber abgesehen davon, daß es erst wenige Dinge und auch diese nur unvollkommen kennt, läßt sich sagen, daß sein niedriger Standpunkt in intellektueller Hinsicht besonders daher rührt, daß die Zeit in ihm noch nicht jene natürliche Auslese vollzogen hat, durch die nach und nach die unwesentlichen Bilder und die oberflächlichen Beziehungen ausgeschaltet werden, und nur die wertvollen Assoziationen und tiefgehenden Verbindungen erhalten bleiben.

Es ist übrigens klar, daß das Kind hinsichtlich der Logik um so mehr in Verlegenheiten gerät, als es nicht die notwendige geistige Kraft besitzt, seine Schließversuche zu Ende zu führen. Man kann von ihm keine strengen, formgerechten Deduktionen verlangen, die das Eingreifen abstrakter Prinzipien und allgemeiner Wahrheiten verlangen, welche eine der kindlichen Intelligenz noch beinahe unzugängliche Welt sind. Aber sogar bei der Induktion, die doch seinen Mitteln mehr entspricht, dringt das Kind mit seinen Untersuchungen zum Allgemeinen nicht sehr weit vor trotz der entgegengesetzten Beispiele, die wir angeführt haben. Es hält auf der Leiter der Ursachen sehr schnell inne. Es ist hinsichtlich der Erklärung mit wenigem zufrieden. Es vernachlässigt das Aufsuchen neuer Ursachen, und begnügt sich damit, in gewohnter Weise zu den Ursachen seine Zuflucht zu nehmen, die es bereits kennt. Ein zwei Jahre altes Kind hatte sich die Haut geritzt, und als man es fragte, warum seine Hand blute, sagte es: „Hingefallen!“ Das Kind weiß in den Handlungen seine Wahrnehmungen nicht immer zu verwerten und mit einander in Ver-

¹⁾ Darauf weist schon Aristoteles hin, indem er sagt: „Die Kinder reden zuerst alle Männer als Vater und alle Frauen als Mutter an; später aber machen sie den richtigen Unterschied. (Physik, erstes Buch, erstes Kapitel).

bindung zu bringen. „Wie wenig Wahrnehmungen zur Vereinfachung eigener Anstrengung verwertet, mit einander verknüpft und notorisch wirksam wurden, sagt Preyer, das zeigt eine Beobachtung. Als ich früher sagte: „Gieb den Ring!“ legte ich jedesmal einen elfenbeinernen Ring, der an einem Faden befestigt war, vor das Kind auf den Tisch. Jetzt sagte ich dasselbe (nach langer Pause), während derselbe Ring an einem roten fußlangen Faden neben dem Stuhle herabhing, so daß das auf dem letzttern sitzende Kind ihn direkt nur mit vieler Mühe erreichen konnte. Es griff nun, nach dem Schalleindruck „Ring“, nicht etwa nach dem Faden, um den Ring heraufzuziehen, sondern direkt nach dem tief unter ihm hängenden Ring und gab ihn mir. Auch bei der Wiederholung des Befehls fiel ihm nicht ein, den Faden zu berühren“¹⁾. Wie man sieht, entging dem Kinde in diesem Falle der Zusammenhang von zwei in gleicher Weise wahrgenommenen Gegenständen.

Selbst wenn das Kind eine genügende Zahl von Vorstellungen, und zwar von hinreichend unterschiedenen und bestimmten Vorstellungen, erworben hat, so giebt es doch noch eine oder zwei allgemeine Ursachen, welche die Bewegung der kindlichen Intelligenz hemmen. Da ist zunächst die Beweglichkeit der Vorstellungen. Wir gehen nicht so weit wie Rousseau — der unbarmherzige Verkleinerer des Kindes, das er so schlecht kennt —, wenn er sagt: „Seine Ideen, wenn es deren überhaupt besitzt, haben in seinem Kopfe weder Reihenfolge noch Verbindung; in seinem ganzen Denken ist nichts Festes und Sicheres.“ Rousseau verallgemeinert zu sehr. Das Kind zeigt im Gegenteil oft einen unbesiegbaren Starrsinn, der von einer nur zu großen Festigkeit der Ideen Zeugnis ablegt. Gleichwohl muß anerkannt werden, daß sein Denken in den meisten Fällen leicht von einem Gegenstande zu einem andern übergeht; es springt von Idee zu Idee wie der Vogel von Ast zu Ast, und in dieser beständigen Bewegung erschöpft und verausgabt es sich nutzlos.

Die wirksamste Ursache der geistigen Schwäche beim Kinde ist neben der Armut an Kenntnissen die Überstürzung des Urteilens oder der Mangel an Überlegung. Die Unbesonnenheit, die besonders das jugendliche Alter kennzeichnet, hat hierin ihre

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 236.

wichtigste Ursache. Beim Erwachsenen, beim nachdenkenden Menschen ist das Denken Herr seiner selbst; es nimmt sich Zeit und schaltet zwischen das Erfassen einer Idee und das Urteil eine mehr oder weniger große Zahl von Zwischenstufen ein. Beim Kinde hingegen bricht das Denken, wie von Federkraft bewegt, hervor und hat beinahe die Kennzeichen einer reflexmäßigen Handlung. Seine Intelligenz antwortet durch eine unmittelbare Rückwirkung auf die Erregung der Ideen, wie sein Wille widerstandslos dem Andrang des Begehrens nachgiebt. Mit andern Worten, beim kleinen Kinde giebt es keine intellektuelle Hemmungsfähigkeit, welche seine Urteile mäßigen, aufschieben und reifen lassen könnte, ebensowenig wie es bei ihm ein Hemmungsvermögen des Willens giebt, das seine Antriebe zum Handeln zu mäßigen vermöchte. Es springt sozusagen auf die erste beste Idee zu, wie es sich auf seine Spielsachen stürzt, unüberlegt und kopfüber. Die meisten Irrtümer, Naivetäten und Albernheiten seines Denkens haben dieselbe Ursache, wie seine falschen Tritte und sein Fallen; vor Ungeduld geht es zu schnell und überstürzt sich auf dem Wege zum Ziel.

Gleichwohl finden wir in der Schwäche der kindlichen Intelligenz ebensowenig wie in den kleinen Mängeln seines sittlichen Lebens irgend etwas, das einem innern Gebrechen, einer angeborenen Verkehrtheit gliche. Das Kind ist in intellektueller Hinsicht nicht unlogischer, als es in praktischer Beziehung unsittlich ist. In der Schwäche und Unsicherheit seiner Fähigkeiten hat man nur vorläufige und vorübergehende Mängel eines kritischen Zustandes und einer Periode des Wachstums zu sehen.

Elftes Kapitel.

Wie das Kind sprechen lernt.

I. Schwierigkeit des Sprechenslernens. — Sämtliche körperlichen und psychischen Fähigkeiten wirken hier zusammen. — Das Ausstoßen der Laute. — Das Hören der Laute. — Sprach- und Gehörmechanismus. — Der Einfluß der intellektuellen Fähigkeiten. — Parallele zwischen den Sprachstörungen beim Erwachsenen und den Unvollkommenheiten der Sprache beim Kinde. — II. In welchem Alter fängt das Kind an zu sprechen? — Verschiedene Stufen der Sprachentwicklung. — Erste Lautäußerungen beim Kinde. — Ihr Charakter: sie sind spontan und stellen nicht irgend eine Bezeichnung dar. — Sie haben nur Sinn für die, welche aufmerksam darauf achten. — Das Hervorbringen der Laute ist zuerst instinktmäßig und wird dann zu reflexmäßigen Bewegungen, die durch Schalleindrücke veranlaßt werden. — Das Kind lernt allmählich verstehen, was man zu ihm sagt. — Das Verstehen der Zeichen geht ihrer Anwendung voraus. — Deutung der Gebärden. — Die Gebärden und die Tongebung. — Die Gebärde begleitet und unterstützt die ersten Stimmzeichen. — Das Kind spricht, sobald es irgend einer Artikulation einen Sinn beilegt. — III. Die Spontaneität des Kindes beim Sprechenslernen. — Rousseaus, Maine de Birans und Albert Lemoines Ansichten. — Beobachtungen von Taine und E. Egger. — Drei zu unterscheidende Fälle: a) Das Kind liefert den Laut, und die Eltern geben ihm einen Sinn; b) Das Kind erfindet zugleich Laut und Sinn; c) Die Eltern liefern den Laut, und das Kind giebt diesem Laute verschiedene Bedeutungen. — Das Kind verallgemeinert die Bedeutung der Wörter. — Verschiedene Beweise für die Erfindungskraft des Kindes hinsichtlich der Sprache. — Laura Bridgman. — Die Erfindungskraft wächst, wenn sie von den Umständen begünstigt wird. — Gleichwohl ist die Nachahmung die wesentliche Bedingung der Sprechbildung. — Schallnachahmung. — Das Kind will nachahmen, ehe es nachahmen kann. — IV. Die instinktmäßige Logik des Kindes in der Wort- und Satzbildung. — Sprachwidrigkeiten und Sprachfehler des Kindes. — Scheinbar regelwidriger Satzbau. — Die Anwendung der Verneinung. — Vergleich mit der Sprache der Taubstummen. — Der Entwicklungsfortschritt in der Ausdrucksweise.

I.

Die wesentlichste Thatsache der menschlichen Entwicklung, die Sprachbildung, scheint sich bisweilen ungeduldrigen Eltern

zu langsam zu vollziehen; sie klagen, daß ihr Kind nicht schnell genug das Sprechen lerne, obwohl sie alsbald bedauern, daß es zu viel spricht, wenn es ihnen mit seinem Geschwätz lästig wird. In Wahrheit aber muß man im Gegenteil darüber staunen, mit welcher wunderbaren Leichtigkeit das Kind innerhalb einiger Monate das Sprechen zu lernen vermag. Wir müssen bedenken, welche Schwierigkeiten wir selbst, die wir doch die ganze Kraft unserer Organe und geistigen Fähigkeiten besitzen, zu überwinden haben, um zu den Sprachen, die wir bereits sprechen, eine neue hinzuzulernen. Was ist das aber gegenüber den Anstrengungen, die das Kind notwendig machen muß, um von der natürlichen Aphasie, der normalen Alalie der ersten Tage, zur leichten und immer vollständigeren Beherrschung der Muttersprache zu gelangen? Wie viele verschiedene Elemente und aufeinander folgende Entwicklungsgrade umfaßt doch die Ausbildung der Sprache? Körperliche Organe und geistige Fähigkeiten wirken dabei gleichmäßig zusammen. Auf der einen Seite muß sich der körperliche Mechanismus ausbilden und regeln, um sowohl das Hervorbringen wie auch das Hören der Laute sicher zu stellen; andererseits müssen sich Intelligenz und Wille der Organe bemächtigen, um sie ihren Zwecken anzupassen; die Wahrnehmung muß die gehörten Laute unterscheiden, das Gedächtnis sie behalten, eine beharrliche Aufmerksamkeit sie in der Erinnerung befestigen; endlich muß das Denken jeder spontan hervorgebrachten oder von den Lippen anderer angeeigneten Artikulation einen Sinn geben; es muß dem, was zuerst gleichsam nur eine körperliche, jeden Inhalts entbehrende Hülle ist, so zu sagen eine Seele einflößen. Die Erwerbung der Sprache faßt alle Fortschritte des Kindes kurz zusammen, da alle seine Fähigkeiten dabei mitwirken.

Gehen wir sogleich zu den Einzelheiten über. Der Sprachmechanismus setzt zunächst Organe für die Lauterzeugung voraus (alles, was die ersten unartikulierten Töne, das Schreien und Wimmern des ersten Alters, sodann immer artikuliertere Laute und die Modulationen der Stimme ermöglicht), die Bewegungen des Kehlkopfes, der Zunge und der Lippen. Diese Artikulationsfähigkeit entwickelt sich nur langsam, und zwar nach dem Gesetz der geringern Anstrengung. Bis zum zweiten Jahre artikuliert das Kind noch sehr unvollkommen und vermag mehrere Laute, gegen die es eine unüberwindliche Abneigung zu haben scheint, noch

nicht hervorzubringen. Die Struktur der Stimmnerven muß sich ausgestalten, die Stimmbänder müssen sich spannen, die wesentlich willkürlichen Muskeln der Sprachorgane müssen Kraft und Geschmeidigkeit erlangen, um dem Willen folgen zu können. Es ist erforderlich, daß auf das instinktmäßige Schreien die menschliche Stimme folgt¹⁾. Zu den Vokalen müssen sich die Konsonanten gesellen, und die undeutlichen Laute der ersten Wochen und Monate müssen Form und Festigkeit annehmen²⁾.

Um aber sprechen zu können, muß man auch hören können. Die Taubstummten sind genau genommen nur Taube. Wie die Ergebnisse des bei ihrer Ausbildung gegenwärtig angewandten künstlichen Verfahrens beweisen, können sie auch dahin gebracht werden, Laute zu erzeugen und Wörter zu artikulieren³⁾. Wenn sie von Natur nicht sprechen wie die, welche hören und sprechen, so rührt dies eben daher, daß sie nicht hören. Die menschliche Stimme und der Schall der Außenwelt bringen in dem ausgeschalteten Sinne keinen Eindruck hervor und regen sie demgemäß nicht zur Nachahmung an. Die Organe des Gehörapparats und deren Thätigkeit müssen also als ein wesentlicher Teil des Sprachvermögens angesehen werden. Bei der Geburt ist das Kind taub; es hört

¹⁾ Nach Egger würde der Übergang vom Schrei zur Stimme gegen das Ende des zweiten Monats eintreten. Nach Preyer moduliert sich die oft sehr starke, aber unartikulierte Stimme des Kindes erst im neunten Monate. [„Das Schreien ist anfangs nur automatisch oder reflexiv, ohne wirklichen Ausdruck der Stimme und ohne spezifische Klangfarbe. Aber sehr bald nehmen diese Schreie verschiedene Schattierungen an. Den Eintritt dieser Schattierungen will man schon mit dem fünfzehnten Tage bemerkt haben. Wenn das auch ausnahmsweise früh ist, so vollzieht sich der Übergang von dem „Schreien“ zur Stimme immer innerhalb der ersten drei Monate.“ Siehe Tracy, Psychologie der Kindheit. Deutsch von Stimpff S. 108. U.]

²⁾ Nach Romanes wäre die mutmaßliche Entwicklungsreihe der Artikulationen folgende: „Da alle natürlichen Schreie mehr durch die Kehle bzw. durch den Kehlkopf hervorgebracht werden als durch Zunge und Lippen, so mußten sich diese ersten Versuche von Artikulation hauptsächlich auf Vokallaute mit geringer Unterstützung von konsonantischen Kehl- und Lippenlauten beschränken. Dieser Stand der Dinge dauerte eine ungeheuer lange Zeit, während welcher man dann noch die übrigen Konsonanten und zuletzt vielleicht die Zungenlaute zu gebrauchen anfing. Die geistige Entwicklung beim Menschen. S. 366.“

³⁾ [Bekanntlich setzen sich dieses Ziel besonders die deutschen Anstalten. Siehe Gude, Die Gesetze der Physiologie und Psychologie und der Artikulationsunterricht der Taubstummten. Leipzig, 1880.]

nicht sein eigenes Schreien beim Eintritt in die Welt. Diese völlige Taubheit dauert allerdings nur einige Stunden. Aber es bedarf einer längern Zeit, ganz gewiß mehrerer Wochen, bis das Kind in klarer und deutlich unterschiedener Weise die Laute und deren Abstufungen hört. Die Schwerhörigkeit oder der Mangel an Feinheit des Gehörs erklärt sehr häufig den langsamen Fortschritt in der Sprachentwicklung. Die Schwäche der Artikulationswerkzeuge ist nicht der einzige Grund, und es kann nicht bestritten werden, daß die Anpassung der Gehörsorgane zu den ersten Bedingungen der Sprachentwicklung gehört, mag dieselbe nun langsam oder schnell vor sich gehen. Das von Preyer beobachtete Kind erkannte erst im achtzehnten Monate die akustischen Verschiedenheiten der Konsonanten, die man ihm vorsprach.

Wie wir später sehen werden, haben Spontaneität und Erfindung des Kindes an der Entstehung der Sprache einen wirklichen Anteil. Gleichwohl aber wird es ganz besonders durch die Gehörsindrücke und deren Nachahmung geleitet. Was sein Ohr gehört hat, wiederholt schließlic der Mund, aber nur unter der Bedingung, daß infolge der Gehirnthatigkeit das, was soeben Erregung der Hörnerven war, zum Bewegungsantrieb der Stimmnerven und Stimmuskeln wird. Die Thatigkeit des Gehirns ist also notwendig, um die Verbindung zu ermöglichen, damit die äußern Eindrücke des Gehörs in innere, geistige Bilder umgewandelt werden können, die nunmehr ihrerseits geeignete Bewegungen in den Sprachorganen veranlassen¹⁾. Die Gehirnentwicklung des Kindes, welche zur Ausübung dieser Thatigkeit notwendig ist, tritt nicht sofort ein.

Aber wenn auch die körperlichen Kräfte des Stimmmechanismus genügend entwickelt sind, um in Thatigkeit zu treten, so ist damit noch so gut wie gar nichts gethan. Das Leben der Sprache hat noch nicht begonnen. Die vom Kinde hervorge-

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes. S. 325 f. Preyer hat ein Kind während der ersten drei Jahre täglich beobachtet, um über die Anfänge der Sprache Aufschluß zu erhalten. Das Ergebnis dieser langen und sorgfältigen Beobachtung ist interessant zu lesen (S. 309—380).

²⁾ Preyer weist darauf hin, „daß der rein periphere Vorgang der Artikulation schon in Thatigkeit ist zu der Zeit, wo das Kind noch nicht ein bloßes a oder pa wiederholen kann; denn das Kind bringt diese und noch andere Laute von selbst hervor, aber es verfügt noch nicht hinreichend über die Zentralorgane, damit sich die Verbindung vollzieht und die Gehörseindrücke auf die motorischen Sprachorgane wirken.“

brachten Laute bezeichnen noch nichts. Es erzeugt sie mechanisch und unbewußt, ohne irgend einen Sinn mit ihnen zu verbinden; ausgenommen ist höchstens die spielende Bethätigung, bei der sie als Zeichen des Vergnügens gelten, das durch die Bewegungen der Zunge, der Lippen und anderer Stimmwerkzeuge vermittelt wird. Andererseits versteht das Kind die Laute nicht, die es hört; es wird ihm sogar schwer, sie zu unterscheiden, sich in seinen Gehörseindrücken zurecht zu finden. Der Sohn Preyers war sechzehn Monate alt, als sein Vater, indem er ihm ein Ohr zeigte und fragte: „Wo ist das andre Ohr?“ ihn endlich durch Wiederholung dahin brachte, daß auch dieses jedesmal richtig gezeigt ward. „Nun wollte ich aber sehen, fügt Preyer hinzu, ob das Gelernte auf das Auge angewandt werde. Als eins gezeigt worden war, fragte ich: „Wo ist das andre Auge?“ Da griff der Knabe gleich nach einem Ohr; mit dessen Anblick ihm nun der Klang „andres“ verbunden war.“ Wie viele Fehlgriffe ähnlicher Art verzögern die Sprachentwicklung!

Die größte Schwierigkeit aber, die so zu sagen den Knoten der Sprachentwicklung bildet, besteht darin, daß das Kind, indem es von seiner Intelligenz Gebrauch macht und schließlich die Beziehungen zwischen einem Laut und einem Gegenstande oder der Vorstellung von demselben, zwischen einer gewissen Stimmäußerung und einem empfundenen Bedürfnisse erfafst, seinem Begehren und seinen Gedanken zum Ausdruck die Stimme dienstbar macht, die es lange Zeit nur verwandt hat wie der Vogel, der zwitschert, nämlich ohne Absicht und ohne Zweck. Ohne Zweifel ist diesem Zeitpunkt, der im Leben des Kindes der wesentlichste ist, ein anderer vorausgegangen, der ihn vorbereitet hat, derjenige nämlich, wo das Kind, bevor es sich auf seine eigene Sprache besinnt, diejenige anderer versteht. Die Aufgabe ist aber erst dann wirklich gelöst, wenn das Kind schließlich seinen eignen Stimmerzeugungen absichtlich eine klare und bestimmte Bedeutung zu geben vermag. Nicht ganz ohne Grund datiert *Maine de Biran* von hier an die Bildung des Ich, der menschlichen Persönlichkeit. „Es kommt ein Zeitpunkt, sagt er, wo das Dasein des Kindes aufhört, bloß ein sinnliches zu sein, und wo das Dasein der Person beginnt, und dieser Zeitpunkt fällt mit demjenigen zusammen, wo das Kind, welches früher in derselben absichtslosen Weise schrie, wie es alle andern Bewegungen ausführte, dieses Schreiens und dieser Bewegungen gewahr wird, die sich ohne seine persönliche Beteiligung, — sei es

durch eine natürliche oder vitale, sei es durch eine übernatürliche und göttliche Kraft vollziehen, und die es freiwillig aus eigener Kraft wiederholt, indem es zum erstenmal eine Absicht und einen Sinn damit verbindet ¹⁾).

Wenn nun das Kind in seiner normalen Entwicklung mehr oder weniger schnell einigermaßen sprechen gelernt hat, so ist diese Entwicklungsstufe das Ergebnis eines Zusammenwirkens von Thätigkeiten, deren regelrechte und leichte Verrichtung uns über Mannigfaltigkeit der Elemente hinwegtäuscht, die zusammen wirken, um sie zu ermöglichen. Eine aufmerksame Beobachtung des Kindes und seiner Sprachanfänge zeigt uns nach Maßgabe der Reihenfolge ihres Auftretens die verschiedenen Teile des Mechanismus und die mannigfachen Thätigkeiten des Sprachvermögens. Eine interessante Gegenprobe, die Untersuchung der Sprachgebrechen und Sprechstörungen bei Erwachsenen, zeigt uns in sehr klarer und dauerhafter Form das Äquivalent, das pathologische Analogon jener aufeinanderfolgenden Zustände, die beim kleinen Kinde nur vorübergehende Perioden, natürliche Durchgangsstufen der physischen und psychischen Entwicklung sind. Anders ausgedrückt, es besteht ein auffallender Parallelismus zwischen den verschiedenen normalen Zuständen, die das Kind auf dem Wege der fortschreitenden Sprachentwicklung durchmacht, und den anormalen Zuständen oder Schwächen körperlicher und seelischer Art, die den Erwachsenen in Gefahr bringen, die Sprache zu verlieren.

Wir führen dazu nur einige Beispiele an ²⁾. Es ist festgestellt, daß Personen, die an Aphasie leiden, bisweilen alles, was in ihrer Umgebung gesprochen wird, hören und verstehen können, sowie geläufig zu lesen vermögen, aber nicht im stande sind, ein Wort auszusprechen oder eine Zeile zu schreiben. Dem entspricht, was in der ersten Periode des Kindeslebens vor sich geht, wo das Kind bereits intelligent genug ist, um den Sinn der Wörter, die man zu ihm sagt, zu erfassen, aber noch nicht die Kraft besitzt, dieselben zu wiederholen, sei es nun, weil sich die Struktur der Stimmnerven noch in einem unvollkommenen Zustande befindet, sei es, daß es

¹⁾ Maine de Biran, *Examen critique des opinions de M. de Bonald. Oeuvres inédites*, p. 274.

²⁾ Siehe bei Preyer, *Die Seele des Kindes* (S. 271 ff.) die Parallele zwischen den Sprachstörungen der Erwachsenen und den Unvollkommenheiten der Sprache des Kindes.

noch am Willen mangelt, um sie zu leiten ¹⁾. In andern Fällen hingegen sind bei gewissen Geisteskranken die äußern Ausdrucksorgane nicht geschädigt, aber es mangelt an der Intelligenz, am Begreifen. Es giebt Formen der Erkrankung, bei denen sich der Patient in einem Wortschwall ohne allen Sinn und Verstand ergeht. Ebenso läßt sich beim Kinde ein Durchgangsstadium feststellen, in dem es vollständig sinnlos plaudert und schwatzt wie ein Papagei.

Es giebt Melancholiker, die sich nur schwer entschließen, ein oder zwei Wörter zu sprechen, und hierauf wieder in tiefes Schweigen versinken. Ebenso beginnt bisweilen auch das Kind zu sprechen, um dann wieder aufzuhören und auf Wochen und Monate hinaus stumm zu bleiben ²⁾.

Endlich giebt es Geisteskranke, bei denen nur noch formlose Reste der Sprache, nur noch einige zusammenhangslose Silben vorhanden sind. Befindet sich bis zu einem gewissen Grade nicht auch das Kind in diesem rudimentären Zustande, wenn es nur vereinzelte, ungeordnete, zusammenhangslose Wörter stammeln kann? Und wie viele andere Ähnlichkeiten ließen sich noch anführen! Man denke an die Kranken, welche stottern, weil ihre Zunge gelähmt ist, — an die, welche das Verständnis für irgend welche Zeichen verloren haben, — an die, welche unaufhörlich dasselbe Wort, dieselbe Redensart wiederholen, — an die, welche unter der alleinigen Herrschaft der Sensibilität in Reden von übertriebener Geläufigkeit ausbrechen. Kurz gesagt, in allen diesen Formen der Aphasie infolge einer Schädigung der Organe, einer Schwächung der Intelligenz oder eines Mangels an Kontrolle durch den Willen, kann der Erwachsene wieder in die Gebrechen verfallen, die beim Kinde das erste Tasten der Sprache kennzeichnen und in gewisser Weise deren Karikatur wiederholen. Was aber bei dem einen Krankheit bedeutet, das bedeutet bei dem andern nur Schwäche, und je schmerzlicher es anzusehen ist, wie eine verhängnisvolle Krankheit den Menschen nach und nach seines edelsten Merkmals, der Sprache, entkleidet, um so entzückender ist hingegen das Bild des Kindes, das mit

¹⁾ Das Kind versteht die Gebärden, bevor es die Worte versteht. Ebenso giebt es Geisteskranke, welche die Gebärden verstehen und ihnen gehorchen, nachdem sie jede Kenntnis der Worte eingebüßt haben.

²⁾ Laute, die eine Zeit lang sehr deutlich hervorgebracht wurden, verschwinden in der Folge. Preyer hat derartige Fälle angeführt.

dem regelrechten Wachstum seiner Intelligenz nach und nach die verschiedenen Stufen der Sprache erreicht, dessen Geist nach und nach die verhüllenden Wolken durchdringt, wie Mme Necker de Saussure sagt, oder bei dem es — nach dem Ausdrucke Victor Hugos — im Gehirn tagt.

II.

Wir halten uns nicht bei der Frage auf, in welchem Alter das Kind wirklich zu sprechen beginnt. Obwohl bei Kindern hinsichtlich der Leichtigkeit sich auszudrücken, dem frühern oder spätern Auftreten der Sprache sehr große Verschiedenheiten bestehen, so darf man doch sagen, daß sie ihre ersten mit Verständnis verbundenen Wörter gegen die Mitte des zweiten Jahres stammeln und im Laufe des dritten alles erwerben, was für das Sprachvermögen wesentlich ist. Mme Necker de Saussure behauptet, ein wohlbegabtes Kind spreche bereits mit zwei Jahren ziemlich gut. Die von mir selbst beobachteten Kinder, die nicht weniger geistig geweckt waren als andre, schritten nicht so schnell fort. Der Sohn Tiedemanns war dreiundzwanzig Monate alt, als er die ersten vollständigen, obwohl noch sehr kurzen Sätze sprach, z. B. „da steht er“, „da liegt er“¹⁾. Auch der Sohn Preyers drückte im dreiundzwanzigsten Monate sein Urteil zum erstenmale in der gewöhnlichen Sprache aus, übrigens durch ein einziges Wort, indem er mit Absicht „heiß“ sagte, um eine dargebotene Tasse mit heißer Milch zurückzuweisen; aber erst als er etwa zweieinhalb Jahre alt war, verband er mehrere Wörter zu Sätzen. Es scheint festzustehen, daß die Mädchen den Knaben gewöhnlich voraus sind, was übrigens nur ein besonderer Fall des allgemeinen Gesetzes ist, welches den Frauen eine schnellere geistige Entwicklung beschieden hat als den Männern²⁾.

Wichtiger aber als die Frage nach dem Zeitpunkte, der wegen der unterschiedlichen geistigen und körperlichen Fähigkeit sowohl, wie auch wegen des verschiedenen Einflusses der Umgebung und

¹⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w. S. 35. U.]

²⁾ „Beim Idioten beobachtet man gewöhnlich ein mehr oder weniger spätes Eintreten der Sprache, [wie man es auch für den Gang, das Greifen, die Reinlichkeit u. s. w. beobachtet]. Aber im Gegensatz zu den normalen Kindern verstehen sie nicht eher als sie sprechen.“ Sollier, Der Idiot und der Imbecille. Deutsche Ausgabe, S. 151.

einer mehr oder weniger geschickten und gründlichen Anleitung sehr unsicher und veränderlich erscheint, — wichtiger also, als die Frage nach dem Zeitpunkte ist die genaue Bestimmung der verschiedenen Stufen, die das Kind mehr oder weniger schnell durchmacht, bevor es sprechen kann. Vergessen wir nicht, daß die Vorbereitungsarbeit bereits mit der ersten Stunde des Lebens beginnt. Sobald das Kind geboren ist, lernt es sprechen, und man kann sagen, daß während der zwei oder drei folgenden Jahre kein Tag und keine Stunde für die mühselige Lehrzeit des Sprechens verloren geht. Versuchen wir daher mit einigen Strichen die hauptsächlichsten Perioden und Entwicklungsfortschritte bei einem Gegenstande anzudeuten, der eine viel umfassendere Erörterung zulassen würde¹⁾, und bei dem die Beobachtung leichter ist als in jedem andern Teile der Psychologie des Kindes, weil bei ihm die Thatsachen unmittelbar wahrgenommen werden können.

I. Stellen wir zunächst fest, daß die Stimmäußerungen des Kindes in der frühesten Periode einen doppelten Charakter haben: erstens, sie sind durchaus spontan, das Kind ahmt weder nach, noch wiederholt es; zweitens, es legt ihnen keinen Sinn, nicht irgendwelche beabsichtigte Bedeutung bei, da sie rein mechanische Thätigkeiten sind, mit denen die Intelligenz durchaus nichts zu thun hat.

Bei diesen Stimmgebärden des Kindes hat man übrigens einerseits das Schreien zu unterscheiden, das körperliche Zustände, unangenehme oder angenehme Empfindungen ausdrückt, und wodurch es sich Erleichterung verschafft und bekundet, daß es hungrig ist, friert, oder sonst leidet, oder in seltenen Fällen hingegen, daß

¹⁾ Preyer hat von den etwa fünfhundert Seiten seiner Arbeit über die Seele des Kindes beinahe den dritten Teil allein der Sprache gewidmet. Das Buch von Romanes über die geistige Entwicklung beim Menschen behandelt fast ausschließlich dieselbe Frage. [Eine besondere Schrift über diesen Gegenstand schrieb kürzlich Lindner unter dem Titel: „Aus dem Naturgarten der Kindersprache“. Leipzig, 1898. Desgleichen behandelt Ament „die Entwicklung vom Sprechen und Denken beim Kinde“ in einem besonderen Buche (Leipzig, 1899. U.] Auch Tracys Leitfaden „Psychologie der Kindheit“, deutsch von Stimpff, Leipzig, 1899, enthält einen verhältnismäßig sehr großen Abschnitt über die Sprache des Kindes. In dem ältern Schriftchen von Fr. Schultze (Die Sprache des Kindes. Leipzig, 1880), sind nur gewisse Grundzüge in übrigens sehr verdienstlicher Weise angedeutet. Ferner sind u. a. die Ausführungen Sullys in seinen Untersuchungen über die Kindheit sehr bemerkenswert. U.]

es zufrieden und vergnügt ist ¹⁾, — andererseits die Laute, welche ohne bestimmte Ursache hervorgebracht werden und nur eine Art Zwitschern sind, eine instinktmäßige Übung seiner Stimmbänder, eine besondere Art des Muskelspiels.

Man beobachte das Kind in dieser ersten Periode, d. h. gegen den sechsten oder achten Monat. Bald schreit es, weil es nafs liegt, bald weil es Schmerz empfindet, bald weil es dieses oder jenes haben will. Mit jedem empfundenen Bedürfnis steht unmittelbar ein besondrer Schrei in Verbindung. Sobald es gesättigt und befriedigt bequem in der Wiege liegt, plaudert es in einer Sprache, die weder für es selbst, noch für andere Sinn hat; es verlängert die aus mehr oder weniger artikulierten Lauten zusammengesetzten Selbstgespräche; es giebt sich dem Vergnügen hin, die Stimm-muskeln zu bewegen, lange bevor es zu sprechen vermag, gerade wie es die Beine ausstreckt und die Muskeln der Fortbewegung übt, lange bevor es gehen kann.

Preyer hat bei seinem Kinde von einem Tage zum andern sorgfältig aufgezeichnet, in welcher Reihenfolge die Vokale und Konsonanten auftreten ²⁾, und wie die genauen Artikulationen den zunächst unterschiedslosen und unbestimmten Schreien besondere Gestalt geben. Wenn man fernerhin derartige Beobachtungen oft genug wiederholt und die einen durch die andern kontrolliert, wird es vielleicht einmal möglich sein, genau zu bestimmen, welches — aus Gründen der körperlichen Leichtigkeit hinsichtlich der Erzeugung dieses oder jenes Lautes — die Reihenfolge der verschiedenen Artikulationen in der Natursprache des Kindes ist. Es wird sich dann auch angeben lassen, welche Laute zum Ausdruck des Wohl- oder Übelbefindens, des Hungers oder Durstes, des Erstaunens oder der Freude dienen, wenn es, wie wir glauben, wirklich wahr ist, daß natürliche Ursachen eine gewisse Stimmerzeugung viel mehr zum Ausdruck der einen, als aller übrigen Empfindungen machen.

Bis jetzt aber ist es ausgemacht, daß die Schreie, die mit jedem

¹⁾ Nach Preyer würden die vom Kinde ausgestoßenen Schreie, wenn man sie durch Vokale darstellen wollte, beinahe dem Laut *ua* (mit kurzem *u* und schnell nachfolgendem *a*) entsprechen.

²⁾ Preyer versichert, das Aussprechen des ersten Konsonanten am drei- und vierzigsten Tage gehört zu haben. Das Kind sagte ganz deutlich *am-ma* (Seele des Kindes, S. 341).

Tage einen immer verwickeltern Charakter annehmen und sich immer mehr unterscheiden, das Werk der Natur, des Instinkts oder der Erbllichkeit sind. Mit den Wörtern der gewöhnlichen Sprache haben sie thatsächlich nur wenig Verwandtschaft. Bewiesen wird dies dadurch, daß sie das Kind weit früher hervorbringt, als es die Laute der Stimme seiner Mutter auch nur unterscheiden, geschweige denn verstehen kann, ferner dadurch, daß das Kind etwas später nur mit großer Mühe die Silben zu wiederholen vermag, die man ihm vorspricht.

Ebenfalls ist sicher, daß die Schreie des Kindes anfänglich nur für den einen Sinn haben, der besonders darauf achtet. Eine achtsame Mutter erkennt sehr schnell, was die Schmerzensschreie und unbewußten Rufe des Säuglings bezeichnen. Sie deutet dieselben und berücksichtigt sie. Derjenige aber, der sie ausstößt, versteht sie nicht; er ist in derselben sonderbaren Lage wie jemand, der den ihm selbst unverständlichen Engelsgruß in fremder Sprache an Fremde richten würde, die denselben allein verstehen. Das Kind gebraucht Zeit, um den Lauten, die anfangs so zu sagen nur eine einseitige Bedeutung haben, einen Sinn einzufügen, ein Begehren, einen Gedanken, ein Wollen auf sie zu übertragen. Es muß erst durch die Erfahrung allmählich erkennen, daß es infolge seines Schreiens beachtet wird, daß es erlangt, was es fordert, und beseitigt wird, was es fürchtet. Die Nützlichkeit der Stimmgebärden muß ihm zum Bewußtsein gekommen und der Gedanke in ihm entstanden sein, sie willkürlich hervorzubringen, um aufs neue dieselben Ergebnisse zu erzielen.

Übrigens ist zu beachten, daß es sich mit den ersten Stimmäußerungen und den Bewegungen, die bei ihnen hervorgebracht werden, ebenso verhält, wie mit den andern Bewegungen des Kindes: von jenen Bewegungen gehen viele später verloren, und viele Laute können in keiner Sprache untergebracht werden und finden in der end-

¹⁾ Weitaus die meisten durch die Zungen- und Lippenübungen entstehenden Mitlauter lassen sich ebensowenig zu Papier bringen, wie die immer lebhafter anhaltender, und mannigfaltiger werdenden Gliederbewegungen des satten und nicht schläfrigen, sich selbst überlassenen Kindes sich aufzeichnen oder beschreiben lassen. Preyer, Seele des Kindes, S. 313.

²⁾ Die Zungenfertigkeit ist beim Kinde sehr groß. „Die Zunge, sagt Preyer (S. 322), ist unzweifelhaft das Lieblingsspielzeug des Kindes. Fast könnte man von einem Zungendelirium sprechen, wenn es allerlei Zusammenhangsloses artikuliert und unartikuliert durcheinander hören läßt.“

gültig entwickelten Sprache keine Verwertung. Das Kind gebraucht seine Stimmorgane thatsächlich auf alle mögliche Weise und aufs Geratewohl, so daß es oft wunderliche und unverständliche Laute erfindet, die man durch die Buchstaben des gebräuchlichen Alphabets nicht darstellen kann.

II. In der zweiten Periode werden die Stimmäußerungen, die ursprünglich nur spontan und instinktmäßig waren, ziemlich rasch reflexmäßige, durch Schalleindrücke veranlaßte Thätigkeiten. Sogar bevor das Kind die mehr oder weniger deutlich gehörten Wörter wiederholen kann, wird es durch eine Art dunkler Nachahmung gedrängt, zu schreien und Laute hervorzubringen; es wird durch das mehr oder weniger verworrene Geräusch, das an sein Ohr schlägt, gleichsam herausgefordert; am liebsten plappert es, als ob es denen antworte, die zu ihm sprechen ¹⁾. Diese Neigung dauert noch fort, wenn es bereits einige Wörter auszusprechen vermag. Als Marcel mit fünfzehn Monaten durch einige Worte von mir angeregt wurde, antwortete er in einer unverständlichen Sprache; dann schwieg er, indem er mich sehr ernst ansah. Als ich wieder anfang, zu ihm zu sprechen, ließ er auch wieder sein Gezwitzcher hören. Als sein etwas älterer Bruder, der im Nebenzimmer war, ihn einmal rief, antwortete er, und es entstand eine ununterbrochene Wechselrede; dort hörte man klar artikulierte Wörter und Sätze, hier kleine undeutliche Schreie ²⁾.

Lange bevor das Kind sprechen kann, hat es so zu sagen eine Ahnung vom Zwiegespräch, und mittelst der Sympathie und des sozialen Instinkts fühlt es ein geheimes Bedürfnis, mit den Personen der Umgebung nach Maßgabe seines Vermögens sich zu unterhalten und Wechselbeziehung zu pflegen. Das Wort fordert das Wort oder, beim Fehlen desselben, gewisse andre Ausdrucksthätigkeiten heraus. Fangen nicht die Vögel in ihrem Käfig zu zwitschern und zu singen an, sobald sie uns ganz in der Nähe sprechen hören, gleichsam als wollten sie eine Unterhaltung mit uns beginnen?

¹⁾ In der Geschichte des Lächelns haben wir gesehen, daß das spontane Lächeln von dem Lächeln, das nur eine Antwort auf das Lächeln anderer Personen ist, unterschieden werden muß.

²⁾ Diese Beobachtungen widersprechen nicht der Versicherung der Psychologen, daß die erste Sprache des Kindes ein Selbstgespräch sei. Pollock stellt den Versuch, ein Zwiegespräch zu führen, erst mit zwanzig Monaten fest. Wir glauben, daß das Zwiegespräch nur in einer zweiten Periode eintritt, aber etwas früher als Pollock beobachtet hat.

III. Bis hierher hat das Kind — sei es von selbst, sei es infolge einer Veranlassung — nur Laute hervorgebracht, denen es seinerseits keinen Sinn beilegt, selbst wenn sie für andere einen Sinn haben. Das wirkliche Sprechen, das ein Handelsgeschäft, ein Gedanken- und Gefühlsaustausch, eine bewusste Vermittlung zwischen zwei Geisteswesen ist, hat noch nicht begonnen. Damit es beginnen kann, muß das Kind, gleichviel wie, etwas sagen oder wenigstens bezeichnen wollen, wie unzureichend seine Ausdrucksmittel auch sein mögen. Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß diese Absicht ziemlich frühzeitig hervortritt. Die Schreie, die undeutlichen Laute und ersten Artikulationsversuche bleiben nicht lange automatische oder reflexmäßige Erscheinungen; sie werden bald zu wirklichen Zeichen, die das Kind benutzt, um auszudrücken, was es fühlt und will.

Weiterhin ist es notwendig — und damit kommen wir zur dritten Periode —, daß das Kind, bevor es selbst seinen Lauten einen Sinn gibt, den Sinn der Laute errät und deutet, die es von andern hört¹⁾. Anders ausgedrückt, es muß die Sprache anderer verstehen, bevor es die seine zu verstehen vermag. Dies zeigt sich darin, daß es dem folgt, was man ihm sagt.

Die Beziehung des Zeichens zur bezeichneten Sache taucht in seinem Geiste nicht bei dem, was es selbst sagt, zum erstenmal auf, sondern bei dem, was es sagen hört. Nach gewissen Beobachtungen wäre gerade der Übergang von der einen dieser Stufen zur andern der langsamste und mühsamste. Preyer versichert, daß sich sein Sohn in dieser Beziehung bis zum achtzehnten Monate²⁾ nur rezeptiv verhalten habe. Seit dem zehnten oder zwölften Monat vermochte dieser die Wörter, die er hörte, zu unterscheiden, zu deuten und zu verstehen, sich beispielsweise beim Rufen seines Namens umzuwenden und Befehlen wie „Händchen geben! Trotzköpfchen zeigen!“ nachzukommen, wenn auch nicht ohne unsichere und verkehrte Handbewegungen. Dasselbe Kind war aber mehr als sechs Monate später noch nicht im stande,

¹⁾ „Obwohl das Alter, mit welchem das Sprechen beginnt, bei Kindern sehr verschieden ist, so kann doch als allgemeine Regel gelten, daß Worte und Sätze viel eher verstanden als artikuliert werden.“ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. S. 124 (siehe auch 123 das.).

²⁾ Auch Darwin hat zwischen dem zehnten und zwölften Monat das deutlich hervortretende Verständnis für Wörter und Sätze festgestellt.

sich umgekehrt selbst irgend eines Ausdrucksmittels zu bedienen, um den Eltern seine Bedürfnisse und Wünsche zu bezeichnen¹⁾.

In den Beobachtungen, auf die wir soeben Bezug genommen haben, giebt es, wie es scheint, nur einen Ausnahmefall von individueller Langsamkeit der Spracherwerbung²⁾. Im allgemeinen vollziehen sich die Dinge schneller; vom ersten Jahre an dienen, wenn nicht Wörter, so doch absichtliche Gebärden als Ausdruck. Ganz sicher ist nur, daß das Verständnis der Zeichen ihrer Anwendung stets vorausgeht.

In dieser Beziehung wird das Tier vom Kinde nicht übertroffen. Der Hund versteht thatsächlich den Ruf seines Herrn. Wahrscheinlich hat das allerdings seinen Grund darin, daß der Hund seit langem Haustier ist und mit dem Menschen in beständiger Berührung lebt. Die Evolutionisten geben selbst zu, daß die psychische Umbildung des Hundes das Werk der Gesellschaft des Menschen und dessen erzieherlicher Einwirkung sei³⁾.

Bei diesem Verständnis der Zeichen sind übrigens mehrere Grade zu unterscheiden. Die Deutung der Gebärden, beispielsweise der drohenden, die der Hund ebenso gut versteht wie das kleine Kind, ist etwas anderes als das Verstehen der Worte. Es ist nicht erwiesen, daß der Hund jemals das Wort „Rute“ verstehen lernt; aber man bedrohe ihn nur mit der Rute, und er wird sich sofort der Gefahr entziehen. Wiederum muß das Verstehen des Wortes selbst von dessen Ton unterschieden werden. „Das Verstehen eines Wortes, sagt Romanes, stellt eine höhere Entwicklungsstufe des Zeichengebungsvermögens dar, als das Verständnis eines Tones⁴⁾. Es ist die Frage, ob die Tiere die Worte jemals als bloße Worte, unabhängig von dem Tone verstehen; das Kind aber lernt das gegen das Ende des ersten oder gegen den Beginn des zweiten Jahres ganz gewiß“⁵⁾.

¹⁾ „Es bedurfte nicht häufiger Wiederholung der Frage: ‚Wie groß ist das Kind?‘ mit Emporhalten seiner Arme, um es jedesmal diese Bewegung machen zu lassen, wenn es die Worte ‚wie groß?‘ oder ‚ooss‘, sogar nur ‚o‘ hörte.“ Preyer, Seele des Kindes, S. 316.

²⁾ Preyer erkennt übrigens bereitwillig an, daß die Sprachentwicklung bei seinem Sohne besonders langsam und spät vor sich gegangen ist.

³⁾ Romanes, *On animal intelligence*, vol. II.

⁴⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung des Menschen. S. 123.

⁵⁾ Romanes trägt kein Bedenken, diese Frage zu bejahen und folgert daraus, daß die Tiere, falls sie zu artikulieren vermöchten, „sich ebenso gut ein-

IV. Wir kommen zur vierten Periode, in der das Kind seine Intelligenz nicht allein durch die Deutung der wahrgenommenen Zeichen, sondern auch in der Anwendung der Zeichen bekundet, die es selbst hervorbringt. Wohlverstanden, bevor die Worte selbst zur Bezeichnung des Begehrens, der Gemütszustände und Gedanken des Kindes dienen, werden die Gebärden zu diesem Zwecke verwandt¹⁾. Die Gebårdensprache bereitet die Lautsprache vor, und wenn das Kind mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung macht, oder wenn es mit der Hand auf den Gegenstand zeigt, den es haben möchte, so versucht es bereits auszudrücken, was es will oder nicht will. „Die Wünsche und Gemütsbewegungen kleiner Kinder, sagt ein von Romanes angeführter Schriftsteller²⁾, äußern sich in einer geringen Anzahl von Lauten, aber in einer großen Mannigfaltigkeit von Gebärden und Grimassen. Die Gebärden eines Kindes zeigen Verständnis schon lange vor dem Sprechen.“ Das ist richtig; nur darf man nicht vergessen, daß die Gebärden des Kindes, bevor sie verständnisvoll werden, bevor die Erfahrung eine Beziehung zwischen einer gewissen Gebärde und einem gewissen Laute hergestellt hat, automatisch oder instinktmäßig gewesen sind oder doch wenigstens der Bedeutung entbehrt haben, die sie später besitzen. Übrigens ist die Umgestaltung der natürlichen Gebärden des Kindes in verständnisvolle Zeichen offenbar viel leichter als die Thätigkeit, mit den anfänglich ohne Absicht hervorgebrachten Artikulationen einen Sinn zu verbinden. Die Gebärden sind fast immer so zu sagen die Abrisse der spontanen Bewegungen, welche die Natur dem Kinde von allem Anfang an eingegeben hat.

facher Worte — ich sage nicht: geformter Sätze — zum Ausdruck ihrer einfachen Ideen bedienen würden, wie sie heute natürliche oder konventionelle Töne und Gebärden zu demselben Zwecke benutzen“. Es würde z. B. keiner höhern psychischen Fähigkeit bedürfen, das Wort „komm“ zu sagen, als zur Mitteilung derselben Idee jemand am Kleide zu zupfen, oder das Wort „öffne“ zu äußern, statt sich in gewohnter Weise miauend an die Thüre zu setzen. (Die geistige Entwicklung des Menschen, S. 128.) [Beispiele, die Romanes für seine Annahme geltend macht, siehe S. 125 ff. daselbst. U.]

¹⁾ Die Gebårdensprache muß bei der Entstehung und Vervollkommnung der Wortsprache von großem Nutzen sein . . . Die Gebärde geht psychologisch dem Worte voraus. Romanes, Geistige Entwicklung beim Menschen, S. 151.

²⁾ [Mallery, *Sign-Language among the North American Indians. First Annual Report of the Bureau of Ethnology.* Wash., 1881. U.]

Hinsichtlich des Kusses haben wir das schon gesehen¹⁾. Die Bewegung des Kopfes zum Zeichen der Verneinung ist nur eine Rückerinnerung an die Thätigkeit des Umdrehens, um einer Gefahr oder doch wenigstens dem Anblick einer Sache zu entgehen, die dem Blicke unangenehm ist²⁾; die zur Bezeichnung eines verlangten Gegenstandes ausgeführte Handbewegung ist dieselbe Bewegung, die man machen muß, um den Gegenstand selbst zu nehmen.

Die Assoziation, die nicht mehr den Gebärden, sondern den Lauten und Worten einen Sinn giebt, ist auf andere Weise schwer zu begründen. Wir werden sogleich sehen, in welchem Mafse sie als instinktmäßig und spontan angesehen werden kann. Aber betreffs der weitaus größten Zahl der Wörter, wenn nicht aller, aus denen sich der Wortschatz des Kindes zusammensetzt, ist es die Erfahrung, d. h. das Hören des in Gegenwart des bezeichneten Gegenstandes gesprochenen Wortes, das allein das Kind zu bestimmen vermag, auch seinerseits das gleiche Wort in Verbindung mit demselben Sinne zu gebrauchen. Das Kind hat die Wörter mehrmals gehört, ohne sie zu verstehen, und es versteht sie mehrmals, bevor es sie selbst wiederholen und aussprechen kann. „Jede Mutter, sagt Preyer, verliert viele tausend Worte, die sie ihrem Kinde zuspricht, zuflüstert, zusingt, ohne daß dieses nur ein einziges davon hört, und viele tausend Worte sagt sie ihm, ehe es eins davon versteht. Aber wenn sie es nicht thäte, würde das Kind sehr viel später und schwieriger sprechen lernen³⁾.“

Oft machen die Kinder zum erstenmal absichtlich von ihrer Stimme Gebrauch, um damit die Gebärden zu begleiten. Tiedemann erzählt von seinem Sohne, daß er im neunten Monat mit dem Finger auf Gegenstände zeigte, die seinem Auge auffielen, um andere darauf aufmerksam zu machen, und sich gleichzeitig des Ausrufs „ha! ha!“ bediente. Tiedemann fügt hinzu: „Daß das Zeichen nebst dem Ausrufe an andere gerichtet war, erhellt dadurch, daß er befriedigt war, sobald andere zu erkennen

¹⁾ Siehe oben, S. 136.

²⁾ Im übrigen bestreiten wir nicht, daß diese Zeichen zum Teil erlernt sind. „Mein Sohn, sagt Romanes, lernte von seiner Wärterin das Kopfschütteln, um „nein“, das Nicken, um „ja“ zu sagen, und die Handbewegung als Abschiedsgruß, und zwar geschah dies mit achteinhalb Monaten.“

³⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 68.

gaben, daß sie dasselbe bemerkten¹⁾.“ Preyer selbst berichtet Thatsachen, die mit seinen Schlusfolgerungen im Widerspruch stehen. „Im elften Monat zeigte sich, daß *atta*, *hödda*, *hatai* mit der Wahrnehmung verbunden war, daß etwas verschwindet. Denn es wurde geäußert, wenn jemand das Zimmer verließ und beim Auslöschten des Lichtes²⁾.“ Mit neun Monaten zeigte die Stimme schon ein Begehren an. „Denn wenn das Kind nach einem neuen Gegenstande verlangte, so streckte es nicht nur beide Arme in der Richtung desselben aus, sondern gab auch durch denselben Laut, den es vor dem Einnehmen seiner Nahrung geäußert, zu erkennen, daß es beehrte³⁾.“ In demselben Monate begleitete es immer mit demselben Schrei die willkürlichen Hand- und Arm-bewegungen, die es machte, um einen Gegenstand zu ergreifen oder zu verlangen.

In diesen Anfängen der Sprache wird das noch unvollkommene Wort oft von der Gebärde unterstützt. Ein fünfzehn Monate altes Kind, das gelernt hatte, die Hand zu erheben, wenn man es fragte: „Wie groß bist du?“ war in der Artikulation noch nicht geschickt genug, um das Wort „groß“ auszusprechen, und wenn es „Großmama“ sagen sollte, so half es sich dadurch, daß es die Hand in die Höhe hob, indem es „Mama“ hinzufügte⁴⁾. Später, sobald die geistige Entwicklung beendet ist, rückt die Gebärde an die zweite Stelle und dient nur noch als Beihilfe des Wortes. Beim Kinde hingegen scheint die beginnende Lautsprache der Gebärde, die einstweilen noch der hauptsächlichste Bestandteil der Sprache ist, als Hilfe zu dienen.

Das Kind lernt also der Reihe nach die Wörter aussprechen, wiederholen und endlich deuten. Es ist klar, daß es bei der

¹⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 24. Bemerkenswert ist noch die Stelle auf S. 30: „Wollte er irgendwo hingestellt sein, wo er nicht selbst hinkommen konnte, und man ihn frag, wohin er wolle, so zeigte er mit dem Finger den Ort und begleitete dies mit einer Reihe halbartikulierter Töne.“ (17. Monat.) U.]

²⁾ [Preyer, Die Seele des Kindes. S. 315. U.]

³⁾ Preyer a. a. O., S. 314.

⁴⁾ Vergl. Egger, *Observations etc.*: „Zu Anfang ist die artikulierte Sprache überaus kümmerlich, und es muß beständig die Gebärde dazu kommen und sie sozusagen kommentieren, um sie verständlich zu machen“.

geistigen Arbeit, die es ihm ermöglicht, jedem Zeichen einen Sinn zu geben, der Hilfe bedarf. Gleichwohl hat es mit zwei oder drei Jahren in seinem Sprachschatze viele Wörter, die ihm nicht beigebracht worden sind, die man ihm nicht wie einem Papagei einzutrichtern brauchte, sondern die es sich selber angeeignet hat. „Im einundzwanzigsten Monat, sagt Preyer, kannte mein Sohn die Bedeutung einer großen Anzahl von Wörtern, welche ihn niemand gelehrt hatte; z. B. Peitsche, Stock, Zündhölzchen, Feder¹⁾.“ Das Kind lernt das Sprechen auf zweierlei Weise. Das eine Mal keimt gelegentlich irgend einer Wahrnehmung der Gedanke in seinem Geiste, und wird diesem Gedanken ein oft nur aufgegriffenes Wort angeheftet; das andre Mal geht im Gegenteil das Wort dem Gedanken voraus; das Kind hat das Wort gehört und behalten, aber nur allmählich und nach vielen unsichern Versuchen legt es ihm einen Sinn bei. Dank dem Wortgedächtnisse, dank einer beharrlichen Aufmerksamkeit — von der die nachdenkliche Haltung des Kindes oft Zeugnis ablegt, wenn es sprechen hört — errät die Intelligenz von selbst die Bedeutung einer großen Anzahl von Wörtern. Das ist um so bemerkenswerter, als das Kind dies sogar vermag, bevor es im stande ist, die Wörter zu wiederholen, oder wenn es sie erst in ganz und gar rudimentärer Form wiederholen kann.

Der Fortschritt der Sprachentwicklung läßt sich nicht durch eine gerade, ununterbrochen fortlaufende Linie darstellen; er kann nur aus einer gebrochenen Linie bestehen, die bisweilen in der Richtung umkehrt, bevor sie weiter geht. Selbst in dem Alter, wo das Kind kraft seiner kleinen Anstrengungen deutlich artikuliert, bemerkt man wieder unartikulierte Laute; ebenso das unbewusste Kakeln, wenn es einige sinnvolle Wörter zu sprechen vermag, das Selbstgespräch, wenn es in gewissem Maße schon eines Zwiegesprächs fähig ist, und endlich die Unfähigkeit, gewisse Wörter zu verstehen und zu wiederholen, obwohl es bereits schwierigere nachgeahmt und gedeutet hat. Bei den Sprechversuchen des Kindes verwickelt und verwirrt sich alles. Die verschiedenen Fähigkeiten, die hier in Betracht kommen, halten in der Entwicklung nicht gleichen Schritt; beispielsweise kann der

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 233.

körperliche Mechanismus der Sprache noch sehr unvollkommen sein, während sich der Geist bereits über den Sinn vieler Wörter Rechenschaft zu geben vermag.

III.

Gewisse Philosophen haben die übrigens ziemlich viel Wahres enthaltende Behauptung aufgestellt, das Kind sei nicht einfach ein Papagei, der die Worte wiederholt, die er hört; es schreite bei der Spracherwerbung nicht ausschließlich infolge der Nachahmung, der „Echolalie“¹⁾ fort; es beweise in der Erfindung der ersten Worte, die es gebraucht, eine gewisse Initiative, und endlich habe es, ehe es die Sprache seiner Eltern annehme, bis zu einem gewissen Punkte seine eigene Sprache.

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, welche Wichtigkeit eine derartige Feststellung für die allgemeine Sprachphilosophie haben würde. Wenn bewiesen wäre, daß das Kind den sprachlichen Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken in einem gewissen Maße selbst zu finden vermag, so gäbe es durchaus keinen Grund mehr für die Behauptung, daß es beim Beginn des Menschengeschlechts in dieser Beziehung anders gewesen sei. Die Erfindungsarbeit, die wir bei jedem Kinde sehen, wäre nur das Abbild, die entfernte und abgeschwächte Erinnerung an die ursprüngliche Entwicklung, durch welche die Sprachen geschaffen wurden, und die beiden entgegengesetzten Theorien, von denen die eine die Wortsprache als ein Wunder göttlicher Offenbarung, die andere sie als eine künstliche Schöpfung der reflektierenden Vernunft darstellt, würden durch die Thatfachen in gleicher Weise widerlegt. Das ist nicht der einzige, aber einer der wichtigsten Dienste, den die Psychologie des Kindes der Philosophie des Menschengesistes leisten könnte²⁾.

¹⁾ Die Echolalie im eigentlichen Sinne besteht besonders in der Wiederholung der letzten Silbe von gehörten Wörtern.

²⁾ [Schultze behauptete (Die Sprache des Kindes, S. 41), die ontogenetische Entwicklung der Sprache sei eine kurze Wiederholung der phylogenetischen, ohne aber auf den Beweis seiner Behauptung näher einzugehen. Diesen Nachweis versuchte Gutzmann (Die Sprache des Kindes und der Naturvölker. Verhandlungen des III. Internationalen Kongresses für Psychologie (1896), München, 1897, S. 434, und Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Jahrg. I (1899), S. 434). Nach umfassenderen Untersuchungen hält Ament (Die Entwicklung

Französischen Philosophen — Rousseau, Maine de Biran, Albert Lemoine — gebührt die Ehre, die Spontaneität des Kindes hinsichtlich der Sprache geahnt oder festgestellt zu haben. Wiederum haben französische Schriftsteller — Taine, Émile Egger — durch genaue Beobachtungen die Ansichten ihrer Vorgänger unterstützt.

Schon im Jahre 1753 schrieb Rousseau: „Das Kind hat alle seine Bedürfnisse auszusprechen und folglich der Mutter mehr zu sagen, als diese ihm; es muß also die meisten Kosten der Erfindung bestreiten, und die Sprache, die es anwendet, muß zum großen Teil sein eignes Werk sein“¹⁾. Rousseau stützte sich auf ein etwas zweifelhaftes Beweismittel, aber er leitete daraus eine Vermutung her, die zufällig mit den Thatsachen im Einklang steht. „Übrigens hielt er an seiner Folgerung fest und kam im „Émile“ darauf zurück, indem er sagte: „Die Kinder geben euch ihre Worte, bevor sie die eurigen erhalten.“

Maine de Biran ging kaum weniger von aprioristischen Vermutungen aus. Er sagt: „Bevor das Kind die ersten artikulierten Worte von der Wärterin hört, muß es schon aus freien Stücken einige Stimmäusserungen oder Laute hervorbringen und gewahr werden, daß es nach aufsen verstanden wird, wie es innerlich sich selbst versteht. Erst nachdem es sich so selbst verstanden oder nachdem es freiwillig den ersten Schrei, der bei der Geburt nur instinktmäßig entstand, wiederholt hat, ist es fähig, auch freiwillig die ersten artikulierten Laute, die es von aufsen vernimmt, zu wiederholen oder nachzuahmen. So begreifen wir, wie in einer Familie oder Gesellschaft die Sprache entstehen kann. Jedes Kind, das in der menschlichen Familie geboren wird, hat seine primitive Sprache, die es versteht, und die von den Eltern verstanden und wiederholt wird, deren Stimme und Tonfall bald wiederum das Kind nachahmt“²⁾.

Ganz anders verfahren in dieser Frage die neueren Psychologen, die sich nicht auf Hypothesen, sondern auf die Thatsachen der Erfahrung stützen. Albert Lemoine setzte 1865 in seiner

von Sprechen und Denken beim Kinde, Leipzig, 1899, S. 42) das biogenetische Grundgesetz der Sprache für ebenso begründet, wie jenes der Physiologie. U.]

¹⁾ Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen.

²⁾ Maine de Biran, *Examen critique des opinions de M. de Bonald. Oeuvres inédites*, t. III, p. 259.

scharfsinnigen Abhandlung *De la Physionomie et de la parole*, wenn auch noch in etwas zu allgemeiner und übertriebener Form, so doch in klarer Weise auseinander, welchen schöpferischen Anteil das Kind an der Sprachbildung habe. „Niemand, sagte er, vermag — gleichsam von einer Reise in das irdische Paradies zurückkehrend — zu erzählen, wie der Mensch das erste Mal gesprochen hat; aber wir können täglich beobachten, wie ein Mensch zu sprechen anfängt. Das Kind hat an der Sprache, die man es lehrt, mehr Anteil, als man denkt; es erfindet sie zur Hälfte, während man sie ihm ganz zu geben glaubt. Man beobachte es, wenn das noch behinderte Sprachorgan seinem schwachen Willen nicht gehorcht. Schon jetzt vermag es einige Töne zu modulieren und einige Konsonanten zu artikulieren, die zufällig durch seine schlecht geregelten Lippen- und Zungenbewegungen gebildet werden. In diesem kritischen und reizenden Augenblicke ist es im Begriff, die Herrschaft über seine Organe zu gewinnen und seine kleinen Leidenschaften durch andere Zeichen als durch Schreie kundzugeben. Man glaubt, die Mutter lehre es wirklich das erste artikulierte Zeichen und das erste mit einem Sinn verbundene Wort. Man gebe sich nicht der Täuschung hin; das Kind erteilt den ersten Unterricht; die Mutter empfängt ihn. Das erste Wort, das es ausspricht, und dem es einen Sinn beilegt, ist nicht ein Wort der Muttersprache, die es von seiner Wärterin lernt; es erzeugt deren Rohstoff selbst; es selbst legt ihm einen Sinn bei. Es handelt sich um ein Wort seiner eigenen Sprache, und die Wärterin lernt diese Sprache von ihm, ehe sie ihm die ihrige aneignet. Diese recht arme Sprache des Kindes, deren Wortschatz sich aus einigen Lauten, modulierten Schreien, kaum artikulierten, einsilbigen Bestandteilen zusammensetzt und auf die Grammatik verzichtet, ist das Werkzeug, dessen sich die Mutter später bedient, um es die gelehrte Sprache seines Landes und seines Jahrhunderts verstehen und sprechen zu lehren¹⁾.“

Émile Egger und Taine haben diese Behauptung wieder aufgenommen und durch ihre persönlichen Erfahrungen gestützt, ersterer 1871 in einer vor der *Académie des sciences morales et politiques* verlesenen Denkschrift²⁾, letzterer 1876 in einem Artikel der

¹⁾ Albert Lemoine, *De la Physionomie et de la parole*, 1865, p. 148.

²⁾ Die von uns oft angeführte Denkschrift wurde 1878 veröffentlicht.

Revue philosophique. „Das Kind hat kein einziges Bedürfnis, für das es, wie ich beobachte, nicht einen oder mehrere artikulierte Laute erfindet, ohne daß ihm irgend ein absichtliches Beispiel gegeben würde. Die geistige Arbeit des Kindes ist stets in Thätigkeit, und die Sprache folgt dieser Thätigkeit mit einer Leichtigkeit der Erfindung, die bisweilen unsere schärfste Aufmerksamkeit in Verwirrung bringt“ (Egger). — „Die Originalität, die Erfindungsgabe ist beim Kinde so lebhaft, daß wir von ihm seine Sprache lernen, wenn es von uns die unsere lernt“ (Taine).

Sehen wir uns jetzt die Thatsachen an, um genau zu bestimmen, inwiefern man sagen kann, das Kind erfinde seine Sprache. Es lassen sich drei Reihen von Fällen unterscheiden, in denen sich mehr oder weniger die Spontaneität des Ausdrucks beim Kinde zeigt.

1. Das Kind liefert von selbst den Laut oder das Wort, aber die Eltern geben den ohne besondere Absicht artikulierten Silben einen Sinn.

2. Das Kind erfindet das Wort und fixiert zugleich dessen Bedeutung. Dies ist der merkwürdigste, seltenste und zugleich am meisten umstrittene Fall.

3. In andern, sehr häufigen Fällen liefern die Eltern die Wörter; aber das Kind, das sie wiederholt, deutet sie in seiner Weise und benutzt sie in anderm Sinne.

Anders ausgedrückt: Von den zwei gegebenen wesentlichen Elementen der Sprache, dem äußern Zeichen, A, und der geistigen Bedeutung, B, erfindet das Kind bald nur A, bald A und B zugleich, bald endlich wird ihm A eingegeben und B von ihm selbst gefunden.

1. Wie wir gesehen haben, vermag das Kind schon von den ersten Monaten an verschiedene Laute hervorzubringen. Diese Laute lassen sich bisweilen beim Schreien aussondern. „Am vierundsechzigsten Tage, sagt Preyer, wurde die Silbe ma gehört, während das Kind schrie. Manchmal, und zwar um so häufiger, je größer das Kind wird, giebt es sich in der Zeit der Ruhe und des Wohlbefindens jenem Vogelgezwitscher hin, das wir bereits beschrieben haben.“ Zunächst hört man eine Reihe ununterscheidbarer Laute, aus denen wie zufällig eine klare Silbe hervortritt. „Am dreiundvierzigsten Tage, sagt Preyer, hörte ich den ersten Konsonanten. Das Kind, in behaglichster Lage allerlei nicht

fixierbare Laute ausstossend, sagte deutlich einmal *a-m-ma*¹⁾.“ Später stösst das Kind unaufhörlich Stimmlaute aus, die sich wie wirkliche Monologe anhören, mit denen es indessen nicht irgend welchen Sinn verbindet. Es scheint an seiner eigenen Stimme Gefallen zu finden; es unterhält sich gerade so damit, die Sprachorgane zu üben, wie es ihm Vergnügen bereitet, seine Arme und Beine zu bewegen. „Man glaubt, es spreche, sagt G. Droz, und es macht ganz einfach Musik.“ Dieses unaufhörliche Hervorströmen von artikulierten Silben, die das Kind wiederholt und mit unerschöpflicher Leichtigkeit verändert, ist noch nichts als Geräusch; es handelt sich um rein automatische Bewegungen, an deren Verwendung das Kind keineswegs denkt, die durchaus keinen Wert als Bezeichnung besitzen und nicht im geringsten als Ausdruck des Denkens oder Wollens dienen.

Nun, diese Elementarlaute, deren Reihenfolge des Auftretens übrigens schwer zu bestimmen ist, dürfen nicht als die einfache Wiederholung der Laute angesehen werden, die das Kind gehört hat. Von einer willkürlichen Nachahmung kann keine Rede sein, da diese erst später auftritt. Preyer versichert, vor dem elften Monat nicht ein einziges sicheres Beispiel derselben beobachtet zu haben²⁾. Ebenso wenig scheint die unwillkürliche Nachahmung, deren Rolle wir gleichwohl nicht bestreiten wollen, zur Erklärung des Hervorbringens der ersten Laute — wie die Stimme für das

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes. S. 311.

²⁾ Allerdings „glaubt“ Darwin bemerkt zu haben, daß sein Kind vom hundertachtzehnten Tage an die Laute nachzuahmen begann. Romanes aber behauptet mit Entschiedenheit, die ersten Artikulationen des Kindes rührten nicht von der Nachahmung her. „Kinder beginnen gewöhnlich, wenn auch nicht unabänderlich, mit Silben wie *alla, tata, mama, papa*, mit oder ohne Verdoppelung der Silben, noch ehe sie die Bedeutung irgend eines Wortes verstehen. Eines meiner eigenen Kinder vermochte alle diese Silben im Alter von achteinhalb Monaten sehr deutlich auszusprechen; dabei konnte ich nicht entdecken, daß es zu derselben Zeit Worte verstanden oder jene Silben durch Nachahmung erlernt habe. Ein andres Kind, welches erst später zu sprechen anfang, sagte im Alter von vierzehneinhalb Monaten einmal, aber auch nur ein einziges Mal, ganz deutlich *ego*. Es wurde dies sicher nicht nachahmungsweise geäußert, insofern jemand in seiner Gegenwart dieses Wort ausgesprochen hätte, weshalb ich diesen Fall als einen Beweis dafür anführe, daß bedeutungslose Artikulation sowohl unwillkürlich oder instinktiv, als auch absichtlich nachahmend vorkommt.“ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen, S. 121 f.

Echo — auszureichen. Ohne Zweifel ist in diesem Stammeln nicht alles spontan. Bei einer Silbe, die das Kind deutlicher gehört hat, die in seiner Umgebung häufiger gesprochen wird, ist es sehr leicht möglich, daß das Kind sie mechanisch wiederholt und in der Folge bei Lautäufserungen bevorzugt. Die Spontaneität des Kindes ist aber dabei ebenso unbestreitbar. Man darf zunächst nicht verkennen, daß seine Schreie verschiedenen Charakter haben, je nach dem Gefühlszustande, aus dem sie hervorgehen. „Nach einiger Zeit, sagt Darwin, wechselt die Natur der Schreie, je nachdem sie durch den Hunger oder durch Leiden erzeugt werden.“ Außerdem aber ist gewiß, daß die kindliche Stimme ihre begünstigten und sozusagen privilegierten Artikulationen hat¹⁾.

Mit andern Worten, das Kind findet das Material seiner Sprache, wenigstens teilweise durch eine Art Eingebung von seiten der Natur. Bringt es gewisse Laute eher als andere hervor, weil es dem „Gesetz der geringern Anstrengung“ gehorcht, wie Buffon²⁾ meinte? Geschieht es infolge einer angeborenen und vererbten Tendenz?³⁾ Geschieht es aus irgend einem anderen Grunde? Darauf

¹⁾ Mit Unrecht glaubte Albert Lemoine, die sprachliche Spontaneität sei je nach dem Kinde und der Familie merklich verschieden.

²⁾ Buffon, *Oeuvres complètes*. Paris, 1878, t. IV, p. 68. Buffon war übrigens der Ansicht, daß das Kind seine ganze Sprache der Mutter verdanke. [Das Gesetz der kleinsten Anstrengung (*loi du moindre effort*) geht, wie Preyer (Seele des Kindes, S. 367) bemerkt, bis auf Maupertius zurück, wurde auf die beginnende Artikulation der Kinder 1849 von Buffon angewandt und später besonders von Fritz Schultze vertreten (Die Sprache des Kindes. Leipzig, 1880, S. 27), trotz des Widerspruches von Preyer (Seele des Kindes, S. 367) auch neuerdings von Gutzmann (Die Sprache des Kindes und der Naturvölker. Verhandlungen des III. Internationalen Kongresses für Psychologie in München. (1896.) München, 1897, S. 434, sowie Zeitschrift für pädagogische Psychologie I. Jahrg. (1899), S. 28 ff.) Ament (Die Entwicklung von Sprechen und Denken, Leipzig, 1899, S. 58) kommt, auf die Beobachtungen von Preyer und Oltuszewski gestützt, zu dem Ergebnisse, daß an die Aufstellung eines kategorischen Satzes, wie ihn Schultze und Gutzmann vertreten, nicht zu denken sei. „Die Reihenfolge des Auftretens der Laute, sagt er, ist vorerst ein Geheimnis, dessen Schlüssel nur exakte phonetische Forschung in Zukunft liefern kann.“ Übrigens ist die Anmerkung über die Vererbung in Schultzes Schriftchen (S. 27) vielleicht einer größeren Berücksichtigung wert, als sie bis jetzt gefunden hat. U.]

³⁾ Preyer weist darauf hin, daß die Entwicklungsreihe der Stimmlaute von der Fähigkeit des Gehirns, von den Zähnen, der Größe der Zunge, der Schärfe des Gehörs u. s. w. abhängig ist.

kommt wenig an. Die Erklärung der Thatsache bleibt zweifelhaft; aber die Thatsache selbst ist sicher. Wenn p a p a und m a m a mit leichten Abänderungen in einer so grossen Zahl verschiedenartiger Sprachen die Benennungen des Kindes für Vater und Mutter sind, so rührt dies daher, daß die Silben, aus denen diese beiden Wörter bestehen, gerade zu denjenigen gehören, die das Kind am ehesten instinktmässig hervorbringen kann. Wie geht das zu? Einerseits hat das Kind in seinem Geist oder vielmehr in seiner Phantasie die dunkle Idee von seinem Vater und seiner Mutter aufgenommen, eine rein vorstellende Idee, die fast nur ein Bild ist, eine Erinnerung an die körperlichen Erscheinungen, welche die Eltern kennzeichnen, und an die Eindrücke, die deren Thätigkeit mit Bezug auf das Kind bei diesem hinterlassen haben. Andererseits hat es sehr oft, aber ohne damit noch die geringste Absicht zu verbinden, die Silben wiederholt, die dereinst zu Wortzeichen der Ideen und geistigen Bilder werden. Diese beiden parallelen, aber von einander unabhängigen und getrennten Entwicklungen müssen sich nun vereinigen und verschmelzen. Der Übergang wird durch die Eltern gesichert, die das vom Kinde vollständig gebildete, aber nicht belebte Wort in den Mund nehmen, es bei Veranlassung angesichts der Person, die dadurch bezeichnet werden soll, beharrlich wiederholen und so dem Kinde allmählich die beabsichtigte Verbindung eingeben und den Laut vollständig zum Zeichen des Ausdrucks machen. „Das Wort p a p a, sagt T a i n e, wird zunächst mehr als fünfzehn Tage lang ohne Absicht und ohne Verständnis ausgesprochen; es ist bloßes Geschwätz, eine leichte und vergnügliche Artikulation. Erst später vollzieht sich die genaue Verbindung zwischen dem Worte und der Vorstellung oder der Wahrnehmung des Gegenstandes, so daß die Vorstellung oder die Wahrnehmung des Vaters die Lautäußerung P a p a erzeugt, und daß diese Lautäußerung, wenn sie von einem andern gethan wird, und endgültig und regelmässig die Erinnerung an den Vater, das Bild, das Erwarten und Suchen des Vaters hervorbringt.“

2. Wenn es, wie wir mit den meisten Psychologen glauben, fest steht, daß das Kind beständig gewisse Wörter von selbst wieder erfindet und in Umlauf setzt, denen die Ueberlieferungen der Muttersprache einen Sinn geben, und zwar den Sinn, der ihnen seit unvordenklichen Zeiten zugestanden worden ist, so läßt

sich viel schwerer der Beweis führen, daß es diese doppelte Thätigkeit allein zu vollziehen vermag, daß es nämlich das Werk der Sprachschöpfung vollenden kann, indem es Wörter erfindet, denen es selbst eine Bedeutung beilegt.

Taine spricht sich in diesem Punkte entschieden bejahend aus, aber die Beispiele, die er anführt, kann man — ganz abgesehen davon, daß sie sehr wenig zahlreich sind — nicht ohne weiteres gelten lassen. Das Kind, welches er beobachtet hat, sprach mit vierzehn Monaten in Gegenwart der Nahrung stets in derselben Weise das Wort *ham aus*¹⁾. Später wurde diese Artikulation jedesmal hervorgebracht, wenn das Kind Hunger oder Durst hatte. Taine erklärt in sehr scharfsinniger Weise, daß dieses *ham* die „natürliche Sprachgebärde“ beim Schnappen mit dem Munde sei. „Das Lautgebilde beginnt in der That mit einem aspirierten, dem Bellen verwandten Kehllaut und endigt mit dem Schließen der Lippen, das ausgeführt wird, als wenn Nahrung ergriffen und verschluckt würde. Ein Mensch, dem Wilde die Hände fesselten, und der zur Verständigung nur noch die Sprachorgane besäße, würde es gerade so machen, um zum Ausdruck zu bringen, daß er zu essen begehre.“ Wenn die Annahme Taines völlig begründet wäre, so müßte sich, wie es scheint, diese sogenannte „natürliche Sprachgebärde“ bei allen Kindern wiederfinden. Nun ist das aber nicht der Fall. Ein von mir beobachtetes Kind sagte in demselben Sinne *nana*. Doddy bemühte sich im Alter von einem Jahre, ein Wort zur Bezeichnung seiner Nahrung zu finden, und nannte sie *mum*; „ich weiß aber nicht, bemerkt Darwin vorsichtig, wie er dazu kam, diese Silbe anzunehmen²⁾.“ Axel

¹⁾ Meine eigenen Beobachtungen sind in diesem Punkte entgegengesetzter Art. Eines meiner Kinder sagte von selbst *am*, wenn es zu trinken oder zu essen haben wollte. Es sei hervorgehoben, daß ich damals Taine noch nicht gelesen hatte. Ein andres Kind hingegen zeigte zwischen dem achtzehnten und vierundzwanzigsten Monate nicht irgendwelche Originalität in seiner Sprache; er besaß kein ihm eigentümliches Wort, ausgenommen die verstümmelten Wörter.

²⁾ Preyer hat bei seinem Sohne ein ähnliches Wort beobachtet. Dieser sagte *mum*, wenn er Hunger hatte, und zwar schon von der zehnten Woche an. Ein von Fritz Schultze in Dresden beobachtetes Kind sagte *mām mām* in demselben Sinne. Preyer nimmt an, daß dieses Wort von der ursprünglichen Silbe *ma* herstamme, und daß das Kind dieselbe anwende, weil es sie oft habe sagen hören, wenn es an die Brust gelegt wurde.

sagte im einundzwanzigsten Monat zur Bezeichnung von Speisen und Milch „mit unaussprechlicher Sehnsucht in der Stimme“ mimi. Scheint aus diesen Abweichungen nicht hervorzugehen, daß es sich weniger um eine wirkliche Neubildung, als vielmehr um eine Verstümmelung, um eine Entstellung der Wörter handelt, die das Kind gehört hat, und die es nun in seiner Weise zurechtmacht? Wenn das Kind seine eigene Sprache zu haben scheint, so liegt dies zum großen Teil daran, daß es die Wörter, welche man ihm eingiebt, in ungeschickter Weise wiederholt und verstümmelt. Indem die Eltern und Wärterinnen diese entstellten Wörter mit großer Vorliebe von ihm annehmen und wiederholen, um ihm zu gefallen und seiner so zu sagen philologischen Eitelkeit zu schmeicheln, wird es zum Gebrauche dieses Kindesidioms ermutigt und unterstützt. Die von Taine allzu günstig gedeuteten angeblichen Sprachschöpfungen entstehen also viel weniger infolge einer wirklich erfindenden Originalität, als vielmehr infolge der Schwäche der Sprachorgane, der Unsicherheit in der noch nicht befestigten Artikulation, der Ungeschicklichkeit in der Nachahmung. So könnte ham recht gut nur eine Abkürzung von *à manger* („zu essen“) sein¹⁾, oder, wie Preyer will, „aus dem Echo von *faim, as-tu faim?*“ (bist du hungrig?) herkommen. Ebenso würden wir in dem von Axel ausgesprochenen mimi nur eine Nachahmung des Wortes „Milch“ zu sehen haben. Eine Tatsache, welche diese Annahme zu bestätigen scheint, bildet der Gebrauch des mum bei Doddy: wenn Zucker gemeint war, sagte der Knabe erst shu-mum; etwas später, um seinen Lakritzenstengel zu bezeichnen, schwarz shu-mum²⁾. Da die beiden letzten Wörter offenbar auf Nachahmung zurückzuführen sind, so darf man logischerweise voraussetzen, daß das erstere gleichen Ursprungs ist. Ebenso verhält es sich mit einem andern Worte, welches das von Taine beobachtete Kind häufig wiederholte. So ist es auch mit einem Worte, welches das von Taine beobachtete Kind häufig gebrauchte, mit dem Worte tem

¹⁾ [Strümpells Töchterchen nannte mit zehn Monaten die Vögel tibü. Strümpell, Psychol. Pädagogik, 1880, S. 360. U.]

²⁾ Auf jeden Fall ist darauf hinzuweisen, daß das Kind weder isst noch schnappt, wie Taine irrtümlich annimmt, sondern saugt, und das Geräusch, das man beim Essen machen kann — ham, wenn man will — gleicht keineswegs dem beim Saugen.

in der Bedeutung von *donne, prends, voilà* oder *regarde* (gieb, nimm, hier! oder sieh!) Taine weist selbst darauf hin, daß es sich hier um eine Ableitung von dem Worte *tiens* handeln könne, welches das Kind oft in einem ähnlichen Sinne hatte verwenden hören.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Initiative des Kindes in sprachlicher Beziehung heute das nicht mehr ist, was sie bei den ersten Menschen sein konnte und sein mußte. Sie wird nicht mehr, wie ursprünglich, durch das Bedürfnis oder die Notwendigkeit erregt, selbst die erforderlichen Zeichen zu finden, um zu andern Menschen in Beziehung zu treten¹⁾. Das Erfindungsvermögen ist fast bis zur Unthätigkeit verringert, und zwar sowohl durch den Unterricht in der vollständig entwickelten Sprache, die von Geburt an dem Kinde im Ohre tönt, wie auch durch die Gefälligkeit der Wärterinnen, die, um ihm die Aneignung der Sprache zu erleichtern, mit Vorliebe die leichtesten Laute wählen, d. h. diejenigen, welche sich für die noch unvollkommenen Sprachorgane am besten eignen. Ein mir befreundeter Beobachter erzählte mir von einem Kinde, das eines seiner häufigsten Bedürfnisse in diesem Alter durch ein wiederholtes schwaches Zischen, *si-si*, bezeichnete. Aber dieses Zeichen hatte es nicht erfunden, sondern es machte es dem Kindermädchen nach, das offenbar zwischen der Sache und dem Laute einige Ähnlichkeit gefunden hatte.

Muß man nun dennoch dem unbedingten Schlusse Preyers zustimmen, daß das Kind niemals ein Wort mit genauem und bestimmtem Sinne erfinde, ohne zur Nachahmung der Laute, die es hört, seine Zuflucht zu nehmen, und daß es niemals elementare Wörter zum Ausdruck seiner Gedanken anwendet, ohne daß die Eltern an dieser Arbeit einen gewissen Anteil haben?²⁾. Es kommt uns

¹⁾ „Es ist ein ungeheurer Unterschied in den psychologischen Vorbedingungen zwischen dem heranwachsenden Kinde und dem Urmenschen . . . Die Sprache wird dem Kinde von der Umgebung angeboten während der Urmensch sie nicht empfangen hat, sondern selbst schaffen mußte.“ Romanes, Die geistige Entwicklung des Menschen, S. 360.

²⁾ Das ist auch die Ansicht von M^{me} Necker de Saussure: „Das Kind erfindet die Worte nicht selbst; es wiederholt nur gut oder schlecht diejenigen, die es hat aussprechen hören; es ruft nicht einmal ein Tier mit dessen Schrei, wenigstens nicht, wenn man ihm das nicht vorgemacht hat. (*Éducation progressive*, I. II, ch. II.)

nicht in den Sinn, zu behaupten, daß irgend ein Kind mit einem Genie zur Welt komme, das ausreiche, um die artikulierte Sprache zu entdecken; aber wie viel auch dem Einfluß der gehörten Laute hinsichtlich der einzelnen Wörter des kindlichen Sprachschatzes oder der Anregung der Eltern hinsichtlich der bezeichnenden Verwendung dieser Wörter zuzuschreiben sein mag, so scheint es uns doch keineswegs bewiesen, daß das Kind nicht irgend welche Erfinderrechte zu beanspruchen habe, sei es nun betreffs der Art, wie es nach seiner Weise das Material, was ihm geliefert wird, bearbeitet — und wenn es nur ein Verunstalten wäre —, sei es ganz besonders, indem es einer vorher ohne jede Absicht gebrauchten Artikulation irgend einen Sinn giebt. In Wahrheit liegt hier der Kernpunkt der ganzen Frage. Die Verbindung eines Sinnes mit einem bis dahin bedeutungslosen und nichtsagenden Laute ist eben der Schlüssel zur Erwerbung der Sprache. Ist es bewiesen, daß das Kind diesen Übergang niemals ohne die Hinweise der Eltern vollzieht? In gewisser Weise. Das Eingreifen der Eltern ist vielleicht notwendig, damit dieser schwierige Übergang sich das erste Mal vollzieht; aber sobald der erste Anstoß gegeben ist, erscheint es nicht zweifelhaft, daß das Kind die Fähigkeit besitzt, nach seinem Verständnisse spontan den Sinn mehr oder weniger origineller und mehr oder weniger nachgeahmter Wörter festzusetzen, die es vorher unbewußt gebraucht hat¹⁾.

Es läßt sich nicht bestreiten und wird selbst von Preyer zugegeben, daß das Kind, während es die Stimmen der Tiere allerdings nachahmt, aber spontan nachahmt, Schallnachahmungen schafft, die ihm unmittelbar zu Namen für die Tiere werden. In diesem Falle gehen Idee und Wort gleichzeitig aus dem Geiste und dem Munde hervor. Das Wort wau-wau, welches den Hund bezeichnet, lernt das Kind ohne Zweifel am häufigsten von seiner Wärterin, die es sich zur Pflicht macht, ihm nicht allein die gebräuchliche Sprache, sondern auch die Mundart des frühesten Alters beizubringen. Aber wer kann sagen, daß dieses Wort nicht oft auch vom Kinde erfunden wird, wenn es das Bellen des

¹⁾ [Groos (Die Spiele des Menschen, S. 380 ff.) sieht in manchen sogenannten Wortmedaillen, wie sie von Darwin (mum) und Strümpell (tibu) erwähnt werden, ein Ergebnis des spielenden Experimentierens. U.]

Hundes hört? Preyer führt als Beispiele instinktmäßiger Schallnachahmung an: kukuk, kikiriki, piepiep (Vogel), tik tak (Uhr), hüt (verunglückte Nachahmung des Lokomotivpiffs)¹⁾.

Ebensowenig kann man bestreiten, daß die Interjektionen, die allerdings zur Natursprache des Kindes gehören und nur artikulierte Schreie sind, sehr schnell zum absichtlichen Ausdrucke dieser oder jener Gemütsbewegung werden. Der Sohn Tiedemanns sagte mit fünfzehn Monaten sehr deutlich ha! ha! um sein Erstaunen auszudrücken. Tiedemann will übrigens glauben machen, dieses ha! sei das natürliche Zeichen des Nachdenkens, des Verwunders; es entstehe durch das plötzliche Ausstoßen des Atems²⁾. Sei dem, wie ihm wolle; es ist sicher, daß das Kind seine Interjektionen belebt, so zu sagen intellektualisiert, d. h. es benutzt die Laute, welche in natürlicher Weise seine Empfindungs- und Gemütszustände ausdrücken, indem es sie als Worte anwendet.

Wenn zur Begründung der Behauptung von der Spontaneität des Ausdrucks bei der menschlichen Rasse eine entscheidende Erfahrung angeführt werden müßte, so könnte man das Zeugnis der Erzieher von Laura Bridgman, der vor einiger Zeit verstorbenen Taubstummlinden, herbeiziehen. Nach dem Berichte von Dr. Howe verfügte Laura zur Bezeichnung ihrer Freundinnen und anderer Personen, mit denen sie sehr vertraut war, über etwa fünfzig Stimmzeichen oder instinktmäßige Artikulationen: für die eine hatte sie ein lautes Lachen, für die andere ein Glucksen, für die dritte einen Nasenlaut, für die vierte einen Kehllaut u. s. w. Sieht man hier nicht das bei dem Fehlen der Sinne um so stärker und deutlicher hervortretende Ausdrucksvermögen, das wesentlich darin besteht, daß einem Stimmzeichen ein Sinn beigelegt wird? Hier ist in der That mehr als mögliche

¹⁾ „In der 83. Woche betrachtete das Kind einmal ein Rotschwänzchen aufmerksam zwei Minuten lang und ahmte dann nicht schlecht fünf- bis sechsmal das Piepen desselben nach, hierauf erst sich nach mir umwendend.“ Preyer, Seele des Kindes, S. 328.

²⁾ [„Wirklich erscheint der Laut ha der Reflexion, dem Verwundern natürlich. Er entsteht durch plötzliches Ausstoßen des vorher zurückgehaltenen Hauches, und der Hauch wird zurückgehalten, weil durch unerwartetes Aufstoßen des Sonderbaren der Ideenlauf gehemmt und plötzlich anders eingerichtet wird.“ Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 27. U.]

Nachahmung, und es erscheint nicht zweifelhaft, daß das Kind, wenn es in seinen spontanen Sprechversuchen nicht unmittelbar durch die Schranke der herkömmlichen Sprache, die man es täglich lehrt, behindert wäre, schliesslich seine Sprache selbst schaffen würde.

Es steht fest, daß die Kinder unter aussergewöhnlichen und günstigen Umständen eine grössere sprachliche Originalität zeigen als sonst. Man erzählt die Geschichte von zwei Zwillingen, die sich zärtlich liebten und so zu sagen ineinander aufgingen. In dieser Gesellschaft zu zweien erfanden sie eine besondere Sprache, die mit der Sprache ihrer Eltern nichts zu thun hatte. Sie sagten weder *P a p a* noch *M a m a*, aber sie besaßen für sich Namen, mit denen sie Mutter und Vater, die durch die Straßse fahrenden Wagen u. s. w. bezeichneten. Sie sprachen unter sich mit der ihrem Alter eigenen Lebhaftigkeit und Zungenfertigkeit, aber auch mit deutschem Tonfall (sie waren von Haus aus Deutsche). Die Eltern vernahmen in dieser Unterhaltung nur Wörter, die sie nicht verstanden¹⁾. Eine andere Beobachtung derselben Art betrifft ein kleines Mädchen, das, von Geburt Engländerin, sich selbst, vielleicht durch die Erinnerung an einige zufällig gehörte französische Wörter unterstützt, eine Sprache ausdachte, die eine entschiedene Ähnlichkeit mit der französischen Sprache besaß. Von Wörtern, die auf Schallnachahmung beruhten, war in dieser Sprache fast gar nichts zu merken; nur hatte das Miauen der Katze das Wort *mea* eingegeben, welches „Katze“ und zugleich „Pelz“ bedeutete. Der Ursprung der andern Wörter, deren sich das Kind bediente, liefs sich in keiner Weise vermuten. Es hatte einen kaum sechzehn Monate alten Bruder, den es seine Sprache lehrte, so daß sie sich frei unterhielten, ohne von ihrer Umgebung verstanden zu werden²⁾.

3. Während die Erfindungsgabe des Kindes unter dem soeben erörterten Gesichtspunkte sehr beschränkt ist, hält sie sich schadlos, wenn es für das Kind gilt, den Sinn der Wörter, die es fertig der Sprache der Eltern entnimmt, oder die es selbst hergestellt hat, zu erweitern, zu verallgemeinern und abzuändern. Preyer erkennt das an: Nachdem sich die erste Assoziation zwischen einer

¹⁾ Horatio Hale in den *Proceedings of The American Association for the advancement of science* (vol. XXXV, 1886).

²⁾ Horatio Hale, a. a. O.

Vorstellung und einer Silbe durch Eingebung oder auf instinktmäßige Weise einmal gebildet hat, „findet das Kind neue Assoziationen leicht von selbst.“

Führen wir von den sehr zahlreichen Beispielen nur einige an. Ein Kind, das zu sprechen anfang — so berichtet Romanes nach Darwin, sah und hörte eine Ente auf dem Wasser und sagte *quak quak*¹⁾. Von diesem Zeitpunkte ab wandte es unterschiedlos dasselbe *quak quak* an, um Wasser, alle Vögel, alle Flüssigkeiten und schließlich sogar die Geldstücke zu bezeichnen, weil es auf einem kaiserlich-französischen Sou das Bild eines Adlers bemerkt hatte. Ein anderes Beispiel: Ein deutsches Kind von einundzwanzig Monaten wandte die Interjektion *ai* zuerst als Freudenschrei an; es veränderte sie in *ais*, *ase* und schließlich *a fs*, um seine auf Rädern gehende und mit Haar bedeckte hölzerne Ziege zu bezeichnen; *ais* wurde hierauf nur als Freudenschrei gebraucht, und *a fs* bezeichnete alles, was seinen Platz veränderte, die Tiere, die Schwester, die Karren, alles, was sich bewegte, alles, was Haare trug. In dem Wortvorrat eines englischen Kindes bedeutete *ba u* „Soldat“; als das Kind aber einen Bischof in Mitra und Priestertracht sah, wandte es das Wort ebenso auf ihn an. Bei demselben Kinde bedeutete *gar odo* „laß das Pferd kommen“; da aber die Kinder häufig sahen, daß ihr Vater, wenn er eines Wagens bedurfte, eine Bestellung für den Diener aufschrieb, der sich nach dem Stalle begab, so fingen sie an, den nämlichen Ausdruck (*gar odo*) für Papier und Bleistift zu gebrauchen. „Das erste Wort, welches mein Sohn nach „Papa“ und „Mama“ lernte, sagt Romanes, war *star* (Stern): bald wurde es auf alle glänzende Gegenstände angewandt, auf brennende Kerzen, Gasflammen u. s. w.

Denken wir auch an die interessanten Beobachtungen von Taine. „Ein zweieinhalbjähriges Mädchen trug am Halse eine geweihte Münze. Man hatte ihm gesagt: *C'est le bon Dieu* (das ist der liebe Gott). Als es eines Tages auf dem Schofse des Onkels saß, nahm es dessen Klemmer mit den Worten: *C'est le bon Du de mon oncle* (das ist Onkels lieber Gott).“ Das Wort *fafer*,

¹⁾ Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. S. 283 f. Es darf nicht übersehen werden, daß das Wort *quak* für dieses Kind nur eine instinktmäßige Schallnachahmung war, da die Ente auf englisch *duck* (*drake*) heißt.

das ein Knabe im Alter von einem Jahre zur Bezeichnung der Eisenbahn gebildet hatte, wurde der Name für Dampfboote und Spiritusmaschinen, für alle Gegenstände, die zischten, Geräusch machten und dampften.“ Ein andrer Gegenstand, fügt Taine hinzu — man verzeihe die genauere Angabe, es handelt sich um eine Klystierspritze — hatte bei ihm, wie man sich denken kann, einen sehr starken Eindruck hinterlassen. Das Instrument war wegen seines Geräusches ein *sisi* genannt worden. Bis zum Alter von zweieinhalb Jahren waren alle länglichen hohlen und schmalen Gegenstände, ein Etui, eine Zigarrenspitze, eine Trompete, für das Kind *sisi*, und es näherte sich ihnen nur mit Mißtrauen¹⁾.

So werden in Wahrheit alle Wörter der Kindessprache durch ein Ausdrucksbedürfnis, dem die Macht der Beredsamkeit nicht entspricht, zu vielfacher Verwendung zurecht gebogen. „Papa“ bezeichnet jeden Mann, „Mama“ jede Frau. *Cola* (*chocolat*, Chokolade) ist der Name für alle Leckereien; „Kuku“ gilt für alle Vögel.

Die unbedachtsamen und groben Verallgemeinerungen hängen in erster Linie ohne Zweifel mit der Armut der Kindessprache zusammen. Mit dem Kinde ist es wie mit einer Person, die nicht viel Tischgeschirr besitzt und alle Speisen ihrer Mahlzeit von demselben Teller isst. Es legt ein und demselben Ausdrucke mit Gewalt mehrerlei Sinn bei. In den unvollkommenen Sprachen der Naturvölker liefse sich eine große Zahl ähnlicher Beispiele finden. So nannten die Römer die Elefanten „Ochsen aus Lucanien“²⁾.

Aber nicht allein von der Sparsamkeit und zwar der erzwungenen Sparsamkeit läßt sich das Kind leiten. Wenn es die Wörter in verschiedenem Sinne verwendet, so rührt dies auch daher, daß es ein besonderes Geschick besitzt, zwischen den Dingen Beziehungen zu finden, die selbst dem Scharfblick des erwachsenen Menschen entgehen; es besitzt, wie Taine sagt, eine ausgesprochene Neigung, ins Ungemessene zu verallgemeinern. Daher begnügt es sich auch mit kindischen Vergleichen, die der Verstand des

¹⁾ Taine, *De l'Intelligence*, I. I, ch. II. [Hierher gehört wohl auch das von Paola Lombroso unter dem Abschnitte „Wortmedaillen“ erwähnte Beispiel von dem Mädchen, das alles, was ihm gefiel, *pel* (vielleicht von *capello*, Hut) nannte, ein Ausdruck, den es zuerst nur für jede Kopfbedeckung angewandt hatte. *Saggi di psicologia del bambino*. Turin, 1894, p. 6. U.]

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 45.

Erwachsenen sofort fallen lassen würde. Wie wir bereits sahen, haben in der Phantasie des Kindes die nebensächlichen, zufälligen und oberflächlichen Assoziationen das Übergewicht.

Aus den angeführten Thatsachen geht hervor, daß das Kind in der Vorarbeit zur Wortsprache eine gewisse Spontaneität bekundet, nicht aber, daß es, nur auf seine Fähigkeit beschränkt, imstande wäre, eine vollständige eigene Sprache zu erfinden. Die Thatsache, daß die Taubstummen nicht sprechen, und zwar deshalb nicht sprechen, weil sie nicht hören, reicht hin, um die Behauptung von der unbedingten Spontaneität des Menschen in sprachlicher Beziehung umzustossen und den beträchtlichen Anteil der Nachahmung darzuthun. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Unfähigkeit des Taubstummen nicht ausschließlich daher rührt, daß die Sprache anderer, die Stimme der Tiere, das Geräusch und die Laute der Außenwelt sein Ohr nicht berühren; sie stammt auch daher, daß er sich selbst nicht vernimmt, daß er von seinen eigenen Artikulationen nichts hört. Wenn das normale Kind aus seinem natürlichen Gezwitscher spontan einige sinnvolle Worte herausbilden, einige Dinge mit den Lauten bezeichnen lernt, die ihm Instinkt und Vererbung in den Mund legten, so kommt dies daher, daß es sie zu hören vermag, und wenn es sie gehört hat, sich ihrer zum Ausdrucke für dieses oder jenes bedienen kann.

Dabei steht gleichfalls fest, daß in den sozialen Verhältnissen, in denen das Kind von Geburt an lebt, die Nachahmung der Sprache anderer die größte Rolle spielt; die Erfahrung herrscht fast unumschränkt. Instinkt, Angeborenes und eigene Erfindung haben tatsächlich nur einen sehr beschränkten Einfluß. Die Bemühung des Kindes, Silben, die ihm vorgesprochen werden, zu wiederholen, zeigt sich nicht viel früher als mit dem zehnten oder zwölften Monat; aber das ist gerade die Zeit, in der das Kind zu sprechen anfängt¹⁾. Selbst diejenigen, die am meisten an die eigene Thätigkeit des Kindes glauben, geben zu, daß dieselbe durch eine natürliche Tendenz, die Laute der Natur zu wiederholen und die Stimmen der Tiere nachzuahmen, unterstützt wird. Die Schallnachahmung ist eben eine Nachahmung. Und wenn es in der Macht des Kindes

¹⁾ „Im elften Monat, sagt Preyer, wurden einige eindringlich vorgesprochene Silben zum erstenmal korrekt wiederholt.“ (S. 814).

liegt, die Laute, die es aus der Außenwelt vernimmt, in seiner Weise wiederzugeben, beispielsweise das Geräusch beim Aufziehen einer Stubenuhr nachzuahmen, so ist nicht einzusehen, weshalb es gerade die künstlichen Laute der gebräuchlichen Sprache, die es beständig hört, nicht nachahmen sollte.

Dieser Nachahmungstrieb ist so stark, daß das Kind, bevor es die schwierigen Artikulationen bilden kann, welche die Aussprache der gebräuchlichen Wörter verlangt, sich darin wenigstens versucht. Es ahmt gewissermaßen nach, bevor es nachahmen kann. Die ersten Wörter, die es anwendet, beweisen seinen guten Willen und zugleich seine Schwäche. Verschiedene Beobachter haben die Versuche des Kindes unter diesem Gesichtspunkte von Tag zu Tag aufgezeichnet¹⁾. Ein von de la Calle beobachtetes Kind sagte im zweiundzwanzigsten Monate *cou* für *clou* (Nagel), *otta* für *ôte-toi* (geh weg!), *cloute* für *croûte* (Kruste), *anoir* für *armoire* (Schrank), *moussoir* für *mouchoir* (Taschentuch), *faguégué* für *fatigué* (müde), *lalo* für *là-haut* (da oben), *gouaselle* für *mademoiselle*, *acquelocque* für *enveloppe* (Briefumschlag), *peterre* für *pomme de terre* (Kartoffel) u. s. w. Derartige Artikulationsfehler finden sich bei allen andern Kindern. Das Kind, welches Pollock beobachtete, konnte sogar mit achtzehn Monaten weder *g*, *l*, *r*, noch die Zischlaute, noch die Hauchlaute aussprechen. Die Aussprache des *r* ist für das Kind besonders schwierig. Die Schwäche der Organe zeigt sich ferner in der Thatsache, daß seine Sprache eine Zeit lang fast einsilbig bleibt. Seine zweisilbigen Wörter, wie „Papa“ und „Mama“, werden nur durch Wiederholung desselben Lautes gebildet. Von Wörtern, die aus zwei verschiedenen Silben zusammengesetzt sind, behält es nur eine. Ein Mädchen, dessen Fortschritte Perez aufgezeichnet hat, sagte noch gegen den zweiundzwanzigsten Monat für *tambour* (Trommel) *bou*, für *café fé*, für *Pierre* (Peter) *ye*.

¹⁾ „Das Kind hört uns *confiture* (Eingemachtes), *armoire* (Schrank) u. s. w. sagen. Die Silben, aus denen sich diese Wörter zusammensetzen, hat es vielleicht schon tausendmal ausgesprochen; aber die Thätigkeiten, durch die sie ausgesprochen wurden, unterliegen nicht der Herrschaft seines Willens; es will sie hervorbringen, aber es kann nicht.“ Egger, a. a. O. 101. Siehe auch Preyer, S. 314 f.

²⁾ Siehe z. B. in der Zeitschrift *Mind* die Arbeiten von Pollock über die Sprachentwicklung eines Kindes, ferner de la Calle, *La Glossologie*. Paris, 1881, sowie Schultze, *Die Sprache des Kindes*. Leipzig, 1880.

Ein Jahr später vermochte dasselbe Kind für *tambour abou*, für *gateau* (Kuchen) *ateau* zu sagen ¹⁾).

Wenn man alle Verstümmelungen aufzählen wollte, welche die unerfahrene Sprache des Kindes den Wörtern zufügt, in deren Wiederholung sie sich übt, so würde man damit nicht zu Ende kommen. Es ist übrigens nicht zufällig, daß sich diese Entstellungen vollziehen, die dem Spiele der Organe entstammen und viel mehr von dem Artikulationsapparat und seiner noch mühsamen Thätigkeit, als von einer Unvollkommenheit der akustischen Fähigkeiten herrühren. Die Sprachgelehrten haben es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, daß die scheinbare Unordnung in den verstümmelten Wörtern und ungeschickten Artikulationen nach natürlichen Gesetzen geregelt ist. Das Ungeschickte in der Sprache des Kindes entspricht ähnlichen Erscheinungen, die sich in der Sprachgeschichte feststellen lassen. So macht Egger beispielsweise darauf aufmerksam, daß es für *trop* (zuviel) *crop*, für *travailler* (arbeiten) *cravailer* sage; ebenso sei aus dem lateinischen *tremere* das französische *craindre* (fürchten) entstanden. Die alten Ägypter, sagt er ferner, scheinen *l* und *r* nicht deutlich unterschieden zu haben, und den Chinesen widerstrebt es durchaus, letzteres auszusprechen. Diese sonderbare Erscheinung wiederholt sich häufig in Europa vor unsern Augen: manche Kinder verwechseln oft diese beiden Konsonanten mit einander, und es bedarf einer großen Aufmerksamkeit von seiten ihrer Eltern und Lehrer, um sie dahin zu bringen, *l* und *r* nur da zu sprechen, wo der Sprachgebrauch es rechtfertigt ²⁾).

Was in der Wortsprache auch Natürliches sein mag, so ist doch klar, daß sich nur im Laufe der Zeiten eine vollständige

¹⁾ Perez, *Les trois premières années de l'enfant*, p. 297. [Beispiele aus der deutschen Kindersprache brauchen wohl nicht besonders angeführt zu werden. Sehr interessante Untersuchungen hat Ament über die Lautverhältnisse der Kindersprache angestellt, auf die wir ausdrücklich verweisen. (Die Entwicklung von Denken und Sprechen beim Kinde, S. 42 ff. U.)]

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 49. Indem Schultze darauf hinweist, daß die am ersten gesprochenen Konsonanten Lippen- und Zungenlaute sind, vertritt er die Ansicht, dies rühre nicht allein daher, daß sie an sich am leichtesten seien, sondern auch daher, daß der Muskelapparat der Lippen und der Zunge durch das Saugen zuerst geübt worden sei. Er stellt übrigens fest, daß das Kind in der fortschreitenden Entwicklung seiner Sprache stets dem Gesetze der geringeren Anstrengung folgt.

Sprache hat bilden können. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß das Kind Mühe hat, die Sprache seiner Eltern zu lernen, und daß es ihm schwer wird, sich während der individuellen Entwicklung innerhalb einiger Jahre die Ergebnisse einer vielhundertjährigen Entwicklung des Menschengeschlechts anzueignen. Das Kind lernt wirklich sprechen, d. h. es bedarf in dieser Beziehung mehr als in irgend einer andern des Unterrichts, der das vollenden muß, was es selbst nur zu beginnen vermag. Lange bevor sich das Kind auf die Schulbank setzt, ist es Schüler; für die Erlernung der Sprache ist es dies bereits von der ersten Minute seines Daseins an. Was es aus sich selbst dazu beiträgt, ist unbedeutend neben dem, was die Erziehung übermittelt. Seine spontanen Erfindungen sind sogar ein Hindernis und eine Störung; der Fortschritt und die endgültige Besitzergreifung werden dadurch in einer Beziehung mehr verzögert als beschleunigt, denn sie bringen es mit sich, daß das Kind, bevor es unsere Sprache erlernt, in gewisser Weise die seinige verlernen muß.

IV.

Nicht nur in der Aneignung der gebräuchlichen Wörter, sondern auch in der grammatischen Arbeit der Wortbildung sowie der Konstruktion von Sätzen und Redensarten ist der erfindende Instinkt bis zu einem gewissen Grade mit den Erfordernissen beim Erlernen der Umgangssprache im Widerspruch. Nirgends besser als in der Sprachentwicklung zeigt sich jene geheime Logik, die frühzeitig den Geist des Kindes beherrscht, und die ihn bald in seinen Bemühungen begünstigt und unterstützt, bald hingegen hindert und irre macht, indem sie ihn zu dem in Gegensatz bringt, was in den Schöpfungen des Menschengeistes unlogisch, konventionell und erkünstelt ist.

Zeigen wir, wie diese angeborene Logik das Kind zum geborenen Feinde der Grammatik macht, ebenso wie sie es später mit gewissen Regeln der Rechtschreibung entzweit.

Selbst in der Erfindung neuer Ausdrücke und Barbarismen, welche der kindlichen Sprache oft ein buntes Aussehen geben, hat man bereits die Wirkung der Analogie zu erblicken. Nachdem das Kind einmal im Besitz einiger Wörter ist, ist es sehr bei der Hand, mittelst Ableitung daraus neue zurecht zu machen. Das

Wort ruft das Wort hervor. Die Wörter erzeugen die Wörter nach der Weise mancher Pflanzen durch eine Art Senker, und wie überhaupt, so ist auch bei der Sprache der erste Schritt immer der schwerste. Nun sind die vom Kinde erfundenen Wörter fast stets sehr logisch. Die Kinder sagen z. B. für *éloigne-toi* (geh weg) *déproche-toi* (etwa: entnähere dich). Georg vergnügte sich im Garten damit, die Schnecken (*limaces*) zu töten, die seine Blumen fraßen, und sagte: „Ich bin ein *limacier*“ („Schnecker“). Er stellte so mittelst der Endung *ier* in seiner Weise auf Grund der Ähnlichkeit mit Wörtern, die er schon gebraucht hatte, ein Substantiv her. Der *voiturier* (Fuhrmann) giebt sich mit Wagen ab, der *limacier* mit Schnecken, allerdings um sie zu töten; aber die geringste Analogie genügt. Egger berichtet ein ähnliches Beispiel. Emilie sah, daß ein Reifen (*cerceau*) zerbrach; sie wollte, daß man ihn zum *Cerçonnier* (Reifer) bringe. Ich schreibe so gut ich kann, das Wort nieder, das sie erfand, indem sie an das Ende von *cerceau* die Endung hängte, die sie bei *charbonnier* (Köhler) und *cordonnier* (Schuster) bemerkt hatte. Man lache nicht über diese Sprachwidrigkeit! Hat nicht der Sprachgebrauch viele Bildungen dieser Art aufgenommen? Hängt *ferblantier* (Klempner) mit *fer-blanc* (Blech), *cloutier* (Nagelschmied) mit *clou* (Nagel), *ergoter* (über Kleinigkeiten zanken) mit *ergo* (also), *printanier* (Frühlings...) mit *printemps* (Frühling) besser zusammen? Indem die Grammatiker und Lexikographen diese Wörter aufnehmen, unterwerfen sie sich der Autorität der Volkssprache¹⁾.

In der That haben die Grammatiker dem Kinde gegenüber das letzte Wort, aber bevor es die Regeln annimmt, die sie ihm aufnötigen, sträubt es sich lange, indem es dem Sprachgebrauche die Eingebungen seiner zwanglosen und abenteuerlichen Logik entgegensetzt. Eines der von Egger beobachteten Kinder dachte daran, daß das Particip von *rendre rendu* ist, und bildete von *prendre prendu* (statt *pris*), von *éteindre éteindu* (statt *éteint*). Andere bestehen hartnäckig darauf, statt der Zusammenziehung *aux* = *à les* zu sagen. Ebenso schrieb Laura Bridgman statt *ate* *eated* (Ver-

¹⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 45. Derselbe Verfasser führt folgende Thatsache an: „Eines Morgens fragte ich meinen Sohn, der erkältet war, ob er gehustet habe (*tousse*). Er gab zur Antwort, daß er *la toussé* (statt *la toux*, der Husten) nicht habe kommen hören.“

gangenheit von *to eat* = essen, statt *saw* (Vergangenheit von *to see* = sehen) *seed*. Ich hatte einige Mühe, meinem dreijährigen Kinde beizubringen, daß die Mehrzahl von *cheval* (Pferd) *chevaux* heisst. Als eines Tages eine Schwadron Dragoner durch die Strasse kam, rief es mir zu: „Papa, da sind Soldaten *à chevaux*“ (statt *à cheval*). So brachte die kindliche Logik meine Grammatik in Verwirrung. Diese natürliche Logik ist so mächtig, daß Max Müller schreiben konnte: „Die Kinder sind Sprachreiniger; sie haben nach und nach eine große Zahl unregelmäßiger Formen ausgeschieden¹⁾.“

Dieselbe Logik findet sich bisweilen auch in den ersten Versuchen des Kindes, Sätze zu bilden, obwohl man in dem fehlerhaften Bau seiner unvollständigen Sätze am häufigsten die Wirkung zu erblicken hat, welche durch die Mangelhaftigkeit der Wörter und die Armut des Wortschatzes hervorgerufen wird. Nach Preyer treten gegen das Ende des zweiten Jahres die ersten schwachen Versuche grammatischer Konstruktion durch die Zusammenstellung eines Substantivs und Adjektivs auf.²⁾ „Mein Sohn, berichtet Egger, kannte mit achtundzwanzig Monaten den Sinn von drei Wörtern: *ouvrir* (öffnen), *rideau* (Vorhang) und *pas* (als Verneinung); er brauchte sie bereits mit einer gewissen Geschicklichkeit, indem er sie mit der Gebärde und dem einsilbigen Worte *ça* begleitete. *Pas ouvrir ça* (nicht öffnen das) bedeutet: „Das Fenster ist geschlossen“; *pas rideau ça* (nicht Vorhang das) heisst: „Das Fenster hat keinen Vorhang.“ Der Gebrauch der Verneinung ist bei Kindern sehr interessant zu beobachten. Man findet bei allen dasselbe Verfahren. Sie sagen: *Papa non*, *maman non* (Papa nicht, Mama nicht), was heisst: Das ist Papa nicht, das ist Mama nicht. *Café non* will sagen: „Es ist kein Kaffee da.“ Eine gleichfalls allgemeine Erscheinung ist der Gebrauch des Infinitivs. Das Kind

¹⁾ Max Müller, *Lectures on the science of language*. I, 66.

²⁾ Im vorigen Kapitel haben wir untersucht, wie es kommt, daß das Kind bei seinen ersten Satzbildungsversuchen nicht Geschick genug besitzt, um das Hilfszeitwort sein (ist) zu verwenden.

³⁾ „Mit zwei Jahren und sieben Monaten, sagt Egger, konnte meine kleine Nichte Martha ziemlich richtig die Zeitformen verwenden, aber hinsichtlich der Verschiedenheit der Modi war sie noch unwissend oder ungeschickt.“

⁴⁾ Er liefs stets den Artikel weg.

hat noch sehr viel Mühe, die Aussageweisen zu lernen, mehr noch als bei den Zeiten, und überhaupt wird ihm die Konjugation, besonders die unregelmäßige, schwer. Die meisten Sätze, die Axel gegen den fünfundzwanzigsten Monat sprach, bestanden nur aus zwei Wörtern, von denen das eine gewöhnlich ein Verb im Infinitiv war. Der Sohn Tiedemanns begann mit zweiundzwanzig Monaten, mehrere Wörter zu einem Satze zu vereinigen, der aus Verb und Subjekt zusammengesetzt war; aber er gebrauchte stets den Infinitiv, niemals den Imperativ. Das französische Kind wird in Erinnerung an *je viens* (ich komme) sagen: *vienez*, statt *venez* (kommt!) Ein von Legouvé erwähnter kleiner Knabe sagte von einem Blumenalbum: *Je le cache, parce que si les bourdons viendront* (statt *viennent*), *ils mangeront les fleurs* ¹⁾ (Ich verstecke es; wenn die Hummeln kommen, fressen sie sonst die Blumen).

Das Studium der Sprache bei denjenigen Taubstummen, die man nach den neueren Methoden das Sprechen lehrt, und die mit der Zeit durch die Nachahmung der Lippen- und Zungenbewegung, welche sie den Normalbegabten vom Munde ablesen, Laute aussprechen lernen, — dieses Studium vermag ebenfalls den Nachweis zu führen, daß das Kind bei dem instinktmäßigen Bau seiner Sätze einer natürlichen Logik gehorcht, die der künstlichen und gelehrten Vorschriften in der Sprache der Erwachsenen spottet.

Nichts erscheint sonderbarer, und doch ist im Grunde nichts vernünftiger als die beim Taubstummen so geläufigen Inversionen im Schreiben sowohl wie im Sprechen. Ein Taubstummer, der schon mehrere Jahre Unterricht erhalten hatte und eines Tages die wichtigsten Ereignisse der vergangenen Woche angeben sollte, schrieb in sein Tageheft: *M. Grévy, président plus, parti, autre remplace, s'appelle Carnot* (Herr Grévy nicht mehr Präsident, abgegangen, anderer da, heißt Carnot) ²⁾. Einer seiner Kameraden, der im Unterricht etwas weiter fortgeschritten war, drückte sich so aus: *M. Grévy n'est plus président de la République, un nouveau*

¹⁾ Legouvé, *Nos filles et nos fils*, p. 4.

²⁾ Ein anderes Beispiel. Um zu sagen: Bertram ist so groß wie eine Bohnenstange, schreibt der Taubstumme: Bertram wie eine Bohnenstange so groß (*Bertrand girafe grand comme*); zuerst bieten sich die beiden Vergleichungsobjekte dem Geiste dar, alsdann die ihnen gemeinsame Eigenschaft.

président le remplace qui s'appelle Carnot (Herr Grévy ist nicht mehr Präsident der Republik; ein neuer Präsident tritt an seine Stelle, der Carnot heisst) ¹⁾).

In beiden Fällen ist mit mehr oder weniger Genauigkeit die Aufeinanderfolge der Ereignisse oder, was auf dasselbe herauskommt, das Auftauchen der Ideen für die Anordnung maßgebend gewesen. Ein taubstummes Kind wird niemals von selbst sagen oder schreiben: *M. Carnot a remplacé M. Grévy* (Herr Carnot hat die Stelle des Herrn Grévy eingenommen). Nein, es drückt die Thatsachen in derselben Reihenfolge aus, wie es sie auftreten sieht; es schreibt der Reihe nach die verschiedenen Phasen desselben Vorgangs auf ²⁾). Daher auch eine Eigentümlichkeit ³⁾), die sich durchaus nicht nur bei Taubstummen findet, wie Goguillot meint, sondern welche diese mit allen Kindern gemein haben, nämlich die Fülle von Einzelheiten und die Weitschweifigkeit der Analyse, wo ein abstraktes und zusammenfassendes Wort zum Ausdruck desselben Gedankens ausreichen würde. Anstatt zu sagen: „Ich habe mir die Hände gewaschen,“ wird das taubstumme Kind schreiben: „Ich habe den Hahn aufgemacht, aus dem Wasser läuft, um mir die Hände zu waschen.“ Es wird sich nicht mit dem kurzen Satze begnügen: „Es fehlen mir die Mittel zum Unterhalt,“ sondern es wird schreiben: „Ich habe kein Brot, ich habe kein Geld, um es zu kaufen; ich finde keine Arbeit, um es zu verdienen.“ Ebenso ist der Geist des Kindes und demgemäß auch seine Sprache mehr zur Analyse als zur Synthese geneigt. Wem wäre es nicht aufgefallen, daß das Kind bei der Erzählung eines Vorfalles, von dem es Zeuge gewesen ist, in geschwätziges Weitschweifigkeit ver-

¹⁾ [Die Wortfolge richtet sich nach dem Interesse. Beispiele von normalen Kindern finden sich bei Ament und Lindner. Ein Kind sagte am 777. Tage: Stuhl her ich (ich hole den Stuhl her); am 839. Tage: essen ned ich (ich will nicht essen); am 905. Tage: toffer helfen einbacken ich (ich will den Koffer einpacken helfen). Besonders interessant ist die von Lindner mit dreieinhalb Jahren beobachtete Einrahmung des Satzes durch das Subjekt: Die Martha hat ihre Puppe verloren, die Martha. U.]

²⁾ Wir entnehmen diese Beispiele dem sehr interessanten Buche von Goguillot: *Comment on fait parler les sourd-muets*. Paris, 1869, p. 296.

³⁾ [Diese Eigentümlichkeit tritt auch in den Aufsatzübungen vierzehnjähriger normaler Kinder noch oft genug hervor. U.]

fällt und durch Häufung von Einzelheiten die Erzählung in die Länge zieht? Und besteht nicht ein Geheimnis der Kunst, für Kinder zu schreiben, darin, daß man die abstrakten und allgemeinen Ausdrücke, die zusammenfassenden und verdichtenden Worte zu vermeiden, die konkreten Ausdrücke, die Einzelheiten und Besonderheiten hingegen zu vermehren weiß?

Wie groß aber beim Kinde die Ungeschicklichkeit im Ausdruck und die Neigung zu eigenen Konstruktionen auch sein mögen, so nimmt es unter dem fortwährenden Einflusse der Sprache seiner Umgebung doch bald den allgemeinen Sprachgebrauch an. Im achtundzwanzigsten Monate bediente sich Axel korrekter Sätze und verwandte den Artikel. Andere Kinder schreiten noch schneller fort, und darin liegt nichts Auffälliges; denn die Sätze, welche in diesem Alter gesprochen werden, haben in ihrer Gestalt wenig, was dem Kinde eigen wäre. Es wiederholt hauptsächlich die Redensarten, die es gehört hat, sogar fremdsprachliche. Hierbei ist fast nur das Gedächtnis im Spiel, und man weiß, daß in dem Alter von drei Jahren das buchstäbliche Gedächtnis eine überraschende Kraft bekundet. Dieses Alter ist die Zeit des Papageientums, in der das Kind beständig dieselben gewissermaßen auswendig gelernten Redensarten wiederholt. Übrigens ist nicht ganz sicher, daß es alle Wörter versteht, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Adverbien und Konjunktionen bleiben ihm lange eine geheimnisvolle Sache. Zweifellos versteht es frühzeitig: „Noch einmal, noch einmal!“, wenn es beispielsweise verlangt, das man ein Spiel, welches ihm Vergnügen bereitet, fortsetze. Die Ausdrücke „ein wenig“ und „viel“ werden eben so zeitig ein Teil seines Wortschatzes, aber „fast“, „zu sehr“, „niemals“, „immer“ und eine große Zahl anderer Adverbien sind ihm in ihrer Bedeutung noch beinahe oder vollständig verborgen.

Wie viele andere Fragen giebt es noch, deren nähere Untersuchung interessant wäre! So z. B., wie das Kind allmählich den Akkusativ, hierauf den Genitiv und Dativ gebrauchen lernt. Das von Pollock beobachtete Kind sagte mit zweiundzwanzig Monaten und zwei Tagen: „Anna — giebt — Kind — Zucker“¹⁾. Diese Fortschritte erklären sich vor allem durch die Nachahmung. Es

¹⁾ Pollock, *An infants progress in language*. Mind III (1878), p. 399.

bedarf vieler Grammatikstunden, um dem Kinde klar zu machen, daß es, ohne es zu wissen, eine logische Analyse vollzogen hat. Noch mehr Zeit verlangt die Aneignung des richtigen Satzbaues. Das Kind gelangt hierbei nur mühsam dahin, eigene Sätze zu bilden, d. h. solche, für die man ihm kein Muster gegeben hat. Über diese Behauptung wird sich niemand wundern, der in der Schule bei den Anfängern die ersten Rede- und Stilübungen zu leiten hat.

Wir haben noch lange nicht alle Vorgänge analysiert, welche die Erwerbung der Sprache umfaßt. Wie viele schwierige Durchgangsstufen und Übergänge giebt es in dieser natürlichen Entwicklung, die mit dem ersten Lebenstage beginnt und mindestens zwei oder drei Jahre dauert! Wie viele kleine Erwerbungen von einem Tage zum andern, wie viel fortschreitende Eroberungen! Eines Tages tritt eine deutliche und reine Artikulation, ein heller und klarer Laut auf, in dem sich die menschliche Stimme kund giebt. Wie vieler Zeit aber bedarf es, bis das ganze Alphabet buchstabiert ist! An einem andern Tage zeigt sich das Streben, gehörte Wörter nachzuahmen. Aber wie viele Bemühungen sind nötig, damit der Erfolg der Absicht entspricht, damit das Kind richtig nachahmt, was es hört! Es giebt ferner einen Zeitpunkt, wo das Kind zu erkennen giebt, daß es endlich die Verbindung eines Gegenstandes mit, irgend einem Laute erfaßt hat; es beweist dies, indem es auf den Gegenstand zeigt, indem es die Bewegung vollzieht, die dem geäußerten Laute entspricht. Aber wie weit ist es noch von der Zeit entfernt, wo es sich nicht mehr mit Gebärde und irgendwelchen Bewegungen begnügt, um anzugeben, daß es diese Beziehung versteht, wo es selbst annähernd das passende Wort ausspricht! Und wenn es angefangen hat, die Bedeutung der Wörter zu begreifen, so gelangt es noch nicht mit einem Schlage in den Besitz seines kleinen Wortschatzes; es lernt heute ein Wort und morgen ein anderes; es erforscht langsam das unbekannte Gebiet, auf das es seinen Sinn gerichtet hat, indem es jeden Tag etwas Neues entdeckt. Aber Wochen und Monate verfließen, bevor es nicht nur die konkreten Ausdrücke, welche körperliche Dinge bezeichnen, sondern hauptsächlich die in anderer Weise schwierig zu erfassenden Bezeichnungen gebrauchen lernt, die den geistigen Dingen, sowie weiterhin den allgemeinen und abstrakten Ideen entsprechen. Um deutlich

hervorzuheben, welchen Vorteil der Mensch durch die Sprache dem Tiere gegenüber besitzt, hat Max Müller gesagt, die Sprache sei „der Rubikon des Geistes, und das Tier vermöge ihn nicht zu überschreiten“. Das Bild ist treffend; aber was das Kind anlangt, so bildet die Sprache nicht einen einzigen Rubikon, der zu überschreiten wäre; sie gleicht vielmehr einer Menge von kleinen Bächen, die es nacheinander durch kleine Sprünge überschreiten muß, bevor es das gelobte Land erreicht.

Zwölftes Kapitel.

Die willkürliche Thätigkeit. Das Gehen und Spielen.

I. Die willkürliche Thätigkeit beim Kinde. — Verschiedene Grade des Willens. — Die bewegende Idee. — Die Wahl zwischen mehreren Begehren oder mehreren Motiven. — Ein und dieselben Bewegungen sind erst instinktmäßig und dann absichtlich. — Die ersten willkürlichen Bewegungen des Kindes. — Nachahmungs- und Ausdrucksbewegungen. — Hängt das Aufrechterhalten des Kopfes vom Willen ab? — Der Anteil des Willens bei der Erwerbung der Sprache. — Proben von gutem und schlechtem Willen. — Der Wille in der Koordination der Bewegungen. — Schwäche des Willens beim Kinde. — Der Hypnotismus. — — II. Wie das Kind gehen lernt. — Die Festigkeit der Knochen und die Muskelkraft. — Wie das Kind sich aufrecht halten lernt. — Unterschiedliche Zeit der ersten Gehversuche. — Der Rhythmus des Fortbewegens wird durch den Instinkt bestimmt. — Die Übung. — Die psychischen Einflüsse. — Der Anteil des Willens. — Das verspätete Gehenlernen bei den Idioten. — — III. Die Spiele. — Das Kind spielt, ehe es sprechen und gehen kann. — Frühzeitige Äußerung des Spieltriebes. — Bedeutung des Spieles im Leben des Kindes. — Die Nachahmung als Ursache einer großen Anzahl von Spielen. — Der Anteil der Gefühle, besonders des sozialen Gefühls und des Gefühls der Zuneigung. — Das Puppenspiel. — Die Soldatenspiele. — Der Anteil der Intelligenz beim Spiele. — Schaffenstrieb und Zerstörungstrieb. — Die Willensthätigkeit beim Spiele. Das Spiel ein Forschen. —

I.

Die Willensthätigkeit des Kindes zeigt sich besonders in den Bewegungen, in den Gebärden und in den Ausdruckszeichen des Gesichts oder der Sprache. Das glückliche Kindesalter weiß noch nichts von den „Stürmen unter der Schädeldecke“ und demgemäß nichts von jenen langen und verwickelten Überlegungen, aus denen die nachhaltigen Entschlüsse hervorgehen, die lange Zeit im Zustande des inneren Wollens bleiben oder doch bleiben können. Im allgemeinen bekundet sich der Wille des Kindes in der un-

mittelbaren Ausführung der Handlung. Die Überlegung ist kurz; die Entschlüsse dulden keinen Aufschub, und der Wille übt sofort seine Wirkung aus. Wenn man mit Aufmerksamkeit die Ursachen analysiert, welche dem Willen des Kindes jenen eiligen und ungestümen Charakter verleihen, so überzeugt man sich, daß dieser besonders von der kleinen Zahl von Ideen herrührt, über die es verfügt. Beim Erwachsenen stehen hinter einer Willenshandlung fast immer zahlreiche Ideen, die einander hemmen, und unter denen eine einzige, die treibende oder bewegende Idee, schließlich die Oberhand gewinnt, nachdem andere ihr gegenüber gestanden, ihr das Gleichgewicht gehalten und so die endgültige Entschliessung wenigstens eine Zeit lang aufgehalten und die Handlung verzögert haben. Beim kleinen Kinde wird die Bewegung durch eine einzige Idee veranlaßt; diese Idee hat keinen Kampf zu bestehen und keinen Sieg davon zu tragen; sie bringt daher sofort die Handlung hervor. Der Wille eines vier oder fünf Monate alten Kindes ist nicht eine Wahl zwischen mehreren Motiven; er setzt allerdings ein Motiv voraus, da er ohne ein solches nicht Wille wäre, aber dieses Motiv stößt in dem noch ideenarmen Bewußtsein auf keinen Widerstand.

So ist die erste Stufe der willkürlichen Thätigkeit beschaffen; der Wille hängt noch mehr von der Sensibilität als von der Intelligenz ab und läßt mehr das Gebiet des Verlangens und Begehrens als die Ideenwelt hervortreten. Man weiß, mit welcher Entschiedenheit das Kind sehr oft mit Bezug auf ein Spielzeug oder irgend einen andern Gegenstand sagt: „Ich will es, ich will es!“ Aber das ist nur der Ausdruck eines heftigen Begehrens. Und wie oft ist selbst das „Ich will!“ des Erwachsenen gleichbedeutend mit einem Begehren!

Aber mit der Entwicklung des Bewußtseins und mit der Zunahme der Ideen kommt gegen den zwölften oder fünfzehnten Monat eine Zeit, wo der Wille sich vervollständigt und ausgestaltet. Er besitzt allerdings noch nicht die Kraft und Nachhaltigkeit wie beim Erwachsenen, umfaßt aber bereits alle wesentlichen Elemente; er ist eine Wahl zwischen verschiedenen Ideen. Wenn das Kind trotz des Widerstandes seiner Sensibilität, trotz seiner natürlichen Abneigung sich zu etwas Unangenehmem entschließt, um den Eltern Freude zu machen, oder weil es weiß, daß es belohnt wird, wenn es so handelt, so will es im vollsten

Sinne des Wortes. Es stellt sich die zu vollziehende Handlung und die auszuführende Bewegung vor. Man beobachte es z. B., wenn es sich willig zu Bette bringen läßt: es möchte noch gern aufbleiben und sich belustigen; aber man sagt ihm, es sei Zeit zum Schlafengehen, und die Mutter habe gesagt, es solle zu Bette gehen; es schwankt zwischen der eigenen Neigung und der Vorstellung des Befehls der Mutter; es steht unschlüssig, wenn nicht zwischen zwei wohlüberlegten Motiven, so doch wenigstens zwischen zwei Willensantrieben, zwischen zwei Begehren; es entschließt sich endlich; es gehorcht, es will gehorchen.

Der Wille besteht nicht nur im Vollziehen einer Handlung; er bekundet sich auch in der Weigerung, sie zu vollziehen. Er hat so zu sagen seine negative wie seine positive Form. Nicht wollen heißt immer noch wollen, oder genauer gesagt: Die Handlung, nicht zu wollen, ist immer noch eine Willenshandlung. Die im frühen Kindesalter so häufigen Fälle des Ungehorsams sind gleichfalls Willenshandlungen, gewolltes Nichtwollen, eine gewollte Hemmung. Zweifellos giebt es auch unwillkürliche Hemmungen¹⁾. Ein schreiendes Kind wird plötzlich ruhig, weil es ein starkes Geräusch hört, oder weil eine unwillige Gebärde der Mutter bei ihm Furcht erweckt. Hier hängt das Einstellen der Handlung in keiner Weise vom Willen ab; es ist gleichsam erzwungen und unfreiwillig. In andern Fällen aber, wenn das Kind z. B. trotz der Bitten und Ermahnungen der Mutter sich weigert, ihr die Hand zu reichen oder ihr einen Kufs zu geben, kurz eine Bewegung zu wiederholen, die es schon mehrmals mit Willen ausgeführt hat, liegt in seinem Widerstande allerdings die Wirkung eines Wollens, das gewollte Nichtwollen einer Handlung, die es sich vorstellt, die es aber aus Eigensinn in diesem Augenblicke nicht vollziehen will.

¹⁾ Vergl. Marion (*Revue scientifique*, 1890, I, p. 777): „Die unwillkürliche Hemmung findet statt, wenn das verhinderte, überwachte Kind sich wider Willen enthält, das zu thun, was verboten ist, wenn es z. B. im Schreien sofort innehält, weil es von einem Unbekannten angedet wird; wenn es in den Anlagen eben den Rasen betritt und sofort umkehrt, weil es die Uniform des Aufsehers sieht. Wenn das Kind sich aber selbst überwacht und von selbst in seinen eigenen Ideen und Gefühlen ein Gegengewicht gegen seine Versuchungen findet, so ist das eine neue Art von Hemmung, die in einem sehr positiven Wollen besteht.“

Der Wille ist also in einer Beziehung selbst in der Kindheit von den Bewegungen unabhängig, da er sich durch Unbeweglichkeit, durch Stille und durch das Einstellen einer begonnenen Bewegung kundgeben kann. Allerdings darf man nicht erwarten, daß ein zwei oder drei Monate altes Kind sich selbst sehr zu beherrschen, den gewöhnlich unwiderstehlichen inneren Antrieben und seinem ununterbrochenen Begehren, das noch fast gar kein Gegengewicht hat, zu widerstehen vermöge. Gleichwohl ist es nicht unmöglich — und hierin besteht das Geheimnis einer frühzeitig begonnenen freien Willensbildung —, vom zweiten oder dritten Jahre ab die Keime der spontanen Hemmung zu entwickeln, die freiwillig auf die Befriedigung eines instinktmäßigen Begehrens verzichtet, um sich dem Beweggrunde anzubequemen, der in den Ratschlägen oder ausdrücklichen Befehlen der Eltern enthalten ist.

Das Kind, welches durch das bloße Lächeln der Mutter und später durch deren süße und schmeichelnde Worte auf das Angemessene einer Handlung, selbst wenn dieselbe im Gegensatze zu seinen Lieblingsneigungen steht, hingewiesen wird, gewöhnt sich nach und nach daran, in seinem Vorstellen das Für und Wider zu vergleichen, das Vergnügen, welches die Ausübung einer Handlung verspricht, und dasjenige, welches im Gegenteil aus der Enthaltung hervorgehen würde, neben einander in Betracht zu ziehen. Aus den kleinen Vergleichen, so weit sie in diesem Alter möglich sind, geht allmählich der Anfang der Freiheit und der ersten Charakterbildung hervor¹⁾.

Diejenigen Philosophen, welche, wie Preyer, in erster Linie Physiologen sind, scheinen zu glauben, daß es auch dem innersten Wesen nach willkürliche, wie auch notwendigerweise unwillkürliche Bewegungen gebe. Nach ihrer Theorie, welche nur die Thatsachen, die Erscheinungen gelten läßt und die Vermögen als Hirngespinnste der Metaphysiker verwirft, hat der Wille nur in den Handlungen und Bewegungen seinen Sitz. „Viele gewollte Muskelbewegungen, sagt Preyer, werden vom Erwachsenen auch ungewollt ausgeführt (wie z. B. das Sprechen im Schlafe),

¹⁾ „Beides zusammen, die Ausbildung des Willens in den wirklich ausgeführten Bewegungen und die Ausbildung des Nichtgewilltseins bei Hemmung von häufig wiederholten Bewegungen, giebt die Grundlage zur Charakterbildung ab.“ (Preyer, Seele des Kindes. S. 180.)

viele unwillkürliche willkürlich¹⁾.“ Gleichwohl ist es klar, daß die Bewegungen an sich weder notwendig gewollt, noch notwendig ungewollt sind. Dieselbe Bewegung, beispielsweise eine Stimmäußerung, kann instinktmäßig und unbewußt, — noch instinktmäßig aber bereits bewußt, — ebenso ungewollt wie instinktmäßig, — und endlich beabsichtigt, wirklich ausdrucksvoll und demgemäß gewollt sein. Wenn der Wille auftritt, so bemächtigt er sich der Handlungen, die sich bereits in automatischer Weise vollzogen. Er vermag keine neuen Bewegungen zu schaffen, aber er drückt ihnen einen neuen Charakter auf. Er vereinzelt oder vereinigt, er beschleunigt oder verlangsamt sie. Nicht daß wir uns den Willen nach einer Art psychologischer Mythologie als ein hinter den Muskeln verborgenes Wesen vorstellten, das sozusagen die Schnur zöge, um jene in Bewegung zu setzen. Nein, aber es giebt beim Entstehen der Muskelbewegungen bald die blinde Kraft der Natur, den Instinkt, bald Vorstellungen, Ideen, die gleichzeitig — woher sie auch stammen mögen — im Gehirn lokalisierte Kräfte sind, thätige Ideen, die sich bekämpfen, bis die eine von ihnen siegt und eine genaue und bestimmte Bewegung hervorruft, die auf ein Ziel gerichtet und somit gewollt ist.

Wie das Bewußte aus dem Unbewußten hervorgeht, oder besser gesagt, ihm folgt, indem es mit seinem Lichte die bis dahin dunkeln und unbemerkten Vorgänge erhellt, so geht in derselben Weise der Wille aus dem Instinkt und dem Automatismus hervor oder nimmt vielmehr seinen Platz in den instinktmäßigen und automatischen Handlungen ein. Die menschliche Natur entwickelt sich wie der Stamm einer Pflanze, die zuerst ganz krautartig ist, alsdann ihre Beschaffenheit wechselt und sich in Blüten entfaltet.

Alle Bewegungen, die wir in andern Kapiteln beschrieben haben, selbst die instinktmäßigsten, wie z. B. das Saugen, werden nach und nach willkürlich. Andernteils können die Ausdrucks- und Nachahmungsbewegungen, obwohl sie von Natur gewollt zu sein scheinen — indem ein Ausdruckszeichen der Idee entspricht, die es ausdrückt, eine Nachahmung die Vorstellung dessen voraussetzt, was nachgeahmt wird — zu Anfang in der Form des Ungewollten auftreten.

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes. S. 128.

Alle Beobachter sind darin einig, daß im Leben des Kindes vor dem vierten Monat nichts vorhanden ist, was der gewollten Thätigkeit gleicht. In diesem Alter treten die ersten absichtlichen und gewollten Nachahmungen auf¹⁾. Wenn das Kindermädchen sich z. B. die Hand vors Gesicht hält oder den Kopf umwendet, so macht dies das Kind ebenso, indem es seine Thätigkeit mit lautem Lachen begleitet. Im selben Alter zeigen sich die ersten wirklich bezeichnenden Ausdruckerscheinungen, — die Gebärde als Hinweis auf einen Gegenstand, der Schrei als Ruf, eine Kopfbewegung gegen die Thür, um anzudeuten, daß die Zeit zum Ausgehen gekommen sei. In demselben Alter treten ferner die ersten bewußten und von nun an willkürlichen Bemühungen auf, ein Ziel zu erreichen, die Greifbewegungen mit der Absicht, einen Gegenstand zu erfassen und festzuhalten. Es ist natürlich nicht notwendig, daß das Kind, um eine willkürliche Bewegung auszuführen, weiß, worin der Mechanismus dieser Bewegung besteht. (Wird es das überhaupt jemals erfahren?) Es genügt, wenn es die Vorstellung von einem mehr oder weniger klar bestimmten Ziele besitzt. Um zuzugeben, daß das Kind vom vierten Monat ab kleiner Willenshandlungen fähig ist, braucht man nur anzuerkennen, daß seine Intelligenz erwacht ist, und daß es nunmehr die Fähigkeit besitzt, zwei Vorstellungen mit einander zu verbinden, z. B. die Vorstellung, einen Gegenstand zu nehmen, und die Vorstellung der Greifbewegung zu diesem Zwecke.

Hüten wir uns indessen vor Übertreibung, und suchen wir den Willen nicht da, wo keiner ist. So scheint uns Preyer im Unrecht zu sein, wenn er die Bewegungen, vermittelt deren das Kind den Kopf aufrecht hält, als willkürliche ansieht²⁾. Man weiß, wie unfähig der Neugeborene in dieser Beziehung ist, dem es erst nach Verlauf von einigen Wochen gelingt, seinen wackelnden, bald nach vorn, bald nach hinten, bald nach rechts, bald nach links fallenden Kopf wieder aufzurichten. Durch kleine Fortschritte

¹⁾ „Die Kinderkunststücke, die ersten Nachahmungsversuche im vierten Monat, die größere Selbständigkeit bei der Nahrungsaufnahme sind Beweise für die direkte Beteiligung des Intellekts bei dem Zustandekommen willkürlicher Bewegungen.“ Preyer, Seele des Kindes. S. 220.

²⁾ Preyer stützt sich darauf, „daß andere Kopfbewegungen rasch ausgeführt werden, und daß somit die Muskelschwäche nicht Ursache ist, daß das Kind nicht den Kopf zu balancieren vermag“ (Seele des Kindes, S. 172).

von Tag zu Tag gelangt er dahin, ihn im Gleichgewicht zu halten¹⁾. Wir sind weit davon entfernt, in diesen Fortschritten „sehr bemerkenswerte Willensakte“ zu erblicken; wir glauben vielmehr, daß sie sich hauptsächlich durch die Kräftigung der Muskeln erklären. Höchstens muß zugegeben werden, daß das Kind, dessen Sehvermögen entwickelt ist, und das, um besser zu sehen, es vorteilhafter findet, den Kopf gerade zu halten, sich von dem Sehbedürfnis angeregt fühlt, in dieser Stellung zu beharren; aber diese Stellung ist nur infolge der Kräftigung des Muskel- und Knochensystems möglich. Ebenso scheint es uns nicht richtig, die Augenbewegungen als willkürlich anzusehen, wenigstens nicht für den Anfang. Es giebt eine angeborene und unbewusste Anpassung der Augäpfel, und erst nach einiger Zeit, wenn das Kind wirklich aufmerksam geworden ist, macht es vom Willen Gebrauch, indem es den Kopf nach rechts oder links wendet, um seinen Blick auf einen Gegenstand zu richten, den es fixieren und beobachten will.

Der Wille — daran läßt sich nicht zweifeln — bethätigt sich bei der Erwerbung der Sprache. Das Sprechenlernen ist zum Teil ein Studium, und wie alle Studien, so verlangt auch dieses Aufmerksamkeit und Anstrengung. Der Wille des Kindes beseitigt allmählich die anfangs unüberwindlichen Hindernisse der Artikulation, — wohlgemerkt der von der Natur und von der Entwicklung der Sprachorgane unterstützte Wille. Der Wille ist es auch, der in Gestalt einer nachhaltigen Aufmerksamkeit dem Kinde behülflich ist, die Wörter, die es aussprechen hört, deutlich wahrzunehmen und endgültig zu behalten. Man beobachte ein kleines Kind, das auf seine Mutter horcht, während sie spricht, und man wird in seinem Gesichtsausdrucke und in seiner Haltung bereits die äußern Zeichen der Aufmerksamkeit bemerken²⁾, die

¹⁾ Aus den von Demme an hundertfünfzig Kindern gemachten Beobachtungen (angeführt bei Preyer, S. 173) ergab sich, „daß sehr kräftig entwickelte Säuglinge den Kopf schon gegen das Ende des dritten oder innerhalb der ersten Hälfte des vierten Lebensmonats richtig äquilibriert tragen, mittelstarke Kinder erst in der zweiten Hälfte des vierten Monats, und zartere, in ihrer Ernährung etwas unter die Norm fallende erst im fünften oder sechsten Lebensmonat.“

²⁾ Eines der auffallendsten Zeichen der aufmerkenden Kraft beim Kinde, welches das Sprechen lernt, besteht darin, daß es, wenn mit ihm gesprochen

man später beim Schüler wiederfindet, der eine Lektion lernt oder über eine Aufgabe nachdenkt. Obwohl in den meisten Fällen die Entdeckung der Bedeutung jedes Wortes spontan der Intelligenz entspringt, so giebt es doch ganz gewiß Wörter, in deren Verständnis das Kind nur eindringt, die sich ihm so zu sagen nur erschließen, wenn es dafür den Preis einer Anstrengung des Nachdenkens zahlt. Sprechen heißt nicht nur denken; es heißt auch wollen, und es ist sicher, daß unter sonst gleichen Bedingungen in der Kleinkinderschule der Sprache wie in allen Schulen dasjenige Kind die besten Fortschritte macht, welches am besten über seine Aufmerksamkeit und demgemäß über seinen Willen verfügen kann.

Das Kind legt beim Erlernen der Muttersprache nicht nur von seinem guten, sondern auch von seinem schlechten Willen Zeugnis ab. Man sieht nicht selten, daß Kinder von zwei oder drei Jahren sich weigern, Wörter zu wiederholen, die man ihnen zur Nachahmung darbietet; sie wenden das Gesicht ab; sie entziehen sich der Bemühung, die man von ihnen verlangt, vielleicht im Gefühle ihrer Unfähigkeit und weil sie nicht können, aber auch — wenn es sich um leichte Silben handelt, die sie bereits mehrmals ausgesprochen haben — aus Eigensinn, weil sie nicht wollen. Hier haben wir eine Hemmung, einen wirklichen Widerstreit der Ideen und Begehungen, der damit endigt, daß sich das Kind weigert, die Handlung zu vollziehen, die man von ihm verlangt.

Besonders aber legt das Kind bei seiner äußern Thätigkeit in der Koordination seiner Bewegungen von seinem Willen, irgend ein Ziel zu erreichen, Zeugnis ab. Sein eben auftretender Wille findet sich sozusagen der Anarchie gegenübergestellt: unzusammenhängenden Bewegungen, die in jeder Beziehung von instinktmäßigen Antrieben oder von den Zufällen der Sensibilität bestimmt werden. Es handelt sich darum, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und es zeigt sich deutlich, daß sich das Kind dessen sehr frühzeitig befleißigt. Man hat übrigens schon darauf hingewiesen, daß diese Organisationsarbeit hinsichtlich der Bewegungen an sich das Kind, wenn nicht mehr, so doch ebensoviel interessiert als das

wird, aufmerksam die Lippen betrachtet, als ob es die Worte von ihnen ablesen wollte.

bestimmte Ergebnis, das beabsichtigt wird. „Nach unserer Meinung, sagt Sikorski, liegt hierin die Ursache, daß das Kind so schnell das Vorrecht anstrebt, bei seinen Mahlzeiten den Löffel zu halten und allein, ohne Hülfeleistung zu essen. Obwohl es Hunger hat und ungeduldig ist, seinen Appetit zu befriedigen, und obwohl es weiß, daß dies schneller gehen würde, wenn es sich durch die Hände des Kindermädchens füttern liesse, so zieht es doch vor, langsam zu essen, aber sich selbst zu bedienen.“

Man hat oft gesagt, daß das leichtgläubige und folgsame kleine Kind bei dem Mangel an jedem festen intellektuellen Prinzip und bei der geringen Festigkeit seines Willens sich in einem Zustande befinde, der mehr oder weniger demjenigen eines Hypnotisierten gleiche. „Alle Kinder, sagt Guyot, sind hypnotisierbar, und zwar leicht¹⁾.“ Preyer bestätigt diese Beurteilung durch interessante Beobachtungen: „Sage ich zu dem zweieinhalbjährigen Kinde, nachdem es bereits etwas gegessen hat, aber eben im Begriff steht, von seinem Zwieback ein neues Stück abzubeißen, kategorisch, völlig unmotiviert mit einer Sicherheit, die keinen Widerspruch duldet, sehr laut, ohne es zu erschrecken: ‚Jetzt ist das Kind satt!‘ so geschieht es wohl, daß es sofort den Zwieback, ohne den Biss zu vollenden, vom Munde wegnimmt und hinlegt. Es ist leicht, auch drei- und vierjährigen Kindern die Meinung beizubringen, ein Schmerzgefühl (nach einem Stofs) sei vorüber, sie seien nicht müde, nicht durstig, falls nur die Zumutungen nicht zu stark sind und nicht zu oft kommen, auch die Assertion eine sehr entschiedene ist²⁾.“ In diesen Angaben liegt etwas Wahres. Gleichwohl glauben wir nicht, daß das Kind in den angeführten Beispielen und in ähnlichen Fällen von der Wirklichkeit der Zustände, die man ihm suggeriert, so überzeugt worden ist, wie man behauptet, daß es sich wirklich vom Hunger und vom Leiden allein dadurch befreit fühlt, daß man ihm in entschiedenem Tone sagt, es empfinde sie nicht mehr. Aber bei der Veränderlichkeit der Eindrücke und der Unbeständigkeit der Aufmerksamkeit, wie sie diesem Alter eigen sind, läßt es sich zerstreuen; seine Gedanken wenden sich andern Gegenständen zu; es vergißt, wovon es soeben noch in Anspruch genommen war. Es ist übrigens zu beachten,

¹⁾ Guyau, *Éducation et hérédité*, p. 16.

²⁾ Preyer, *Seele des Kindes*. S. 223.

dafs das Kind — wie Preyer selbst feststellt — für diese Suggestionen nur dann empfänglich ist, wenn die wirklichen Empfindungen nicht sehr lebhaft sind. Es denkt nicht mehr daran, dafs es leidet und Hunger hat, weil dieses Leiden in Wahrheit leicht und dieses Nahrungsbedürfnis nicht tiefgehend ist. Man versuche das hypnotische Verfahren nur bei einem Kinde, das wirklich Hunger hat oder vor heftigen Schmerzen schreit. Man wird sich vergeblich bemühen, es zu beruhigen.

Ein guter Beweis dafür, dafs dieses plötzliche Vergessen, diese jähe Veränderung des Geisteszustandes beim Kinde mit dem Hypnotismus nichts zu thun hat, liegt in dem Umstande, dafs sich das Kind ganz von selbst, ohne unser Eingreifen in seinem Schreien und Klagen unterbricht, wenn nur ein vorüberfliegender Vogel, etwas Unbekanntes, irgend ein Gegenstand seine Gedanken ablenkt und seiner Aufmerksamkeit eine andre Richtung giebt. Um so mehr darf man voraussetzen, dafs das Kind, wenn es unsern eindringlichen Worten folgt, einfach unsern Befehlen gehorcht; es sagt, was wir sagen, weil sein Wille dem unsern nachgiebt, weil es im Bewußtsein seiner Schwäche den Kampf mit einer Kraft nicht aufnehmen will, von der es fühlt, dafs sie viel stärker ist als die seinige.

Ebenso wahr ist es, dafs der Wille des kleinen Kindes — einige undankbare Naturen, einige von Natur hartnäckige und widerspenstige Individuen ausgenommen — im allgemeinen geschmeidig und biegsam ist. Gerade dies macht die Erziehung während des frühesten Alters verantwortungsvoller, als man gewöhnlich annimmt. Durch das Wollen des Kindes wird in der That dessen ganzes Leben beeinflusst; von der Richtung, die seiner beginnenden Individualität gegeben wird, hängt zum grofsen Teil sein künftiger Charakter ab. Einestheils ist der Wille nicht, wie die Metaphysiker in der Psychologie sagen, eine einzige unteilbare Kraft, eine absolute Macht. Der Wille läfst verschiedene Grade zu, und je nachdem das Kind in dieser oder jener Umgebung gelebt hat, diesem oder jenem erzieherischen Einflusse unterworfen gewesen ist, wird es mehr oder weniger im stande sein, sich jener Gesamtheit von Willensenergie zu nähern, deren eine Menschenseele fähig ist. Die erschlaffende Erziehungsweise, die mit übermäfsiger Willfähigkeit allen Launen des Kindes nachgiebt, ist nicht weniger verderblich, als eine strenge, die es sich zum Gesetz

macht, den Willen zu unterdrücken und zu brechen. Andererseits giebt es in Wahrheit vielmehr verschiedene Willen, d. h. eine Gesamtheit von überlegten, mit Absicht bewirkten Handlungen, die nicht von einer einzigen Willenskraft beherrscht werden, so daß der Wille in dem einen Punkte sehr stark ist, in dem andern eine sehr große Schwäche zeigt. Den ersten pädagogischen Einflüssen, den wichtigsten von allen, liegt es ob, beim Kinde durch eine zwanglose Aufsicht und durch eine verständige Nachgiebigkeit die verschiedenen Willensrichtungen zu entwickeln.

II.

Wenn man fragt, wie das Kind gehen lerne, so drückt man sich nicht genau aus. Thatsächlich ist beim Gehen durchaus nicht alles erlernt, durch die Erfahrung erworben; sondern bei dieser wie bei allen andern Thätigkeiten ist ein Teil auf Rechnung des Instinkts zu setzen. Der instinktmäßige Charakter der Fortbewegung tritt bei den Tieren viel deutlicher hervor, da sich dieselben unmittelbar nach der Geburt schon auf den Beinen zu halten vermögen. Aber der Instinkt der Fortbewegung findet sich ebenso auch beim Menschen, wenn er sich auch langsam entwickelt und in seinen Antrieben weniger gebieterisch ist. Wir haben bereits gesagt, daß die Langsamkeit und das unsichere Tasten der Entwicklung keineswegs das Fehlen des Instinkts beweisen; diese Eigentümlichkeiten müssen der Schwäche der Organe zugeschrieben werden.

Die Fortbewegung ist vor allem eine Sache der Körperkraft, der Festigkeit der Knochen und der Muskelstärke. Ein schweizerischer Beobachter, Demme, der unter diesem Gesichtspunkte hundertfünfzig Kinder untersucht hat¹⁾, stellt fest, daß im Alter von neun bis zehn Monaten nur die stärksten Kinder fähig sind, sich eine Minute lang auf den Beinen zu halten; die Kinder von mittlerer Kraft gelangen etwas später dahin, und die zarten und schwächlichen erst im zwölften Monat oder noch später. Wenn sich Kinder vor dem neunten Monat aufrecht halten, so hat das in einer ausnahmsweise großen Kräftigkeit seinen Grund. Was aber für das Aufrechterhalten gilt, das gilt auch für das Gehen selbst.

Ebenso wahr ist es, daß das Gehen ein wirkliches Lernen

¹⁾ Angeführt bei Preyer, Seele des Kindes, S. 176.

voraussetzt. Es giebt sozusagen eine Kunst des Gehens, wie es eine Kunst des Sprechens giebt, und das Kind erlernt sie nur durch eine Reihe vorbereitender Thätigkeiten und kleiner Entwicklungsfortschritte¹⁾.

Unter die Zahl dieser Vorbereitungen ist auch die Thätigkeit des Stehens zu rechnen.

Und da in den Staub vorwärts die andern Leben hinabschau'n,
Gab er dem Menschen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehret' er ihn

sagt der Dichter, und unsere neueren Beobachter bestätigen in weniger poetischen Ausdrücken den Ausspruch Ovids. „Wenn Säuglinge, ohne mit Menschen in Berührung zu kommen, am Leben bleiben könnten, sagt Preyer, würden sie ohne Zweifel den aufrechten Gang, aber erheblich später, sich aneignen, weil er für die Beherrschung der Umgebung mittelst des Auges und Ohres vorteilhaft ist²⁾.“ Das kleine Kind richtet sich aber nicht sogleich auf. Es versucht sich darin auf dem Schofse seiner Wärterin, indem es sich gegen ihre Brust preßt, während seine Ärmchen ihren Hals umfassen. Hierauf übt es sich, indem es die von aufmerksamer Hand gehaltenen Füße auf den Boden stellt, oder es stützt sich auch wohl selbst auf den nebenstehenden Stuhl, bis es einer Stütze nicht mehr bedarf, bis es seine Beinmuskeln hinreichend anspannen kann und genug Sicherheit erlangt hat, um den Beistand entbehren zu können. Preyers Sohn machte in der einundvierzigsten Woche den ersten Gehversuch, aber nur mit Unterstützung. In der zweiundsechzigsten Woche vermochte er mehrere Sekunden gerade und ohne Unterstützung zu stehen. Am 459. Tage blieb das Kind während des hastigen Gehens manchmal

¹⁾ Man empfiehlt allgemein, die Entwicklung des Gehens so viel wie möglich der Natur zu überlassen. „Wenn man das Gehenlernen der Kinder beschleunigt, so läuft man Gefahr, ihre Beine zu verbiegen . . . Es würde viel besser sein, das Gehen bis zum fünfzehnten Monat zu verzögern und, sobald man das Kind die ersten Gehversuche machen läßt, die Stellung der Füße und die Haltung des Rumpfes zu beobachten. Man muß auch bedenken, daß das Kind, das immer ungeduldig nach Thätigkeit strebt, früher zu gehen versucht, als es dies vermag, ebenso daß jeder Gang das drei- und vierfache von dem ist, was der Erwachsene zurücklegt, der es begleitet; es läuft vorwärts und kehrt beständig wieder zurück.“ (Cadet de Gassicourt, *Revue scientifique*, 1890, I, p. 438.)

²⁾ Preyer, Seele des Kindes, S. 177.

stehen und trampelte, sich von einem Fuß auf den andern stellend, ohne alle Hilfe¹⁾).

Es ist nicht zweifelhaft, daß das Kind in seinen Versuchen sich aufrecht zu erhalten — was nach Ansicht der Physiologen übrigens mühsamer ist als das Gehen — vom Instinkt geleitet wird. Man braucht es nicht allzusehr zu ermuntern, damit es seinen kleinen Körper so zu sagen zusammenzuraffen und ihn aufzurichten versucht. Man merkt, wie es von selbst darnach strebt, und der deutliche Beweis hierfür liegt darin, daß es viel fröhlicher erscheint, wenn es sich aufzurichten versucht, und besonders wenn ihm dies gelingt, als wenn es nachlässig in sitzender oder liegender Stellung verharret. Die Thätigkeit ist eine Quelle des Vergnügens, wenn sie der Natur entspricht. Ebenso ist es erwiesen, daß die Nachahmung, die sich überall in das Kindesleben einschleicht, hier gleichfalls ihren Einfluß ausübt. In den Familien, die mehrere Kinder früheren Alters haben, lernen die jüngern, indem sie durch das Beispiel der ältern ermutigt werden, schneller sprechen; ebenso sieht man, wie sie sich früher im Stehen üben, und zwar mit Erfolg²⁾).

Es bedeutet gewiß einen großen Fortschritt, wenn das Aufrechtstehen gesichert ist, wenn das Kind seine Muskeln genügend anspannen vermag, um die Füße fest auf den Boden zu stellen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, aber zum Gehen und Laufen reicht das noch nicht aus. Unbeweglich stehend an derselben Stelle verharren wie die Pflanze, ist etwas anderes, als einen Fuß vor den andern setzen, um seine Stelle im Raume zu verändern, wie dies das Tier vermag. Diese beiden Thätigkeiten scheinen beim Kinde durch mehrere Monate getrennt zu sein.

Von fünfzig Kindern, die Demme beobachtete, konnten im neunten Monat nur zwei gehen, und auch diese nur unsicher und mit wenigen Schritten; sie waren vom Stehen fast ohne Übergang zur Fortbewegung gelangt dank einer besondern Lebens- und Kraftfülle. Alle andern hatten mit dem Gehen erst vom achtzehnten Monat an begonnen.

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes, S. 181.

²⁾ „Wächst ein Kind unter andern kleinen Kindern auf, welche gehen lernen, dann wird es in der Regel früher ohne Unterstützung laufen können, als wenn es allein aufwächst.“ (Preyer, Seele des Kindes, S. 178.)

Die ersten Gehversuche treten der Zeit nach sehr ungleichmäfsig ein ¹⁾, selbst bei Kindern, deren Körperbeschaffenheit nichts zu wünschen übrig läfst, und die alle gleichmäfsig kräftig gebaut sind. Man hat behauptet, dafs zwischen der Zeit des ersten Gehens und derjenigen des Sprechens ein umgekehrtes Verhältniss bestehe, so dafs das Kind, welches früh spreche, spät gehen lerne, und umgekehrt. Darin würde nichts Unwahrscheinliches liegen, indem die Natur, wie man sich ausdrückt, ein bestimmtes Ausgabekapital hat und gern auf der einen Seite erspart, was sie auf der andern zu viel verwendet. Es kommt noch der wichtigere Grund hinzu, dafs die Fortbewegung eine hauptsächlich körperliche, das Sprechen hingegen eine hauptsächlich geistige Thätigkeit ist, so dafs das Fortschreiten des einen und das entsprechende Zurückbleiben des andern bereits als ein Beispiel für das grofse, das ganze Menschenleben beherrschende Gesetz angesehen werden könnte, demzufolge das Psychische beeinträchtigt wird, wenn das Physische vorherrscht, und umgekehrt. Gleichwohl glauben wir nicht, dafs die in Rede stehende Beziehung durch die Erfahrung erwiesen ist; es liegt daher keine Veranlassung vor, nach einer Erklärung dafür zu suchen. Sicher bleibt, dafs unter der Menge der kleinen Kinder die einen viel eher mit dem Gehen beginnen als die andern. Indem wir die Geschichte des Gehenlernens zum Abschlufs bringen, werden wir uns vielleicht überzeugen, dafs die Ursache dieser Verschiedenheiten bisweilen anderswo gesucht werden mufs als in der Ungleichmäfsigkeit der Körperkräfte.

Die Fähigkeit, die Beine wechselsweise in Bewegung zu setzen, sie abwechselnd zu beugen und zu strecken, kurz der lokomotorische Rhythmus, ist beim Kinde wie beim Tiere eine Sache des Instinkts. Bewiesen wird dies dadurch, dafs das Kind, lange bevor es den Fuß auf den Boden stellen kann, im Bette, im Bade oder auf einem Teppich liegend diese Beugungen und Streckungen bereits ausführt. Noch besser sieht man es an folgender Thatsache: Wenn man das Kind, lange bevor es zu stehen vermag, auf den Boden stellt und unter den Armen gestützt gehen

¹⁾ Die Kinder beginnen mit dem Gehen im allgemeinen während der Zeit vom zwölften bis vierundzwanzigsten Monat und ganz besonders in den letzten Monaten des zweiten Jahres.

läßt, so bringt es von selbst die notwendige wechselseitige Bewegung der schwachen Glieder hervor. „Man sehe nur, sagt Bain, wie das Kind seine Beine bewegt, wenn man es in den Armen trägt, oder wenn es auf dem Rücken liegt; man beobachte die Thätigkeit der Beine, und man wird bemerken, daß es diese wechselseitig kräftig und schnell bewegt. Man beobachte das Kind weiter, wenn es, lange bevor es sich selbst lenken kann, zum erstenmal den Fuß auf den Boden stellt, und man wird sehen, wie es den Bewegungen seiner Glieder wechselseitig die Schrittweite giebt. Nur infolge dieses instinktmäßigen Wechsels vermag das Kind so schnell das Gehen zu lernen. Keine andere Verbindung von gleich zusammengesetztem Charakter kann bereits am Ende des ersten Jahres angeeignet werden. In dieser ursprünglichen Erwerbung liegt gleichzeitig ein kräftiger spontaner Antrieb, nämlich der Antrieb zur Bewegung der Glieder, und eine diesem Antriebe verliehene rhythmische, wechselseitige Lenkung¹⁾.“ Preyer ist derselben Ansicht; auch er erkennt an, daß es für die lokomotorischen Bewegungen eine vorher bestimmte Anpassung gebe. Er führt folgende Beobachtung an: „Champneys Kind wurde zum erstenmal Ende der neunzehnten Woche aufrecht gehalten, so daß die Füße den Boden eben berührten, und vorwärts bewegt. Die Beine bewegten sich dabei abwechselnd zweckmäßig. Jeder Schritt wurde vollständig ausgeführt, und zwar ohne Zögern und Unregelmäßigkeit... Nur wenn man den Knaben zu hoch hielt, wurde die alternierende Bewegung unterbrochen, indem der in der Luft bleibende Fuß einen neuen Schritt machte. Die Berührung des Bodens seitens des einen Fußes schien den Reiz für die Bewegung des andern abzugeben²⁾.“

Der Instinkt giebt also den Antrieb; er giebt die auszuführende Bewegung an; aber zur Unterstützung dieses Antriebes und zur Ermöglichung der Ausführung bedarf es der Muskelkräfte. Ohne Zweifel nehmen die Körperkräfte schon infolge ihres natürlichen Wachstums von selber zu; aber auch die Übung trägt zu ihrer Entwicklung bei. Wir berühren hier einen der Gründe, weshalb manche Kinder früher, manche später gehen lernen. Sie lernen früher gehen, wenn sie durch eine geeignete Übung darauf

¹⁾ Bain, *The senses and the intellect*, I, chap. IV.

²⁾ Preyer, *Seele des Kindes*, S. 179.

vorbereitet werden. Aus diesem Grunde können die künstlichen Mittel, welche man zur Erleichterung des Gehens anwendet, von Nutzen sein trotz der Unzuträglichkeiten, die sie im übrigen mit sich bringen. Kant hat, wie vor ihm Rousseau, das Gängelband und den „Leitwagen“ entschieden verurteilt. „Es ist doch auffallend, sagt er, daß man die Kinder das Gehen lehren will, als wenn irgend ein Mensch aus Mangel des Unterrichts nicht hätte gehen können¹⁾.“ Die Anwendung eines derartigen Beschleunigungsverfahrens bringt oft körperliche Mißbildungen hervor: krumme Beine und Engbrüstigkeit. Sicher ist es besser, wieder zur Natur zurückzukehren und zu den spontanen Übungen, die sie veranlaßt. Lassen wir das Kind auf dem Teppich sich wälzen, auf dem Boden kriechen, auf den Knien rutschen und sich mit seinen Füßen vor- oder rückwärts bewegen; bei dieser natürlichen Gymnastik wird sich der Mechanismus von selbst festigen. „Das Gehen auf allen Vieren, sagt Preyer, ist die natürliche Vorschule für das normale Gehen.“ Es wird die Zeit kommen, wo sich das Kind selbst erhebt, wo es an den Stühlen sich festhält, an den Wänden hingleitet oder auch mit Unterstützung durch eine hilfreiche Hand erhobenen Hauptes durch das Zimmer schreitet, das es so oft auf allen Vieren durchmessen, und über den Fußboden, dessen Festigkeit es durch mehr als eine „Brausche“ kennen gelernt hat.

Es ist zu bemerken, daß das Gehen, welches durch natürliche Übungen langsam vorbereitet wurde, allein und ohne Hilfe mit einem Schlage endgültig eintritt. Wie von einer Zauberstimme gerufen, richtet sich das Kind auf, und bewegt es sich fort. Es würde etwas früher gehen können, als es sich entschließt, dies zu wollen. Der Mechanismus ist bereit, aber es wagt noch nicht, sich dessen zu bedienen. Es muß zuerst eine recht erklärliche Furchtsamkeit überwinden, die Besorgnis, welche ihm die ganz ungewohnte und gewagte Thätigkeit einflößt, den Raum zu durchmessen und sich dabei auf sich selbst zu verlassen. Mein Sohn Georg, der seit einiger Zeit bereits einzelne Schritte machen konnte, wenn er sich am Kleide oder an der Hand der Mutter festhielt, entwich eines schönen Tages ganz still in einem Laden, ohne daß man sich dessen versah. Man bemerkte ihn auf einmal am andern

¹⁾ Kant, Über Pädagogik. Ausgabe von Vogt, S. 77.

Ende des Raumes, ohne daß unseres Wissens irgend ein besonderer Grund dieses erste Durchgehen veranlaßt hätte. Das Gefühl der Kraft war in ihm erwacht; sein Vertrauen hatte sich gestärkt. Preyer hat eine ähnliche Beobachtung gemacht: „Es war nach Ablauf des fünften Vierteljahres, als mein Kind frei auf den Füßen stehend zum erstenmal plötzlich um einen Tisch herumtrabte, zwar schwankend oder taumelnd wie ein Berauschter, der laufen will, aber ohne zu fallen¹⁾.“

Wenn das Kind seinen ersten freien Gehversuch bisweilen mit einiger Schnelligkeit und Entschiedenheit macht, so fehlt doch noch viel, daß selbst dann alle Schwierigkeiten überwunden wären. Man bemerkt, wie es sich in der ersten Zeit nur behutsam vorwärts bewegt, indem es die Arme vor sich hinstreckt, als wenn es sich mit den Händen den Weg zeigte, in Wirklichkeit aber, weil es das Fallen vermeiden will und noch einige Mühe hat, sich im Gleichgewicht zu halten. Das tritt besonders hervor, wenn das Kind das Gehen zu frühzeitig gelernt hat, d. h. bevor seine Organe genügend gekräftigt waren. Das Gleichgewicht wird schnell eine Sache der Gewohnheit; aber im Anfang ist zu seiner Erhaltung einige Aufmerksamkeit und Anstrengung nötig. Kostet es uns selbst, wenn wir lange Zeit in liegender Stellung verharret haben, nicht Mühe, uns ins Gleichgewicht zu setzen?

Bevor wir diesen Gegenstand verlassen, wollen wir ganz besonders feststellen, daß bei den Fortschritten des Kindes auch die seelischen Fähigkeiten und der Wille beteiligt sind. Das Gehen, wird man sagen, ist Sache der Muskeln, der physischen Geschmeidigkeit und Kraft! Ganz gewiß, aber es ist auch Sache der seelischen Eigentümlichkeit und des Temperaments²⁾. Aus der Art und Weise, wie das Kind geht, läßt sich voraussehen, ob es lebhaft und ungestüm, oder aber lässig und schlaff wird. Das Kind, dessen Begehungen lebhaft sind, wird von derselben Lebhaftigkeit getrieben werden, sich fortzubewegen. Es will mehr als die andern den Gegenstand seiner Begehrlichkeit selbst erreichen, aus der Nähe betrachten und ihn berühren. Es wird

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes, S. 179.

²⁾ „Ich glaube ohne Übertreibung behaupten zu können, sagt Marion, daß die Bildung des Charakters gleichzeitig mit dem Gehenlernen vor sich geht, daß die Art und Weise, wie man gehen lernt, nicht ohne Bedeutung in moralischer Hinsicht ist.“ (*Revue scientifique*, 1890, I, p. 77.)

vielleicht häufiger fallen als seine Kameraden, die sich nicht der Gefahr aussetzen und sich nur bedächtig fortbewegen, aber es wird sich auch ebenso schnell wieder erheben, und schliesslich wird es zeitiger gehen lernen. Eine plötzliche Gemütsbewegung, ein Gefühl der Furcht wird bisweilen die Ursache, daß der Knoten reißt und das Zaudern aufhört, daß das erschreckte Kind das Zimmer durchschreitet, um sich der Gefahr zu entziehen.

Eine allgemeine Thatsache, aus der klar hervorgeht, daß bei der scheinbar durchaus körperlichen Thätigkeit der Fortbewegung das Psychische beteiligt ist, besteht darin, daß sich das Gehenlernen bei den Idioten verzögert. Dies geschieht nicht nur, weil ihre Sensibilität stumpf ist und weil sie nicht, wie die normalen Kinder, das Verlangen haben, sich einem begehrten Gegenstande oder einer geliebten Person zu nähern¹⁾, sondern auch, weil sie der Aufmerksamkeit nicht fähig sind. Ohne Aufmerksamkeit würde das Kind seine ersten Schritte nicht zu lenken vermögen.

Obwohl die besondern Bewegungen, die das Gehen voraussetzt, ursprünglich instinktmässiger Natur sind, so sind sie also später doch notwendig mit Aufmerksamkeit verbunden und demgemäss willkürlich. Hierauf werden sie durch die Macht der Gewohnheit automatisch. Alle Arten der Thätigkeit vereinigen sich hier: die natürliche Tendenz, wechselsweise einen Fuß vor den andern zu setzen, stammt aus dem Instinkt; aber die Richtung, welche diesen Bewegungen gegeben wird, der Entschluß, jeden Stützpunkt aufzugeben, ein Ziel zu erreichen, sich im Laufe der Mutter in die Arme zu stürzen, — alles das sind Willenshandlungen. Und noch unter einer andern Form bekundet sich der Wille, indem er nämlich dem Kinde Sicherheit und Selbstvertrauen einflößt. Um seine erste Reise in das Zimmer oder in den Garten zu wagen, bedarf es des Mutes und der Kühnheit. Wenn man daran noch zweifeln sollte, so braucht man nur zu beobachten, wie ihm der Stolz aus den Augen leuchtet, wie ihm die Freude aus seinem triumphierenden Gesichte strahlt, und wie es bisweilen laut lacht, wenn es den ersten Gang von einem Stuhle zum andern

¹⁾ „Wenn der Idiot seine Nahrung erkennt, wird er auf seinem Stuhle unruhig, stößt Schreilaute aus, streckt die Hände aus und sucht sich dem Essen zu nähern. Dieser Vorgang wird darum auch benutzt, sie zu zwingen, sich auf den Beinen zu halten und vorwärts zu schreiten.“ (Sollier, *Der Idiot und der Imbecille*. Deutsch von Brie, S. 74.)

oder vom Vater zur Mutter macht, und man wird überzeugt sein, daß es sich bewußt ist, eine Heldenthat zu vollbringen, und daß hier somit noch etwas anderes im Spiele ist als eine Reihenfolge körperlicher Erscheinungen. Es handelt sich hier um eine Anstrengung und um das Lustgefühl ihres Gelingens.

III.

Sobald das Kind die beiden entscheidenden und hauptsächlichsten Proben seines Lebens durchgemacht hat, aus denen es mit den Fähigkeiten des Sprechens und Gehens hervorgeht, verfügt es über die beiden wesentlichsten Elemente, die beiden wichtigsten Werkzeuge des Spiels, das fast immer im Sprechen und Bewegen besteht. Einerseits Springen und Laufen, andererseits Plaudern mit seinen Soldaten, mit der Puppe und später mit den Kameraden, — solcher Art sind die hauptsächlichsten Belustigungen des Kindes. Ein stummes oder unbewegliches Spiel giebt es kaum. Aber spielt denn das Kind erst, nachdem es gehen und sprechen kann? Es hat schon viel früher gespielt, wenn Spielen einfach sich belustigen, sich unterhalten und Handlungen vollziehen heißt, die nur das Vergnügen zum Zweck haben. Vom Kinde, das noch die Mutterbrust nimmt, verlangen wir nicht Spiele, welche die Fähigkeiten eines fortgeschrittenen Alters voraussetzen, nämlich die Fähigkeiten des Gemüts und der Einbildungskraft, sowie ein gewisses Kombinationsvermögen. Das Spiel ist aber durchaus nicht ausschließlich auf diese Kategorien beschränkt: man kann spielen, sobald man thätig sein kann, gleichviel in welcher Weise. Die Sinnesthätigkeit, die ersten Arm- und Beinbewegungen, die ersten Stimmäußerungen können für das kleine Kind zu Gelegenheiten der Unterhaltung und des Spieles werden. Es spielt in der Wiege, wenn es mit den Händen schon die farbigen Blumen der Bettdecke oder des Vorhanges betasten kann; im Bade, wenn es mit seinen Händchen im Wasser plätschert; auf einem Teppich, wenn es seine Glieder regt und sich einer ausgelassenen Gymnastik hingiebt. Sein Gekakel und Gezwitscher ist in gewisser Beziehung ebenfalls ein Spiel; das Kind belustigt sich selbst mit seinem unverständlichen Geplapper. Die Geräusche unterhalten es ganz besonders. Das Geräusch der Klapper, das Schellengeläute des Steckpferdes, das Pfeifen, alles dies macht ihm Vergnügen und ruft lauten Ausdruck der Freude hervor. Das Kind ist von Natur

fröhlich. Jede Thätigkeit, die seiner Natur in ihrer ersten Entfaltung entspricht, ist ihm ein wirkliches Spiel. Die Freude ist die Seele aller Thätigkeiten des Kindes, wie Fröbel sagt¹⁾.

Es ist nicht notwendig, daß man Spielsachen²⁾ für das Kind ersinnt und ihm künstlich hergestellte Gegenstände in die Hand giebt. Bei der Spontaneität seines Spieltriebs macht es frühzeitig von selbst kleine Erfindungen und ersinnt Thätigkeiten, in deren Ausübung es glücklich ist. Man sehe nur, wie es vom zweiten Jahre ab im Sande gräbt, Mauern aufrichtet und Wassergräben herstellt. Man sehe weiter, wie es in demselben Alter die Zeitung entfaltet und in spaßhafter Weise thut, als ob es lese, indem es die Lippen bewegt und irgendwelche Laute hervorbringt. „Ich habe einen kaum achtzehn Monate alten Knaben vor Augen, sagt Michelet, der, sobald er zwei kleine Holzstücke aufeinanderlegen kann, glücklich ist, bewundernd die Hände zusammenschlägt und sich als Schöpfer offenbar sagt: „Es ist sehr gut!“ Ein anderer Knabe von zweieinhalb Jahren, der in dieser Bau-

¹⁾ [Die Frage, welches die eigentliche Triebkraft des Spieles sei, ist viel erörtert worden. Schiller und nach ihm in wissenschaftlicher Form Herbert Spencer führten das Spiel auf Kraftüberschuß zurück. Lazarus (Die Reize des Spiels. Berlin, 1893) vertrat die Erholungstheorie. Sikorski (*Revue philosophique, avril 1885*) sah im Spiel ausschließlich eine Bethätigung des Wissenstriebes u. s. w. Vergl. Fornellis Einleitung zu Colozza, *Il giuoco nella psicologia et nella pedagogia*. Turin, 1895. Nach Groos (Die Spiele der Menschen, 1899) hat jede dieser Theorien einen Teil, aber nicht das Ganze. Groos stellt sich auf den Standpunkt des Weismannschen Neo-Darwinismus und sagt: „Die durch Einrichtung einer Jugendzeit ins Leben gerufene Einübung unfertiger Anlagen ist das Spiel.“ Er unterscheidet Triebe erster und zweiter Ordnung. Bei den Trieben erster Ordnung handelt es sich um die Herrschaft über den eigenen psychophysischen Organismus. In dieser Beziehung ist das Spiel „spielendes Experimentieren“. Hier kommen in Betracht: a) Berührung, Temperatur, Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht; b) die Thätigkeit der motorischen Apparate; c) das höhere Experimentieren mit intellektuellen Fähigkeiten. Bei den Trieben zweiter Ordnung handelt es sich darum, das Verhalten der Lebewesen zu andern Lebewesen zu regeln. Hieraus erwachsen: a) Kampfspiele, b) Liebespiele, c) Nachahmungsspiele, d) soziale Spiele. Das Groossche Werk gewährt eine sehr reiche Ausbeute hinsichtlich des Kinderspiels. Siehe übrigens die Besprechung von Muthesius in den „Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht“, 1899, Nr. 34—37. U.]

²⁾ Damit wollen wir nicht die Nützlichkeit der Spielsachen bestreiten. Es ist sicher, daß die geringere geistige Fähigkeit der Landkinder zum Teil davon herrührt, daß sie nicht Spielsachen besitzen wie die Stadtkinder.

kunst schon weiter fortgeschritten ist, ruft seine Schwester zum Zeugnis seines Talenten an und sagt: „Das hat der Kleine gemacht!“¹⁾

Das Kind sieht in allem ein Spiel. Preyer erzählt, daß Axel, wenn sein Vater die üblichen Versuche zur Feststellung der Entwicklung des Farbensinnes mit ihm vornahm, regelmäsig sagte: „Jetzt wollen wir Farben spielen.“ Sikorski hat dieselbe Thatsache erwähnt: „Darin, daß das Kind zwischen Belustigung und ernsthafter Bethätigung, oder vielmehr zwischen der bloßen Beobachtung der Umgebung einerseits und der aus schöpferischer Kraft und aus der Phantasie entspringenden Thätigkeit andererseits keinen Unterschied macht, liegt eine Besonderheit der Thätigkeit des Kindes“²⁾.

Wenn die Psychologie des Spiels vollständig sein sollte, so würde sie lange Untersuchungen notwendig machen. Obwohl wir nicht so weit gehen, mit Fröbel zu sagen, das Spiel sei die höchste Stufe kindlicher Entwicklung, so stimmen wir ihm doch gern darin bei, daß das Spiel für das Kind keine geringfügige Sache sei, sondern eine tiefe Bedeutung habe³⁾. Das Spiel ist die hauptsächlichste Beschäftigung des Kindes, in der sich alle seine Fähigkeiten frei bethätigen können. Hier enthüllt es uns die geheimsten Dispositionen seiner Seele. Eine gute Geschichte der Spiele des Kindes würde es uns ermöglichen, die fortschreitende Entwicklung aller seiner Fähigkeiten von einem Tage zum andern zu verfolgen.

Vom zweiten Jahre ab ist das Spiel dem Kinde am besten in der Form der Nachahmung zugänglich⁴⁾. Und bevor es selber nachahmen kann, sind die Nachahmungen und Reproduktionen anderer — z. B. kleine Tiere aus Holz, Blei oder Kautschuk — ganz besonders geeignet, ihm Vergnügen zu machen. Um das

¹⁾ Michelet, *Nos fils*, p. 79.

²⁾ Sikorski, *Revue philosophique*, août 1885.

³⁾ Sikorski, der diese Seite der Psychologie des Kindes eingehend untersucht hat, sagt: „Das Spiel ist die wichtigste Seite des kindlichen Lebens“. (*Revue philosophique*, t. XIX, p. 441.)

⁴⁾ Livingstone versichert, daß die Kinderspiele bei den Negern Afrikas gewöhnlich in Schießen und in Eroberungszügen bestehen. [Die Spiele der Mädchen bestehen auch dort in der Nachahmung der Beschäftigung ihrer Mütter. Hierzu siehe „Afrikanisches Kinderleben“. Westermanns Monatshefte, Februar 1899. U.]

Vergnügen zu begreifen, welches das Kind in diesem Falle empfindet, muß man bedenken, daß die Nachbildungen irgendwelcher Art, mögen sie nun auf Papier gezeichnet oder gemalt, oder auch ziemlich roh aus Papiermasse hergestellt sein, an bekannte Gegenstände erinnern und die geistige Thätigkeit erregen, indem sie eine Reihe von Vergleichen hervorrufen. Das Vergnügen würde übrigens gering sein, wenn sich das Kind damit begnüge, die Tiere, die aus seiner Arche Noah hervorgehen, zu betrachten. Aber dabei bleibt es nicht stehen. Es nimmt sie in die Hände und ist vielleicht im geheimen stolz darauf, den Hund oder die Katze, die es so sehr liebt, aber noch nicht anzufassen wagt, in verkleinerter und harmloser Gestalt endlich betasten zu können. Übrigens erblicken wir hierin einen Beweis, daß ihm die Tiere aus Holz trotz ihrer Unbeweglichkeit lange Zeit als lebend erscheinen. Auf jeden Fall sinnt es darauf, sie auf die Füße zu stellen, sie gehen zu lassen, aus ihnen Gruppen zu bilden und sie endlich die verschiedenen Thätigkeiten des wirklichen Tierlebens nachahmen zu lassen.

Die Nachahmung führt zu einer großen Zahl von Kinderspielen, aber bei derartigen wie bei allen andern Belustigungen besteht die Ursache des empfundenen Vergnügens in der entfalteten Thätigkeit. Das Soldatenspiel, das Haushaltenspiel, das Puppenspiel, später das Schulespielen, mit der Peitsche knallen wie ein Postillon, Wasser gießen wie ein Gärtner, — alle diese althergebrachten Kinderspiele, die man in allen Zeiten und in allen Ländern wiederfindet, alle diese ergötzenden Nachahmungen von ernstesten Beschäftigungen des Lebens unterhalten das Kind, weil es dabei in Thätigkeit ist¹⁾.

¹⁾ Tylor macht in seinem Buche „Die Anfänge der Kultur“ (deutsch von Spengel und Poske, 1873) darauf aufmerksam, daß die Nachahmungsspiele bisweilen noch fortbestehen, wenn die Gebräuche, denen sie nachgebildet wurden, nicht mehr vorhanden sind, z. B. die Spiele mit Pfeil und Bogen, mit der Schleuder u. s. w. [Darauf wurde übrigens schon von Rochholz aufmerksam gemacht. In seinem Buche „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“ (Leipzig, 1857) heißt es unter anderm: „Nur auf einen kleinen Umstand sei noch hingewiesen, wie oft nämlich der stehende Spielbrauch mit der Sitte unserer eigenen Vorzeit zusammentrifft und also einen viel ernsteren Sinn hat, als man annimmt. So ist z. B. ein Schatten der altdeutschen Gerichtsverfassung noch allgemein üblich im Pfänderspiel“ (S. 367). Siehe auch Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig, 1896. U.]

Indessen mischt sich in die bloßen Nachahmungsspiele noch etwas anderes, nämlich ein wenig Eitelkeit, der befriedigte Ehrgeiz, es den Erwachsenen nachzuthun. Andererseits sind alle diese kindischen Vortäuschungen richtige kleine Komödien; so erscheinen sie den Eltern, welche die Zuschauer bilden; aber es scheint, daß auch die Kinder, denen der Sinn für das Komische nicht ganz fremd ist, in dem Bewußtsein des Späßhaften ihrer Handlungen ein neues Element des Vergnügens finden.

Die Freude am Spiel wird nicht allein durch die körperliche Thätigkeit gefördert¹⁾. Auch das Gemüt greift frühzeitig ein, und zwar zunächst in Form des sozialen Instinkts. Das Spiel, welches das Kind soeben noch gleichgültig liefs, gewinnt Reiz und erweckt Eifer, sobald es von andern geteilt wird. Das Kind sucht im Spiele nicht nur das Spiel, sondern die Gesellschaft seiner Kameraden, das Vorspiel zur Freundschaft. Neben Gefühlen der Zuneigung keimen und entwickeln sich übrigens in diesen kleinen Spielgesellschaften die persönlichen Gefühle, der Wunsch, sich auszuzeichnen, andere zu übertreffen, die Anfänge der Rivalität und des Ehrgeizes. Spielen heißt für das Kind sehr oft, sich behaupten, seine Überlegenheit zeigen, Beweise von seiner Kraft geben, kurz gesagt, seine Persönlichkeit geltend machen. Wenn es die geräuschvollen und lärmenden Vergnügungen liebt, z. B. die Trommel und die Trompete — die Kant als unangenehm verwarf, worin ihm die meisten Eltern gewiß bestimmen werden — so geschieht das nicht gerade, weil dieser Spektakel seinem Ohr angenehm wäre, sondern weil es durch das hervorgebrachte Geräusch die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und sich bemerklich macht²⁾.

¹⁾ Sikorski behauptet nicht ohne Übertreibung, „daß der Bewegung und der Körperübung in den Spielen des Kindes nur eine untergeordnete Rolle zukomme, und daß sie hier nur als Werkzeug dienen, um Geistiges zu verwirklichen“.

²⁾ [Über die soziale Bedeutung des Kinderspiels siehe Will. S. Monroe, Die Entwicklung des sozialen Bewußtseins der Kinder. Berlin, 1899, S. 33 f. Vom Spielzeuge heißt es daselbst, es sei vorzüglich geeignet, die Verbindung zwischen den großen Realitäten des Lebens und der Kleinheit des Kindes herzustellen, — eine Lücke, die nur durch eine kleine Welt von Spielsachen verschiedenster Art ausgefüllt werden könne. Monroe hat eine sehr interessante Statistik über Spielzeug und Spiele amerikanischer Kinder gegeben, die an der bezeichneten Stelle nachgesehen werden mag. Betreffs der sozialen Spiele als

Andre Gefühle herrschen beim Puppenspiel. Beim kleinen Mädchen zeigt sich eine gewisse mütterliche Zuneigung; es träumt den Mutternamen, während es seine Puppe wiegt, wie der Dichter sagt. „Was ist eine Puppe? schreibt Hippolyte Rigault; sie ist keine Sache und kein Ding; sie ist eine Person, sie ist das Kind des Kindes. Durch seine Einbildungskraft verleiht es ihr Leben, Bewegung, Handlung und Verantwortlichkeit. Es beaufsichtigt sie, wie es selbst von seinen Eltern beaufsichtigt wird, es bestraft oder belohnt sie; es umarmt sie, schickt sie fort oder sperrt sie ein, je nachdem sie artig oder unartig gewesen ist; es giebt ihr dieselben Befehle, die ihm gegeben werden, es giebt ihr die Erziehung, die es selbst erhält“¹⁾. Es handelt sich hier nicht, wie gewisse verdrießliche Leute behaupten, um eine lächerliche Parodie; es handelt sich um ein reizendes Lustspiel der Mutter-schaft, um etwas ganz anderes als um das Vergnügen mit Flitterkram, Hütchen und Kleidchen zu hantieren und damit die Puppe herauszuputzen. Dies geht daraus hervor, daß eine Puppe, die nur einen Groschen kostet, dem Kinde mehr Vergnügen macht als eine solche, die ein Meisterwerk der Kunst und des Luxus ist.

Ebenso wenn das Kind gegen das dritte oder vierte Jahr mit Bleisoldaten spielt, scheint sein Vergnügen nicht einzig und allein darin zu bestehen, daß es sie aufstellen, in Reihen ordnen, in Schlachtordnung bringen und ihre hübschen Farben bewundern kann; vielleicht regt sich in seinem jungen Herzen schon leise der Patriotismus, wenn es den Franzosen dem Deutschen gegenüberstellt und sie miteinander kämpfen läßt²⁾.

Es ist gewiß, daß in solchen wie auch in allen andern Spielen unaufhörlich die Nachahmung eingreift, und das meiste Vergnügen machen diejenigen, bei denen am meisten zu erfinden

einer besondern Gruppe siehe Groos, Die Spiele der Menschen. Jena, 1899, S. 430 ff. U.]

¹⁾ H. Rigault, *Conversations littéraires et morales, nouvelle édition*, 1882, p. 5.

²⁾ Es ist schwer zu begreifen, daß ein so ausgezeichnete Kopf wie H. Rigault sich verirren konnte, die „Soldatenmonomanie“ dergestalt zu kritisieren, wie er es in seinem reizenden Artikel „Die Kinderspielsachen“ (1858) gethan hat. Nach dem Jahre 1870 kann man die Stellen nicht ohne Bitterkeit lesen, in denen er diese Spiele, „die das Kind zum Unteroffizier machen“, so lebhaft bekämpft, und wo er ironisch sagt: „Für die Bleisoldaten ist Preußen entschieden die erste Militärmacht!“

ist. Die künstlich und mit allzuviel Sorgfalt hergestellten Spielsachen haben gerade den Fehler, daß sie infolge ihrer Vollkommenheit die kindliche Einbildungskraft behindern oder unnötig machen. Niemals ist das Kind glücklicher, als wenn es seine Spiele selbst einrichtet, wenn es dazu das Material schafft, wenn es aus einem Stocke ein Pferd und aus einem Stuhl eine Kutsche macht. „Schaffen, produzieren, ruft Michelet aus, welche Seligkeit für das Kind!“ Wie wir gesehen haben, machen sich ebenso die sozialen Gefühle, die Gefühle der Zuneigung und vielleicht des Patriotismus in seinen Spielen geltend, schleicht sich bisweilen das Gefühl der Schönheit, der regelmässigen und symmetrischen Form, sowie der Farbenharmonie ein. Auf jeden Fall könnte die Einbildungskraft des Kindes durch eine sorgfältige Erziehung, die Spielsachen mit Verstand und gutem Geschmack auswählt, in vorteilhafter Weise gepflegt werden. „Man glaubt alles gethan zu haben, sagt wiederum Rigault, wenn man Spielsachen erfunden hat, die dem Kinde Vergnügen machen, ohne seine zarten Hände zu verletzen. Das ist nicht genug. Die kleinen Kinder sind entwickeltere Personen, als man glaubt. Sie besitzen Geist, bevor sie sprechen können; ihre Augen nehmen bereits die verschiedenen Formen der Gegenstände wahr, selbst wenn der Blick umher irrt und sie scheinbar nicht zu fixieren vermag; ihre Ohren sind schon für die Unterschiede der Laute empfänglich, wenn es auch so aussieht, als könnten sie die Stimme der Mutter noch nicht erkennen¹⁾. Welches ist das erste Spielzeug, das man ihnen giebt? Eine Klapper. Ich habe reizende elfenbeinerne, silberne und vergoldete Klappern gesehen, die in kunstvoller Weise verziert waren, aber ich gestehe aufrichtig, daß mir die schönste zuwider ist. Ich beklage es nicht wie Addison, daß die Klapper, indem sie das Kind an Bewegung und Handlung gewöhnt, in ihm das Handeln auf Kosten des Betrachtens entwickelt. Der Mensch ist zum Handeln geboren, und es schadet nicht, wenn er sich frühzeitig daran gewöhnt. Aber weshalb macht man aus jenem Gaukelmann von Metall, dem ersten Freunde des Kindes, fast immer ein mißgestaltetes, vorn und hinten buckliges Ding mit aufgerissenem Munde und mit einer krummen Nase, die bis zum Knie herabreicht! Die erste Nachahmung der Natur, die dem Kinde vor

¹⁾ Rigault geht hier etwas zu weit.

Augen kommt, ist die Gestalt eines Ungeheuers. Es wird mit dem Schönen durch Vermittlung des Häßlichen bekannt¹⁾).

Bei den Spielen des Kindes gesellen sich zur Nachahmung noch andere geistige Fähigkeiten. Es ist nicht zweifelhaft, daß bei manchen Spielen ein gewisser Untersuchungs- und Forschungstrieb vorwaltet²⁾. Diesem Wissensdrange folgt das kleine Kind, wenn es seinem Hanswurst den Bauch aufschlitzt und seinen Wagen zerstört, um zu erfahren, wie das alles gemacht ist. Hüten wir uns jedoch, zu viel zu deuteln und da ein geistiges Streben zu sehen, wo wir es oft nur mit Muskelbewegung zu thun haben. Man braucht zur Erklärung der Thatsache, daß die Kinder so gerne Blindkuh spielen, nicht mit Kant zu denken, daß sie gerne wissen wollen, „wie sie sich helfen, wenn sie eines Sinnes entbehren müßten³⁾.“ Die Dinge liegen viel einfacher; das Spielen ist vor allem ein Thätigkeitsbedürfnis. Übrigens ist das Begreifen auch schon eine Thätigkeit, und aus diesem Grunde haben die belehrenden Spiele, mit denen man jedoch keinen Mißbrauch treiben darf, frühzeitig einen gewissen Reiz für das Kind.

Das Ideal des Spiels würde eine Unterhaltung sein, in der sich alle die verschiedenen Thätigkeiten der Menschennatur vereinigten, die wenigstens eine körperliche und eine geistige Fähigkeit gleichzeitig in Thätigkeit setzte. Thatsächlich mischt sich selbst in diejenigen Thätigkeiten, die rein körperlicher Natur zu sein scheinen, stets etwas Geistiges. Bisweilen ist das Körperliche auf das Mindestmaße beschränkt, so z. B. in den Spielen, die im Übereinanderlegen von Holzstücken, im Zusammenfügen und Aufbauen bestehen. Hier handelt es sich fast gar nicht um Bewegungen, und das Vorherrschende ist bereits das geometrische Denken, die Untersuchung wohlgeordneter Formen, mindestens der Wille, selbst irgend ein Werk zu thun; ebenso ist es bei der so überaus anziehenden Belustigung, Steine ins Wasser zu werfen

¹⁾ Rigault, a. a. O. S. 2.

²⁾ Gleichwohl darf man in dieser Beziehung nicht übertreiben und beispielsweise mit Sikorski sagen, daß das Kind, welches mit Spielsachen ins Bad gesetzt wird und sich damit unterhält, die schwimmenden Körper unterzutauchen, die schweren hingegen zum Schwimmen zu nötigen, die hydrostatischen Eigentümlichkeiten seiner Spielsachen untersuche.

³⁾ [Kant, Über Pädagogik. Ausgabe von Vogt, S. 86. U.]

oder Seifenblasen aufzulassen. In andern Fällen hingegen ist es die körperliche Thätigkeit, welche alle andern Elemente des Spiels überragt, z. B. wenn das Kind Ball oder Reifen spielt.

Das Kind zeigt in seinen Spielen nicht allein den Schaffenstrieb, sondern es bekundet auch eine gewisse Zerstörungssucht. Davon erzählt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ ein recht heiteres Beispiel: „Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittage, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straßse und freute mich, dafs es so lustig zerbrach. Die vom Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, dafs ich sogar fröhlich in die Hände patschte, riefen: ‚Noch mehr!‘ Ich säumte nicht, sogleich einen Topf, und auf immerfort währendes Rufen: ‚Noch mehr!‘ nach und nach sämtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat war aber aufgezehrt, und sie riefen immer: ‚Noch mehr!‘ Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen ein noch lustigeres Schauspiel gaben, und so lief ich hin und wieder und brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrette der Reihe nach erreichen konnte; und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren.“

In dieser Zerstörungswut, in der Goethe ebensoviel Eifer bekundete, wie er später auf die Personen seiner Dramen verwandte, herrscht die Freude in körperlicher Hinsicht vor. Ein Teil aber kommt auf Rechnung des Wunsches, etwas zu thun, was andern Spafs macht, bei ihnen Verwunderung erregt und sie zum Lachen bringt. Das Kind hat ziemlich früh Sinn für den Scherz. Wenn man sieht, wie es mit einer leeren Giefskanne giefst oder aus einer leeren Tasse trinkt, so könnte man zu der Meinung versucht sein, es täusche sich in naiver Weise. Man glaube das ja

nicht. Es handelt sich hier sichtlich nur um ein Spiel der Einbildungskraft; das Kind unterhält sich selbst durch eine blofse Komödie.

Da die Spiele die wichtigste Angelegenheit des Kindeslebens sind und alle mehr oder weniger in Handlungen bestehen, so hat man in ihnen besonders die Anfänge der willkürlichen Thätigkeit zu suchen. Bei den verschiedenen Bildern, die von uns gezeichnet wurden, wird man deren Eingreifen mehr als einmal erkannt haben. Selbst in den rein körperlichen Spielen ist es der Wille, der es dem Kinde ermöglicht, seine Bewegungen zu koordinieren und sie den Handlungen, die es vollzieht, anzupassen. Ganz besonders aber ist die Intelligenz bei den Spielen beteiligt; sie sind oft wirkliche Untersuchungen, gerade wie sich bei den kleinen Problemen, die sich das Kind selbst stellt und die es löst, die leitende Kraft des Willens offenbart, der freilich selbst vom Wohlgefallen und Vergnügen geleitet und unterstützt wird. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Spiele für das Kind etwas Ernsthaftes sind, nicht ein blofser Zeitvertreib und eine Zerstreuung, sondern eine geistige Arbeit und demgemäß eine Schule des Denkens und Wollens. Das Spiel ist in Wahrheit das Studium des Kindes in einem Alter, wo von Studien im strengen Sinne des Wortes noch nicht die Rede sein kann. „Das Spiel, sagt Guyau, ist die erste Arbeit der kleinen Kinder. Es ermöglicht die Beurteilung ihres Charakters und die Entwicklung desselben in der Richtung der Beharrlichkeit und Thatkraft. In ihm bekundet sich bereits die Verschiedenheit der Naturen, indem die einen einen bemerkenswerten Eifer und eine beträchtliche Willenskraft entfalten, während die andern bereits die Weichheit ihres Charakters und ihre Teilnahmlosigkeit, kurz gesagt ihre Schlawheit durchblicken lassen, die durchaus nicht erst mit dem Eintritt in die Schule und den ersten Leseübungen zum Vorschein kommt ¹⁾.“

¹⁾ [Siehe hierzu besonders Colozza, *Il giuoco nella psicologia e nella pedagogia*, II., sowie Reischle, Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswerte. Göttingen, 1897. Von grofser pädagogischer Bedeutung würde auch die Pathologie des Spiels sein. Hierüber hat Colozza eine Arbeit in Aussicht gestellt, die leider schon zu lange auf sich warten läfst. U.]

Dreizehntes Kapitel.

Die Entwicklung des sittlichen Gefühls.

I. Entwicklung der sittlichen Ideen. — Einfluß der Umgebung und der Erziehung auf die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins. — Die mangelhafte Entwicklung des sittlichen Gefühls hat ihre Ursache meistens in den Erziehungsverhältnissen. — — II. Die Gemütszustände als Ausgangspunkt der sittlichen Entwicklung. — Die Furcht vor den Eltern. — Der Wille des Vaters oder der Mutter als erste Regel für das Sittliche. — Instinktmäßige Neigung des Kindes, sich der Vorschrift zu beugen. — Beim kleinen Kinde findet man nichts, was dem wahrhaft Sittlichen gleicht. — Seine Handlungen bekunden nur die Furcht vor der Strafe. — — III. Auf den Egoismus folgt die Zuneigung. — Die Sympathie, der uninteressierte Gemütszustand als Prinzip der sittlichen Leitung beim Kinde. — Die Vorstufen der angehenden Sittlichkeit des Kindes können während des ganzen Lebens die endgültigen sittlichen Zustände bleiben. — — IV. Die Ausbildung des sittlichen Gefühls setzt eine Menge kleiner Fortschritte voraus. — Das Kind begreift das Sittliche zunächst nur als eine persönliche Regel, die es nur auf sich selbst bezieht. — Es verwechselt die Regel mit dem Willen der Eltern. — Zur Ausbildung der allgemeinen Idee vom Guten und Bösen ist eine Reihe von Erfahrungen notwendig. — Die Ausübung guter Handlungen bereitet die Entwicklung der Idee des Guten vor. — Die Nützlichkeits- und Gefühlsmoral dringt in die Handlungen des Kindes ein. — Beurteilung der Folgen von guten und bösen Handlungen. — — V. Die Idee eines sittlichen Gesetzes. — Ausbildung des Gewissens. — Wo die Erziehung fehlt, da fehlt auch das sittliche Gefühl.

I.

Die Entwicklungsgeschichte der sittlichen Ideen im Bewußtsein des Kindes gehört zu dem Verwickeltsten und Schwierigsten, was es in dieser Beziehung giebt. Diejenigen Psychologen, welche nur das Bewußtsein des Erwachsenen untersuchen und nur die

höhern Formen des Sittlichen studieren, welche, kurz gesagt, mit dem Ende anfangen, haben verhältnismäßig leichte Arbeit. Sie unterscheiden zwei oder drei sehr deutliche und sehr klare Ideen, z. B. das Gute, die Pflicht und die Verantwortlichkeit; sie beschreiben die Gefühle, welche diese Ideen begleiten, und dann sind sie fertig. Im Bewußtsein eines Sokrates, eines Franklin oder irgend eines andern bedachtsamen Menschen erscheint alles einfach, wie auf der letzten Bergesfläche alles lichtvoll und gleichsam geebnet aussieht, selbst wenn der Weg dahin in mühsamem Aufstieg durch die Dunkelheit der Nebel und Wolken über vielfach gewundene Fußpfade und jähe Abhänge geführt hat.

Aber wenn sich die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins am Endpunkte im Lichte einer durch Alter und Erfahrung gereiften Vernunft auch in klaren Zügen darstellt, so ist es doch für den Beobachter sehr schwierig, die verschleierte Gemüts- und Geistesarbeit, aus der allmählich die wirkliche Sittlichkeit hervorgeht, während der langen Wachstums- und Bildungsperiode zu verfolgen.

Wie sehr wir auch geneigt sind, betreffs der sittlichen wie aller andern Fähigkeiten dem Angeborenen oder der Erbllichkeit eine hohe Bedeutung zuzugestehen, so zeigt sich doch der Einfluß der Erziehung und der sozialen Umgebung nirgends besser als hier¹⁾. Das sittliche Bewußtsein ist nicht ein bloßes Geschenk der Natur, nicht eine angeborene, gleich anfangs ausgebildete Kraft, wie die unbedingten Anhänger des Rationalismus oder die Philosophen aus der evolutionistischen Schule behaupten. Herbert Spencer z. B. nimmt wirkliche „sittliche Intuitionen“ an; er redet von Gefühlen, die „unmittelbar einem guten oder bösen Verhalten entsprechen“ und nach seiner Meinung das Ergebnis von Abänderungen im Nervensystem sind, welche ihre Ursache in den Erfahrungen unserer Vorfahren haben und im Verlaufe der verflossenen Generationen des Menschengeschlechts allmählich gekräftigt sein sollen. Dazu bemerkt Renouvier mit Recht: „Wir wissen aus der Beobachtung der Kindheit und durch die Erfahrungen über die Wirkungen der Erziehung, daß die Erbllichkeit dem Menschen bei der Geburt durchaus keine feste Bestimmung zu

¹⁾ [Über die Frage, ob das Sittliche angeboren sei, desgleichen wodurch es sich vom Nützlichen unterscheidet, siehe auch Flügel, Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. 2. Aufl. Langensalza, 1896. U.]

guten und bösen Handlungen mitgiebt“ ¹⁾. Das sittliche Bewußtsein ist zum großen Teil eine erworbene Fähigkeit, die sich erst nach und nach bildet, sich nur unter bestimmten Bedingungen entwickelt, die mühsam allerlei Umgestaltungen durchmacht und in ihren Anfängen durchaus nicht dem endgültigen Zustande gleicht.

Das sittliche Bewußtsein ist übrigens keine ausschließlich persönliche Erwerbung, bei der die Spontaneität des Individuums sich selbst genügen könnte; es bedarf mehr als irgend eine andere menschliche Fähigkeit der Mitwirkung äußerer Einflüsse; es setzt die Einwirkung und die befruchtende Anregung durch die menschliche Umgebung voraus; es ist uns durch unsere Eltern und Lehrer mitgeteilt oder eingegeben. Kurz gesagt, das sittliche Unterscheidungsvermögen ist nicht einfach die individuelle Mitgift jedes geistigen Wesens, das diese Welt betritt; es ist mehr noch das Produkt der Kultur und Erziehung, ein Ergebnis des sozialen Lebens, eine Art Gnadengeschenk, das uns von außen zu teil wird. „Die Entwicklung des Verstandes, sagt Preyer, hängt in so hohem Grade ab von der Beeinflussung angeborener Anlagen durch die natürliche Umgebung und die Erziehung, . . . und die Arten der Erziehung sind so mannigfaltig, daß es zur Zeit unmöglich ist, eine normale intellektuelle Entwicklung vollständig darzustellen“ ²⁾. Wenn die Bemerkung Preyers hinsichtlich der Intelligenz vielleicht bestreitbar ist, so trifft sie genau zu, wenn man sie auf das sittliche Gefühl anwendet, dessen regelrechte Ausbildung durch eine Menge Ursachen abgeändert und gestört werden kann. Zur Bildung des Gewissens bedarf es so vieler in gleicher Weise notwendiger vorbereitender Thätigkeiten, das sittliche Unterscheidungsvermögen ist aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt, es ruht auf einem so mühsam hergerichteten Unterbau, es ist ein so zartes Gefüge von Einzelheiten, die nach und nach den verschiedenen Gebieten unseres geistigen Organismus entnommen sind, daß uns die Wirklichkeit in der Kinderwelt, die den Launen so vieler verschiedener Erziehungsweisen unterworfen ist, selten ein Beispiel der Entwicklung des Sinnes für das Sittliche bietet, das vollständig und in jeder Beziehung zufriedenstellend wäre.

¹⁾ *Critique philosophique*, 1875, II, p. 324.

²⁾ Preyer, *Die Seele des Kindes*, S. 227.

Daher kommt es, daß die Menschenwelt in sittlicher Beziehung so viele wankelmütige, schwankende oder sonst irgendwie unvollkommene Charaktere aufweist. Entweder ist das Gewissen in seiner Gesamtheit schwach und hinfällig, weil die vielfachen Bedingungen, die zu seiner Entwicklung notwendig sind, der Seele des Kindes nicht genügend starke ununterbrochene Spuren eingeprägt haben; oder eines der wesentlichen Elemente fehlt, weil in der fortschreitenden Folge der Gefühle und Ideen, aus denen das sittliche Bewußtsein hervorgeht, eine Stufe ausgelassen oder eine Sprosse zu schnell überschritten worden ist. Jener Mensch beispielsweise besitzt ein starkes Gerechtigkeitsgefühl, die Ungerechtigkeit entreißt ihm einen Schrei der Entrüstung; aber er vermag fast gar nicht seine Leidenschaften zu mäfsigen und zu beherrschen. Ein anderer läßt sich dem Gesetze gegenüber nicht das geringste zu schulden kommen, aber tiefe Zuneigung und aufopfernde Ergebenheit bleiben ihm fremd . . . Bei genauerem Zusehen im Leben des Kindes würde man in den besonderen Umständen seiner Erziehung — man denke an die hartherzige oder abwesende Mutter, an den Vater, der keine Achtung genießt, an das Fehlen oder an das Fernhalten von jeglichem Umgang — die Ursache für das Unzureichende und Lückenhafte in sittlicher Beziehung finden.

Es ist daher von großem Interesse, beim Kinde Schritt für Schritt den kleinen Anwandlungen, die das sittliche Wollen ins Dasein rufen müssen, zu folgen, und geschähe es auch nur, um zu zeigen, in welcher Weise die spätere Erziehung und insbesondere die beste, nämlich die Selbsterziehung¹⁾, im Jünglings- und Mannesalter die schadhafte Stellen des Gebäudes ausbessern kann, das in der Kindheit nur im ganzen und großen aufgeführt worden ist. Wie geht aus dem Wirbel von launenhaftem Begehren, von regellosen, veränderlichen innern Antrieben, die dem frühesten Alter eigen sind, die Unterordnung unter die Regel hervor, unter eine ursprünglich ganz von außen kommende Regel, die mit den Personen verwechselt wird, die dem Kinde Befehle geben? Wie tritt an die Stelle des Egoismus, der anfangs allein den Gehorsam eingiebt, nach und nach das uninteressierte Wohlgefallen, gut zu sein um des Guten willen? Durch welche geheimen Fortschritte

¹⁾ [Siehe hierzu Cordes, Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung. Berlin, 1898. U.]

wird das Gesetz, das anfangs in den Eltern verkörpert ist, zur Vorstellung oder zum Gefühl der innern Verpflichtung, zur abstrakten Idee der Pflicht und des Gesetzes? Das müssen wir lernen, indem wir das Kind von der Wiege an beobachten.

II.

Es ist wohl zu beachten, daß man den Ausgangspunkt der sittlichen Entwicklung in den Gemütszuständen zu suchen hat¹⁾. Von allem, was die entwickelte Vernunft an Tugend und sittlicher Thatkraft begreifen kann, von allem, was das Bewußtsein z. B. eines Kant an sittlicher Schönheit umfaßt, ist der erste Grund die einfache Thatsache, daß das von Natur der Furcht und dem Schmerze zugängliche Kind seine Thränen und sein Schreien angesichts des drohenden Verhaltens der Eltern unterdrückt. Ribot sagt: „Ein Mensch, der nicht im stande wäre, Freude und Leid zu empfinden, würde der Aufmerksamkeit nicht fähig sein“. Noch weniger würde ein solcher Mensch sittliches Unterscheidungsvermögen besitzen.

Die erste Form des sittlichen Bewußtseins ist also die Furcht gegenüber der Autorität des Vaters oder der Mutter. Das erkennt so ziemlich jeder an. Nach der ersten Auffassung des ganz kleinen Kindes besteht das Gute einfach in dem, was befohlen oder erlaubt ist; das Böse ist das Verbotene. Preyer, der übrigens der Frage, die uns hier beschäftigt, nur einige Zeilen gewidmet hat, stellt fest, daß die Kenntnis des Guten, d. h. hier des Verbotenen, schon einige Zeit vor der Mitte des zweiten Jahres erworben wurde. Ebenso schreibt Sully: „Die Abneigung des Kindes gegen das Böse besteht nur in dem egoistischen Gefühl der Verabscheuung der Strafe oder der Furcht vor derselben.“ Um uns ganz genau auszudrücken, wollen wir sagen: Das Böse besteht für das Kind weniger in dem Verbote der Eltern, als in den unangenehmen Folgen, denen es sich aussetzt, wenn es ungehorsam ist.

In Wahrheit hat die sittliche Erziehung schon in dem Alter Wurzel geschlagen, wo das Kind den Sinn des Gebots oder Ver-

¹⁾ [Siehe jedoch Schinz, *La Moralité de l'enfant. Revue philosophique*, 1898, No. III (deutsch von Ufer unter dem Titel: Die Sittlichkeit des Kindes. Langensalza, 1898). Für Schinz ist die sittliche Entwicklung nur eine Sache der Intelligenz. Manche kritische Bemerkungen über die Auffassung Compayrés sind bemerkenswert. U.]

bots noch nicht verstehen kann, — und zwar lediglich dadurch, daß es bei den Personen seiner Umgebung mit seinem Eigenwillen auf den stummen und unbeugsamen Widerstand ihres Willens gestoßen ist. Wir haben gesehen, daß Mütter ihre Säuglinge dahin brachten, sie nachts nicht mehr zu wecken und auch selbst nicht aufzuwachen, um die Brust zu verlangen, und zwar nur dadurch, daß sie deren Verlangen nicht nachgaben und sie auf diese Weise von der Nutzlosigkeit ihres Schreiens überzeugten. Das Verfahren war übrigens mühsam und erforderte einige Geduld: die Väter nahmen sich der Sache an und brachten die Kinder einige Nächte hintereinander in ihre eigenen Schlafzimmer. Nur in diesem Sinne und während einer ziemlich kurzen Zeit ist es angemessen, den Grundsatz zu befolgen, den Rousseau mit Unrecht über die ersten Monate ausdehnen wollte, den Grundsatz nämlich, das blinde Begehren des Kindes durch die Notwendigkeit zu beugen. Es ist gut, daß der Wille, welcher befiehlt, wie später derjenige, welcher berät, sobald wie möglich an die Stelle der Notwendigkeit tritt, die zwingt, und man wird dem Kinde niemals zu früh von seinen Pflichten reden.

Aber soweit sind wir noch nicht. Die erste Unterweisung im Sittlichen besteht im gebietenden Willen der Eltern. Es ist nicht nötig, daß sich dieser Wille, um sich Gehorsam zu verschaffen, durch eine ganze Gefolgschaft von Strafen sichert, von denen beim ganz kleinen Kinde noch nicht die Rede sein kann. Es genügt, daß er sich kund giebt. Welcher Vater hätte noch nicht gleich uns die Erfahrung gemacht, daß man, indem man die Stimme erhebt und eine ernste oder strenge Miene annimmt, oft, wenn nicht immer, über die kleinen Unarten des jungen Kindes Herr wird, allerdings unter der einen Bedingung, daß man gleich beim ersten Auftreten der Handlungen, denen man steuern will, in dieser Weise verfährt.

Es findet sich beim kleinen Kinde ein Bestand natürlicher Folgsamkeit, der gleichsam der Vorschrift vorausgeht, eine Art instinktmäßiger Furcht, die man übrigens in umsichtiger Weise benutzen muß, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, einen allzu unterwürfigen Charakter vorzubereiten. Die erziehlichen Weisungen würden nicht so aufgenommen werden, wie es wirklich geschieht, wenn sie nicht in dem Naturell des Kindes einem unbewußten, schlafenden Triebe begegneten, der nur bewußt gemacht,

nur geweckt zu werden braucht. Dieser Trieb ist nicht ausschließlich das Gefühl der Schwäche gegenüber der Kraft; er ist eine besondere Disposition, welche die Natur auf das Kind überträgt, und die durch die sittlichen Gewohnheiten und tugendhaften Bemühungen unserer Vorfahren gekräftigt, wenn nicht völlig entstanden ist. „Das zivilisierte Kind, sagt Guyau, ist im Gegensatz zu dem gesetzlosen und zügellosen Wilden durchaus bereit, das Joch des Gesetzes auf sich zu nehmen. Die Erziehung findet in ihm eine Art vorherbestimmter Gesetzmäßigkeit, eine gewisse natürliche Loyalität“¹⁾. Derselben Ansicht sind Sully und Egger: „Das Kind zeigt frühzeitig eine Disposition, sich der Autorität anderer zu unterwerfen, und dieser sittliche Instinkt ist wahrscheinlich nur das Vererbungsergebnis der sozialen Erfahrung und der sittlichen Kultur mehrerer Generationen“ (Sully). „Dafs in einer zivilisierten Gesellschaft, wie der unsern, die Erziehung zur Vernunft des Kindes viel beiträgt, ist nicht zweifelhaft; noch weniger zweifelhaft aber ist die natürliche Folgsamkeit des Kindes mit Bezug auf die Unterweisung, die es in diesem Punkte empfängt“²⁾.

Mag es sich nun um ursprünglichen Instinkt oder um Vererbung handeln, — auf jeden Fall steht unbestreitbar fest, dafs sich das Kind gerne der Vorschrift beugt, die seine Vorstellungsweise zunächst in dem Willen der Eltern verkörpert. Das ist sogar in einem solchen Grade der Fall, dafs das Kind bald die Vorschrift nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf andere anwenden will. Im dreiundzwanzigsten Monate kam der Sohn Tiedemanns „an einen Ort im Hause, wo er vor vier Wochen etwa war gestraft worden, weil er ihn verunreinigt hatte; sogleich sagte er ohne andern Anlafs, wer die Stube beschmutze, bekäme Schläge“³⁾. Das Kind verallgemeinert sehr schnell. Die Idee der Vorschrift löst sich in seinem Geiste nach und nach von der Vorstellung der Personen, welche dieselbe in seinen Augen verkörperten, ab. Es gewöhnt sich daran, sich selbst bei Abwesenheit von Vater und Mutter darnach zu richten, wie dies das Kind Preyers beweist, das mit zweiunddreifsig Monaten bemerkte,

¹⁾ Guyau, *Éducation et hérédité*, p. 79.

²⁾ Egger, *Observations et réflexions*, p. 51.

³⁾ [Tiedemann, Beobachtungen u. s. w., S. 34. U.]

wie seine Wärterin gegen die Verbote handelte, die ihm selbst gegeben worden waren, und nicht ohne lebhaften Widerspruch zugab, daß sie sich beim Essen des Messers bediente.

Wie wichtig aber diese ersten Dispositionen des Kindes für die künftige Erwerbung des Unterscheidens in sittlicher Hinsicht auch sein mögen, so kann man darin doch nichts erblicken, was dem wirklichen Unterscheidungsvermögen in dieser Beziehung gliche. Alles beschränkt sich noch auf einen innern Antrieb zum Gehorsam oder auch auf die Assoziation, die sich im Geiste des Kindes zwischen gewissen Handlungen und deren unangenehmen Folgen vollzieht. Die Kraft des Assoziationsprinzips ist übrigens eine solche, daß das Kind, welches die Strafen als angekündigte oder vorhergesehene Folgen seiner Unarten zu fürchten und zu verabscheuen beginnt, schließlich die Unarten selbst verabscheut.

Es hiesse also mit Worten Mißbrauch treiben, wenn wir beispielsweise mit Perez dem ganz kleinen Kinde sittliches Unterscheidungsvermögen beilegen wollten. Wie es scheint, beunruhigt sich Perez sogar darüber, daß er dem Kinde zu wenig zubillige, daß er ihm das Maß zu kurz nehme, wenn er das erste Erwachen des sittlichen Unterscheidungsvermögens auf den sechsten oder siebenten Monat festsetzt. „Die ganz objektive Vorstellung des Guten und Bösen, der intellektuelle Keim des sittlichen Unterscheidungsvermögens, sagt er, läßt sich kaum vor dem sechsten oder siebenten Monate feststellen“. Selbst Darwin, der doch so geneigt ist, die Kinder wie die Tiere zu überschätzen, erklärt, das sittliche Unterscheidungsvermögen bei seinem Sohne erst gegen den dreizehnten Monat beobachtet zu haben. Doch auf einige Monate mehr oder weniger legen wir kein Gewicht; denn wir sind überzeugt, daß das Kind weder mit zwei oder drei Jahren, noch auch viel später im stande ist, wirklich das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Um das Kind der Unterscheidung in sittlicher Hinsicht für fähig zu halten, müßte man eine Begriffsbestimmung annehmen, die deren Bedeutung abschwächen und entkräften würde, und sich zugleich eine auf Täuschung beruhende Auslegung gewisser Handlungen des Kindes aneignen. Welches sind nun die von Darwin oder Perez berichteten Beispiele? „Als Diddy zwei Jahre und siebeneneinhalb Monate alt war, erzählt Darwin, begegnete ich ihm, als er mit ungewöhnlich leuchtenden Augen

aus dem Speisezimmer kam. Da er dabei ein sonderbares, unnatürliches oder erregtes Wesen zeigte, so ging ich in das Zimmer, um zu sehen, wer darin wäre, und fand, daß er daran gewesen war, gestolsenen Zucker zu nehmen, was man ihm verboten hatte. Da er nie irgendwie bestraft worden war, rührte sein sonderbares Wesen sicher nicht von der Furcht her, und ich glaube, daß es eher eine angenehme [?] Aufregung im Kampfe mit dem Gewissen war“¹⁾. Ich übersehe nicht, daß Darwin, um seine Vermutung zu rechtfertigen, vorsichtigerweise darauf hinweist, daß Doddy niemals bestraft worden war; aber Doddy war sich sehr wohl bewußt, daß es verboten sei, Zucker zu nehmen, und er hatte ohne Zweifel schon erfahren, daß jedem von ihm nicht beobachteten Verbot mehr oder weniger die Unzufriedenheit des Vaters und das Vorenthalten der gewöhnlichen Liebkosungen entsprach. Auf frischer That ertappt war er ganz einfach deshalb erregt, weil er fürchtete, in Ungnade zu fallen²⁾, vielleicht auch deshalb, weil er voraussah, daß er seine Naschhaftigkeit nicht aufs neue werde befriedigen können. So verbarg sich auch der Sohn Tiedemanns im Alter von siebenzehn Monaten, um Zucker zu essen, sicher nicht infolge eines Gefühls der Scham, sondern um nicht gestört zu werden.

Die Thatsachen, auf die sich Perez beruft, sind von derselben Art. Ein elf Monate altes Kind gehorchte, wenn der Vater in rauhem und strengem Tone zu ihm sagte: „Schweig!“ Es wollte noch nicht allein gehen, aber man brachte es dahin, einige Schritte zu machen, wenn man ihm eine Leckerei vorhielt. Es gehört ein

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kleine Schriften II, S. 143. U.]

²⁾ Um sich zu überzeugen, daß das Kind in einem derartigen Falle nicht irgendwelchen Beweis von sittlichem Unterscheidungsvermögen an den Tag legt, braucht man nur an ein ganz ähnliches, dem Tierleben entlehntes Geschichtchen zu denken. Romanes erzählt in seinem Buche *On animal intelligence* das Verhalten eines Hundes, der nur einmal in seinem Leben gestohlen hatte. Eines Tages, als er sehr hungrig war, nahm er ein Kotelett vom Tische und trug es unter das Sopha. Da sich der Herr nichts merken ließ, blieb der Hund mehrere Minuten unter dem Sopha, indem sich das Verlangen, den Hunger zu stillen, und das Pflichtgefühl in ihm stritten; aber schließlich gewann das letztere die Oberhand, und der Hund, sagt Romanes, kam und legte das entwendete Kotelett zu meinen Füßen. Was diesem Beispiele einen ganz besonderen Wert verleiht, fügt der Verfasser hinzu, ist der Umstand, daß der Hund niemals geschlagen worden war. . . .

gewisses Maß von gutem Willen dazu, Handlungen mit dem Beiworte „moralisch“ zu schmücken, in denen sich nur das Begehren nach Befriedigung eines körperlichen Bedürfnisses bekundet, oder auch die Furcht vor einem mit dieser oder jener Handlung verbundenen Schmerze, oder höchstens die Unterscheidung zwischen den väterlichen Liebkosungen oder Drohungen. Die Assoziation der Ideen und das Gedächtnis im Verein mit einer egoistischen Empfindlichkeit, die sich der Lust und der Unlust bewußt ist, reicht völlig aus, um den verhältnismäßigen Gehorsam zu erklären, den man von einem naturgemäß furchtsamen Kinde erlangt, und wir lehnen unbedingt die Annahme ab, daß ein kleines Kind im Besitze der Unterscheidung von Gut und Böse sei, sobald es aus Gewohnheit oder aus Furcht gehorcht.

III.

In dieser einleitenden Entwicklungsperiode des sittlichen Unterscheidungsvermögens tritt übrigens, wie sogleich bemerkt werden muß, nicht nur der Egoismus hervor ¹⁾. In dem noch recht lockern Gewebe der Gemütszustände des Kindes bildet sich sehr bald als neue Masche das Gefühl der Zuneigung. Kurze Zeit nachdem das erste Lächeln das Gesicht des Kindes erhellt hat, vermag es bereits diejenigen zu lieben, die sich seiner annehmen. Auf dieser zweiten sittlichen Entwicklungsstufe erscheint als das Gute — in dem Maße, wie es dunkel aufgefaßt wird — das, was den geliebten Personen angenehm ist, als das Böse das, was ihnen Kummer und Schmerz bereitet. Das kleine Wesen, das schon darauf sinnt, eine Unart zu vermeiden, weil sie ihm Strafe einbringen würde, oder einem Befehle zu gehorchen, weil es einer Belohnung entgegensieht, und sich auf diese Weise langsam der sittlichen Unterscheidung nähert, fühlt sich in seinen Entschlüssen gestärkt durch die instinktmäßige Sympathie, die es mit Vater und Mutter verbindet, durch das Vertrauen und so zu sagen durch den Glauben, den diese ihm einflößen. Und wie das Kind dank

¹⁾ [Statistische Untersuchungen über den Rückgang des Egoismus und das Zunehmen des Altruismus im Alter von fünf bis fünfzehn oder sechzehn Jahren siehe bei Anfosso, Das Ehrbarkeitsgefühl bei Kindern. Vortrag, gehalten auf dem III. Internationalen Kongresse für Psychologie, abgedruckt in unserer Zeitschrift „Die Kinderfehler“, I (1896), S. 189. Desgleichen siehe *Année psychologique*, II (1895), S. 828 ff. U.]

der Assoziationsgesetze anfang, den Kummer oder die Freude, welche seine bösen oder guten Handlungen denen verursachen, die es liebt, zu verabscheuen oder zu begehren, so kommt es jetzt dahin, diese Handlungen an und für sich zu verabscheuen oder zu lieben.

Thatsachen und glaubwürdige Beobachtungen, welche die Rolle der Sympathie, der angehenden Zuneigung bezeugen, sind im Überflufs vorhanden. Die kleine Betty, die im Alter von drei Jahren durch L. Ferri beobachtet wurde, sagte zu ihrer Mutter, die sie wegen ihrer Artigkeit lobte: „Mama, ich möchte dich noch zufriedener machen; ich möchte immer gut sein!“¹⁾ Gut sein bedeutete für das Kind, der Mutter Vergnügen bereiten. „Der Wunsch mich zufrieden zu stellen, sagt Mme Guizot mit Bezug auf die kleine Sophie, beschäftigte sie mit sieben Jahren lebhaft genug, um sie auf ihre geringfügigsten Unarten aufmerksam zu machen“²⁾. Mme Necker de Saussure sagt: „Ich habe beobachtet, wie ein kleines Kind, als es in den Augen der Mutter den Ausdruck der Unzufriedenheit las, ohne bedroht oder auch nur gescholten zu sein, zu spielen aufhörte und sich schluchzend in einer dunkeln Ecke verbarg, indem es das Gesicht der Wand zukehrte“³⁾. Wenn eine Mutter ihre Kinder von Trägheit und Flüchtigkeit befreien will, so braucht sie ihnen nur zu drohen, daß sie von ihr entfernt, unter der Aufsicht einer weniger geliebten Person arbeiten sollen. Die Traurigkeit des Vaters wird oft ausreichen, um den kleinen Missethättern das Verlangen einzuflöszen, ihre Unarten wieder gut zu machen. Und wenn im Anfang die Zuneigung einfach eine Abneigung gegen das hervorruft, was von den Eltern verboten ist, so wird sie bald positiv wirksam; sie giebt dem Kinde allerlei Bemühungen ein, Vater und Mutter zufrieden zu stellen und sich so zu betragen, wie es ihnen gefällt, damit sie niemals seinetwegen zu klagen oder zu leiden haben.

Die angeführten Thatsachen beziehen sich bereits auf eine etwas höhere Entwicklungsstufe des Kindeslebens, aber es lassen

¹⁾ L. Ferri, *Note su una bambina. Filosofia delle scuole italiane*. Oktober bis Dezember 1881.

²⁾ Mme Guizot, *Lettres de famille sur l'éducation*, éd. de 1888, Didier, t. I, p. 90.

³⁾ Mme Necker de Saussure, *L'Éducation progressive*, t. III, ch. II.

sich auch schon viel früher, und zwar vom zweiten Jahre an, ähnliche Kundgebungen der Zuneigung feststellen. „Das erste Anzeichen von sittlichem Gefühl, sagt Darwin, wurde im Alter von dreizehn Monaten bemerkt. Ich sagte: ‚Doddy will dem armen Papa keinen Kufs geben, — böser Doddy!‘ Diese Worte schienen ihm ohne Zweifel ein leises Unbehagen zu verursachen, und endlich, als ich zu meinem Stuhl zurückgegangen war, streckte er seine Lippen vor als ein Zeichen, daß er bereit wäre, mich zu küssen; dann schüttelte er ärgerlich seine Hand, bis ich kam, um seinen Kufs zu empfangen“¹⁾. Das angebliche „sittliche Gefühl“ Doddys war sicher nichts andres als eine Regung der Zärtlichkeit, das bei gewissen Kindern so deutlich hervortretende Bedürfnis, ihren Eltern zu schmeicheln und ihre Liebkosungen zu erwidern. Dasselbe gilt für den Zug, welchen Tiedemann aus dem fünfzehnten Monate seines Sohnes berichtet: „Wenn man seine Hand, die er gern zum Zeichen der Zuneigung darreichte, zurückwies, so weinte er.“ Tiedemann deutet diese kleine Thatsache nach seiner Weise und sieht in ihr sogar die frühzeitige Bekundung des Ehrgefühls. Richtiger ist es, darin nur eine Handlung aus Zuneigung zu sehen.

Es läßt sich also beim Kinde schon sehr früh eine Tendenz erkennen, mit den Personen, die ihm vertraut sind, zu sympathisieren. Ich habe in meinem Erziehungstagebuche die Thatsache aufgezeichnet, daß eins meiner Kinder von den ersten Monaten an dem Einflusse einer sanften und zärtlichen Stimme nachgab, und ferner, daß es, wenn es in der Nacht aufwachte, wobei es sehr leicht aufgereggt wurde, falls man es zu lange allein liefs — sich beruhigte, wenn ich mich ihm näherte und es die Berührung meiner Hand fühlen liefs, indem ich die seine nahm oder ihm die Finger sanft auf die Stirn legte. Das Kind schätzt die Gegenwart eines Beschützers, eines Freundes mehr als man glaubt. Es ist darüber erfreut, und darin besteht der dunkle Anfang der Zuneigung, durch die es selbst bald die Zuneigung erwidert, die ihm entgegengebracht wird.

Übrigens darf man sich nicht verhehlen, daß in der Seele des Kindes wie des Erwachsenen sich bereits die allerverschiedensten Elemente mischen und mengen, um scheinbar einfache, in

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kl. Schr. II, S. 148. U.]

Wirklichkeit aber verwickelte Gemütszustände zu bilden. Alle Kinder haben die Liebkosungen der Mutter gern, aber sie suchen sie nicht nur aus einem einzigen Grunde. Zunächst verlangen sie dieselben aus Egoismus, weil sie selbst daran Vergnügen haben, und weil sie, um glücklich zu sein, in einer friedlichen und zärtlichen Umgebung leben müssen. Sie bewerben sich aber auch mit einer uninteressierten Hingabe ihres Herzens darum, weil dunkel begriffen wird, daß sie nicht weniger angenehm sind für den, von welchem sie ausgehen, als für den, der sie empfängt, und weil sie darin den Beweis erblicken, daß sich ihre Eltern nicht nicht über sie zu beklagen haben.

„Nicht alle Feinheiten des sittlichen Gefühls sind das Ergebnis der Erziehung und das Vorrecht eines reifern Alters“, sagt Egger mit Recht. Zum Beweise erinnert er an die bekannten kleinen Familienszenen, in denen das gescholtene und getadelte vier- oder fünfjährige Kind mit einem Male seine Artigkeit und Liebenswürdigkeit verdoppelt, gleichsam um den Kummer vergessen zu machen, den es durch seine Unarten verursacht hat. „Niemals, fügt Egger hinzu, ist das Kind heiterer, als nach solchen kleinen Auftritten.“ Dies rührt daher, daß es darnach strebt, wieder zu Gnaden zu kommen, und daß es, nachdem es einen Augenblick das sittliche Wohlbefinden hat entbehren müssen, welches die gewohnte Übereinstimmung mit dem Willen der Eltern in ihm erzeugt, sich beeilt, wieder in seinen normalen Zustand zu gelangen und aufs neue an den teuren Liebkosungen teilnehmen zu dürfen.

Es würde eine Übertreibung sein, wenn man in derartigen Fällen von Gewissensbissen und vom „Triebe zum Wiedergutmachen“ reden wollte. Wir können es nicht zu oft wiederholen, daß es ein Hirn-ge-spinst ist, beim Kinde die Zeichen eines wirklich sittlichen Unterscheidungsvermögens aufweisen zu wollen. Man darf sich nicht durch die scheinbaren Analogieen täuschen lassen, die zwischen den klar bestimmten Zuständen des entwickelten Bewußtseins und ihren dunkeln und unbestimmten Äquivalenten beim Kinde bestehen, die oft nur Trugbilder in dem entstehenden Bewußtsein sind.

Wie dem aber auch sein mag, das Kind macht einen tüchtigen Schritt vorwärts, wenn es sich, obwohl noch unvernünftig, so doch bereits gewisser Gemütsregungen fähig, von seinem instinktmäßigen Egoismus zu uninteressierten Gemütszuständen er-

hebt. Sobald zwischen Kindern und Eltern, Lehrern und Schülern eine gegenseitige Sympathie und Zuneigung eintritt, kann man sagen, daß die Sache des sittlichen Unterscheidungsvermögens gewonnen ist. Wenigstens bleibt die Zuneigung während der Kindheit die starke Triebfeder der sittlichen Erziehung. Eine talentvolle Schriftstellerin, deren Romane vielfach so recht aus dem Leben gegriffen sind, Friederike Bremer, läßt eine ihrer Heldinnen sagen: „Wenn ich bisweilen nicht weiß, was ich anfangen soll, so schliesse ich das unartige Kind in die Arme und weine bitterlich mit ihm, oder ich umarme freudig das artige, und gewöhnlich bleiben diese Mittel nicht ohne Erfolg“¹⁾.

Wie viele Menschen bleiben übrigens in diesem Punkte ihr Leben lang Kinder! Man findet thatsächlich, daß viele Leute in ihrem unzureichenden und unvollständigen sittlichen Unterscheidungsvermögen niemals über die eine oder andere der soeben beschriebenen Durchgangsstufen hinauskommen. Was nur eine vorläufige Entwicklungsstufe sein sollte, wird die endgültige Gestaltung ihres unfertigen sittlichen Gefühls. So macht die Furcht vor der Strafe und die interessierte Achtung vor der äußern Vorschrift bei einem großen Teile der Menschheit den gesamten Moralkodex aus. Auf einer höhern Stufe bleibt für gewisse zartfühlende und empfindsame Seelen als einziges Prinzip der Tugend der Wunsch, andern angenehm oder nützlich zu sein, und der Wille, ihnen Gutes zu erweisen, d. h. die gesteigerte Verallgemeinerung des Instinkts, der das Kind drängt, die Eltern zufriedenzustellen. — „Wenn ich jemandem Gutes thue, sagt Legouvé, so fühle ich mich darüber glücklich; wenn ich ihm Böses zufüge, so empfinde ich Reue und Leid. Einer andern Lebensregel bedarf ich nicht“²⁾.

IV.

Die aus Furcht und natürlicher Folgsamkeit hervorgehende und die auf Sympathie beruhende Moralität sind beim Kinde die ersten beiden Grundlagen der Unterscheidung von Gut und Böse. Und diese beiden Grundursachen wirken durch gegenseitige Unterstützung zusammen, noch ehe das Kind sprechen kann, ehe es

¹⁾ Friederike Bremer, *Der häusliche Herd*.

²⁾ Legouvé, *Fleurs d'hiver*, 1890, p. 44.

von den Wörtern gut und böse etwas versteht, und bevor es im stande ist, dieselben mit irgend welchem Verständnis zu wiederholen.

Eine wohl zu beachtende Schwierigkeit in der Psychologie des Kindes besteht darin, daß sie genötigt ist, sich bei der Beschreibung der kleinen, unbestimmten und halbbewußten That- sachen, die sie beachtet, genau an den Ausdruck durch das Wort zu halten, und somit in die Gefahr kommt, diese That- sachen unrichtig zu deuten und zu übertreiben, indem sie ihnen eine Beschaffenheit beilegt, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Es ist klar, daß die Sprache, deren wir uns bedienen, nicht völlig ausreicht zur Bezeichnung von kaum angedeuteten Vorgängen und mehr traumhaften als bewußten Zuständen, die in der Seele des Kindes nicht eine hinreichend bestimmte und genaue Form annehmen, um in seinem Munde wörtlich zum Ausdruck gelangen zu können. Die schwankenden, unsichern und unbeständigen Regungen des kindlichen Gemütslebens in Kategorien einzwängen, hiefse so zu sagen den vorüberziehenden Wind wiegen oder den flüchtigen Rauch in die Hand einpressen. Die Entstehung und Entwicklung des sittlichen Gefühls setzt eine Menge unmerklicher Fortschritte, unendlich zarter Schattirungen und luftiger, sich nur allmählich verdichtender Gebilde voraus, eine ganze Reihe von dunkeln, geheimnisvollen Vorgängen, die sich nach aufsen nur durch einen schnell vorübergehenden und schwachen Schimmer kundgeben.

In der Zeit, bei der wir angelangt sind, ist das sittliche Unterscheidungsvermögen des Kindes durchaus persönlicher Natur, d. h. das Kind begreift das Wenige, dem es auf sittlichem Gebiete bereits begegnet ist, nur mit Bezug auf sich selbst. Wenn es sprechen gelernt hat, so vermag es zunächst nur von sich selbst zu sprechen, z. B. „Kind ist ein guter Junge“, oder auch „Kind ist garstig“. Da es noch nicht irgendwelche Vorstellung oder Erfahrung von der Gesellschaft hat, kommt es ihm noch nicht in den Sinn, daß auch andere von Furcht und Zuneigung beherrscht werden können, wie es selbst davon beherrscht wird, und daß auch sie unter der Herrschaft dieser Gefühle den innern Antrieben zum Guten nachgeben, diesen ersten Vorläufern der künftigen innern Verpflichtung und der persönlichen Verantwortlichkeit.

Andrerseits achtet das Kind bei seiner naiven Auffassung der Vorschrift — der ersten Andeutung der Idee eines Sittengesetzes —

nur den wirklichen und lebendigen Willen. Es identifiziert die Vorschrift vollständig mit den Personen, die sie geben, oder doch wenigstens mit einer derselben, sei es nun die, welche es am meisten fürchtet, sei es die, welche es am meisten liebt, — deren Autorität am stärksten ist, oder deren Zärtlichkeit am meisten geschätzt wird. Von einem Kinde, das ein empfängliches Gemüt hat und dem Vater oder der Mutter gehorcht, gilt der Satz: „Sein Gewissen ist er oder sie“ nicht nur im bildlichen Sinne. In seiner Vorstellungsweise wird das Gesetz nicht von der Person unterschieden, die es vertritt und zur Anwendung bringt. Über diese ernsthafte und vollständige Täuschung wird man sich nicht wundern, wenn man nur bedenkt, daß infolge einer ähnlichen Vermischung sogar für viele Personen mit gereifter Vernunft das Gute Gott, die göttliche Person, der himmlische Vater ist. Die Sittlichkeit frommer Seelen besteht oft nur in dem Gehorsam gegen Gott und in dem Vertrauen auf das höchste Wesen, das als immer gegenwärtig gedacht wird, das gleichfalls befiehlt oder verbietet, belohnt oder bestraft, und gleichfalls ein Gegenstand der Furcht und der Liebe ist.

Es heißt also, wie ich glaube, etwas zu weit gehen, wenn man, wie Mme Necker de Saussure am Anfange des Kapitels „Vom sittlichen Bewußtsein vor dem vierten Jahre“, behauptet: „Mit drei Jahren hat das Kind eine lebhaftere Vorstellung vom Guten und Bösen, wenn es dies auch nicht in allgemeinen Ausdrücken kundgibt. Es kennt ein allgemeingültiges Gesetz, eine stillschweigende Übereinkunft, die man achten muß“ Mme Necker bemerkt noch, daß es hierzu nur einer Bedingung bedürfe, der nämlich, daß die Aufmerksamkeit wachgerufen werde, das heißt so viel, als das Kind braucht sich nur auf sich selbst

¹⁾ Es ist klar, daß das Gute im Bewußtsein zunächst nur eine ganz relative Vorstellung ist. In den Augen des Kindes erscheint gut, was seinem Interesse, seinen Bedürfnissen und Neigungen dient. Das Gute ist nur die oberste Abstraktion, die in dem veredelten und entwickelten Bewußtsein langsam entsteht. Wie täuscht man sich doch in diesem Punkte! Man sagt beispielsweise mit Hement (*Entretiens sur la liberté de conscience*, 318): „Mit dem Erwachen des Gewissens unterscheiden wir unsere bösen und guten Handlungen; die erstern scheinen uns lobenswert“ u. s. w. Das heißt die Sache umkehren. Das Lob ist im Gegenteil der Ausgangspunkt; das Kind gewöhnt sich nach und nach, seine Handlungen als gut anzusehen, wenn sie von den Eltern gelobt werden.

zu besinnen, kaltblütig zu sein und seine schlechten Gefühle, die es fortreißen wollen, zu beherrschen, um in seinem Innern bereits die Stimme des Gewissens zu vernehmen und sich mit Überzeugung über das Gute und Böse auszusprechen.

Nein, das sittliche Urteil vollzieht sich nicht durch eine Inspiration oder innere Erleuchtung, wie sich gewisse Philosophen einbilden, die den Anteil des Angeborenen zu hoch schätzen oder wenigstens nicht in hinreichendem Maße zugeben, daß zur Entwicklung der angeborenen Dispositionen die Anregung von außen notwendig ist. Damit der erste Schimmer nach und nach zur völligen Helligkeit wird, damit die ursprünglichen Impulse sich festigen und kräftigen, damit die allgemeine Idee des Guten und Bösen durch allmähliche Abstraktion aus dem konkreten und ganz persönlichen Vorstellungen hervorgeht, muß das Kind noch eine Reihe von Erfahrungen durchmachen, unter dem Einflusse der Umstände sein Nachdenken sich erweitern und seine Gemüts-empfänglichkeit vermehren.

Sagen wir es gleich von vornherein: Wenn das sittliche Bewußtsein, nachdem es sich einmal gebildet hat, das oberste Prinzip der tugendhaften Handlungen, eine Quelle des sittlichen Handelns wird, so können die tugendhaften Handlungen ihrerseits wiederum als Anfänge des sittlichen Bewußtseins angesehen werden. Das soll heißen: Durch das gewohnheitsmäßige oder auch zufällige Ausüben des Guten entwickelt und läutert sich das sittliche Gefühl. Zwischen den sittlichen Anschauungen und der Ausübung des Guten bestehen dieselben Wechselbeziehungen, wie gewöhnlich zwischen dem Vertrauen und dem Handeln. Man sagt: „Habe Vertrauen und handle.“ Es ist aber eben so richtig zu sagen: „Handle, und durch den Erfolg deines Handels wird sich das Vertrauen, welches du schon besitzt, noch vergrößern, und selbst wenn du keins hast, wird es sich einstellen.“ Sogar im Mannesalter besitzen wir von den sittlichen Ideen nur dann eine klare Anschauung, wenn wir durch die Verhältnisse genötigt worden sind, gewisse große Pflichten des Lebens auszuüben, beispielsweise die Pflichten der Vaterschaft oder des Patriotismus. Für das Kind in dem bescheidenen Kreise seiner Handlungen ist es erst recht notwendig, daß der Gang seines jungen Daseins oft die Verpflichtung zur Ausübung des Guten mit sich bringt, damit die Idee des Guten in seinem Geiste zur Klarheit gelangt. Indem man es der

Vorschrift unterwirft, erlangt man nicht blofs den unmittelbaren Vorteil äufserer Zucht, sondern man vermittelt auch unvermerkt eine Reihe von Erfahrungen, deren Nachwirkung im Gehirn des Kindes mit leisem Klopfen die Vorstellung dessen befestigt, was es zu thun hat, wenn es unsere Liebe und unser Lob verdienen will.

Diese Vorstellung ist einem festen Punkte vergleichbar, um den sich zur Sicherung und nähern Bestimmung nach und nach die höheren Gemüts- und Gedankenbewegungen des Kindes gruppieren, zunächst das Wohlgefühl, welches infolge der Übereinstimmung mit dem Willen der Eltern empfunden wird, und hierauf die Eigenliebe, der Wunsch, geschätzt und gelobt zu werden. Und wenn das Kind infolge eines spontanen Anlaufs eine edelmütige und selbstlose Handlung vollbringt, die ihm nicht geboten ist, deren Billigung es aber in den Augen seiner Eltern liest, so wird sich die Befriedigung seines jugendlichen Herzens einstellen und den Wunsch, Gutes zu thun, entflammen. Man sehe nur, wie Doddy, der Sohn Darwins, kaum zwei Jahre und drei Monate alt, dem Schwesterchen sein letztes Stück Pfefferkuchen giebt und mit triumphierender Miene ausruft: „Oh! Doddy gut, Doddy gut!“

Die Nützlichkeitsmoral und die Gefühlsmoral keimten bereits in dem Gehorsam des Kindes, das aus Furcht oder Zuneigung darauf bedacht war, sein Verhalten zu regeln. Damit aber die Vorstellung vom Nützlichen genauer wird, und das Gefühl der Zuneigung sich kräftigt, ist es notwendig, dafs das Kind, welches mit drei oder vier Jahren etwas mehr Überlegung besitzt, sich von den Folgen seiner eigenen Handlungen und derjenigen anderer besser Rechenschaft giebt, und ferner müssen die sozialen Beziehungen — besonders der tägliche Umgang mit andern Kindern gleichen Alters — der Sympathie vielfache Gelegenheit zur Bethätigung eröffnen. Wir wollen keineswegs behaupten, dafs für ein allein-stehendes Kind, das weder Bruder noch Schwester hat und nicht mit Kameraden verkehrt, die Erwerbung des sittlichen Gefühls unmöglich sei; aber sie wird gewifs schwerer und langsamer von statten gehen.

Das soziale Leben in seinen kindlichen Formen ist thatsächlich eine Schule der Sittlichkeit. Im ungezwungenen Spiele mit den Altersgenossen lernt das Kind ihre guten und üblen Eigenschaften kennen und die Wirkungen ihres guten oder bösaartigen

Verhaltens an sich selbst erfahren. An dem Tage, wo es nicht mehr von sich selbst sagt: „Kind garstig!“, sondern wo es mit Bezug auf Bruder oder Schwester mit Überlegung ausruft: „Paul böse, Martha böse!“ hat sich ein großer Fortschritt vollzogen, und zwar nicht dadurch, daß Paul und Martha ihren Eltern ungehorsam gewesen sind, wie es ihnen selbst ungehorsam ist, sondern weil Paul ihm mit einem Faustschlage wehe gethan, weil Martha ihm ein Stück Kuchen oder ein Spielzeug genommen hat, was von ihm sehr unangenehm empfunden wurde. Unter der entgegengesetzten Voraussetzung, nämlich wenn das Kind mit sanften und freigebigen Kameraden zu thun hat, die ihm behülflich sind und das Ihrige freundlich mit ihm teilen, wird der Gewinn derselbe sein. Seinem Bewußtsein wird sich nicht nur — je nach der Sachlage — eine Disposition zur Erkenntlichkeit oder zum Zorn einpflanzen, sondern auch, wenn sich diese Erfahrungen nur häufig genug wiederholen, ein Streben, das Abhängigkeitsverhältnis zu begreifen, welches zwischen den Handlungen eines andern und seinem eigenen Wohlbefinden besteht, und demgemäß — übrigens im bloßen Nützlichkeitsinne — die Bösartigkeit oder die Güte anderer nach ihren Wirkungen abzuschätzen.

Diese dunkeln Vorstellungen werden klarer, sobald das Kind — als Opfer der Unarten Pauls, der ihm Schlag auf Schlag versetzt, und als Gegenstand der Zuvorkommenheit Marthas, die es niemals geschlagen oder beleidigt hat — eine andere Beziehung zu begreifen anfängt, diejenige nämlich, welche das Verhalten anderer gegen es selbst zum Teil von seinem eigenen Verhalten gegen die andern abhängig macht. Es bedarf keiner besonders großen geistigen Anstrengung, damit sich das Kind in seiner Weise nach der Regel des Evangeliums sagt, was es dem andern thun und nicht thun soll, indem es auf seine Kosten gelernt hat, daß es das Beispiel geben muß, wenn es auf Gegenliebe rechnen will.

Zur selben Zeit aber, in der sich die Nützlichkeits Tendenzen unseres kleinen Moralisten verstärken, eröffnet der Verkehr mit andern Kindern seinem Gemüt neue Bahnen.

Er protestiert nicht nur und wird nicht nur ärgerlich, wenn er die Wirkungen der Roheiten Pauls oder der eifersüchtigen Stimmung Marthas an sich selbst empfindet, sondern er verhält sich ebenfalls so, wenn er den einen oder andern seiner Brüder und Kameraden derselben üblen Behandlung ausgesetzt sieht. Er denkt

sich an die Stelle dessen, der geplagt oder beraubt worden ist; er leidet mit ihm. Die Sympathie bewegt ihn für die Leiden anderer, wie ihn bisher der Egoismus für die seinigen bewegt hat. „Wir alle, sagt Helvétius, haben zwei Gefühle, welche die Grundlagen der Gesellschaft ausmachen: das Mitleid und die Gerechtigkeit. Wenn ein Kind seinesgleichen peinigten sieht, so wird es eine plötzliche Angst empfinden und sie durch Schreien und Thränen bekunden. Wenn es kann, so schützt es die, welche leiden¹⁾.“

Auf diese Weise nimmt das Gemüt des Kindes an Umfang zu, und erhält die Quelle der Lust und Unlust, die zuerst nur in dem engen Kreise der Eindrücke bestand, die sich an die Selbstsucht wandten, neue Nahrung. Die Ideen und Gefühle erweitern sich immer mehr, und, von einer Verallgemeinerung zur andern schreitend, nähert sich das Kind dem Ziele der sittlichen Entwicklung. Es ist nicht mehr ausschließlich um sein eigenes Wohlergehen besorgt, sondern mit einer edlen Gemütsregung nimmt es an den Kümernissen anderer Personen teil, je nach dem Mafse der Liebe, die es für sie empfindet. Und die Gewohnheit dieser Gemütsbewegungen erzeugt beim Kinde nach und nach einen innern Antrieb, eine Tendenz, jede böse Handlung zu unterlassen, nicht nur, weil es sich dem Schaden infolge der Wiedervergeltung aussetzen würde, sondern auch, weil auch für andere Nachteil und Weh die Folge wäre.

Wir sind also hier bei einem sehr verwickelten Zustande angelangt, in dem sich manche Grundbestandteile des sittlichen Gefühls mischen, und wenn wir auf die verschiedenen Etappen des durchlaufenen Weges einen zusammenfassenden Rückblick werfen und dem Kinde einen genauen sprachlichen Ausdruck leihen wollten, dessen es noch nicht fähig ist, so würden wir sagen, das Kind habe nach und nach zu sich selbst gesagt: „Wenn ich thue, was verboten ist, z. B. wenn ich mein Brüderchen schlage, so wird mich Papa schelten und bestrafen; — das macht Mama Kummer; — mein Brüderchen wird mir's so machen, wie ich ihm; — ich bin böse, denn ich thue meinem Brüderchen wehe.“

Allerdings setzen wir voraus, daß nicht irgend eine Ursache frühzeitiger Entsittlichung in die regelrechte Entfaltung der kindlichen Fähigkeiten schädigend eingegriffen hat. In zahlreichen Fällen können schlechte Neigungen, Trieb zur Widersetzlichkeit,

¹⁾ Helvétius, *De l'Esprit*. Introduction, VI.

natürlicher Mangel an Gemüt, sowie Zorn und Stolz die beschriebene Entwicklung wohl hemmen und verzögern; aber das alles kann nicht verhindern, daß sich die in dem Kinde thätige Kraft früher oder später dennoch entwickelt ¹⁾.

V.

Es bleibt aber noch die Hauptsache. Wir haben bisher nur einer Vorarbeit beigewohnt. Es hat sich noch nichts gezeigt, was beim Kinde die Vorstellung eines für sich bestehenden Moralgesetzes, das innere Pflichtgefühl, die Vorstellung der Pflicht im eigentlichen Sinne des Wortes, kurz das wirkliche Gewissen offenbart hätte. Wir sehen wohl, daß der Sohn Tiedemanns, der in jeder Beziehung frühzeitig entwickelt war, mit zweieinhalb Jahren, wenn er glaubte, etwas Gutes gethan zu haben, ausrief: „Die Leute werden sagen: „Das ist ein artiges Jüngelchen!“ und daß er von den Unarten abliefs, wenn man zu ihm sagte: „Der Nachbar sieht es.“ Aber wie bedeutsam das auch sein mag, — diese Beschäftigung mit der Meinung anderer, in der man übrigens nur eine neue Erweiterung des ursprünglichen Wunsches zu sehen hat, von den

¹⁾ Eine sehr schwierige Frage ist die, ob bei kleinen Kindern die Schamhaftigkeit vorhanden ist. Man sagt: „Das Kind ist in der ersten Zeit nicht keusch, weil es von Scham keine Vorstellung hat. Das Gefühl der Scham entwickelt sich erst ganz allmählich“ (Tomel et Rollet, *Les Enfants criminels*, 1892, p. 233). Ohne tiefer auf die Sache eingehen zu wollen, scheint es uns doch gewiß, daß das kleine Kind in seiner unschuldigen Natürlichkeit weder die Schamhaftigkeit noch die Schamlosigkeit kennt. Zweifellos kann es vorkommen, daß Kinder infolge einer angeborenen Perversion frühzeitig Neigung zu geschlechtlichen Unarten bekunden. Im allgemeinen ist das ganz kleine Kind rein, und wenn es etwas größer geworden ist, so erscheint die Schamhaftigkeit von selbst in einer Art geheimen Instinkts, der, wie man festgestellt hat, sich sogar bei idiotischen Kindern findet. Es heißt, wie uns scheint, die natürliche Unschuld dieser kleinen ganz jungfräulichen Wesen entweihen, wenn man wie Perez tapfer den Geschlechtstrieb bei zwei- oder dreijährigen Kindern behandelt, oder, wie es sich Dupanloup erlaubt, Ärzte anführt, die „verliebte“ Kinder in der Wiege gesehen hätten. — [Diese Anmerkung macht dem Gefühl des Verfassers alle Ehre, und wir wollen deshalb auch nicht weiter auf die Sache eingehen; wir bemerken jedoch, daß wir durchaus anderer Ansicht sind. Für die pädagogische Pathologie ist hier ein überaus wichtiges Kapitel. Übrigens sagt zu diesem Punkte Schinz ganz richtig: „Es handelt sich hier um eine einfache Kundgebung der psychischen Konstitutionen, für die das Kind nicht mehr verantwortlich ist als dafür, wenn es vor Hunger schreit.“ (Die Sittlichkeit des Kindes, S. 11.) U.]

eigenen Eltern Zustimmung zu erhalten und gelobt zu werden, diese furchtsame Unterwerfung unter das Urteil andrer ist in keiner Weise jenem innern Urteil gleichzustellen, durch welches der Erwachsene ausspricht, daß eine Handlung an sich gut sei, und sich zu ihrer Ausübung verpflichtet fühlt. Wie vollzieht sich dieser entscheidende Übergang in der sittlichen Entwicklung, wenn er sich überhaupt vollzieht? Wie tritt an die Stelle der eigennützigen Beweggründe und der Regungen der Sympathie, die wir beschrieben haben, jene reine, abstrakte Idee des Guten, die in jedem Menschen den innern Richter bildet? Wir zögern nicht, zu antworten, daß die Erziehung — und nur sie — indem sie der Natur zu Hülfe kommt, beim Kinde diese endgültige Umgestaltung hervorbringen kann ¹⁾.

Gewiß, wenn das Bewußtsein Zeit genug hätte, so würde es dank der Nachhaltigkeit seiner eigenen Überlegungen und der fortgesetzten Lebenserfahrungen mit ihren Prüfungen und ihrer Leidensschule schließlicly wohl spontan zur endgiltigen sittlichen Entwicklung gelangen; es würde nicht fremder Hülfe bedürfen, um auf die Dauer alle seine Früchte zu tragen. Diese spontane Ausbildung müßte in der That möglich sein, da die Menschheit aus dem Zustande der Wildheit herausgekommen ist, und die Moral sich von selbst begründet hat. Aber vom Kinde kann man eine derartige Bemühung der Abstraktion vernünftigerweise nicht verlangen, wenn man es seinen Kräften allein überläßt. Ein neuerer Pädagoge sagt sogar: „Im Grunde genommen giebt es keine kindliche Moral; die Moral der Kinder ist keine andre als diejenige der Erwachsenen; sie wird von diesen eingeschränkt, von jenen aus persönlichen Nützlichkeitsrück-sichten und aus Mitgefühl, Gehorsam oder Eigenliebe nach Maßgabe ihrer Kräfte befolgt, niemals aber durch das ernste Pflichtgefühl allein, dessen wir sie durchaus für unfähig halten ²⁾.“ Aus sich selbst mögen sie dazu unfähig sein, aber wenn die Erziehung sie unterstützt, sind sie es nicht. Die Erziehung kann die Entwicklung der sittlichen Ideen beschleunigen oder das Kind wenigstens in die sittlichen

¹⁾ Das ist auch die Ansicht Marions: „Was das sittliche Gefühl anlangt, . . . so habe ich beim Säugling niemals etwas gefunden, was demselben gleiche. Das sittliche Gefühl erscheint erst viel später und verdankt seine Entstehung zum großen Teil der Erziehung. (*Les Mouvements de l'enfant. Revue scientifique*, t. LXV, p. 770.)

²⁾ A. L. Martin, *L'Éducation du caractère*. Paris 1887, p. 70.

Wahrheiten einführen und ihm die Ausgestaltung des sittlichen Gefühls, die langwierig und mühsam sein würde, wenn sie ihm allein überlassen bliebe, einigermaßen erleichtern. Ohne Zweifel wird man in das sittliche Bewußtsein eines Kindes niemals völlige Klarheit bringen, aber die Unterweisung im Hause oder in der Schule kann doch in seine Seele, sozusagen in gut vorbereitetes Erdreich, frühzeitig die Keime legen, die sich durch die weitere Erziehung entwickeln werden. Wenn Quinet recht hat, daß im Menschen nur das Bestand habe, was schon dem Kinde eingepflanzt worden sei, so ist sehr zu wünschen, daß das auch in dieser Beziehung gilt, und daß wir uns nicht irren; daß die sittliche Gesinnung in sanfter Weise eingefloßt werden kann, und daß sie nicht erst die späte Frucht der Erfahrung, sondern gleichsam ein Ausfluß des bereits entwickelten sittlichen Bewußtseins anderer ist, das sich sozusagen auf das werdende Bewußtsein überträgt.

Hören wir über diesen Punkt die Ansichten einiger Erzieher. Mme de Rémusat will, daß bei der Lenkung der Kinder an Stelle des Wortes der Notwendigkeit, des „Müssens“, möglichst bald das Wort der Pflicht, das „Sollen“ gesetzt werde¹⁾. Derselben Meinung ist auch Mme Guizot, die bei Kindern im Alter von sechs bis sieben Jahren die Macht der sittlichen Ideen festgestellt haben will. „Sehe ich nicht Kinder“, sagt sie, „die bereits Wohlgefallen am Guten haben und in ihm den Beweggrund und die Belohnung ihrer Bemühungen finden? Marie hat einen lebhaften Eifer betreffs einer Schularbeit, die ihr kein anderes Vergnügen gewährt, als daß sie dieselbe gut ausführt, und Louise, der die Spielgenossin das Kartenhaus umgeworfen hat, unterdrückt das Verlangen, sie zu schlagen, und ist zufrieden, daß sie zu mir sagen kann: ‚Nicht wahr, Mama, ich bin artig gewesen?‘²⁾. Michelet, der sich wie immer sehr bestimmt ausspricht, geht noch weiter. „Ist das ‚du sollst‘ eine verwickelte Idee, die Erklärungen nötig macht? Durchaus nicht. In der Welt der Arbeit lernt man ohne Erziehung und ohne Belehrungen auf unmittelbare Weise frühzeitig den Begriff der Pflicht kennen³⁾.“ Michelet vergift, daß er in der Welt der Arbeit, von der er

¹⁾ Mme de Rémusat, *Essai sur l'éducation des femmes*, p. 114.

²⁾ Mme Guizot, *Lettres de famille* I, p. 108.

³⁾ Michelet, *Nos fils*, p. 137.

redet, das Dasein sittlicher Gewohnheiten und tugendhafter Beispiele voraussetzt, die selbst eine Erziehung bilden, und zwar die beste, die es giebt.

Ganz gewiß können die Unterweisungen ihre Wirkung haben, wenn sie nur einfach und der geringen Erfahrung des Kindes angemessen sind. Man muß sich aber hüten, den Tadel zu verdienen, den ein geistreicher Schriftsteller vor kurzer Zeit über den Unterricht in den Elementarschulen aussprach: „Die amtlichen Lehrpläne für den Moralunterricht sind prächtig; aber will man den kleinen Gustav verhindern, aus dem benachbarten Garten Äpfel zu stehlen, indem man ihm das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars vorliest?“ Nein, wir lesen dem Kinde nicht das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars vor; aber in einer weniger feierlichen Sprache lenken wir seine Aufmerksamkeit auf das Gemeinsame der verschiedenen Pflichten, an deren Ausübung wir es gewöhnen. Wir heben die Lust oder Unlust hervor, die es bereits empfindet, wenn es Gutes oder Böses thut. Wir ehren seine guten Handlungen und erwecken die Scham über die bösen. Und indem wir zugleich ein wenig auf die Ermahnungen und Auseinandersetzungen rechnen, legen wir das Hauptgewicht auf die Handlung, auf die Übung und das Beispiel. Aus der persönlichen Bethätigung des Guten entspringt die Idee des Guten, und aus dem Gebrauch der Freiheit geht die Idee der Verantwortlichkeit hervor. Indem das Kind alle Personen seiner Umgebung sich nach ein und derselben Vorschrift richten sieht, prüft es sozusagen das allgemeine Sittengesetz; es ergreift dasselbe auf der That, lebend und handelnd. Wenn Marc Aurel von den verschiedenen Tugenden sagte: „Vom Großvater habe ich die Geduld gelernt, der Mutter verdanke ich die Frömmigkeit und dem Vater die Bescheidenheit“, so gilt das in gleichem Maße vom Gewissen selbst, welches das Prinzip der einzelnen Tugenden ist. Das sittliche Gefühl der Kinder hat sich stets durch die Berührung mit dem sittlichen Gefühl des Vaters, der Mutter oder des Lehrers entwickelt, wenn sie in der glücklichen Lage waren, daß sie in ihrer Selbsterziehung das Werk der ersten Lebensjahre nur fortzusetzen brauchten.

Will man die Gegenprobe, d. h. Thatfachen, die zeigen, daß das Fehlen der Erziehung mit der vollständigen Unfähigkeit des sittlichen Gefühls in Verbindung steht? Dazu braucht man bloß

die Bücher aufzuschlagen, welche das Verbrechen bei Kindern behandeln. Nicht als ob wir das sittliche Gefühl mit dem sittlichen Handeln verwechselten; aber es ist doch erlaubt, den Baum nach seinen Früchten zu beurteilen, und den Zustand eines sittlichen Bewußtseins nach den äußeren Handlungen abzuschätzen, die diesen Zustand bekunden. Nun wohl! Von 9906 Kindern, die sich im Jahre 1875 in den französischen Besserungsanstalten befanden, waren 4543 von einer oder von beiden Seiten verwaist; 154 hatten ihre Erziehung in Hospizen erhalten und also jede Familienerziehung entbehren müssen; 151 waren unehelicher Herkunft, das will sagen, sie waren in unsittlicher Umgebung aufgewachsen; 1615 stammten von Eltern, die Strafen verbüßt hatten, und waren somit dem Einflusse schlechten Beispiels ausgesetzt gewesen¹⁾. Was soll man einem jugendlichen Verbrecher antworten, der vor Gericht erklärt: „Es hat sich von jeher niemand um mich gekümmert; ich bin stets dem Zufall überlassen gewesen und deshalb untergegangen.“²⁾

Die Zahl der Beispiele von dem maßgebenden Einflusse der ersten Erziehung hinsichtlich des Sittlichen oder Unsittlichen bei Kindern würde sich leicht vermehren lassen. Der Einfluß der Anregung von außen schließt aber die Thätigkeit der Natur keineswegs aus; ohne dieselbe würde er sogar unbegreiflich sein. Das Kind würde nicht so geneigt sein, sich von den ersten Tagen des Lebens an vor der väterlichen Autorität zu beugen, wenn es nicht schon infolge einer Art geheimen Instinktes in dem persönlichen Willen der Eltern das allgemeine Pflichtgesetz ahnte, wenn es nicht schon halb und halb verstände, daß sich die Befehle von Vater und Mutter sozusagen zu einer sittlichen Autorität verdoppeln. Der Irrtum derer, welche das relativ Angeborene oder die Vererbung des sittlichen Bewußtseins bestreiten, rührt daher, daß sie als angeboren, als von der Natur allein hervorgebracht

¹⁾ Othenin d'Haussonville, *L'Enfance à Paris*, 1879.

²⁾ [Fast dieselben Worte äußerte der Mörder der Kaiserin von Österreich vor Gericht, und er hatte nur zu recht. Siehe auch die vorzügliche Arbeit des Gefängnisgeistlichen W. D. Morrison, *The juvenile offender, and the conditions which produce him. International Journal of Ethics*, Januar 1895. Bemerkenswert ist hier auch der Hinweis auf die innern Ursachen des Verbrechens bei Kindern. Genaueres darüber findet man bei Oppenheim, *The development of the child*, New York, 1898, p. 176. U.]

nur das ansehen, was in den ersten Stunden des Lebens zu Tage tritt. Kann man sagen, daß es der Pflanze nicht ursprünglich eigen sei zu blühen, weil sich die Blüten erst zu einer gewissen Zeit der Entwicklung am Stengel zeigen? Kann man behaupten, daß gewisse Formen der Geistesstörung — z. B. die Neigung zum Selbstmord — nicht vererbt sind, weil die krankhafte Anlage nach langen Jahren verborgenen, dunklen, „verlarvten Lebens“, wie die Ärzte sagen, erst bei den Nachkommen im vorgerückten Alter, mit vierzig oder fünfzig Jahren hervorbricht? Wenn auch gewisse Umstände notwendig sind, um das sittliche Bewußtsein beim Menschen zur Entfaltung zu bringen, so ist es darum dem Menschen doch nicht weniger von Natur eigen. Welcher Anteil übrigens der Natur einerseits und der Erziehung andererseits bei ihrem Zusammenwirken betreffs der Ausbildung des sittlichen Bewußtseins zukommt, läßt sich mit Sicherheit vielleicht gar nicht sagen, denn bei dem beständigen Austausch zwischen Innerm und Äußerm weiß man niemals genau, was das Kind selbst giebt, und was es von andern empfängt.

Soviel ist aber wenigstens sicher, daß kein Alter der sittlichen Veredlung fern bleiben kann, noch fern bleiben darf. Warten wir nicht einmal so lange, bis uns die Sprache als Werkzeug der Erziehung zu dienen vermag; die Handlungen sind noch mehr wert als die Worte und können ihnen vorausgehen. Gewiß, es wird Spötter geben, die es seltsam finden, daß der Philosoph es wagt, angesichts dieses kleinen Wesens — das kaum stolpernd seine ersten Schritte im Leben macht und noch nicht allein gehen kann, das wie ein lebendiges Kleinod am Halse der Mutter hängt — bereits die großen Fragen der Selbstbeherrschung, des Gewissens und der Sittlichkeit aufzuwerfen. Alle diejenigen jedoch, die wissen, wie langsam die Entwicklung der Fähigkeiten vor sich geht, aus welchen entlegenen und verborgenen Wurzeln, die in der Vergangenheit des Kindes eingesenkt worden sind, sich die Blüten und Früchte zur Zeit der Reife entwickeln, werden sich gleich uns um diese ersten und dunkeln Regungen des sittlichen Lebens kümmern. Der Mensch kann niemals zu früh in die Schule der Pflicht genommen werden.

Das verlorene Paradies besteht für jeden von uns in der Gesamtheit der Eindrücke aus der ersten Kindheit, in den natürlichen

und harmlosen Freuden der ersten Jahre. Hier hat in der That unser Geschick sein Spiel getrieben; hier hat sich ein Besitztum guter Anregungen oder schlechter Eingebungen gebildet, die uns während des ganzen Lebens begleiten werden.

Daher ist es kein Anachronismus, schon an der Wiege über die Verantwortlichkeit und die sittlichen Pflichten nachzudenken, die dereinst schwer auf dem Haupte des Kindes lasten werden, das jetzt in seiner unbewußten Unschuld lächelt, dessen Ideen und Gefühle fast nur der Widerschein von den Ideen und Gefühlen der Eltern sind, ebenso wie seine linke oder rechte Wange, wenn es eben gestillt worden ist, gleich einem von der Sonne vergoldeten Pfirsich einige Augenblicke ganz rot und warm bleibt von der Berührung mit der Mutterbrust, die es nährt, und an der es soeben ruhte ¹⁾.

¹⁾ [Zu dem ganzen Kapitel ist zu vergleichen Perez, *L'Éducation morale dès le berceau*. Paris, 1896; Sully-Stimpfl, Untersuchungen über die Kindheit, S. 213–278. U.]

Vierzehntes Kapitel.

Die üblen und guten Eigenschaften des Kindes.

I. Die ursprüngliche Unschuld des Kindes. — Optimisten und Pessimisten. — Entgegengesetzte Übertreibungen. — Das kleine Kind verbindet mit seinen Handlungen offenbar keine Absicht in sittlicher Beziehung. — Es hat ebenso wenig eine Idee vom Guten wie vom Bösen. — — II. Die üblen Eigenschaften des Kindes. — Verschiedene Ansichten. — Die angeblich instinktmäßige Grausamkeit erklärt sich aus Unwissenheit und Mangel an Überlegung. — Das Kind ist Cartesianer, ohne es zu wissen. — Die Lüge. — Die Lüge ist keine vererbte Untugend. — Analyse der Ursachen des Lügens. — Scheinbare Lügen. — Die wirkliche Lüge entspringt aus der Furcht. — Prädisposition zur List. — Verstellungskunst bei ältern Kindern. — — III. Gibt es einen Stehltrieb? — Das naschhafte Kind. — Der Anteil der schlechten Beispiele bei der Naschhaftigkeit. — Andre üble Eigenschaften des Kindes. — Ihre häufigste Ursache ist der Mangel an Überlegung, die Flüchtigkeit. — — IV. Es giebt angeborene wirklich schlechte Dispositionen. — Eifersucht und Zorn als Folgen des natürlichen Triebes zum Bösen. — Antisoziale Triebe. — Gibt es geborene Verbrecher? — — V. Die guten Eigenschaften des Kindes. — Der Trieb zur Freigebigkeit als Gegengewicht des Triebes der Habsucht. — Sympathie und Liebe. — Arten besonderer Anhänglichkeit. — Gemütszustände sozialer Natur. — Gerechtigkeitsgefühl. — Gewissensbisse und Reue.

I.

Romanschriftsteller, Dichter und selbst Philosophen gefallen sich darin, im Kinde einen Zustand vollkommener Reinheit oder ursprünglicher Unschuld zu erblicken. „Die Kindheit, schreibt Edmond About, ist wie eine Gebirgsquelle; man kann sie aufrühren, ohne sie zu trüben, denn sie ist rein bis zum Grunde. . . . Die kindliche Unschuld gleicht dem fleckenlosen Schnee der Jungfrau, den keine Spur verunreinigt hat, der nicht einmal von dem

Fufse eines Vogels berührt worden ist.“ Bernardin de Saint-Pierre spricht sich in demselben Sinne aus: „Die Kinder bewahren die Gesellschaft vor Fäulnis, indem sie ihr neue und unschuldige Seelen zuführen. Die neuen Generationen gleichen dem Tau und dem Regen des Himmels, wodurch Flüsse, welche langsam dahinschleichen und dem Versumpfen nahe sind, neu gestärkt werden.“ Wer möchte, wenn die Vernunft es gestattete, nicht liebevoll von einer Menschheit träumen, die mit jeder Generation und unter ganz neuen Verhältnissen den Gang ihres Geschickes von neuem anfinde, die sich beständig verjüngte und erneuerte durch das Erscheinen jener ganz jungfräulichen Kinderseelen, die noch keine Vergangenheit hätten und weissen Blättern gleichen, auf welche die Erziehung unbehindert schreiben könnte, was ihr beliebte? Allerdings hat die Hypothese ihre Kehrseite. Indem wir die üblen Eigenschaften nicht erben würden, die uns die Eltern mit dem Leben übermitteln, hätten wir auch keinen Nutzen von alledem, was uns die Arbeit früherer Generationen an fruchtbaren Keimen und glücklichen Anlagen vermacht.

Aber wozu wollen wir bei den eingebildeten Konsequenzen einer durchaus falschen Auffassung verweilen, der sich freilich die meisten Mütter an der Wiege ihrer Kinder immer wieder hingeben? Der erste Irrtum besteht in der Annahme, jedes Kind sei ein absoluter Anfang, eine *tabula rasa*, wie unter andern Comenius und Diesterweg voraussetzten¹⁾. Es ist heute mehr als reichlich bewiesen, daß jedes Geschöpf von Natur oder infolge der Vererbung bei der Geburt seine Dispositionen und Fähigkeiten mitbringt. Seine Geschichte ist zum Teil im voraus geschrieben, nicht in dem geheimnisvollen Buche des Schicksals, sondern in den Annalen der Vorfahren. Das Kind geht nicht von nichts aus, um zu allem zu gelangen. Es ist wie eine allerdings ganz neue, aber in einer

¹⁾ Von den Gedanken Bacos durchdrungen, nahm Comenius das *Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu* an, was besagen will, daß die Ergebnisse der Erfahrung die Grundlage von allem seien. Diesterweg, obwohl er im allgemeinen wenig Geschmack an philosophischen Spekulationen hatte und später sich selbst widersprach, behauptete 1835 mit seinem Landsmann Beneke, daß es „in der Seele nichts Angeborenes giebt, abgesehen von einem gewissen Grade der Reizbarkeit, sowie einem gewissen Grade der Energie und Lebhaftigkeit, von denen die Vollkommenheit oder die Schnelligkeit der Wahrnehmung abhängt“.

alten Giefsform hergestellte Medaille, und je mehr man es beobachtet, um so mehr Schriftzüge entdeckt und entziffert man, die zuerst unleserlich und undeutlich erscheinen, aber tief eingeprägt sind.

Wenn man nun das Hirngespinnst von einem ursprünglich nicht determinierten, indifferenten, jeder vorherbestimmten Form entbehrenden Zustande beseitigt hat, wenn den Erziehern und Eltern dargethan worden ist, daß sie nicht ins Leere hinein arbeiten, sondern mit allerlei instinktmäßigen Neigungen zu rechnen haben, so muß man ihnen noch beweisen, daß diese Neigungen nicht alle gut, nicht alle Geschenke einer gütigen Fee sind. Sie ähneln zuweilen nur zu sehr den Einflüsterungen eines bösen Genius; kurz das Kind thut von Natur ebenso das Böse wie das Gute. Wenn man bei dem Studium der Thatsachen die Täuschungen der Vater- und Mutterliebe beiseite läßt, so geben sie nur zu leicht dem recht, was man in England das Dogma Lord Palmerstons nennt, und was wir in Frankreich das Dogma J. J. Rousseaus nennen könnten. Es giebt bei uns allen ohne Ausnahme einen Bestand von schlechten Neigungen, die bei einigen durch die schlechten Vorderglieder in der Rasse überreizt worden, bei allen aber mehr oder weniger augenscheinlich sind und der wachsamsten Bemühung in erziehlicher Hinsicht ihren unausrottbaren bösen Keim entgegenstellen. Den Schmeichlern des Kindes, die wie Rousseau sagen: „Die ersten Regungen der Natur sind stets gut“, oder wie Mme Guizot: „Keine Neigung ist an sich schlecht“, darf man somit unter Berufung auf die Versicherungen antworten, die — in ihrer unbeschränkten Übertreibung übrigens ebenso falsch — sich zu allen Zeiten im gegenteiligen Sinne erhoben haben: „Wir sind geborene Kinder des Zorns“ (Paulus); „alle sind zur Verdammnis geboren“ (Augustin).

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Optimisten und Pessimisten sind in gleicher Weise im Unrecht. Es hat keinen Zweck, wenn Mme Guizot grübelt und in ihrer langen und mühsamen Erörterung, nachdem sie einen Schluß an den andern gereiht hat, zu dem erstaunlichen Ergebnis kommt: „Wir sind nur insofern böse, als wir nicht gut sind.“ Es war in der That nicht notwendig, einen derartigen Aufwand an Beweisführung zu machen, um schließlic mit etwas Selbstverständlichem zu enden. Es ist bereits sophistisch, zu behaupten, das Böse sei nichts Wirkliches aus dem

spitzfindigen Grunde, weil es nur der Mangel des Guten sei. Man versuche nur, einen Einäugigen oder Einarmigen damit zu trösten, daß man ihm in gelehrter Weise vorhält, er sei nicht unglücklich, denn sein Unglück bestehe einfach in dem Entbehren eines Auges oder eines Armes. Um so sicherer aber ist es, wie die Thatsachen gleich beweisen werden, daß mehrere Instinkte des Kindes entschieden schlecht sind und einen wirklichen Keim des Bösen enthalten. Und wenn man Mme Guizot auch zugeben wollte, daß das Böse nicht aus dem eigentlichen Hange hervorgehe, sondern aus der Entartung des Hanges entspringe, so bliebe gleichwohl noch das übrig, daß die allgemeine Tendenz zur Entartung, die beim Kinde wie beim Erwachsenen selbst die ursprünglich guten Neigungen verschlechtert und verdirbt, an sich ein schlechter Trieb ist.

Dem Gesagten muß sogleich hinzugefügt werden, daß das Kind bei der Bekundung irgendwelcher Triebe, bei Handlungen, die es vollzieht, keine Absicht in sittlicher Beziehung einmischt. Man kann bestreiten, daß „die reine Lust zum Bösen“ selbst beim Erwachsenen vorhanden sei, und beim Kinde ist man dazu noch viel berechtigter. Der Mensch ist von Natur kein moralisches Wesen; er wird es erst nach und nach. Ebenso wie die guten Handlungen des Kindes niemals von einer wirklichen Sittlichkeit Zeugnis ablegen, so rühren auch seine Fehler, seine Widerspenstigkeiten und Ungezogenheiten keineswegs von einer absichtlichen Nichtsnutzigkeit her; es ist sich des Bösen wie des Guten nicht bewußt. Wir dürfen ebenso wenig auf Mme Necker de Saussure hören, die behauptet, daß ein kleines Mädchen das Böse um des Bösen willen thue, wie es unangemessen erscheint, das Zeugnis Darwins gelten zu lassen, wenn er bei seinem kleinen Zuckerdiebe den Anfang der Reue und sittlichen Scham wahrgenommen zu haben glaubt.

Das kleine Mädchen, von dem Mme Necker de Saussure spricht¹⁾, soll ungehorsam gewesen sein aus Vergnügen am Ungehorsam. „Schon im achten Monat bemerkte man bei ihm das zwiefache Bedürfnis, die Vorschrift zu prüfen und ihr zu trotzen. Eines Tages, als es mit seiner Mutter, die krank zu Bette lag, allein geblieben war, geriet es ohne die geringste Veranlassung in offenen

¹⁾ Mme Necker de Saussure, *L'Éducation progressive*, III, ch. II.

Aufruhr. Kleider, Hüte, der Ofenschirm und andere Gegenstände, deren es habhaft werden konnte, wurden mitten in das Zimmer auf den Fußboden getragen. Mit unsäglicher Freude tanzte es singend um den Haufen; die ziemlich erregten Zurufe der Mutter hielten es durchaus nicht ab. Es besaß sehr wohl die Idee vom Bösen; sein gerötetes Gesicht verriet wohl die Vorwürfe des Gewissens, aber hatte Vergnügen daran, die Stimme desselben zu ersticken.“

Nach unserer Meinung handelt es sich bei dieser kleinen Familienszene nur um eine Bewegungswut, um einen jener Zustände, in denen sich das Bewegungsbedürfnis des Kindes in ungestümer Weise geltend macht, keineswegs aber um eine Verderbtheit des Willens, um eine boshafte Freude, gegen die Vorschrift zu handeln und das Joch abzuschütteln. Höchstens könnte man darin einen Ausbruch des Triebes zur Unabhängigkeit, die Freude an der Kraft- und Freiheitsbethätigung erblicken. Die Wangen werden nicht von Gewissensbissen, sondern von dem Vergnügen des Kindes gerötet, das in einem wirklichen Anfall von vorübergehender Tollheit seinem Ungestüm freien Lauf läßt. Es thut das Böse, ohne daß der böse Wille bei seinem Betragen auch nur im geringsten beteiligt wäre. Die kleine Mascha, die Heldin einer Erzählung von Tolstoi, die mit drei Jahren die Farm anzündet und angesichts der Feuersbrunst vor Freude mit den Füßen stampft, ist sich der verheerenden Folgen ihrer Handlung offenbar nicht bewußt ¹⁾.

II.

Gehen wir jetzt zu den Einzelheiten über, und untersuchen wir nacheinander die bösen und guten Eigenschaften des Kindes, zunächst die bösen.

Man hat sich nicht damit begnügt, in allgemeinen Ausdrücken auf die schlechten Triebe des Kindes hinzuweisen; man hat regelrechte Anklagen gegen dasselbe erhoben. Dupanloup versucht sogar eine Einteilung seiner Fehler ²⁾.

Gleichwohl ist es gut, von vornherein darauf hinzuweisen,

¹⁾ Leon Tolstoi, *Pour les enfants*. Paris 1883. Übrigens sei darauf hingewiesen, daß der bei Kindern ziemlich häufige Brandstiftungstrieb meistens die Folge zerebraler Störungen und epileptischer Krankheiten ist.

²⁾ Dupanloup, *L'Enfant*, 1874, ch. IX.

dafs die Anklagereden, die man gegen das Kind gerichtet hat, bei weitem nicht so umfangreich sind wie die Lobreden, die zu seiner Ehre gehalten worden sind. Ist das vielleicht ein Beweis dafür, dafs in der Kindesnatur das Gute entschieden das Böse überwiegt? Oder verdankt das Kind die Nachsicht seiner Richter etwa der Anmut des jugendlichen Alters? Da die Liebe blind macht, so versteht es sich im allgemeinen für jeden Vater und für jede Mutter von selbst, dafs ihre eigenen Kinder die liebenswürdigsten von allen sind. Und wie sehr wir auch geneigt sein mögen, die Fehler bei den Kindern anderer zu bemerken, so mildert doch eine gewisse zärtliche und nachgiebige Sympathie die Strenge unseres Urteils.

Man sehe nur, wie es Émile Deschanel bei der witzigen Anthologie ergangen ist, die er vor dreifsig Jahren unter dem Titel „Was man Gutes und Böses vom Kinde sagt“, zusammengestellt hat. Der erste Teil, das Gute, ist sehr reichhaltig; der zweite hingegen zeigt eine Inhaltslosigkeit, die der Herausgeber vergebens zu verbergen suchte. Die Gegenüberstellung und auch die Erinnerung an eine andre seiner Schriften, „Was man Gutes und Böses von den Frauen sagt“, in der das Kapitel des Bösen ihm einen sehr reichen Ertrag an üblen Nachreden geliefert hatte, hatten Deschanel veranlaßt, die Feinde der Kindheit zu plündern. Abgesehen jedoch von den Einfällen einiger verdrießlicher Geister und unnützer Junggesellen, wie Boileau und Chamford, hat Deschanel nichts rechtes gefunden, so dafs er, um sein Bändchen etwas umfangreicher zu machen, sich darauf beschränkt sah, die Geschichten von den *Enfants terribles* Gavarnis wiederzugeben, Geschichten übrigens, die weniger die Boshaftigkeit der Kinder, als deren Schalkheit und Witz zeigen.

Ein Junggeselle, La Bruyère, und ein Bischof, Dupanloup, haben die sittlichen Fehler des Kindes in grundgelehrter Weise katalogisiert. Der Verfasser der „Charaktere“ zeichnet in einem einzigen Satze, der übrigens über die Kinder hinweg auf die ganze Menschheit zielt, ein wenig schmeichelhaftes Bild: „Die Kinder sind hochmütig, höhnisch, neidisch, neugierig, träge, flatterhaft, furchtsam, unmäfsig, lügnerisch, heuchlerisch; sie wollen nichts Böses erleiden, aber sie lieben, es zu thun; sie sind schon Menschen“¹⁾. Dupanloup unterscheidet drei

¹⁾ La Bruyère, *Caractères. De l'Homme*, 50.

Klassen von Fehlern, körperliche, intellektuelle und moralische. Nur mit den letzteren haben wir uns hier zu beschäftigen. In dieser „wuchernden Sündenfamilie“ stellt der Verfasser des Buches *L'Enfant* eine vollständige Genealogie her. Zunächst giebt es natürliche Fehler, wie z. B. Hartherzigkeit, Barschheit, Launenhaftigkeit, Unbeständigkeit, Zerstretheit, Schwatzhaftigkeit und Unbescheidenheit. Eine zweite Klasse trägt den wunderlichen Namen „übernatürliche Fehler“ unter dem Vorwande, daß diese besonders den Tugenden der Frömmigkeit entgegengesetzt seien und im Menschen eine mehr ausgesprochene Wirkung des Verlustes der ursprünglichen Unschuld darstellten. Ihre Grundursache ist eine dreifache Lust: der Stolz, die Sinnlichkeit und schließlich Wollust und Neugier, welch letztere die Wollust des Wissens ist. Der Stolz selbst bildet die Quelle von vier Hauptfehlern, dem Geist des Ungehorsams, der Unabhängigkeit, des Widerspruches und der Beschönigung.

Wir haben diese mehr theologische als philosophische Skizze nur als urkundliches Beweisstück angeführt. Sie besteht aus einer etwas phantastischen Aufzählung, bei der die Dinge allzusehr von oben und durch die trübe Brille der Erbsünde gesehen sind, bei der Neugier und Unabhängigkeitstrieb als Untugenden dargestellt werden, während andererseits die anerkanntesten Übel der Kindesseele, z. B. Eifersucht und Zorn, fehlen.

Indem wir vollständig anerkennen, daß die Natur in das Kind unter den Weizen auch Unkraut gesäet hat, können wir doch nicht zugeben, daß alle seine Neigungen im Grunde verderbt seien. Wieviel gerechter und zutreffender ist doch die von einem menschlicheren Geiste beseelte Philosophie, die im Gegenteil zu beweisen sucht und den Beweis erbringt, daß die meisten Untugenden des Kindes nicht von einer ursprünglichen Verderbtheit, sondern von den schlechten Einflüssen einer schlecht geleiteten Erziehung herühren. Das ist jene Erziehung, von der Fröbel sagt, daß sie dem natürlichen Entwicklungsgange der menschlichen Anlagen und Kräfte eine falsche Richtung gegeben und sie an ihrer vollen Entfaltung gehindert habe¹⁾. Wie viel richtiger ist auch die von uns befolgte unparteiische Beobachtungsmethode, die eine sehr

¹⁾ Fröbel, Menschenerziehung.

große Zahl anscheinend böser Handlungen nicht durch eine frühzeitige Verderbtheit erklärt, sondern durch das Unzureichende in intellektueller Beziehung, durch Unwissenheit, Kurzsichtigkeit und Mangel an Überlegung des Kindes, das die wirkliche Tragweite von allem, was es thut, noch nicht ermessen kann.

„Dieses Alter ist herzlos“, sagte La Fontaine, der sicher die Tiere mehr liebte als die Kinder. Wenn man nach dem Schein urteilen wollte, so würde La Fontaine recht haben. Aber die angebliche Grausamkeit des Kindes bei seinen Tierquälereien ist im Grunde genommen nur Unwissenheit. Das Kind ist Cartesianer, ohne es zu wissen; es macht zwischen seinem Hanswurst und dem Hunde keinen Unterschied. Wenn die Lehre von dem Automatismus der Tiere nicht das Glück gehabt hätte, das Gehirn eines großen Philosophen zu durchkreuzen, so würde sie wenigstens treue Anhänger in allen den zwei- oder dreijährigen Peinigern finden, die ihre Lieblingstiere nur deshalb quälen, weil sie nicht wissen, daß sie ihnen wehe thun.

Von dem Zeitpunkte an, wo sich das Kind bewußt wird, daß es einem Vogel, dem es die Federn ausrupft, oder einer Katze, die es an der Pfote zerrt, ähnliche Schmerzen verursacht wie die, welche es selbst empfindet, wenn man übel mit ihm umgeht, setzt es sein grausames Spiel gewöhnlich nicht mehr fort. Wenn es trotz des Schreiens der leidenden Tiere dabei verharret, so rührt dies daher, daß die Neugier die Oberhand hat¹⁾.

André Theuriet erzählt in seinen Jugenderinnerungen, daß ihm im Alter von vier Jahren der Gedanke kam, vier neugeborene Hunde in das Gartenbassin zu tragen, um zu sehen,

¹⁾ Es muß indessen anerkannt werden, daß bei gewissen frühzeitig verdorbenen Naturen die bewußte Grausamkeit auftritt. Man erzählt die Geschichte von einem kleinen Mädchen, das seinen Eltern half, den kleinen Bruder zu quälen. Es nahm eine Stecknadel zwischen die Zähne, verbarg sie hinter seinen Lippen und forderte alsdann das Kind auf, ihm einen Kufs zu geben. Das Kind näherte sich vertrauensvoll, und die Stecknadel drang ihm in das empfindliche Fleisch. Aber hier, wie in ähnlichen Fällen, handelt es sich um ein schon verhältnismäßig großes Kind, das durch Beispiel und Erziehung verdorben ist.

²⁾ Mme Necker de Saussure scheint uns allzu pessimistisch zu sein, wenn sie behauptet, für das Kind, welches ein Tier quäle, bestehe der Reiz der Unterhaltung darin, die empfundene Gemütsbewegung zu bekämpfen, sich also gegen das Mitleid abzuhärten und die Kraft zur Grausamkeit zu gewinnen (*Éducation progressive*, livre III, ch. VI).

was sie machen würden. „Als ich sie elend schwimmen und im Wasser zappeln sah, wurde ich mir meiner Bosheit bewußt; meine Gemütsempfindlichkeit erwachte, und ich wollte die Schiffbrüchigen wieder auffischen. Als mir dies nicht gelang, lief ich erschreckt fort und dachte in meiner vierjährigen Seele, zur Bestrafung derartiger Übelthaten sei die Hölle da, von der mir meine Mutter oft erzählt hatte.“

Wenn das Kind die Tiere quält, so geht sein Betragen aus denselben Bedürfnissen hervor, die es veranlassen, seine Papppferde aufzuschlitzen oder seinen Trommeln den Boden einzuschlagen, nämlich von dem Begehren, alles kennen zu lernen, und von dem gebieterischen Thätigkeitstrieb, der sich in unbesonnener Weise äußert. Fröbel erzählt uns von einem Kinde, das gegen die jungen Tauben, die unter seiner Obhut aufwuchsen, nicht aufmerksam genug sein konnte, was aber nicht hinderte, daß es eines Tages nach einer derselben mit einem Steine warf und sie tötete. Neugier, Thätigkeitsbedürfnis und Unwissenheit sind ausreichend, um die meisten Missethaten, die man der Roheit des Kindes zuschreibt, zu erklären und zu entschuldigen.

Es ist schwierig, die vielfachen Ursachen zu analysieren, welche die Lüge zu einer bei Kindern so verbreiteten Untugend machen, daß Montaigne sagen konnte: „Die Lügenhaftigkeit der Kinder wächst in gleichem Maße wie sie selbst.“

Auf die Gefahr hin, in den Verdacht optimistischer Täuschung zu geraten, tragen wir doch kein Bedenken, zu behaupten, daß die Lüge weder ein Erbübel ist, wie gewisse Beobachter des Kindes wollen, noch ein fast allgemein verbreitetes Übel darstellt. Ein Kind, das nicht unter schlechten Einflüssen gelitten hat und nicht durch das Beispiel verdorben ist, das man nicht durch eine unterdrückende und unnatürliche Disziplin genötigt hat, zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, ist im allgemeinen die Freimütigkeit und Aufrichtigkeit selbst. Es sagt alles, was es auf dem Herzen hat; es sagt mehr, als gewissen Eltern lieb ist. Die Indiskretionen der *enfants terribles* sind bekannt; zu diesen gehören alle Kinder, die einen mehr, die andern weniger. Sie sagen alles, sowohl was sie selbst, als auch, was andere gethan haben, und die häßliche Angeberei entstammt oft nur dem Bedürfnisse, alles zu sagen. „Mein Junge, sagt Guyau, berichtete mir stets, indem er sich rühmte, oder auch zuweilen indem er betrübt aus-

sah, die Unarten, welche er tagüber begangen hatte.“ Ich selbst habe ein Kind von sieben Jahren beobachtet, das niemals log und mir stets seine Unart gestand, bevor ich sie entdeckt hatte, indem es mit Armesündermiene sagte: „Papa, ich bekomme gewifs Strafe von Dir; das und das habe ich gethan.“

Allerdings begnügt sich das Kind nicht damit, Gesehenes und Gehörtes zu wiederholen, sondern es erfindet auch. Seine Erfindung ist aber nur ein Spiel, eine unschuldige Entstellung der Wahrheit. Beim ersten Erwachen der Phantasie gefällt es sich im Erdichten und spielt mit Wörtern, wie es mit Sand und Holzstücken spielt. Es macht Aussagen, ohne sich um die Wirklichkeit zu kümmern, gerade so wie es in der Phantasie Häuser und Schlösser baut. Guyau berichtet von seinem Kinde noch folgenden Zug: „Soeben sagte es ganz laut zu sich selbst: ‚Papa spricht schlecht, er hat Sevette gesagt; Kind spricht gut, es sagt Serviette.‘“ Natürlich war die Sache gerade umgekehrt. Ein zweieinhalb Jahre altes Mädchen sprach im Tone eines wirklichen Satzes eine ziemlich lange Reihe von Lauten, die nicht irgend welchen Sinn hatten. Es schlofs in drolliger Weise mit den Worten: „Das verstehst Du nicht, Papa!“ Es verstand sich selber nicht; den Lauten, die es aufs Geratewohl hersagte, legte es nicht irgendwelche Bedeutung bei; es spielte. Fast derselbe Beweggrund, zu dem sich noch der Wunsch gesellte, Aufsehen zu erregen, flüsterte Darwin, als er noch Kind war, die gewöhnlichen Lügen ein, deren er sich in seinen Lebenserinnerungen anklagt. „Eines Tages, erzählt er, pflückte ich auf den Bäumen im Garten eine grofse Menge seltener Früchte und versteckte sie; alsdann rannte ich atemlos davon, um die Nachricht zu verkünden, dafs ich ein Versteck gestohlenen Obstes entdeckt habe.“

Die wirkliche Lüge, welche die Absicht zu täuschen voraussetzt, entsteht fast nur aus der Furcht. Bei milder Behandlung bleibt das Kind mittheilsam und aufrichtig; wird es aber durch die Strenge eingeschüchtert, so verstellt es sich, und lügt es. „Wer hat denn das Gerät zerbrochen?“ rufen wir zornig aus. Der kleine Missethäter antwortet ganz erschrocken: „Ich nicht!“ „Es ist besser, sagt Miss Edgeworth, ein zerbrochenes Glas in den Kauf zu nehmen, als die Aufrichtigkeit des Kindes auf die Probe zu stellen. Und weil dieser Rat unglücklicherweise kaum befolgt wird, und zu viele Eltern unaufhörlich und ohne Überlegung

schelten, so deckt das Kind seine Schwäche mit der Lüge wie mit einem Schilde.“

Aber auch die Nachahmung ist beteiligt. Da das Kind alles bemerkt, was in seiner Umgebung vorgeht, so kommt es auch bald dahinter, daß in der Unterhaltung der Eltern und in den Gesprächen des Gesindes die Wahrheit nicht geachtet wird. Schon allein die allgemeine Verleugnungsrede: „Frau X. ist ausgegangen!“ — eine Lüge, die man täglich an der Thür hören kann — würde ausreichen, dem Kinde die natürliche Aufrichtigkeit zu nehmen.

„Es giebt also keine vererbte Tendenz zur Lüge, was Perez darüber auch sagen mag, der behauptet, man könne wenigstens bei gewissen Kindern schon von der Wiege an die Zeichen einer angeborenen Disposition zu verschlossenem Wesen, zu Verstellung und List bemerken.“ Abgesehen davon, daß wir niemals solche kleine Heuchler im Wickelkissen gesehen haben, die in irgend einer Weise geheuchelt hätten, sogar bevor sie sprechen konnten, sind wir, wenn es deren trotzdem giebt, der Ansicht, daß die allgemeine Tendenz zur Verstellung und List bei ihnen nur eine erworbene Disposition sein kann. Die Natur und die Vererbung bringen oft träge und widerspenstige Kinder hervor; die Umstände stellen ihnen ungeschickte und gewalthätige Eltern zur Seite, und da diese Kinder durch ihr Temperament mehr geneigt sind Fehler zu begehen, die auf der andern Seite von einer strengern Unterdrückung begleitet werden, so werden sie öfter zum Lügen verleitet und mehr veranlaßt, aus der Lüge eine Gewohnheit zu machen.

Gleichwohl stellen wir nicht in Abrede, daß der natürliche Scharfsinn im Vereine mit der Schwäche beim Kinde — wie bei der Frau — eine Prädisposition zu Kniffen und Schlichen ist. So sagte beispielsweise ein Kind in einem Augenblicke übler Laune zu seiner Mutter: „Garstig!“ nahm aber nach einem bedeutungsvollen Schweigen das Wort zurück und verbesserte sich furchtsam: „Puppe, garstig!“ Dasselbe kleine Mädchen, das von L. Ferri beobachtet wurde, kam auf den Gedanken, ein Bedürfnis vorzutäuschen, damit es sich vom Tische entfernen und seinem Vergnügen nachgehen konnte.

¹⁾ Darwins Leben und Briefe. Herausgegeben von Francis Darwin. Bd. I.

²⁾ *L'Éducation dès le berceau*, 2^e éd., p. 279.

Das Kind ist kein geborener Lügner; es wird erst ein solcher und benimmt sich überdies ungeschickt dabei. Meistens ist es geneigt, seine erste Lüge zurückzuziehen, um eine andere und hierauf eine dritte zu erfinden, und kommt so von einem Widerspruch zum andern, bis es schliesslich die Wahrheit gesteht. Ratisbonne sagt: „Das Kind ist besser als der Mensch; es kann schon lügen; aber es vermag sich noch nicht zu verstellen“¹⁾.

Aber, wird man sagen, wie soll man mit alledem die überaus traurigen Thatsachen vereinigen, die uns die gerichtliche Medizin liefert, wenn sie uns Kinder zeigt, die als Angeklagte oder als Zeugen mit einer außerordentlichen Leichtigkeit allerlei ebenso unwahre, wie ins einzelne gehende Geschichten zusammenphantasieren und mit einer empörenden Hartnäckigkeit aufrecht erhalten, um sich selber zu entschuldigen oder andere zu belasten. Man muß allerdings gestehen, daß man bei den Kindern bisweilen eine unglaubliche Verstellungskunst findet, aber nur bei solchen von zehn bis fünfzehn Jahren, die bereits durch eine schlechte Umgebung verdorben wurden, die in der traurigen Schule des Elends gelernt haben, daß Schurkerei und Betrugerei als Waffen im Kampfe ums Dasein nur dann Nutzen gewähren, wenn man sich ihrer mit Sicherheit und Hartnäckigkeit zu bedienen weiß. Daher ihre Zähigkeit in der Lüge, die man sie oft nur gelehrt hat. Bisweilen glauben sie schliesslich selbst an die unwahren Geschichten, die sie hersagen. In andern Fällen verleiht ihnen das Bewußtsein, eine Rolle zu spielen, ihre unerschütterliche Sicherheit²⁾. Aber das sind Laster verdorbener Gassenjungen, höchstens Familienlaster, die sich nur in einer entsprechenden Umgebung entwickeln, und zwar in Gemeinschaft mit andern Lastern, welche die Natur im allgemeinen den gesund geborenen, auf jeden Fall aber den kleinen Kindern erspart.

¹⁾ Herbart, Briefe über die Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik. Pädagogische Schriften, herausgegeben von Willmann, II, 396: „Will man pädagogische Beobachtung, so muß man vor allem die Kinder in den frühen Jahren beobachten, wo die Herrschaft eines bestimmten Egoismus sich noch nicht gebildet hat. Um diese Zeit auch verheimlichen sie am wenigsten. Ihr Sprechen und Handeln ist der unmittelbare Ausdruck ihrer Phantasieen.“

²⁾ [Über diesen Gegenstand siehe besonders Oppenheim, *Development of the child*. New York, 1898. S. 148 ff.: *The value of the child as a witness in suits at law*. Die Ursachen der Kinderlügen sind hier sehr gut dargelegt. U.]

III.

Kehren wir zu den Fehlern des frühesten Alters zurück. Man legt dem Kinde gern den Trieb zum Stehlen bei. Ohne Zweifel können besondere und ausnahmsweise Vererbungen in der zivilisierten Welt — Rassengewohnheiten bei den wilden Völkern — und weiterhin eine besondere Erziehung, wie in Sparta oder in der Freistätte der Pariser Gauner und Bettler, wo die Lahmen gehend und die Blinden sehend waren, jugendliche Diebe hervorbringen. Man würde aber die Kindheit verleumden, wenn man verallgemeinerte. Alles, was man gerechterweise sagen kann, ist dies, daß das Kind nicht instinktiv die Idee von dem Eigentume anderer besitzt. Darf man sich darüber wundern? Die Begriffsbestimmung des Eigentums ist so schwierig, daß man es dem Kinde wohl verzeihen kann, wenn es im dritten oder vierten Jahre davon noch keine Vorstellung besitzt. Es hat das Gesetzbuch noch nicht studiert. Es begegnet nicht immer einem Gärtner Robert, der ihm in der Weise Rousseaus im „Émile“ den Ursprung des Eigentums erklärt. Der Sohn Tiedemanns gab mit zwei Jahren nicht zu, daß sich seine Schwester auf ihren eigenen Stuhl setzte oder eines ihrer Kleidungsstücke nahm; er nannte das alles „seine Sachen“. Hingegen machte er sich gar kein Gewissen daraus, die Sachen seiner Schwester zu nehmen. Legouvé beantwortet die Frage in kurzer Form, wenn er sagt: „Das Kind besitzt keinen Trieb zum Stehlen; aber es hat keine Ahnung von fremdem Eigentum.“

Die Unwissenheit und Unüberlegtheit der Kinder und auch der Eltern rufen ferner eine der wenigen Leidenschaften des Kindesalters hervor, die Eßgier. Wir vermögen zu ihrer Beschönigung nicht zu sagen, sie sei ein Zeichen von Gesundheit; wir halten sie auch nicht mit Herbert Spencer für unfehlbar und glauben nicht, daß das Kind den Zucker hineinstopft, weil er ein bekömmliches Nahrungsmittel sei, daß es, sich selbst überlassen, sich niemals eine Verdauungsstörung zuziehe, und daß seine Unmäßigkeit nur in einer Schadloshaltung gegenüber ungerechten Entbehrungen bestehe. Nein, es muß zugegeben werden, daß das Kind ebensowohl einen unmäßigen Appetit, wie auch unerklärliche Abneigungen besitzt. Wenn man ihm nicht Einhalt thut, so geht es bei einem Lieblingsgerichte oder Lieblingsgetränke weit

über die Grenzen des Hungers und Durstes hinaus, oder es weist mit einem Widerwillen, gegen den nichts auszurichten ist, Speisen zurück, die es etwas später sehr gern hat. Die erste etwas lebhafteste Szene, die ich mit einem meiner Söhne hatte, entstand, soviel ich mich erinnere, zur Zeit des jungen Gemüses, als er keine Erbsen essen wollte. Weder Bitten, noch Drohen, noch Einsperren hatte Erfolg. Es blieb mir, des Krieges müde, nichts weiter übrig, als dem unüberwindlichen Widerwillen Rechnung zu tragen. Schneller wird man über die unmäßige Vorliebe für gewisse Speisen Herr. Zunächst lernt das Kind zeitig aus Erfahrung, welchen Unzuträglichkeiten es sich aussetzt, wenn es zuviel Kuchen oder Obst ißt, um seine maßlose Eßgier zu befriedigen. Diese Eßgier ist übrigens an sich nichts Schlimmes. Wie kann man es in der That dem Kinde verdenken, wenn es mit Begier nach dem sucht, was ihm eine angenehme Empfindung verschafft? Überdies giebt unsere eigene Unmäßigkeit derjenigen des Kindes oft das Beispiel. Wie sollte das kleine Leckermaul nicht zuviel von den wohlgeschmeckenden Sachen verlangen, die auf dem Tische der Eltern stehen? Um die wirkliche Natur des Kindes zu beurteilen, bevor sie von der Schwäche der Mutter oder dem schlechten Beispiel beeinträchtigt ist, muß man es an die Mutterbrust legen, und wer irgend einmal ein Kind hat saugen sehen, weiß wohl, daß es von selbst aufhört, nachdem es gesättigt ist. Es spielt auf dem Schoße der Mutter; es nähert lächelnd seine kleinen Lippen der ergiebigen Quelle, die es noch vor sich hat; es faßt die Mutterbrust und läßt sie wieder los; aber es preßt sie nicht mehr, nachdem es hinreichend gestillt worden ist.

Ebenso ist das verkehrte Verhalten der Eltern die hauptsächlichste Erregerin der kindlichen Eitelkeit. „Jede Art von Schmeichelei, sagt Goldsmith mit Recht, sollte gewissenhaft ferngehalten werden. Das Kind, dem zufällig eine hübsche Äußerung entschlüpft, sieht sich allgemein so bewundert, daß es davon oft sein Leben lang dünkelt bleibt.“ Hier fällt einem die Geschichte von dem kleinen Mädchen ein, daß am Morgen wegen einer gescheiten Äußerung bewundert worden war und am Abend in Gegenwart einer Besucherin sagte: „Mama, erzählst Du denn der Tante nicht, was ich heute früh gesagt habe?“

Was wirft man dem Kinde nicht sonst noch alles vor! Zu-

nächst, seine Unbeständigkeit. Aber wird nicht selbst ein ernster und gesetzter Mann unruhig und aufgereggt, wenn er zum erstenmal in ein unbekanntes Land kommt? Darf man sich darüber wundern, daß das Kind gegenüber der neuen Welt, in der es sich nur mühsam zurecht finden kann, und in der sich seinen Sinnen so viele verschiedene Gegenstände darbieten, seine angehende Aufmerksamkeit nach allen Seiten umherirren läßt?

Sodann die Unfügsamkeit! Zunächst tritt sie weder so allgemein, noch so frühzeitig auf, wie man behauptet, und wenn man ihr bei widerspenstigen Säuglingen begegnet, so muß man sich fragen, ob nicht die Eltern die Schuld tragen, indem sie durch Worte oder Handlungen diese Unfügsamkeit als Gegenwirkung hervorgerufen haben. So wie sich der Trieb des Kindes zur Unabhängigkeit gewöhnlich zeigt, ist er nichts andres, als die erste notwendige Bekundung des Charakters und des Willens. Wäre es erwünscht, wenn die Natur Sklavenseelen geschaffen hätte, in denen keine Anwandlung von Widerstand die künftige Freiheit verriete?

Endlich wirft man dem Kinde Egoismus vor. Er ist aber in seiner Harmlosigkeit nichts andres als der entschuldbare Ausbruch jener Eigenliebe, der kein Philosoph die Berechtigung abzusprechen denkt, da sie zu den wesentlichen Spannkraften des Lebens gehört.

Wenn die persönlichen Neigungen des Kindes durch die sympathischen Gefühle gut geleitet und gemäfsigt werden, so gestalten sie sich später zu Tugenden und heißen bei den Erwachsenen Mut, Seelenstärke und Ehrliche. Man findet bei den Kindern nur deshalb so viele Untugenden, weil man sie mit dem gleichen Mafse wie den Mann mißt; weil man bei ihrer Beurteilung, ohne sich dessen zu versehen, dieselben Regeln anwendet, nach denen man die Tugenden des Erwachsenen beurteilt; weil man vergißt, daß ihre Neigungen, selbst die scheinbar schlechtesten, natürliche Bedingungen der Übergangszeit sind, die sich Kindesalter nennt; weil man, kurz gesagt, nicht genügend das berücksichtigt, was der Mangel an Überlegung und die unvermeidliche Flüchtigkeit des Kindesalters dem kleinen Wesen an besonderen Eigentümlichkeiten aufprägt, einem Wesen, das nicht, wie man gesagt hat, ein Mensch im kleinen, sondern nur ein Abrifs, eine in der Entwicklung begriffene erste Anlage ist.

Es giebt ein reizendes Buch, „Helenens Kinderchen“, das den Namen seines Verfassers, des Amerikaners John Habberton, berühmt gemacht hat. In demselben treten zwei Kinder auf. Es wird erzählt, auf was für Einfälle und Schnurren die erfinderische Einbildungskraft von zwei kleinen Teufeln verfallen kann, die mit ihren Ansprüchen und Launen vierzehn Tage lang den guten Onkel plagen, dessen Obhut sie anvertraut sind, die sich schließlich allerlei Freiheiten erlauben, wie es künftigen Bürgern des freien Amerika zukommt. Die Moral von dieser lustigen Geschichte der beiden *enfants terribles* ist indessen, wie der französische Übersetzer, William Hughes, bemerkt, „das Recht der Kinder auf Nachsicht“. In den dummen Streichen und Eulenspiegeleien, die ihren Hüter aus der Fassung bringen, zeigen sie viel mehr Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit, als wirklich bösesartiges Wesen ¹⁾.

IV.

Wenn man aber den Anteil einer ungeschickten oder verkehrten Erziehung auch möglichst richtig in Anschlag bringt und die ungünstig wirkenden Umstände noch so sehr vervielfältigt, um die Verantwortlichkeit des Kindes oder wenigstens der Kindesnatur hinsichtlich ihrer Untugenden einzuschränken oder abzuschwächen, so bleibt doch ein schlechter Bestand, den keine Nachsicht zuzudecken vermag, ein Rückstand angeborener Dispositionen, die jeder wohlwollenden Deutung widerstehen. Das Kind ist in gewissen Fällen nicht nur durch die soziale Umgebung verdorben, sondern es ist von Natur böse, oder, wenn dieser Ausdruck zu plump und zu hart erscheinen sollte, es neigt bei seiner gemischten Natur wenigstens ebenso zum Bösen wie zum Guten ²⁾.

Das Kind ist in der That den soeben besprochenen kleinen Leidenschaften zugänglich, weil es bereits eine sehr lebhafte, in seinen Neigungen sehr heftige kleine Person ist, die dem

¹⁾ J. Habberton, Helenens Kinderchen. Reclams Universalbibliothek.

²⁾ „Wie die allgemeine Ansicht, daß die Kinder unschuldig seien, in allem, was die Unterscheidung von gut und böse anlangt, richtig ist, so ist sie falsch in dem, was sich auf die schlechten Triebe bezieht. Man braucht nur eine halbe Stunde mit den Kindern allein zu sein, um sich davon zu überzeugen.“ Herbert Spencer, Die geistige Erziehung, Kap. III.

Lustgefñhl gegenñber eine groÙe Zuneigung besitzt, allem Unangenehmen jedoch auf das äufserste widerstrebt. Aber kann man sich ein Wesen vorstellen, das zu lieben, sowie Lust und Unlust zu empfinden vermag, das aber nicht ungeduldig oder erregt wird, wenn es Personen oder Dingen gegenñbersteht, die ihm wehe thun, ihm nehmen, was es liebt, und ihm aufzwingen, was ihm mißfällt? Vielleicht bringt im gesetzten Alter die Vernunft dieses Wunder hervor. Aber mit drei oder fünf Jahren ist eben niemand vernünftig. Man verlange also nicht etwas Unmögliches, nämlich daß die Kindesseele, die von der Sensibilität, oder, wie die griechischen Philosophen sagten, von der *ἐπιθυμία*, dem blinden Begehren beherrscht ist, bereits vom *νοῦς*, von der Vernunft geleitet werde als einer Schutzwehr gegen die Gemütsbewegungen und gegen jene Aufwallungen, die nur die Aufbäumung entgegengesetzter Begehren darstellen. Die beiden einzigen deutlich ausgesprochenen Leidenschaften des Kindes, Zorn und Eifersucht, sind ihrem Wesen nach so ziemlich dasselbe. Die eine macht sich gegenñber allem Mißfälligen in heftiger Weise durch Schreien, Gebärden und Worte nach außen Luft; die andere ist ein stummer Zorn, der sich durch Verstimmtheit oder boshaften Blick verrät.

Man hat die Eifersucht definiert als „das schlechte Gefühl, das man empfindet, wenn man nicht die Vorteile erlangt oder besitzt, deren ein anderer sich erfreut“. Damit die Vorteile ein Gegenstand des Neides werden, müssen sie natürlich geschätzt werden, und die Eifersucht des Kindes kann sich nur auf den kleinen Kreis von Dingen erstrecken, deren Wert es fühlt. Es ist durchaus nicht eifersüchtig, weil sein Bruder eine wohlgebildete Nase hat, oder weil seine Schwester gescheiter ist, als es selbst; es macht sich über den Vergleich mit andern hinsichtlich seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften noch keine Sorge. Es ist aber eifersüchtig mit Bezug auf Spielsachen, Kleider, Bücher und alles, was ihm sonst Vergnügen bereitet.

Das erste Vergnügen des Kindes, das Stillen, ist die erste Gelegenheit zur Eifersucht. Das hat schon Augustin bemerkt. — Er sagt: „Es war höchstens die Schwachheit der Kindesglieder, was die Sünde nicht gelingen ließ, nicht aber war schuldlos die Kindesseele selbst. Sah ich doch selbst einst einen hadernden Kleinen, der noch nicht einmal zu sprechen vermochte

und doch mit zorngelber, bitterer Miene auf seinen Milchbruder schaute ¹⁾.“

Später, wenn das Kind an den Liebkosungen und der Zuneigung seiner Eltern Gefallen gefunden hat, vermag es sie nur unter Kummer mit andern zu teilen. „Als mein Sohn im Alter von fünfzehn und einem halben Monat mich eine Puppe liebkosen sah, sagt Darwin, bekundete er deutlich seine Eifersucht.“ Dieselbe wird besonders dann rege, wenn das Kind mit dem neu angekommenen Bruder die Leckereien teilen muß, deren es sich früher allein erfreute. Und wenn die Eltern durch ungerechte Bevorzugung eines ihrer Kinder zum Nachteil der andern begünstigen, so regt sich in den kleinen Opfern nicht nur ein tiefes Gefühl der Traurigkeit und Schwermut, das sogar zu Verzweiflung und Selbstmord führen kann, sondern auch Neid und Haß gegen die Bevorzugten.

Der Zorn ist oft nur Eifersucht, die sich heftig Luft macht, aber er kann auch andere Ursachen haben. Er gehört zu den frühesten und häufigsten Äußerungen der Gemütsempfindlichkeit des Kindes ²⁾. Er entsteht bei jedem unangenehmen Eindrücke, welcher Art derselbe auch sein mag, und richtet sich nicht nur gegen die Personen, sondern auch gegen leblose Gegenstände. Ein Kind von zwei Jahren wurde über seinen Hanswurst zornig und schlug ihn, gerade wie es den Bruder oder die Schwester geschlagen haben würde.

Am besten hat Darwin den Zorn beim Kinde beobachtet. Wie sehr er auch geneigt ist, das Auftreten des Zorns schon in das früheste Alter zu verlegen, so sagt er doch, daß einige äußere Anzeichen desselben, wie Verziehen des Gesichts und Runzeln der Augenbrauen, allgemeiner Ausdruck der Unzufriedenheit, vielleicht nur der Ausdruck des bloßen Schmerzes oder Unbehagens sein können. „Aber als mein Sohn vier Monate zählte und vielleicht noch früher, konnte man nach der Art, wie das Blut nach Kopf und Antlitz strömte, nicht daran zweifeln, daß er leicht in heftigen Zorn geriet. Ein kleiner Anlaß reichte dazu hin. So schrie er kaum sieben Monate alt vor Wut, weil ihm eine Zitrone

¹⁾ Augustin, Bekenntnisse, deutsch von Rapp.

²⁾ „Die Zeit, wenn der Zorn auftritt, sagt Sikorski, ist nicht in genauer Weise festgestellt, obwohl man allgemein annimmt, daß er sich schon während des ersten Lebensjahres entwickelt; auf jeden Fall zeigt er sich sicher im zweiten Jahre.“

entglitt, und er sie nicht mit seinen Händen greifen konnte ¹⁾.“ Beim Zorn ist es charakteristisch, daß er nicht allein in der Tiefe der Seele Gefühle des Übelwollens und der Feindseligkeit hervorbringt, sondern auch zu äußern Handlungen reizt; er treibt das Kind wie den Erwachsenen — und noch mehr als diesen — zum Gebrauch der Hände und Zähne, um zu schlagen und zu beißen, und zur Verwendung der ersten besten Waffe. „Junge Kinder wälzen sich, wenn sie in heftiger Wut sind, auf dem Boden, auf dem Rücken oder Bauche liegend, schreien, stoßen, kratzen oder beißen alles, was nur in ihr Bereich kommt ²⁾.“ Das ist nicht bloßer Zorn, sondern Wut, d. h. der Zorn derjenigen, die schwach und hilflos sind, und der um so heftiger ist, je weniger er auszurichten vermag ³⁾.

Dieses drohende Verhalten, welches sich beim Kinde mit dem zunehmenden Alter immer mehr steigert, entstammt ohne Zweifel einem geheimen Bedürfnisse, den Personen oder Dingen, gegen die sich sein Zorn richtet, zu schaden, ihnen Böses zuzufügen. Es handelt sich hier um ein ursprünglich völlig unbewusstes Bedürfnis, das nur ganz allmählich bewußt wird. Das ist die Ansicht Darwins. „Wenn man Doddy, als er elf Monate alt war, ein falsches Spielzeug gab, pflegte er es fortzustossen und zu schlagen; ich vermute, dieses Schlagen war ein instinktives Zeichen von Zorn, wie das Schnappen mit den Kinnladen bei einem eben aus dem Ei gekommenen Krokodil, und nicht etwa, weil er dachte, er könne dem Spielzeug dadurch etwas zuleide thun ⁴⁾.“ Im Verlaufe der Zeit tritt aber etwas früher oder später die böswillige Absicht auf, und es zeigt sich deutlich, daß das ausdrucksvolle

¹⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w., Kl. Schriften II, 138.]

²⁾ Darwin weist auf das Aufheben der Oberlippe und das Entblößen des Eckzahns als Zeichen des Zornes hin. „Ein bengalischer Knabe wurde in Gegenwart Scotts einer Unthat bezichtigt. Der Delinquent wagte nicht, seinem Ärger in Worten Luft zu machen; aber er zeigte sich deutlich in seinem Gesichte. Dabei wurde der Winkel der Lippe über dem Augenzahne nach der Seite des Anklägers gehoben.“ Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen, deutsch von Carus, S. 225.

³⁾ Darwin, Ausdruck der Gemütsbewegungen, S. 246.

⁴⁾ Selbst beim Zorn kommt ein Teil auf Rechnung der Erziehung. „Wer hat nicht schon gehört, wie eine alberne Amme beständig zum Kinde sagt: Tritt den garstigen Tisch, schlage den bösen Stuhl.“ Nicolay, *Les Enfants mal élevés*, p. 321.

⁵⁾ [Darwin, Biographische Skizze u. s. w. Kl. Schr. II, 138. U.]

und lebhaftes Gebärden Spiel des Kindes nicht bloß eine abgeschwächte Erinnerung an die Gewaltthaten seiner Vorfahren ist; es weist ganz deutlich auf eine feindliche Gesinnung hin, die sich auf das Übelthun richtet.

Übrigens muß darauf hingewiesen werden, daß hinsichtlich der unausrottbaren Dispositionen zwischen den verschiedenen Individuen ein merklicher Unterschied besteht. Die Kinder sind nach unserer Meinung zorniger als die Erwachsenen, und zwar aus zwei Gründen, nämlich weil sie weniger Kraft und weniger Vernunft besitzen. Der Zorn ist der Widerspruch der Schwäche; er ist auch „ein schnell vorübergehendes Irrsein“. Aber unter den Kindern selbst giebt es je nach dem hitzigen oder furchtsamen Temperament in der Geneigtheit zum Zorn bemerkenswerte Ungleichheiten. Auch das Geschlecht spielt eine Rolle. Nach einer interessanten Beobachtung Darwins, die aber noch der Prüfung bedarf, scheinen die Zornesanfälle der Mädchen nicht denselben Grad zu erreichen, wie bei den Knaben. „Im Alter von zweieinviertel Jahren war Duddy gleich bei der Hand, wenn es jemand bei ihm versah, mit Büchern, Stöcken und dergleichen nach dem Betreffenden zu werfen, und dasselbe war bei mehreren meiner andern Söhne der Fall. Andererseits habe ich nie eine Spur dieser Fertigkeit bei meinen Töchtern wahrnehmen können.“ Darwin schließt etwas wunderlich: „Ich sehe mich daher zu der Meinung veranlaßt, daß Knaben eine Neigung, mit etwas zu werfen, angeboren ist.“ Wir glauben viel eher, daß die Thatsache — falls sie allgemein verbreitet ist — sich einfach aus der größern Schüchternheit der kleinen Mädchen erklärt.

In Wahrheit sind gerade die Ausdruckszeichen des Zorns sehr verschieden. Er äußert sich bei allen, aber bei den einen richtet er sich mehr nach innen, bei den andern mehr nach außen. Man braucht sich nicht darüber zu wundern, da er doch sogar bei den erwachsenen Menschen sehr verschiedene Ausdrucksformen annimmt; bald macht er das Gesicht rot, bald bleich; bald erzeugt er lebhaftes Bewegungen, bald hingegen lähmt er. Eine erschöpfende Psychologie könnte vielleicht zeigen, daß den verschiedenen Ausdrucksformen des Zorns verschiedene Grade und Abstufungen ein und desselben Gefühls entsprechen, von dem Schmallen, das sich beim Kinde durch seine gerunzelte Stirn und das „Maulen“ ver-

rät, bis zur Wut, die seinen kleinen Körper in die Höhe richtet und sich krampfhaft zusammenziehen läßt.

Wie dem aber auch sein mag, man kann sich der Thatsache nicht verschließen, daß das Kind trotz seiner allerliebsten Treuerzigkeit frühzeitig einige der schlimmen Gefühle in sich nährt, die Bain „antisoziale Instinkte“ nennt. In seinem Herzen liegen die Keime der Bosheit, des Hasses, der feindseligen Neigungen und ein gewisser Zerstörungstrieb. In Unordnung bringen, entzwei machen, zerreißen, ausreißen und töten sind seine täglichen Freuden. Es zeigt leidenschaftliche und böse Regungen, welche trotz der gegenteiligen Regungen der Güte und Sympathie, die jenen mit der dem frühesten Alter eigenen Unbeständigkeit und Beweglichkeit folgen, nicht übersehen oder vergessen werden können. Bisweilen hat es den Anschein, als ob das Kind Vergnügen daran finde, andere zu necken und zu quälen. Es will bisweilen gewisse Gegenstände haben, weniger um sie zu besitzen, als vielmehr, weil es sie nicht in den Händen seiner Brüder oder Kameraden sehen mag. Indem man die Neigungen des Kindes in sittlicher Hinsicht untersucht, überzeugt man sich ganz besonders, wie sehr sich La Bruyère täuschte, als er sagte: „Der Charakter des Kindes ist immer ein und derselbe.“ Nein, nicht nur die ungleichen Fortschritte der Vernunft machen die Charaktere verschieden. Der Abstand liegt in der Natur. Kein Kind ist einem andern völlig gleich. Ein Kind gleicht sich selber nicht immer¹⁾. Fourier stellte diese Verschiedenheit der Naturen in klarer Weise fest, indem er die Säuglinge und die Pausbäckigen in drei Klassen einteilte, in „Gutartige, Böartige und Teufliche“. Übrigens war er bei den Böartigen und Teuflichen von dem Vorhandensein schlechter Triebe so überzeugt, daß er nicht einmal daran dachte, sie zu bekämpfen. Er sann nur darüber nach, diese beiden Klassen in den von ihm vorgeschlagenen Gemeindegemeinschaften nützlich zu machen, indem sie auf eine ihrer Neigung angemessene Art beschäftigt werden sollten, beispielsweise mit der Ausrottung von Reptilien²⁾.

¹⁾ [Siehe Strümpell, Die Verschiedenheit der Kindernaturen. Leipzig, 1894. Siegert, Die Periodizität in der Entwicklung der Kindesnatur. Leipzig, 1891. U.]

²⁾ [Diese Gedanken sind entwickelt in Fourier, *Traité d'association domestique agricole*. Paris, 1822. U.]

Wenn wir in allen Fällen, selbst unter den von Natur normalen Verhältnissen, bereits einen allgemeinen Keim angeborener Bösartigkeit feststellen müssen, so zeigen sich überdies infolge gewisser Erblichkeitsverhältnisse mehr eigenartige Dispositionen zum Bösen. Als Caligula sah, daß sein Töchterchen Fliegen tötete, sagte er lächelnd: „Sie ist wie ich!“ Übrigens wird es stets schwierig sein, bei besonders schlechten, widerspenstigen, hartnäckigen, spöttischen, zornigen und grausamen Naturen zu scheiden zwischen dem, was aus der Vererbung stammt, und dem, was auf Rechnung der Erziehung kommt¹⁾.

Wir wollen zugeben, daß sich die Fehler schlechter Eltern in geheimnisvoller Weise auf die Kinder vererben; aber noch viel sicherer ist, daß solche Eltern ihre Kinder schlecht erziehen, daß sie ihnen von der Wiege an genau das Beispiel der Untugenden geben, die diese von den Eltern haben, so daß die frühzeitige Verderbtheit ebenso gut auf Nachahmung wie auf Vererbung zurückgeführt werden kann. Die einzigen, leider zu zahlreichen Fälle, in denen der Einfluß der Vererbung unbestreitbar ist, sind die, wo sie der Natur etwas Pathologisches verleiht, wo eine angeborene Verderbtheit aus Mängeln in der körperlichen Ausbildung, aus der Rassenentartung hervorgeht, die ihre Quelle in dem physischen und moralischen Elend hat und sich als Trieb zum Stehlen und Morden, sowie als Sucht zur Brandstiftung und als Neigung zum Selbstmord äußert. Man verteidigt gegenwärtig die Behauptung, daß es geborene Diebe und geborene Mörder gebe, daß gewisse Kinder von Geburt an alle Kennzeichen des Verbrechertypus aufwiesen. Wir wollen auf diese sehr schwierige Frage, deren Untersuchung uns zu weit führen würde, nicht eingehen; aber wir müssen doch ohne weiteres sagen, daß die Psychologen dieser Richtung, die mit Lombroso den geborenen Verbrecher als eine besondere menschliche Abart, als ein „Erblichkeitsprodukt“ betrachten, nach unserer Meinung die Einflüsse der Erblichkeit zu hoch anschlagen. Die verbrecherischen Kinder werden das, was sie sind, ganz besonders durch den Einfluß der Erziehung oder vielmehr der Nichterziehung, und sind,

¹⁾ Sikorski bemerkt sehr richtig, daß die Kinder sogar in der ersten Zeit ihres Daseins hinsichtlich des Gemüts sehr von einander abweichen. Während die einen mehr oder weniger geduldig sind und ihre gute Stimmung bewahren, sind andre hingegen ungeduldig, reizbar und weinen bei jeder Gelegenheit.

wie man gesagt hat, „soziologische Produkte“. Der wirkliche Ursprung des Verbrechens liegt in der Familie, in der Umgebung, in den Verhältnissen¹⁾. Ein jugendlicher Mörder, von dem vor einigen Jahren viel gesprochen wurde, Joseph Lepage, sagte: „Wenn meine Mutter noch gelebt hätte, so würde ich nicht so gehandelt haben²⁾.“

V.

Beeilen wir uns, das Blatt zu wenden, und stellen wir dem Bilde von den Untugenden des Kindes das Bild von seinen guten Eigenschaften gegenüber. Wenn man in dem Bewußtsein des Kindes noch nicht die abstrakte Vorstellung der Pflicht, noch nichts von dem, was die wahre Sittlichkeit ausmacht, entdecken kann, so findet man bei ihm doch wenigstens die natürlichen Gefühle, welche dem Pflichtgefühl vorausgehen und die Tugenden vorbereiten. Neben den schlechten Neigungen wachsen fast immer gute, welche die ersteren verbessern und unterdrücken, wenn nur die Erziehung der Natur zu Hilfe kommt. „In dem Herzen des Kindes, sagt ein Schüler Pestalozzis, sind die guten und schlechten Triebe schon erwacht und machen sich den maßgebenden Einfluß auf das Leben streitig. Diejenigen, welche am meisten Gelegenheit haben, sich zu bethätigen, werden sich auch am schnellsten und stärksten entwickeln und den Charakter des Kindes beherrschen³⁾.“

Man sieht nicht selten geizige Kinder, die einen Pfennig nach dem andern einschließen und mit eifriger Sorgfalt alles überwachen, was sie als ihr Eigentum ansehen. Auf der andern Seite ist aber auch die Freigebigkeit und Wohlthätigkeit gewisser Kinder eine bekannte Sache. Ein kleines Mädchen, Petrona, dessen Bild uns die lebenswürdige schwedische Schriftstellerin Friederike Bremer gezeichnet hat, „ist gut; sie giebt andern für ihr Leben gern“. Übrigens ist es für das Kind schwerer, seinen Kuchen mit einem andern zu teilen oder ihm

¹⁾ [Siehe hierzu Ferriani, *Minderjährige Verbrecher*. Deutsch von Ruhemann. Berlin, 1896. U.]

²⁾ Über diesen Gegenstand siehe Tomel et Rollet, *Les Enfants en prison*. Paris, 1892. [Zu dem ganzen Abschnitte siehe: Strümpell, *Pädagogische Pathologie*. 3. Aufl. Leipzig, 1899. — Scholz, *Die Charakterfehler des Kindes*. Leipzig, 1890. — Ferner unsere Zeitschrift „Die Kinderfehler“. Langensalza, 1896 ff. Jährl. sechs Hefte. U.]

³⁾ De Guimps, *Le Livre des mères*, p. 28.

seine Spielsachen abzutreten, als eine Gabe in Geld zu verabreichen, dessen Wert es noch nicht kennt. Vielleicht giebt es am liebsten denjenigen, von welchen es eine entsprechende Gegenleistung erwartet, z. B. der Mutter, die mit der einen Hand nimmt, um mit der andern zu geben. Zuweilen bietet es etwas an in der Hoffnung, daß man es zurückweisen werde, und ein La Rochefoucauld der Kindheit hat hierüber eine hübsche Szene ersonnen, die sich in der Wirklichkeit oft wiederholt¹⁾.

Ebenso richtig ist es, daß eine gewisse Neigung zum Wohlthun, die nur in einer thätigen Sympathie besteht, gerade wie die Sympathie selbst, zu den Trieben gezählt werden muß, von denen die Kinder so frühzeitig allerliebste Beweise ablegen.

Diese Sympathie erstreckt sich auf alle Dinge, auf unbelebte Gegenstände und auf Tiere ebensogut, wie auf menschliche Wesen. Edgar Quinet erinnert sich, daß er im Alter von drei Jahren mit einem scheußlichen Hanswurst spielte, der ihm hundertmal lieber war als alle Herrlichkeiten, die ganz Paris seinen Augen darbot. Wer könnte die Schätze von Zärtlichkeit in den Herzen der Kinder bestreiten, der gesehen hat, wie sie die Puppe liebken und wegen eines toten Sperlings Rührung empfinden. Man sage nur nicht, diese Gemütsempfänglichkeit sei stets eine oberflächliche. Das Kinderherz zeigt sich in seinen ersten Enttäuschungen oft untröstlich. „Mein erster Kummer, sagt abermals Quinet, stammt aus dem zweiten Jahre. Meine gute Katharine verlobte sich; ich betete sie an. Mein Schreien und meine Verzweiflung vermochten nicht, sie zurückzuhalten oder auch nur einen Aufschub zu erlangen. Sie verheiratete sich und ging fort. Es war zum Sterben. Tage und Monate vergingen, und meine Trostlosigkeit wurde nur größer.“

Die Beispiele von einer solchen besondern Zuneigung, einer solchen Wahlverwandtschaft, sind bei Kindern häufig. Ebenso häufig ist eine unbestimmte, fast alltägliche Sympathie für alle, die ihnen durch die beständigen Beziehungen vertraut geworden sind. „Man hat mir erzählt, sagt Pierre Loti, daß ich als kleines Kind niemand von den Familienangehörigen, selbst nicht für den

¹⁾ Louis Ratisbonne, *Les Petits hommes*. Ein Mädchen sagte zu ihrer Schwester mit Bezug auf ein Schäfchen: „Ich wollte es Dir wohl geben, aber Du siehst, ich kann nicht; es gehört ja mir.“

kürzesten Gang oder Besuch, aus dem Hause gehen liefs, ohne mich vorher versichert zu haben, daß er auch zurückkommen werde. ‚Sage, kommst Du auch wieder?‘ war meine gewohnte ängstliche Frage, nachdem ich dem, der wegging, bis zur Thür gefolgt war. Es war das gleichsam ein rührender Angstschrei gegenüber denen, die fortgingen, und von denen ich nicht für immer getrennt sein wollte.“

Bisweilen aber äußert sich die kindliche Gemütsempfänglichkeit über den Kreis der Familie hinaus. Sie bricht sogar angesichts der vorausgesetzten Leiden oder Gefahren hervor, denen eine unbekannte Person ausgesetzt ist. Eine russische Schriftstellerin, Frau Manazeïn, die ein beachtenswertes Werk über die geistige Überbürdung geschrieben hat, erzählt folgende, von ihr im Zoologischen Garten zu St. Petersburg selbst erlebte Tatsache: „Eine große Menschenmenge sah ruhig den Kunststücken eines Elefanten zu und besonders einer Szene, wo dieser sich anschickte, über den Wächter, der sich auf die Erde gelegt hatte, hinwegzuschreiten. Ein zweijähriges Mädchen, das von der Wärterin auf dem Arm getragen wurde, fing heftig zu weinen an und protestierte durch Gebärden und Stimmäußerungen gegen den Spaziergang des Elefanten über den Körper des Mannes. Man bemühte sich, das Kind zu beschwichtigen, aber trotz der beruhigenden Worte des Wächters und trotz des Kindermädchens, das über ein solch unanständiges Betragen wahrhaft entrüstet war, wollte das Kind von nichts hören und wurde erst dann stille, als der Wärter wieder aufstand und den Elefanten mit einem Glöckchen klingeln liefs¹⁾.“

Wenn man in dieser Gemütsbewegung eines zweijährigen Mädchens das Erwachen des umfassenden Gefühls von der menschlichen Solidarität erblickt, so thut man den Dingen durchaus nicht Gewalt an. Man wird freilich sagen, das überraschte Kind habe vor diesem ungewöhnlichen Schauspiel Furcht empfunden. Ist aber die Furcht um eines andern willen im Grunde nicht Liebe?

¹⁾ Manacéïne, *Le Surmenage mental*, p. 248. Paris, 1890. — Der englische Philosoph Galton stellt ebenfalls fest, daß die Kinder in den zoologischen Gärten Londons gemächlich erregt werden, wenn man den Schlangen bei der Fütterung lebende Tiere zu fressen giebt, während die Erwachsenen hierbei ganz unempfindlich bleiben.

Bei den andern, so zu sagen gewöhnlichen Formen der kindlichen Sympathie, bei der Kindes- und Bruderliebe halten wir uns nicht auf. Um in diesem Punkte jeden Zweifel zu verlieren, genügt es, das Kind in dem Augenblicke zu betrachten, wo es seine Mutter oder Schwester mit lächelndem und anmutigem Gesicht ansieht, dem der Stempel des Vertrauens der Hingabe und Zärtlichkeit aufgeprägt ist.

Eine weniger natürliche Neigung, deren erste Anzeichen man aber dennoch in einem sehr zarten Alter wahrnehmen kann, ist das Gerechtigkeitsgefühl¹⁾. Ich bin stets überrascht gewesen, mit welcher Entschiedenheit der eine meiner Söhne dieselbe Behandlung für sich in Anspruch nahm, die seinem begünstigteren Bruder zu teil wurde, wenn es sich um etwas Angenehmes handelte, beispielsweise um die Austeilung einer Leckerei; wie er hingegen für den Bruder den gleichen Teil von unangenehmen Verpflichtungen beanspruchte, die ihm selbst auferlegt worden waren. Man beobachte die Kinder bei ihren Spielen: „Jeder der Reihe nach!“ ist eine der Redensarten, die am häufigsten wiederkehren. Denken wir daran, mit welcher tiefen Entrüstung Rousseau als Kind gegen die Ungerechtigkeit Einspruch erhob, deren Opfer er zu sein glaubte. „Die Mutter, sagt Michelet, lehrt keineswegs das Kind, was recht ist, sondern sie wendet sich an den Sinn für das Rechte, den es von Natur besitzt.“ Braucht man sich darüber zu wundern, daß das Kind dieses Gerechtigkeitsgefühl anfangs nur mit Bezug auf sich selbst hat, und daß es zuerst nur vom Guten den gleichen Anteil haben will, vom Übeln aber den gleichen Anteil für andre verlangt? Erst das Nachdenken vermag die Lücken seiner natürlichen innern Antriebe auszufüllen und ein Gefühl zu vervollständigen, das wenigstens das Verdienst hat, tiefgehend zu sein.

Die rein sittlichen Gefühle, wie Gewissensbisse und Reue, können sich erst vom sechsten oder siebenten Jahr ab in der Kindesseele entwickeln. Edgar Quinet hatte das siebente Jahr erreicht, das Alter der Vernunft, wie die Theologen sagen, das Alter, wo die Sünden angerechnet werden, wie ein Kind sich ausdrückte. Seine Mutter hatte ihn in ernster Weise auf die Wichtigkeit dieses Zeitpunktes aufmerksam gemacht, mit dem er für seine

¹⁾ Michelet sagt sogar: „Das Gerechtigkeitsgefühl ist angeboren“.

Handlung verantwortlich werde. Das Ergebnis war für einige Tage ein verdoppelter Gehorsam und eine tadellose Führung. Aber nichts ist vollkommen, besonders mit sieben Jahren. Es wurde eine ziemlich schwere Unart begangen. Der Schuldige vergrößerte sie noch durch den Ärger, sie begangen zu haben, und geriet in hellen Aufruhr. Aber die Gewissensbisse ließen nicht auf sich warten. Und welche Gewissensbisse! „Es war eine grenzenlose Verzweiflung, die niemand beschwichtigen konnte. Ich irrte den ganzen Tag auf der äußeren Galerie des Hauses umher; wenn die Bauern vorübergingen und sich näherten, rief ich mit einer kläglichsten Stimme, indem ich mir das Haar raufte: „Ich bin verdammt! Ich bin verdammt!“ Diesen Schrei eines zum erstenmal erwachenden Gewissens wird man zweifellos nicht mit derselben untröstlichen Überzeugung von allen Kinderlippen vernehmen; man wird sogar bei vielen kleinen Schulkindern nichts finden, was ihm gliche; aber man darf die wirkliche Menschennatur nicht an den Proben studieren, die am stiefmütterlichsten behandelt worden sind; im Gegenteil, wenn man zu einer gerechten Beurteilung gelangen will, so muß man das genaue Maß dessen, was der Mensch kann, bei denjenigen Individuen suchen, die dank einer günstigen Umgebung unter normalen Bedingungen aufgewachsen sind. Überdies darf man nicht vergessen, daß die guten Eigenschaften des Kindes oft nur der Widerschein der elterlichen Tugenden sind, und daß der kindliche Charakter sozusagen einem Drama gleicht, das zwei Verfasser hat. Es läßt sich schwer sagen, was von dem einen Mitarbeiter und was vom andern, was von der Natur und was von der Erziehung herrührt.

Fünfzehntes Kapitel.

Geistesstörung bei Kindern.

I. Das Kindesalter wird von Geistesstörungen nicht verschont. — Gleichwohl sind Krankheitsfälle im frühesten Alter selten. — Esquirols Ansicht. — Neuere Beobachtungen. — Geistesstörungen vor dem dritten Lebensjahre. — Geistesstörung von Geburt an. — Einfluß der Vererbung. — Zustände der Kindesnatur, die vor Geistesstörung schützen. Entgegengesetzte Zustände. — Intelligenz-, Gemüts- und Willensstörungen. — — II. Muskelstörungen. — Die Konvulsionen sind in gewisser Hinsicht eine psychische Krankheit. — Geistesstörung bei Tieren. — Die Halluzinationen oder Störungen der äußern Wahrnehmung. — Körperliche und psychische Ursachen der Halluzinationen. — Der Anteil der Phantasie bei den Halluzinationen. — Die Halluzinationen sind bei Kindern selten und überdies schwer zu beobachten. — Halluzinationen bei Tieren. — Beispiele von Halluzinationen bei Kindern. — Nächtliche Schreckbilder. — — III. Die allgemeine Geistesstörung. — Auch sie bleibt dem Kindesalter nicht erspart. — Die Manie und das Delirium der Ideen. — Beispiele von einer ruhigen Manie bei einem vierjährigen Mädchen. — Beispiele von Tobsucht. — Die Monomanie scheint beim Kinde nicht vorzukommen. — Die Heilung der Manie ist beim Kinde möglich. — Kataleptische Störungen. — Störungen des Gemüts sind häufiger als Störungen der Intelligenz. — Krankhafte verdorbene Naturen. — Die Neigung zum Selbstmord. — — IV. Die Geistesstörung des Kindes als Geistesstörung des Erwachsenen im kleinen. — Man findet bei ihm mehr die Elemente der Geistesstörung, als eine vollständige und allgemeine. — Die Ursachen der Geistesstörung beim Kinde. — Vorherrschen der körperlichen Ursachen. — Die Krankheiten als Schädigungen des Gehirns. — Der Schreck. — Erbliche Ursachen. — Die Geistesstörung ist von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragbar.

I.

Es ist eine ziemlich verbreitete und auf jeden Fall sehr erklärliche Auffassung, daß das Kind dank seiner Jugend vor Geistesstörungen geschützt sei. Wie kann man auch ohne weiteres glauben, die Natur gebe sich dem grausamen Spiele hin, die kaum

geformten Seelen wieder zu verunstalten, das, was eben in der Ausbildung begriffen ist, zu zerstören, und Wesen, die sie kaum ins Leben gerufen hat, der geistigen Zerrüttung preiszugeben? Geboren werden, um der Geisteskrankheit anheimzufallen, welche Anomalie, welch scheinbarer Widerspruch mit den Gesetzen der Natur! Sollte das Kind infolge der Widerstandsfähigkeit einer Kraft, welche durch die Berührung mit den menschlichen Dingen noch nicht abgenutzt und noch nicht ermüdet ist, infolge seiner noch ungeschädigten angehenden Fähigkeiten vor dem Irrsinn nicht Gnade finden? Der Verfasser eines neueren Buches über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, drückt sich im gleichen Sinne aus: „Irrsinn bei Kindern! ruft er. Erfasst einem nicht beim Lesen dieser Worte ein Gefühl tiefer Traurigkeit? Ist es denn wirklich möglich, daß dieses fröhliche, um Vergangenheit und Zukunft unbekümmerte Alter, welches nur für die Gegenwart lebt und die Sorgen des Daseins noch nicht kennt, von der furchtbarsten Geißel heimgesucht wird, die ein denkendes Wesen treffen kann ¹⁾.“

Die Thatsachen gestatten es nicht, bei dieser angenehmen Täuschung stehen zu bleiben. Die Kinder werden von Geistesstörungen nicht mehr verschont, als von körperlicher Krankheit und von der Idiotie. Ohne Zweifel ist die Geisteskrankheit im frühesten Alter und selbst in der spätern Jugendzeit verhältnismäßig selten. In der Statistik der Geistesstörungen beginnen sich die Fächer in der Zeit vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre zu füllen. Vom dreißigsten bis vierzigsten Jahre treten sie haufenweise auf, wie Guislain sagt. In dem Alter, wo die Fähigkeiten die kräftige Frische der ersten Jahre verloren haben, wo die Leidenschaften heftig geworden sind, und der Mensch sich am stärksten in den Kampf ums Dasein hineingezogen sieht, haben sie natürlich den günstigsten Boden. Nach dem vierzigsten Jahre nimmt das Verhältnis wieder ab. In dieser Zeit wird der Mensch weniger leicht geisteskrank, da er seine Kräfte in den Kämpfen des Daseins bereits mit Erfolg versucht hat und in seiner Vernunft ebenso gefestigt und gestärkt ist, wie in seinem Temperament

¹⁾ Paul Moreau, Der Irrsinn im Kindesalter. Deutsch von Galatti. Stuttgart, 1889. S. 1. [Besser und reichhaltiger als das Werk von Moreau ist Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters. Tübingen, 1887. U.]

und in seiner körperlichen Gesundheit. Erst das Greisenalter mit seiner allgemeinen Schwäche der Fähigkeiten führt zahlreichere Fälle von Geistesstörung, von seniler Demenz mit sich. Kein Lebensalter ist vor Geistesstörungen vollständig gesichert; der einzige Vorteil besteht für gewisse Altersstufen, z. B. für das Kindesalter, darin, daß sie hier seltener sind. Das Kind, das man nur in der regelrechten Entwicklung seines Geistes- und Gemütslebens studieren und nur in der anmutigen und reinen Entfaltung seiner Natur zeichnen möchte, ist trotz der günstigen Verhältnisse, die es schützen, von dem allgemeinen Gesetze nicht ausgenommen und kann in jeder nur einigermaßen vollständigen Arbeit über die Geisteskrankheiten ein besonderes Kapitel beanspruchen¹⁾.

Esquirol schien entgegengesetzter Ansicht zu sein, als er schrieb: „Das Kind ist vor dem Irresein geschützt;“ aber um diese zu allgemein und zu bedingungslos gefasste Regel zu berichtigen, fügte er sogleich hinzu, „wenigstens dann, wenn es bei der Geburt nicht gewisse organische Fehler mitbringt, oder wenn es nicht infolge von Konvulsionen in Imbecillität oder Idiotie verfällt.“ Fügen wir selbst hinzu, daß die von Esquirol zugestandenen Ausnahmen unzureichend und unvollständig sind. Es lassen sich nicht alle Fälle kindlicher Seelenstörung, nicht einmal die von Esquirol angeführten, in die allzu engen Kategorien einordnen, die von einem organischen Fehler herrühren oder durch Krampfanfälle hervorgerufen werden. Schon beim Kinde können psychische Ursachen wirksam sein, wie das der von Esquirol selbst behandelte kleine Maniakalische beweist, der bis zum achten Jahre in seinen Fähigkeiten nichts Auffallendes bekundet hatte, aber nach der Belagerung von Paris 1814, von allem, was er sah, erschreckt und beunruhigt, plötzlich in die ausgesprochensten geistigen Störungen verfiel.

Seit Esquirol ist eine große Zahl von Thatsachen gesammelt worden, die den Gegenstand erweitern und einige allgemeine Schlussfolgerungen möglich machen. So findet man z. B. eine lange und interessante Reihe von Beobachtungen in einer Arbeit

¹⁾ In dem bereits angeführten Buche Moreaus findet man einen geschichtlichen Überblick über den Gegenstand (S. 11—14). [Viel umfassender und gründlicher ist der Überblick bei Emminghaus a. a. O., S. 14—17. U.]

Berkhans (1864)¹⁾. Andre Fälle sind zu wiederholten Malen in den *Annales médico-psychologiques* beschrieben worden. Auch zögern die meisten Irrenärzte nicht mehr, die Möglichkeit von Geistesstörungen im Kindesalter anzuerkennen. Maudsley hat in seiner „Physiologie und Pathologie der Seele“ [deutsch von Böhm, Würzburg 1870] diese neue Seite der Geistesstörungen in einem besondern Kapitel unter dem Titel „Das Irresein des kindlichen Alters“ hervorgehoben.

Es scheint indessen, daß die Beobachter von dem Vorhandensein geistiger Störungen beim ganz kleinen Kinde nichts wissen wollen. Gegen das achte oder zehnte Jahr aber sind die Thatsachen zu zahlreich, als daß man sie leugnen könnte. „Es giebt keinen Irrenarzt, sagt Morel, der nicht wirkliche geistige Störungen bei Kindern im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren anführen könnte“.²⁾ Demnach könnte das Kind frühestens vom sechsten Jahre ab geistesgestört werden. Die Thatsachen widersprechen aber dieser Ansicht und zeigen, daß das Alter der Geisteskrankheit bis in die ersten Anfänge des Lebens zurückreicht. Esquirol erinnert an die Beobachtung, die Franck an einem vierundzwanzig Monate alten Maniakalischen anstellte. Haslam spricht von einem kleinen Mädchen, das gegen das dritte Lebensjahr von einer Geistesstörung befallen wurde, und von einem zweijährigen Knaben, der aus unbekannter Ursache in maniakalische Aufregung geriet.

Stoll erzählt die Geschichte eines Kindes, das infolge der Impfung in Manie verfiel. Wir werden noch Gelegenheit haben, über weitere ähnliche Beispiele einer frühzeitigen Geistesstörung zu berichten. Die Geistesstörung kann also dem ersten Erwachen des Geisteslebens unmittelbar folgen und es sogar begleiten. Es ist nicht genug, zu sagen, das Kind könne geisteskrank werden; in Wahrheit wird es bisweilen geisteskrank geboren.

¹⁾ Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Psychiatrie [1863, S. 65. 1864, S. 129. Diese Arbeit nennt Emminghaus die erste Skizze einer Monographie der Kinderpsychosen. U.]

²⁾ [Nachdem Koch neuerdings seine Lehre von gewissen Zwischenzuständen, den „psychopathischen Minderwertigkeiten“, begründet hat, ist das Gebiet auch für das früheste Kindesalter sehr erweitert worden. Siehe besonders Roemer, Über psychopathische Minderwertigkeiten des Säuglingsalters. Stuttgart, 1892. Vergleiche auch desselben Verfassers Buch „Psychiatrie und Seelsorge“. Berlin, 1899. U.]

Nichts ist übrigens verständlicher als die Möglichkeit der Geistesstörung bei Kindern; sie würde, falls sie nicht durch die Erfahrung erwiesen wäre, *a priori* sicher sein. Man braucht nur zu bedenken, daß der Neugeborene kein gänzlich neues Wesen ist. Er hat bereits eine Vergangenheit, nämlich diejenige seiner Familie und seiner Rasse. Er ist der Erbe eines Vermächtnisses von Dispositionen, Geschicklichkeiten, guten und schlechten Eigenschaften, eines Erbteils, das ihm die Handlungen seiner Vorfahren hinterlassen haben.

Seine individuelle Natur hat ihre tiefen und verborgenen Wurzeln in der gemeinsamen Natur der Familie, welcher er angehört. Es kann hier also eine angeborene Geistesstörung geben, wie es eine angeborene geistige Gesundheit giebt. Das Kind kann mit krankhaften Anlagen in geistiger wie in körperlicher Hinsicht zur Welt kommen. Ohne Zweifel entwickeln sich die krankhaften Keime in der Seele meistens nicht sofort. Sie brüten lange Jahre und bleiben in einem latenten Zustande, bis sie unter der Einwirkung der Umstände plötzlich hervorbrechen. Bisweilen entfaltet sich die auf das neue Individuum übertragene Anlage erst nach einer bestimmten Zeit, zu einem gewissermaßen im voraus festgesetzten Zeitpunkte. Ein Mann verheiratet sich und wird zu einer gewissen Zeit geisteskrank; sein Sohn, der vor dieser Zeit geboren ist, wird vielleicht einen Anfall von Geistesstörung haben, der vorübergehend den Zustand des Vaters darstellt. Die vererbte Geisteskrankheit entwickelt sich aber nicht immer erst nach langer Zeit und in so langsamer Weise. Es kommt auch vor, daß sie vom ersten Tage an hervorbricht, besonders wenn die Geisteskrankheit der Eltern zur Zeit der Zeugung oder der Schwangerschaft bestanden hat. Crichton Brown giebt hierzu (nach Greeding) ein treffendes Beispiel: „Eine etwa vierzig Jahre alte wirklich geisteskranke, aber körperlich recht gesunde Frau kam am 20. Januar 1763 mit einem Kinde männlichen Geschlechts nieder, das sofort tobsüchtig wurde. Als man es am 24. Januar in unsere Anstalt brachte, hatte es in seinen Armen und Beinen eine solche Kraft, daß vier Frauen es kaum zu halten vermochten. Die Anfälle endigten mit unerklärlichem lautem Lachen, oder das Kind wurde auch vom Zorn erfaßt und zerbrach und zerrifs alles, was es erreichen konnte, seine Kleider, seine Decken, sein Bettzeug. Wir wagten nicht, es allein zu

lassen; es würde auf Tische und Bänke gestiegen sein oder sogar versucht haben, auf die Straße zu kriechen. Kurze Zeit nachher, als das Zahnen begann, starb das Kind ¹⁾." Hier war die Geisteskrankheit von der Mutter in Form einer direkten Mitteilung, so zu sagen von Hand zu Hand übertragen worden. Die Geistesstörung der Mutter setzte sich ohne Unterbrechung und in ähnlicher Weise in der maniakalischen Erregtheit des Sohnes fort.

Die krankhafte Vererbung ist also nicht allein auf Entfernung, gleichsam langer Hand thätig, sondern ihr Einfluß kann auch ein unmittelbarer und sofortiger sein. Der Ausbruch des Übels wird im allgemeinen von den besondern Umständen des kindlichen Geisteslebens hintangehalten. Sogar die Schwäche der kindlichen Intelligenz ist eine Garantie, ein Schutz gegen Geistesstörung. Die erste Bedingung einer Zerstörung besteht darin, daß etwas vorhanden ist, was zerstört werden kann. Wo nichts ist, da hat, wie man sagt, der König sein Recht verloren.

In andrer Beziehung indessen gewährt die Natur des Kindes den Verheerungen der Geistesstörung leichtes Spiel. Unter den zahlreichen pathologischen Veränderungen giebt es zwei sehr deutlich gekennzeichnete Formen geistiger Störungen, die Störungen der Intelligenz und die Störungen des Gemüths. Die einen bestehen hauptsächlich in den Störungen der Gedanken und in dem Widersinn der Auffassung, die andern hingegen in der Schädigung der Begehungen und in der Verkehrtheit der Handlungen. Die erste Form wird durch das Fehlen von vermittelnden Ideen hervorgerufen, die sich im normalen Zustande zwischen die Wahrnehmung und die Deutung einschieben, die die krankhafte Idee hindern, in das Geistesleben einzudringen und sich festzusetzen, oder sie wenigstens vertreiben und so die Illusionen und Halluzinationen berichtigen. Ebenso werden die Störungen des Gemüths durch das Fehlen des Willens gekennzeichnet, d. h. durch das Fehlen der mäßigenden Macht, die sich beim gesunden Menschen zwischen den innern Antrieb und die Handlung stellt und in dem Augenblicke, wo der Mensch im Begriff ist, sich vom Instinkt oder blinden Begehren fortreißen zu lassen, hemmend wirkt. Nun ist gerade das Kind bei seiner Armut an Erinnerungen und bei der Dürftigkeit der Intelligenz, wie auch infolge seiner Willensträg-

¹⁾ Maudsley, Physiologie und Pathologie der Seele.

heit unter beiden Gesichtspunkten für die Entwicklung der Geisteskrankheit der günstigste Boden. Wenn die krankhaften Ideen einmal in sein Bewußtsein eingetreten sind, begegnen sie hier keinem Hindernisse; sein Gedächtnis ist zu schwach und an Erfahrungen zu arm, um der durch die Halluzination eingegebenen falschen Auffassung Widerstand zu leisten. Ebenso sind die durch Vererbung übertragenen krankhaften innern Antriebe, die ein ausgebildeter Wille vielleicht beherrschen könnte, beim Kinde unwiderstehlich; sein schwankender Wille setzt den schlechten Trieben nicht irgendwelchen Damm entgegen. Wenn der Irrsinn einen Erwachsenen bedroht, so muß er zunächst eine erprobte Intelligenz überwinden, die seit langer Zeit in ihren Auffassungen gefestigt ist, so daß die Halluzination selbst gleichzeitig mit der Vernunft bestehen kann; er muß ferner jene Willensstärke besiegen, die durch das Alter gekräftigt worden ist, und vor der die unbedachten Einflüsterungen der Leidenschaft und die wunderlichen und launenhaften Begehungen, welche selbst an den gesunden Geist herantreten, jeden Augenblick Halt machen müssen. Wenn sich aber der Irrsinn unglücklicherweise auf ein Kind stürzt, so hat er von vorn herein gewonnen; er richtet in dem nicht verteidigten Gebiete ungehindert seine Verheerungen an.

Die Möglichkeit geistiger Störungen bei Kindern läßt sich also nicht mehr bestreiten. Nachdem diese allgemeine Wahrheit festgestellt ist, müssen wir dem einzelnen näher treten und die Formen aufsuchen, unter denen sich in den sich erst entwickelnden Seelen, die noch leicht aus dem Gleichgewicht kommen, die Erscheinungen des Irreseins darstellen, und endlich müssen wir der parallelen Entwicklung der Fähigkeiten und der Krankheiten, von denen diese befallen sind, nachgehen.

II.

Das Leben des Kindes äußert sich zuerst in der Muskelthätigkeit. Wie wir gesagt haben, liefse sich das Kind in den ersten Tagen seines Daseins als ein Wesen definieren, das sich bewegt. Seine Bewegungen sind spontan, automatisch oder reflexmäÙig und werden durch innere Kräfte oder durch Erregungen von außen hervorgerufen.

Sie werden noch nicht vom Willen beherrscht, aber selbst in dieser fast unbewußten Beweglichkeit des Kindes giebt es, falls

nicht irgend ein krankhafter Einfluß wirksam ist, eine natürliche Ordnung und bisweilen eine unwillkürliche und ungesuchte Anmut. Wenn die Krankheit eingreift, so tritt an Stelle dieser regelmäßigen, rhythmischen Bewegungen eine durchaus regellose, ausgelassene Beweglichkeit; es stellen sich schreckliche Zustände der Muskelunruhe ein, und schliesslich tritt die Geißel der Kindheit auf, die unter dem Namen Konvulsionen bekannt ist.

Die Konvulsionen können nicht als eine bloß körperliche Krankheit angesehen werden; sie sind in gewisser Beziehung eine wirkliche Geisteskrankheit. Bewiesen wird dies durch den Einfluß, den sie oft auf die künftige Entwicklung des geistigen Lebens ausüben. Sie lassen es dann nicht dabei bewenden, daß das Kind in heftiger Weise von körperlichen Störungen befallen wird; sie begnügen sich nicht damit, die Glieder zu verrenken und das Gesicht zu verzerren; es kommt auch vor, daß sie das Geistesleben angreifen und den kleinen Patienten für das ganze Leben zum Idioten machen. „Wir sehen den Konvulsionen des frühesten Kindesalters recht oft die Idiotie folgen¹⁾.“ Ein weiterer Beweis liegt in den geistigen Störungen, von denen die Konvulsionen begleitet werden, wenn sie bei Kindern auftreten, die bereits etwas herangewachsen sind. Alsdann besteht die unmittelbare Wirkung in dem vollständigen Verlust des Bewußtseins, in einer Art Betäubung. Übrigens gehören die Konvulsionen als Störungen der Muskelthätigkeit auch an sich in das Gebiet der Psychologie. Man kann sie als Muskeldelirium bezeichnen, ebenso wie das Delirium gleichsam eine Konvulsion des Geistes ist.

In dem Alter, wo das Geistesleben noch nicht erwacht ist, sind die Konvulsionen die einzig mögliche Form des Irreseins. Während sie beim Erwachsenen mit der Störung aller geistigen Fähigkeiten verbunden sind, treten sie bei Kindern gleichsam isoliert auf. Der krankhafte Zustand, den sie verraten, kann sich nur auf die einzige Fähigkeit erstrecken, die entwickelt ist, nämlich auf die Fähigkeit, sich zu bewegen. Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß die Konvulsionen äußerlich den Anschein, gleichsam die Maske des Irreseins erzeugen. Es giebt nichts, was dem Maniakalischen, der sich in unsinnigen Bewegungen windet, der „Pythia“, die sich abarbeitet, und dem Besessenen, dem der Teufel die

¹⁾ Trousseau, *Clinique médicale*, 1868, II, p. 181.

Glieder zusammenzieht, und der blind drauf los gestikuliert, mehr gleicht, als das kleine Kind, das von Konvulsionen befallen wird. Auch bei den Tieren geben sich die geistigen Störungen in Konvulsionen oder ähnlichen Anfällen kund. Den Fischern auf der Wolga ist eine Fischart bekannt, die sie des Irrsinns für fähig halten, weil solche Fische ungestüm im Kreise herumschwimmen. Der gewöhnlich so ruhige und sanftmütige Elefant wird bisweilen von einer Art Wahnsinn ergriffen; er gerät in wilde Aufregung; er stürzt sich auf alles, was ihm in den Weg kommt, auf Menschen, Tiere und leblose Dinge, und zerstört alles, dessen er habhaft werden kann. In beiden Fällen, bei dem zum Zerstörer gewordenen Elefanten und bei dem Kinde, das an Konvulsionen leidet, ist das Prinzip der Störung dasselbe: eine krankhafte Ursache hat das natürliche Band ausgeschaltet, welches die Bewegungen des Individuums von den normalen Bedürfnissen seiner Organe oder von den äußern Eindrücken abhängig macht; eine krankhafte Ursache hat die Muskelthätigkeit entfesselt und alle motorischen Elemente des Organismus einer Art epileptischer Raserei überlassen.

Wenn man beim Kinde die Natur der Ursachen betrachtet, welche die Konvulsionen veranlassen, so wird man noch geneigter, dieser pathologischen Thatsache den psychischen Charakter zuzugestehen. Zweifellos rührt der konvulsivische Anfall oft von einem Zufall her. Trousseau giebt hierfür ein merkwürdiges Beispiel. Ein Arzt, der zu einem kleinen Kinde gerufen worden war, kam auf den Gedanken, dem Kranken die Kopfbedeckung abzunehmen; dabei bemerkte er am Schädel ein Stückchen Faden, und indem er dasselbe wegzunehmen suchte, zog er eine lange Nadel heraus, die tief in das Gehirn eingedrungen war. Nachdem er die Nadel herausgezogen hatte, hörten die Konvulsionen sofort auf¹⁾. Meistens aber weisen die Konvulsionen auf innere Ursachen, auf vererbte zerebrale Störungen hin. Sie stellen sich bei Individuen von ganz besonderer nervöser Reizbarkeit ein, die mit dem Leben von den Erzeugern auf die Erzeugten übergeht und sich bald durch diese, bald durch jene Erscheinung, beim Kinde durch einen Krampfanfall, beim Erwachsenen durch Epilepsie oder Hysterie²⁾ be-

¹⁾ Trousseau, *Clinique médicale*, p. 166.

²⁾ [Siehe Bruns, *Die Hysterie im Kindesalter*. Halle, 1897. U.]

kundet. „Man sehe nur genau zu, und man wird vielleicht nicht eine mit Geisteskrankheiten behaftete Familie finden, in der bei den Kindern nicht die Konvulsionen eine Rolle gespielt haben. Selbst in den bloß ‚nervösen‘ Familien, zu deren Mitgliedern noch keine Geisteskranken gehören, müssen sie als ein böses Vorzeichen angesehen werden, wenn sie nach einander bei mehreren Kindern auftreten¹⁾. Sie sind gleichsam das erste Signal für das etwaige Eindringen des Irrsinns in eine bis dahin gesunde Familie.“

Die Konvulsionen können also als der erste Grad des Irreseins beim Kinde angesehen werden; der zweite ist die Halluzination.

Der Neugeborene wird bald etwas andres als ein Wesen, das sich bewegt. Er erweist sich recht zeitig als ein empfindendes und wahrnehmendes Wesen. Es sieht, hört und fühlt. Der Geist erschließt sich der Außenwelt. In Gestalt der Wahrnehmung dringt täglich etwas von dem Bilde der körperlichen Wirklichkeit in das Gehirn des Kindes. Gleichzeitig regt sich die Sensibilität, und gleich dem Wellengekräusel auf der Oberfläche eines Sees beginnt eine Menge schwacher Lust- und Unlustempfindungen das Nervensystem oberflächlich zu erregen. Dieser Sinneserwerbungen bemächtigt sich das Gedächtnis, und es bilden sich Erinnerungen. Die Idee oder wenigstens das Bild setzt sich im Geiste fest. So werden Träume und Halluzinationen möglich, und zwar von den ersten Monaten des kindlichen Daseins an.

Die Halluzination ist eine verwickelte Erscheinung, von der wir hier nicht sämtliche Formen zu beschreiben haben. Es läßt sich gegenwärtig kaum bestreiten, daß die falschen Wahrnehmungen, welche die Halluzinationen ausmachen, gleichzeitig einer Verletzung, einer Schädigung oder irgend welcher Störung der Sinnesorgane und einer tiefern Störung der nervösen Zentren und somit des Gedächtnisses und der Phantasie entstammen. Man kann weder die extreme Ansicht Esquirols, Leurets und Léluts annehmen, wonach die Halluzination nur eine nach außen projizierte Vorstellung und somit eine rein psychische Störung ist, noch der gegenteiligen Behauptung L u y s' zustimmen, der in der Halluzination nur eine rein physiologische Thatsache, eine örtliche

¹⁾ Siehe *Annales médico-psychologiques*, 1879, I, p. 55. *De l'alcoolisme des parents considéré comme cause d'épilepsie chez leurs descendants, par le Dr. H. Martin.*

Schädigung in den Sinnesorganen und Ganglien sieht. Zweifellos ist bei den Täuschungen des Halluzinierenden die Beteiligung der Sinnesorgane durch die Thatsachen erwiesen, besonders durch die, welche die Irrenärzte „einseitige Halluzinationen“ (*hallucinations dédoublées*) nennen. Bei diesen sieht der Kranke z. B. mit dem linken Auge ein Phantom, das für das rechte durchaus nicht sichtbar ist. Die Beteiligung der Sinnesorgane ist aber auch durch die Ortsveränderung des Bildes bewiesen, das von der Stelle rückt, wenn man den Augapfel bebewegt, und endlich durch die Beobachtung, daß gewisse Augenkrankheiten, z. B. die geschwürige Entzündung der Hornhaut, bisweilen von Halluzinationen begleitet werden.

Aber ebenso sicher ist die Beteiligung des Geistes. Jemand, der an Gesichtshalluzinationen leidet, wird, je nachdem er fromm oder gottlos ist, himmlische Lichtgestalten oder Höllenflammen sehen. Tiefgehende Gewohnheiten, die gewöhnlichen Gedanken und eingewurzelten Gefühle geben jeder Halluzination, je nach dem betreffenden Individuum, ein besonderes Gepräge. Bei Stadtbewohnern sind die Halluzinationen anders zusammengesetzt als bei Landleuten. Kurz, die Einbildungskraft greift ein, um der Halluzination Nahrung zu geben. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie meistens deren Ausgangspunkt und Ursache bildet. Die erregte und erhitzte Einbildungskraft stört ihrerseits die Sinne und bringt auf Täuschung beruhende Wahrnehmungen hervor. Die normalen Verhältnisse sind gestört und gleichsam umgekehrt. Während die Wahrnehmung eine zur Idee gewordene Empfindung ist, ist die Halluzination eine zur Empfindung gewordene Idee.

Die Einbildungskraft ist beim Kinde noch zu wenig entwickelt, als daß man häufige halluzinatorische Erscheinungen bei ihm erwarten könnte. Überdies kann es in den kleinen Kinderköpfen, die kaum von einigen Erinnerungen bewohnt werden, nur kurze Halluzinationen geben, aber nichts, was jenen verwickelten Halluzinationen gliche, die sich in dem Geiste des von Ideen übermannten und von Leidenschaften überwältigten Erwachsenen als Bilder darstellen und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts entrollen. Wenn der Geist zugenommen und das Gedächtnis sich bereichert hat, so kann die Täuschung mit vollen Händen aus der Vorratskammer der Ideen schöpfen. Beim Kinde ist alles nur angedeutet, die Störungen des Geisteslebens ebensowohl, wie die normalen und regelrechten Vorgänge.

Andrerseits ist es klar, daß eine etwaige Halluzination beim kleinen Kinde, das noch nicht sprechen kann, dem prüfenden Blicke des Beobachters leicht entgeht. Die an sich seltenen Thatfachen dieser Art sind noch seltener zu beobachten. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß das in dieser Beziehung gesammelte Material so wenig umfangreich ist. Aber wenn es auch noch geringer wäre, so würden uns doch die Analogieen das Recht geben, die Möglichkeit der Halluzinationen bei Kindern *a priori* zu behaupten. Denken wir doch an den Traum. Der dreijährige oder noch jüngere Schläfer lacht zuweilen laut in der Erinnerung an seine Spiele und Unterhaltungen im wachen Zustande, oder er läßt Schmerzensschreie hören, wie unter dem beängstigenden Einflusse eines schrecklichen Traumbildes. Man sieht ihn lächeln, als wenn er etwas Lustiges sähe. Später spricht und gestikuliert er. Tiedemann mag sagen, was er will; diese Äußerungen des schlafenden Kindes lassen sich nicht durch die bloße mechanische Reizbarkeit des Körpers erklären; sie setzen eine schwache Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gedächtnisses voraus, eine Thätigkeit der flüchtigen Eindrücke, die das Gehirn durchziehen.

Wenn man die Natur des Kindes richtig beurteilen will, so darf man es nicht scheuen, beim Tiere nach Vergleichungspunkten zu suchen. Der Mensch als Kind ist, wenn nicht hinsichtlich der Kraft, so doch der Thätigkeit nach, in vielen Punkten das, was das Tier sein Leben lang bleibt. Was die Beobachtung bei diesem findet, kann jenem mit Wahrscheinlichkeit beigelegt werden. Nun zeigt das Tier in seinem Geisteszustande bisweilen wirkliche Störungen und — um bei unserm Gegenstande zu bleiben — halluzinatorische Erscheinungen. Neuere Versuche haben dargethan, daß z. B. der Hund, von dem man schon wufte, daß er im Schlafe träumt und bellt, auch an Halluzinationen leiden kann. Magnan, der in die Venen eines gesunden Hundes Alkohol einspritzte, sah bei dem Tiere heftige Wutanfälle entstehen. Der Hund sprang auf, bellte wütend und schien mit eingebildeten Hunden in Kampf zu geraten, worauf er wieder friedlich und ruhig wurde, indem er noch ein- oder zweimal nach der Richtung seines angeblichen Feindes knurrte¹⁾.

¹⁾ *Archives de physiologie normale et pathologique*. März und Mai 1878.

Es ist festgestellt, daß eine Unvorsichtigkeit, ein Zufall bei Kindern ähnliche Störungen hervorgerufen und damit den direkten Beweis geliefert hat, daß bei Kindern Halluzinationen vorkommen. Ein vierzehneinhalb Monate altes Kind geriet nach dem Verschlucken einer giftigen Substanz in einen sonderbaren, dem Irrsinn verwandten Zustand, in dem Halluzinationen eine Rolle spielten. Der Fall ist von Thoré in den *Annales médico-psychologiques* beschrieben worden¹⁾. Ein fünfzehn Monate altes Mädchen hatte in Abwesenheit seiner Mutter eine beträchtliche Zahl von Körnern des Stechapfels verschluckt. Als bald fiel es in einen Zustand der Erregung und verursachte seinen Eltern großen Schrecken. Der Arzt stellte folgendes fest: Hinsichtlich des Sehens war eine große Veränderung eingetreten; das Kind schien das Gesicht verloren zu haben; es bemerkte durchaus nichts von den Gegenständen seiner Umgebung und wandte denjenigen, die ihm früher gewöhnlich so gefallen hatten und von ihm begehrt worden waren, nicht die geringste Aufmerksamkeit zu. Man legte ihm eine Uhr und seine gewohnten Spielsachen vor; aber es beachtete sie nicht, während es hingegen eingebildete, in einiger Entfernung befindliche Gegenstände zu beobachten schien, die es zu erreichen suchte, indem es jeden Augenblick seine Arme ausstreckte und mit den Händen darnach griff. Es richtete sich auf, indem es sich auf die Seitenwände der Wiege stützte, als wenn es sich ihnen leichter nähern wolle . . . Es fuhr mit den Händen umher, als suche es nach den entweichenden Gegenständen.“

In dem Falle, den wir soeben angeführt haben, handelte es sich offenbar um etwas anderes, als um regellose Konvulsionen. Durch die wiederholt nach derselben Richtung ausgeführten Bewegungen bekundete das Kind deutlich, daß es von einer Vision getäuscht wurde; seine Augen, die von den subjektiven Bildern beherrscht waren, sahen die wirklichen Gegenstände nicht mehr.

Die Halluzination hat hier, wie das beim kleinen Kinde natürlich ist, ihre Ursache in einer zufälligen und äußern Veranlassung, in einer Art vorübergehender Vergiftung²⁾. Wenn

¹⁾ Thoré, *Un mot sur les hallucinations dans la première enfance*. (*Annales médico-psychologiques*, 1859, I, p. 72—79.)

²⁾ Bisweilen liegt den Halluzinationen bei Kindern eine körperliche Krankheit zu Grunde. „Ein kleines Mädchen, das ich behandelte, war fieberkrank. Es wachte morgens plötzlich auf, indem es schreckliche Schreilaute ausstieß,

wir aber ältere Kinder untersuchen, besonders solche, die in Bezug auf die Phantasie besonders begabt und von Natur zu Künstlern oder Dichtern bestimmt sind, so begegnen wir Halluzinationen andrer Art, die durch die Lebhaftigkeit des Geistes und die Überreizung der Fähigkeiten hervorgerufen werden. Hierher gehört z. B. der Fall von Hartley Coleridge¹⁾. Als kleines Kind bildete dieser sich ein, er sehe neben dem Hause seines Vaters einen kleinen Wasserfall. Diesem Wasserfalle gesellte er bald eine Insel zu, der er einen Namen gab. Nach und nach wurde diese Welt der Phantasie für ihn eine Welt der Wirklichkeit, in der er jeden Tag umherwanderte. Wenn man auf seine Phantasieen einging und ihn fragte, auf welche Weise er mit der Zauberinsel in Verbindung stehe, sagte er in Erinnerung an eine Erzählung aus „Tausend und eine Nacht“: „Ich gelange auf den Flügeln eines großen Vogels hin und zurück“. Wenn wir den Zeugen dieser psychologischen Thatsache glauben wollen, so war Coleridge von der Wirklichkeit seiner Vision vollständig überzeugt. Sein poetischer Traum hatte sich verkörpert, und die durch verfrühte Lektüre erregte Phantasie täuschte sich selbst. Wer kann sagen, ob die Visionen der erwachsenen Verzückten und Geisterseher nicht ebenso von den ersten Lebensjahren ab durch kleine unbedeutende Halluzinationen vorbereitet worden sind, die jene Personen unvermerkt daran gewöhnt haben, in der Einbildung zu leben?

Es ist in den letzten Jahren oft gesagt worden, das Studium der anormalen und pathologischen Thatsachen werfe auf die Natur des gesunden und normalen Geistes ein neues Licht. Die Psychologen können allerdings durch den Besuch der Irrenanstalten und durch die Lektüre psychiatrischer Schriften nur gewinnen; aber das Umgekehrte ist ebenso richtig. Die allergewöhnlichsten Thatsachen des Lebens werfen auf die Seltsamkeiten des Irreseins bisweilen ein sehr helles Licht. Zwischen der Psychologie des Normalen und Anormalen besteht ein inniges Wechselverhältnis, und wenn es der Psychiatrie trotz der großen Leistungen unseres Jahr-

und zeigte ängstlich nach der Ecke des Zimmers, in der es große schwarze Gestalten sah, z. B. einen Teufel, der ihm mit Worten und Gebärden drohte. Am Abend hatte es eine andere Gesichtshalluzination; es sah große Wasserfälle von der Decke herabstürzen. (*Annales médico-psychologiques*, 1849, p. 77.)

¹⁾ Siehe *The Journal of mental science*, April 1860 (J. Crichton Brown, Über Geisteskrankheiten des Kindesalters).

hundreds noch nicht gelungen ist, das „Chaos des menschlichen Elends“ — wie sich Esquirol ausdrückt — zu entwirren, so rührt dies vielleicht daher, daß ihr die Psychologie noch nicht die genaue Beschreibung der seelischen Fähigkeiten und besonders noch nicht eine gründliche Analyse der natürlichen Entwicklung gegeben hat.

In dem besondern Falle, der uns hier beschäftigt, können uns die gewöhnlichsten Thatfachen des Kindeslebens behilflich sein, das Entstehen des nicht normalen Zustandes, der Halluzination, zu begreifen. Es giebt nichts Thätigeres und Lebhafteres als die Arbeit der Phantasie von den ersten Lebensjahren an. Gerade weil die Überlegung die kindliche Phantasie noch nicht berichtigt, und weil diese noch nicht — wie später — durch den Ideenreichtum behindert wird, stellt sie die Dinge mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Man führe ein Kind in einen Kaufladen oder in ein Zimmer, das es noch niemals gesehen hat; seine Augen, die in jeden Winkel dringen, werden bald alle Gegenstände erkannt haben, und selbst nach einer schnellen Musterung wird das Gedächtnis die treueste und genaueste Erinnerung selbst von den geringfügigsten Einzelheiten bewahren. Kann man sich darüber wundern, daß ein Wesen, das mit solcher Lebhaftigkeit der Phantasie begabt ist, leicht seine Vorstellungen und Wahrnehmungen, seine Phantasiebilder und die Wirklichkeit verwechselt?

Nächtliche Schreckbilder, gleichsam Halluzinationen eines schlafenden Menschen, sind bei Kindern häufig beobachtet worden, und diese Täuschungen während des Schlafes setzen sich im wachen Zustande fort. Thoré sagt: „Kinder sehen in dem Augenblicke, wo sie erwachen und ihre Augen schon vollständig geöffnet haben, dicht in der Nähe und meistens an der Wand die Umrisse von mehr oder weniger schrecklichen Gestalten, die sie so gut beschreiben, wie es bei ihrer geistigen Entwicklung möglich ist.“ Bisweilen hingegen werden die Eindrücke der Nacht durch das Erwachen gänzlich verwischt. „Das Kind, sagt Maudsley, fängt im tiefen Schlafe zu schreien an; seine Augen stehen offen; es erkennt weder die Eltern noch die Bekannten, die es beruhigen wollen . . . Am Morgen aber erinnert es sich des Schreckens nicht mehr, den es ausgestanden hat ¹⁾.“

¹⁾ Maudsley, Physiologie und Pathologie der Seele.

Man wird bemerken, daß beim Kinde am häufigsten Gesichtshalluzinationen vorkommen. Dies rührt daher, daß das kleine Kind ganz Auge ist, bevor es ganz Ohr wird. Berkhan berichtet indessen von einem drei Jahre alten Kinde, bei dem eine Gehörshalluzination auftrat.

Unter welcher Form aber die Halluzination auch auftritt, und welches der gestörte Sinn auch sein mag, so ist sie doch nur ein Element des Irrsinns, ein teilweises Irresein¹⁾. Beim Kinde wie beim Erwachsenen kann das Irresein hinsichtlich der Wahrnehmung gleichzeitig neben der allgemeinen Gesundheit der andern Fähigkeiten bestehen und braucht nicht mit irgend einem andern Zeichen geistiger Störung verbunden zu sein. Wir haben nun noch zu zeigen, daß die allgemeinen Geistesstörungen — bei denen die Halluzination vorkommen kann, aber nicht deren Wesen ausmacht —, daß diese allgemeinen Störungen, die das gesamte Geistesleben ergreifen und die schlimmsten Zerrüttungen herbeiführen, der Kindheit gleichfalls nicht erspart sind.

III.

Die gewöhnlichste Form von Störungen der Intelligenz bei Kindern scheint die Manie zu sein, d. h. die Verwirrtheit und das Delirium der Vorstellungen, die heftige Bewegung und das Abschweifen des Geistes. In diesem Punkte stimmen die meisten Beobachter überein. Delasiauve²⁾, Paulmier³⁾ und Morel⁴⁾ erklären, daß sich die Störung der Intelligenz bei Kindern am häufigsten durch die maniakalische Erregtheit verrät.

Wir teilen hier die bemerkenswertesten Fälle mit, die von Irrenärzten beobachtet worden sind. Zunächst führen wir die sehr eingehende Beobachtung von Chatelain an, der Gelegenheit hatte, ein etwas über vier Jahre altes Kind von Bauersleuten im Jura zu untersuchen. In der Hauptsache hatten zwei Ursachen auf die schwache Konstitution des Kindes gewirkt und den wunderlichen Zustand hervorgerufen, unter dem es litt; die eine war

¹⁾ [Siehe Sully, Die Halluzinationen. Internationale wissenschaftl. Bibliothek. Desgleichen Mendel in der Berliner Klinischen Wochenschrift, 1890. U.]

²⁾ Ebenda, I, S. 527. *Forme maniaque spéciale chez les enfant.*

³⁾ Paulmier, *Des affections mentales chez les enfants et en particulier de la manie* (1856).

⁴⁾ *Annales médico-psychologiques*, 1870, II, p. 260—269.

durchaus körperlicher Natur und bestand in den Masern; die andere hingegen war psychischer Art und bestand in dem Schrecken, den das Kind beim Anblick einer Feuerspritze empfunden hatte. „Luise, sagt Chatelain, ist „drollig“, sonderbar und zerstreut; auf Fragen, die man an sie richtet, antwortet sie verkehrt. Eines Tages sagte der Vater zu ihr, sie solle ihm die Puppe bringen. Sie ging, um dieselbe zu holen, brachte aber nichts und sagte dennoch: „Hier ist sie!“. Hand und Arm machten die Bewegung einer Person, die etwas darreicht, aber die Hand war leer . . . Seit sie krank war, hatte sich ihr Wesen merklich verändert; sie hatte die ihrem Alter entsprechende Schüchternheit völlig verloren. In Gegenwart von zwei Ärzten, die ihr unbekannt waren und sie untersuchten, empfand sie durchaus keine Furcht und kein Unbehagen. Richtete man eine Frage an sie, so antwortete sie schnell, ohne jegliches Zögern, aber falsch.“ Der Beobachter berichtet eine ganze Unterhaltung, welche die vollständige Verwirrtheit der Ideen beim Kinde bezeugt, das sonst geistig sehr geweckt war, und dessen Krankheit nicht mit Idiotie verwechselt werden kann.

Das vorstehende Beispiel bietet uns einen Fall ruhiger Manie. Dasselbe kleine Mädchen hatte indessen auch Anfälle von aufgeregter Manie, die sich durch ein heftiges Bewegungsbedürfnis, durch Weinen und Schreien, sowie durch Todesdrohungen gegenüber den Eltern bekundeten. In andern Fällen ist die Erregung das beständige Kennzeichen der kindlichen Manie. Wie Griesinger sagt, bemerkt man bei Kindern von drei oder vier Jahren Schreianfälle mit dem Bedürfnis zu schlagen, zu beißen und alles zu zerstören, was ihnen in die Hände kommt.

Bei etwas ältern Kindern werden die Fälle maniakalischen Irreseins noch häufiger. Morel erwähnt ein fünfjähriges Kind, das infolge heftiger Furcht in einen Zustand beständiger Ausgelassenheit und maniakalischer Erregung verfiel¹⁾. Unter dem Namen *Monopathie furieuse* erwähnt Guislain eine derartige Krankheit bei einem siebenjährigen Mädchen. Hier rührte das Übel von einem Schlage auf den Kopf her²⁾. Esquirol spricht von einem achtjährigen Kinde, das infolge eines typhösen Fiebers

¹⁾ Morel, *Traité des maladies mentales*, p. 102.

²⁾ *Dictionnaire de médecine*, 1829.

von Manie befallen wurde. Und wie die psychischen Ursachen des Irreseins stets mit den körperlichen abwechseln, so finden wir bei Foville die Beobachtung eines zehnjährigen Knaben, der infolge allzuvielen Lesens maniakalisch geworden war.

Bemerkenswert ist, daß die Beobachter den zahlreichen, leicht zu vermehrenden Beispielen von Manie bei Kindern keinen einzigen Fall von Monomanie zur Seite stellen können. Die fixen Wahnideen sind mit der Manie des Kindes ebenso unvereinbar, wie die Festigkeit der vernünftigen Ideen mit seinem normalen Zustande¹⁾. Die kleine Geistesgestörte, die von Chatelain beobachtet wurde, wechselte fortwährend mit ihren Vorstellungen. „Gewöhnlich beschäftigte sie irgend eine Idee einen oder zwei Tage lang und verschwand alsdann, um einer andern Platz zu machen.“ Die Monomanie erscheint auf den ersten Augenblick als ein Zeichen großer geistiger Schwäche, weil alle Ideen und Gefühle von einem einzigen Gedanken, der im Bewußtsein die Herrschaft erlangt hat, gleichsam vernichtet erscheinen. Indessen setzt die Monomanie, wenn man sichs genau überlegt, eine gewisse geistige Kraft und Konzentrationsfähigkeit voraus, da sie ein durchaus systematisiertes Delirium ist. Bei der Beweglichkeit und Unbeständigkeit der Ideen, bei den schwankenden und noch wenig gefestigten Eindrücken kann das Kind leicht delirieren, d. h. ohne Grund und Folge von einer Idee zur andern übergehen, aber es scheint nicht die krankhafte Fähigkeit zu besitzen, alle seine Fähigkeiten fortwährend um eine einzige Wahnvorstellung zu gruppieren. Das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb sich die Störungen der Intelligenz bei ihm viel mehr in dem schnellen und verwirrten Ablauf der Vorstellungen, in der fortgesetzten überstürzten Flucht der Ideen zeigen, als in der hartnäckigen Konzentration aller Geisteskräfte in ein und derselben Richtung.

Was die Entwicklung der Manie beim Kinde anlangt, so läßt sich dieselbe beim bisherigen Stande der Beobachtungen mit Genauigkeit schwer beschreiben. Der Ausgang ist verschieden. Bald tritt ziemlich zeitig der Tod ein, bald folgt den delirierenden Anfällen für das ganze Leben die Idiotie, bald, und zwar ziemlich

¹⁾ Nach Griesinger (Pathologie u. Therapie der psychischen Krankheiten, neu bearbeitet von Levinstein-Schlegel. 5. Aufl.; 1892. S. 839: „Bei der mangelhaften Assoziation der Vorstellungen kommt es noch nicht zu einer systematischen Ausbildung, wie später“).

häufig, stellt die Heilung in den eine kurze Zeit gestörten jungen Seelen die Ruhe und Ordnung wieder her. Die meisten von Delasiauve und Paulmier behandelten maniakalischen Kinder wurden in ziemlich kurzer Zeit geheilt.

Der eigenartigste Zug, welcher sich aus der noch unvollständigen Untersuchung mit Manie behafteter Kinder ergibt, ist das häufige Auftreten von wirklich ekstatischen Zuständen, die Maudsley „kataleptisches Irresein“ (*cataleptoid insanity*) nennt. Übrigens entspricht der Logik der Natur nichts mehr, als jene Perioden des Nachlassens, der Ruhe und des Schlafes der Seele nach Zeiten der Erregung und des Ungestüms. Das Kind verharret stundenlang, bisweilen tagelang in einer Art mystischer Beschaulichkeit. An die Stelle der Ausgelassenheit und Geschwätzigkeit sind Unbeweglichkeit und Betäubung getreten. Die Augen sind starr; der Blick ist sinnend¹⁾. In gewissen Fällen läßt sich die unbewegliche und aufmerksame Haltung des ekstatischen Kindes wahrscheinlich auf Halluzinationen zurückführen. Das kleine Mädchen, welches von Chatelain beobachtet wurde, „schien Dinge zu sehen und zu hören, die nicht existierten. Von Zeit zu Zeit wandte es plötzlich das Ohr nach einer Richtung, wo niemand gesprochen hatte, und horchte aufmerksam einige Sekunden.“ In andern Fällen ist es wahrscheinlich, daß das Kind, welches sehr nachdenklich zu sein scheint, überhaupt an nichts denkt, wie dies bei allen Ekstatischen vorkommt.

Nachdem die Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit den krankhaften Erscheinungen und anormalen Zuständen des Bewußtseins der Kinder zugewandt hat, darf man hoffen, daß es ihr mit der Zeit noch besser als bisher gelingen wird, die verschiedenen Formen der Manie und der andern Störungen des Vorstellungslebens bei Kindern mit Genauigkeit zu bestimmen. Aus Gründen der Gesetze aber, welche

¹⁾ Siehe *Annales médico-psychologiques*, 1855, I, p. 527: *Forme maniaque speciale chez les enfants* (Delasiauve). Die Unbeweglichkeit ist nicht die ausschließliche Haltung dieser Ekstatischen. „Bei einigen Maniakalischen beobachtet man ein langsames und taktmäßiges Springen nach Art des Hampelmanns. Die andern, welche sich von ihren Gedanken nicht losreißen wollen, scheinen zu hören, was man zu ihnen sagt; wieder andere antworten in unklaren einsilbigen Ausdrücken, mit Gebärden oder einem ironischen Lächeln und verraten dadurch ihre Unsicherheit. Endlich können diese Zustände durch Ausgelassenheit und Schreien unterbrochen werden, die offenbar die Folge von phantastischen Sinneswahrnehmungen sind.“

die Entwicklung leiten, ist im voraus gewiß, daß die Beobachter viel häufiger Störungen des Gemütslebens, als Störungen der eigentlichen Intelligenz feststellen werden. Bekanntlich besteht das, was die Irrenärzte affektive und impulsive [Gemüts-] Entartung nennen, bisweilen in der Umsetzung des gestörten Vorstellungslebens in Handlungen, bezieht sich aber in andern Fällen infolge einer wunderlichen Spaltung der Fähigkeiten nur auf die Neigungen und Triebe, während die Intelligenz davon nicht berührt wird. Es ist klar, daß eine derartige Störung der Natur des Kindes mehr entspricht, als irgend eine andre. Die Manie und das Delirium stören das Urteilen und Schließen. Nun ist aber das Urteilen wie das Schließen erworben. Da einige Zeit vergehen muß, bevor das Kind denken kann, so bedarf es auch einiger Zeit, bis Störungen des Denkens eintreten können. Die Gemütsentartung aber ergreift die Neigungen und Triebe, die angeboren, unmittelbar durch Vererbung übermittelt sind und vom ersten Lebenstage an das Handeln anstreben. Braucht man sich daher zu wundern, daß man bei ganz jungen Kindern so oft krankhaften Neigungen und Impulsen begegnet, welche die wunderlichsten Handlungen veranlassen?

Renaudin erwähnt ein Kind von gewöhnlicher Intelligenz, dessen Vorstellungsleben nicht irgendwelches Delirium oder irgendwelche Verwirrtheit kundgab, hinsichtlich der Handlungen und des Willens aber an wirklichem Irresein litt. Die Krankheit verlief in Anfällen von unwiderstehlicher Gewalt, mit denen stets eine vollständige Unempfindlichkeit der Haut verbunden war. Wenn man das Kind über sein schlechtes Betragen zur Rede stellte, schwieg es, oder es sagte, daß es nicht anders könne. Die Gewalt war derart, daß man — wie der Beobachter sagt — das Kind sogar des Mordes für fähig halten mußte (Maudsley).

Ein andres Beispiel impulsiven Irreseins mit Neigung zum Morde berichtet Esquirol¹⁾. Es handelt sich um ein siebeneinhalb Jahre altes Mädchen, das eine tiefe Abneigung gegen seine Stiefmutter gefaßt hatte, obwohl diese immer gut mit ihm gewesen war. Es versuchte mehrmals, sie und seinen kleinen Bruder zu töten. Der Vater drohte ihm mit dem Gefängnis. „Des-

¹⁾ Esquirol, *Des Maladies mentales* I, 386.

halb werde ich meine Mutter und mein Brüderchen doch töten!“ war die Antwort. Als es einer Art Verhör unterworfen wurde, gab es beispielsweise folgende Antworten: Warum wolltest du deine Mutter töten? Weil ich sie nicht leiden mag. — Warum magst du sie nicht leiden? Das weiß ich nicht. — Hat sie dich schlecht behandelt? Nein . . . Hast du einen kleinen Bruder? Ja. — Er ist doch anderswo in Pflege. Hast du ihn niemals gesehen? Doch. — Magst du ihn leiden? Nein. — Möchtest du, daß er stürbe? Ja. — Willst du ihn töten? Ja; ich habe Papa gebeten, ihn kommen zu lassen, damit ich ihn töte. —

Ohne Zweifel hat man es in diesem Beispiele weniger mit wirklichem Irresein, als vielmehr mit verbrecherischem Willen zu thun. Die Hartnäckigkeit des Kindes, seine vollständig kaltblütige, cynische Haltung und das Fehlen von Beweggründen, die die fixe Idee des Mordes zu erklären vermöchten, berechtigen uns indessen, seine Verderbtheit als einen Fall von Geisteskrankheit anzusehen.

Prichard, der bekanntlich zuerst die Kennzeichen der Gemütsentartung (*moral insanity*, moralisches Irresein) klar bestimmte, führt folgendes Beispiel an: „Ein siebenjähriges Mädchen, bisher lebhaft, gemütvoll, intelligent, wurde von den Lehrern nach Hause geschickt, weil sich eine große Veränderung in ihrem Betragen zeigte. Sie wurde roh, gemein, heftig, log und wurde ganz unumgänglich. Ihr Appetit war dergestalt entartet, daß sie ihrer gewohnten Nahrung rohes Gemüse vorzog. Ihre Gesundheit nahm ab. Nur die intellektuellen Fähigkeiten wurden nicht angegriffen. Übrigens trat nach zwei Monaten Heilung ein ¹⁾.“ Dieses Beispiel ist besonders interessant, weil es uns zeigt, wie die Gemütsentartung eine bis dahin regelrechte Natur und ein bereits etwas entwickeltes Geistesleben angreift und nach Art der meisten körperlichen und geistigen Krankheiten in vorübergehenden Anfällen verläuft.

¹⁾ Prichard, *On insanity*, 1835, p. 55. [Eine ausführliche Darstellung des Falles siehe bei Emminghaus, *Psychische Störungen des Kindesalters*. S. 241. Dasselbst (S. 242) findet sich u. a. noch folgendes Beispiel: „Ein Knabe, den der Lehrer mit dem Lineal auf den Kopf geschlagen hatte, zeigt eine völlige Umwandlung der moralischen Gefühle. An der Stelle der Verletzung findet sich eine leichte Schädeldepression. Trepanation, Entfernung eines Knochensplitters, welcher auf das Hirn drückt. Genesung. Siehe auch Ufer, *Geistesstörungen in der Schule*. Wiesbaden, 1891, Anhang No. II u. VII. U.]

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle Fälle von krankhaft verdorbenen Naturen wiedergeben wollten, welche das Kindesalter darbietet ¹⁾).

Wir wollen nicht aus allen Ungezogenen Geisteskranke machen und nicht alle Wunderlichkeiten des Gemütslebens als Irrsinn ansehen; indessen tragen wir kein Bedenken zu sagen, — und die Kunst der Erziehung muß es berücksichtigen — daß das exzentrische Wesen der Kinder oft krankhaften Ursprunges ist. J. Crichton Brown hat Stehlsucht, Brandstiftungstrieb, zeitweilige Trunksucht u. s. w. bei ganz jungen Kindern beobachtet ²⁾. Die Bössartigkeit nimmt bei diesen geschwächten Naturen oft Verhältnisse an, die eher als Krankheit denn als Laster angesehen werden müssen. Brown erzählt die Geschichte von einem jungen Menschen aus adliger englischer Familie, welcher so von dem Triebe zur Grausamkeit beherrscht war, daß ihn der Vater zur Beschäftigung auf sein Landgut schicken mußte, wo er bei den Gutspächtern die Verrichtungen des Metzgers ausübte. Sein größtes Vergnügen bestand darin, Hühner und Hasen zu Tode zu quälen. Als Kind versuchte er auf alle mögliche Weise die Arbeiter zum Herunterstürzen zu bringen, wenn sie ihre Gerüste aufrichteten, um an den Gebäuden zu arbeiten ³⁾.

Man wollte es anfänglich nicht glauben, daß auch der Neigung zum Selbstmord Kinder zum Opfer fallen. Der Gedanke des freiwilligen Todes schien mit der Kindesnatur unvereinbar zu sein. Wie ist es möglich, daß das kaum erschaffene Wesen darnach

¹⁾ Wir führen noch folgende Beobachtungen an, die in dieselbe Klasse gehören. 1. Bei einem achtjährigen Mädchen war eine völlige Entartung des Gefühls der Zuneigung eingetreten; es sagte oft, daß es die Großmutter töten wolle, um ihre Kleider zu bekommen. Nach und nach wurde das Mädchen wieder gesund; an seinen ehemaligen Zustand erinnerte nur noch eine gewisse Neigung zum Trübsinn (*Annales médico-psychologiques*, 1867, I, S. 331). 2. Ein sechsjähriger, von John Mislar beobachteter Knabe mochte die Liebkosungen seiner Eltern nicht leiden und wehrte sich dagegen mit Ungestüm. Als seine Schwester gestorben war, zündete das Kind die Wiege an, in welcher der Leichnam lag. Sein Geschmack war vollständig verdorben und gewöhnte sich an Salz und Fischgräten. (Siehe die englische Zeitschrift *The Lancet*, 23. Mai 1863.)

²⁾ *The Journal of mental science*. April 1860.

³⁾ Moreau erwähnt einen vierjährigen Knaben, der sich, mit einem Messer bewaffnet, über die Wiege eines zehn Monate alten Säuglings beugte und ihm schrecklich das Gesicht verstümmelte (Der Irrsinn im Kindesalter. Deutsch von Galatti. S. 211.).

strebt, sich umzubringen, sich selbst zu vernichten, daß die Störungen des Kindesgemüts nicht vom Selbsterhaltungstrieb überwunden werden. Und doch beweist die Statistik, daß der Selbstmord im Kindesalter, obwohl er verhältnismäßig selten ist, doch bei weitem nicht als vereinzelte Thatsache vorkommt. Dies rührt daher, daß die Leiden des Kindes, die unsere Gleichgültigkeit oft mißachtet, eine außerordentliche Stärke erlangen können. Wir vermögen die Kinder nicht zu begreifen; wir beurteilen sie nach uns selbst. Wir bedenken nicht, daß geringfügige Ursachen in ihrem unbefangenen Herzen heftige Gemütsbewegungen herbeiführen können, die unsern größten Seelenschmerzen gleichkommen. Was beim Erwachsenen nur eine leichte Hautritzung ist, das ist beim Kinde schon eine tiefe Wunde. Wir haben keine Vorstellung davon, wie viel Zorn oder Angst den Thränen eines Kindes zu Grunde liegt, wie viel Kummer und Verzweiflung sein schweigsames Verhalten bisweilen in sich schließt. Schon Malebranche sagte: „Äpfel und Zuckerzeug machen im Gehirn des Kindes einen so tiefen Eindruck, wie Ämter und Würden in demjenigen eines vierzigjährigen Mannes.“ Es ist mit der Kindesseele wie mit dem Geiste eines schlafenden Menschen, in dem sich die kleinsten Empfindungen umgestalten und ungeheuerere Maßverhältnisse annehmen. Zu harte Scheltworte wegen einer geringen Unart, eine plötzliche Enttäuschung wegen eines versprochenen Vergnügens oder einer erwarteten Belohnung, zu lebhafte Eindrücke von einem Vorgange, der uns gleichgültig lassen würde, kurz der geringfügigste Grund kann das Kind tief genug erregen, um den Entschluß zum Selbstmorde hervorzubringen, der stets etwas Krankhaftes hat.

Über diesen Gegenstand findet man Auskunft in einer Arbeit, die Durand-Fardel 1855 in den *Annales médico-psychologiques*¹⁾ veröffentlicht hat. Der Verfasser berichtet hier mehrere Beispiele von Selbstmorden bei Kindern. Er sagt: „Wir haben selbst 26 Selbstmorde bei Kindern im Alter von 5 bis 14 Jahren zusammengestellt. Ein Kind war 5 Jahre alt, zwei Kinder zählten 9, zwei 10, fünf 11, sieben 12 Jahre.“ Die *Comptes généraux de la justice*

¹⁾ *Étude sur le suicide chez les enfants. Annales etc.*, 1855, p. 61–73. [Siehe ferner Brierre de Boismont, *Du Suicide et de la folie suicide*. 2^{me} éd. Paris, 1865. Morselli, *Der Selbstmord*. Internationale Bibliothek. Leipzig, 1881. S. 210 ff. Siegert, *Das Problem der Kinderselbstmorde*. Leipzig, 1892. U.]

criminelle von 1835—44 stellen fest, daß von 25 760 Selbstmorden in Frankreich 129 vor das 16. Lebensjahr fallen.

Die verhängnisvolle Zunahme der Selbstmorde, die als das Gesetz alternder Gesellschaften und fortgeschrittener Zivilisation erscheint, gilt für jedes Alter. In dem Zeitraum von 1788 bis 1797 zählte man in Berlin nur einen Selbstmordfall bei Kindern; von 1798—1805 giebt die Statistik deren drei an; von 1812 bis 1821 steigt die Ziffer auf 31. In Frankreich kamen von 1871 bis 1875 auf das Alter von sieben bis sechszehn Jahren 175 Selbstmorde¹⁾.

Die Untersuchung der Ursachen des Selbstmordes ist stets überaus traurig; bei den Kindern ist sie besonders lehrreich und führt zu merkwürdigen Ergebnissen. In den schwachen, acht oder zehn Jahre alten Gehirnen rufen oft die wichtigsten Ursachen den Entschluß zum Selbstmorde und die Ausführung desselben hervor. Ein etwa neun Jahre alter Knabe tötet sich aus Kummer darüber, daß sein Lieblingsvogel gestorben ist, ein anderer in demselben Alter, weil er den vierzehnten Platz in der Schulklasse erhalten hat. In andern Fällen sind die Ursachen ernsterer Natur. Das Nachlassen der Mutterliebe oder ein frühzeitiges Ehrgefühl bewirken den freiwilligen Tod. Es haben sich Kinder getötet, weil sie ihre Mutter verloren hatten, oder weil sie als Diebe bezeichnet worden waren. Zuweilen sind auch schlechte Behandlung, strenge Zurechtweisungen und Strafen wirksam und verleiden dem Kinde das Leben. Unter gewissen Umständen bleibt die Ursache des Selbstmordes geheimnisvoll, und alsdann muß der äußerste Entschluß vielleicht eher einem krankhaften und irr-sinnigen Antriebe, als einer auf Nachdenken beruhenden innern Einflüsterung beigelegt werden. Esquirol führt ein Kind an, das vor seinem freiwilligen Tode folgende wunderliche, offenbar krankhafter Erregung entstammende Worte niederschrieb: „Meine Seele vermache ich Rousseau und meinen Leib der Erde!“ Ein andres machte seinem Leben ein Ende, weil es nicht genug Luft habe, um nach Behagen zu atmen!

Eine interessante Beobachtung gewähren diejenigen Selbstmorde, die erst im reifen Alter zur Ausführung gelangen, nachdem sie

¹⁾ Moreau, Der Irrsinn im Kindesalter. S. 200 ff. [Statistische Angaben siehe besonders bei Morselli und Emminghaus. U.].

bereits in der Kindheit wiederholt versucht worden sind. Esquirol erwähnt eine Frau, die im Alter von neun Jahren versucht hatte, sich zu ertränken und mit vierzig sich aufs neue in den Fluß stürzte. Gall erzählt: „Ich kenne augenblicklich ein sehr kenntnisreiches und wohlgezogenes Fräulein, das bereits im Alter von vier oder sechs Jahren, als es von Vater und Mutter zur Strafe eingeschlossen wurde, die Neigung empfunden hatte, sich umzubringen. Es erwartet stets den Tod¹⁾.“

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Für die Neigung zum Selbstmord, wie für die Halluzinationen und die andern Formen des Irreseins bildet sich der Keim des Übels, das zu einer bestimmten Zeit im reifern Alter hervorbricht, in den Kinder- und Jugendjahren unbemerkt und ganz allmählich aus. Es giebt gerade so gut eine Ausbildung des Irrsinns, wie es eine Ausbildung der Vernunft giebt, und die Kundgebungen gestörter Geister treten — einige Ausnahmen abgerechnet — eben so wenig ohne jede Vorbereitung auf, wie die vollkommensten Erzeugnisse des wohlgeordneten Geisteslebens.

IV.

Wir haben gezeigt, daß die meisten Formen des Irreseins auch beim Kinde vorkommen können, daß sein Gemüts- und Willensleben ebenso angegriffen werden kann wie seine Intelligenz, seine äußere Wahrnehmung und seine Muskelthätigkeit. Allein da das Kind nicht im stande ist, seine seelischen Fähigkeiten sogleich in ihrer ganzen Kraft zu bethätigen, so giebt es bei ihm eine gewisse Entwicklung des Irreseins von den Konvulsionen der Muskeln und den Halluzinationen der Sinne bis zu den Delirien des Vorstellungs- und Willenslebens²⁾. Weiter — und zwar aus demselben Grunde — zeigen sich die wesentlichen Typen des Irreseins, die allen Altersstufen gemein sind, beim Kinde nur in gemilderter und weniger umfassender Weise. Sie bieten dieselben Symptome dar wie beim Erwachsenen, aber nur in verkürzter

¹⁾ Gall, *Sur les fonctions du cerveau* (1825), t. IV, p. 338.

²⁾ Moreau, *Der Irrsinn im Kindesalter*. S. 242: „Die partielle Verrücktheit ist im kindlichen Alter ungemein selten. Es hat sich im kindlichen Alter noch kein so allseitig festes Ich gebildet, als daß eine dauerhafte radikale Umänderung eines solchen eintreten könnte.“ [Teilweise nach Griesinger. U.]

Gestalt. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß sich die geistige Thätigkeit des Kindes von derjenigen des Erwachsenen mehr der Quantität als der Qualität nach unterscheidet. Das Denken ist weniger stark, aber es verfährt in derselben Weise; die Phantasie hat nicht die gleiche Flügelspannung, aber ihr Flug ist derselbe. Ebenso steht es bei der unregelmäßigen und gestörten Thätigkeit der kindlichen Fähigkeiten einerseits und deren normaler Bethätigung andererseits. Man unterscheidet hier in abgekürzter und verkleinerter Gestalt die Störungen, welche das Irresein des Erwachsenen kennzeichnen. Das Irresein des Kindes ist das schwache, aber genaue Abbild des Irreseins auf jeder andern Altersstufe¹⁾.

Indessen kann keine Rede davon sein, bei der Kindesnatur die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinung des Irreseins, alle wunderlichen Verbindungen und phantastischen Verquickungen wiederzufinden, welche in einem in Unordnung geratenen Gehirn durch die Störung des Vorstellungs- und Gemütslebens herbeigeführt werden können. Was man besonders beim Kinde findet, das sind, wenn man so sagen darf, die Elemente des Irreseins, Halluzinationen, einfache Delirien und krankhafte innere Antriebe, Elemente, deren sich die Natur später bedienen wird, um das Gewebe so vieler schmerzlicher und verwickelter Formen des Irreseins herzustellen. Das Kind entgeht natürlich den Geistesstörungen, die durch den Alkoholismus hervorgerufen werden²⁾, denen, die durch Ausschweifungen entstehen, und noch vielen andern. Gewisse Giftpflanzen wachsen eben nur auf dem dazu geeigneten Boden. Es giebt sogar Formen des Irreseins, die mit gewissen sozialen Zuständen und gewissen Graden der Zivilisation verbunden sind; ebenso giebt es Geistesstörungen, die diesem oder jenem Alter angehören.

Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß die Irrenärzte der Gegenwart vielleicht einer üblen Neigung nachgeben, wenn sie die krankhaften Formen ohne Not vermehren, wenn sie ihren Gegen-

¹⁾ [Hierüber siehe besonders Royce, Wie unterscheiden sich gesunde und krankhafte Geisteszustände beim Kinde? Deutsch von Ufer. Langensalza, 1894. U.]

²⁾ Natürlich entgeht es nicht denen, die ihm bisweilen durch den Alkoholismus der Vorfahren vermittelt werden, und von denen wir einige Beispiele angeführt haben. [Siehe hierzu Träuper, Der Einfluss des Alkohols auf die Kinder. Kinderfehler, Heft IV, 1899.]

stand bis ins Unendliche einteilen und auf unmerkliche Unterschiede neue Klassen gründen. Die Wissenschaft von den Geistesstörungen wartet noch auf ihren Darwin, einen gemäßigten Darwin, der in der Mannigfaltigkeit der Thatsachen eine kleine Zahl von Merkzeichen feststellt und die fälschlich unterschiedenen Arten wieder zur Einheit zurückführt. Wenn diese Arbeit der Zurückführung und Vereinfachung einmal vollzogen sein wird ¹⁾, so wird man nach unserer festen Überzeugung bei den Kindern noch leichter als heute das Dasein von Grundformen, von typischen Formen des Irreseins erkennen.

Bis dahin aber kommt es am meisten darauf an, die Thatsachen selbst zu untersuchen und ihren Ursachen nachzuforschen. Die Ätiologie des Irreseins ist für jedes Alter wichtig, ganz besonders aber für das Kindesalter, weil in der jugendlichen Natur, die noch nicht ausgebildet ist, in dem zarten Gehirn, dessen Entwicklung noch nicht vollendet ist, leichter das Heilmittel gegen das Übel gefunden werden kann.

Die Ursachen des Irreseins sind außerordentlich mannigfaltig, wie die Formen des Irreseins selbst. Ist es zu verwundern, daß eine so verwickelte Thatsache, welche die ganze Skala der menschlichen Gefühle durchläuft, die jede Partie des Seelenlebens für sich oder alle Parteen gleichzeitig ergreift, die stets aus physiologischen und seelischen Elementen gemischt ist, die stets und gleichzeitig aus einer körperlichen und einer psychischen Schädigung gebildet wird, — ist es zu verwundern, sagen wir, daß eine solche Thatsache, eine ganze Menge Ursachen hat? Diese Ursachen sind bald psychische, bald körperliche. Die Irrenärzte gestehen den größeren Einfluß — und zwar in sehr beträchtlichem Verhältnis — den psychischen Ursachen zu. Hinsichtlich des Irreseins im Kindesalter möchten wir aber angesichts der Natur eines Wesens, dessen Seelenleben erst in den Anfängen ist, doch glauben, daß hier die Sache umgekehrt liegt und die körperlichen Ursachen vorwalten.

Wir geben hier einige Beispiele von geistigen Störungen, die ausschliesslich durch körperliche Zufälle oder Krankheiten veranlaßt worden sind. Fr. Engelken redet von einem zehnjährigen Kinde, das infolge des Ausziehens eines Zahnes Chorea

¹⁾ [Einstweilen sei dem, der in dieser Beziehung Belehrung sucht, Ziehen, Psychiatrie (Berlin, 1894, Wreden) empfohlen. U.]

(Veitstanz) mit vollständiger Verwirrtheit bekam¹⁾. Forbes Winslow führt den Fall von einem sechsjährigen Knaben an, bei dem sich während des Zahnens Konvulsionen und ein Anfall von Manie einstellten²⁾. Die Beobachtung, daß ein Kind infolge der Impfung maniakalisch wurde, haben wir schon erwähnt. Bei andern entsteht Geistesstörung infolge der Blattern³⁾ und des typhösen Fiebers⁴⁾. Guislain hat ein siebenjähriges Mädchen beobachtet, bei dem durch einen Schlag auf den Kopf maniakalische Anfälle hervorgerufen wurden. „Das auffallendste Beispiel von kindlichem Irresein, das ich jemals beobachtet habe, sagt Morel, betrifft ein elfjähriges Mädchen, das nach der Zurücktreibung einer Krankheit der behaarten Kopfhaut veitstanzartige Anfälle bekam und bald den Anblick maniakalischer Wut darbot⁵⁾. Die körperlichen Schädigungen und die anormale Entwicklung des Gehirns sind, wie in jedem Alter, so auch beim Kinde Ursachen des Irreseins.“ Ideler erwähnt ein melancholisches elfjähriges Mädchen, dessen Kopf übertrieben groß war⁶⁾. Das Gehirn des Kindes ist normalerweise von einer außerordentlichen Weichheit, und obwohl man das Kind nicht mit dem Greise auf eine Stufe stellen darf — was nach dem allzu poetischen Ausdrucke eines ausgezeichneten Irrenarztes⁷⁾ die entblätterte Rose mit der zur Entfaltung bereiten Knospe verwechseln hiefse —, so darf man doch nicht verkennen, daß in dieser Thatsache eine gewisse Prädisposition zur Geistesstörung liegt, da die Gehirnerweichung bekanntlich zu den gewöhnlichen Ursachen der senilen Demenz [des Altersblödsinns] gehört⁸⁾.

¹⁾ Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie. V, S. 373.

²⁾ Ebendasselbst, VIII, S. 380. Esquirol sagt: „Wenn die erste Zahnung bei den Kindern Konvulsionen hervorruft, so prädisponiert sie zu Geistesstörungen.“ [Beobachtung von Zit: „12jähriger Knabe, früher ganz gesund. Verrenkung des rechten Daumens durch Sturz; trotz der Einrichtung heftige Schmerzen. Maniakalische Anfälle von solcher Heftigkeit, daß Patient in die Irrenanstalt gebracht werden mußte.“ Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters, S. 42. U.]

³⁾ Foville, *Dictionnaire de médecine*, 1829.

⁴⁾ Angeführt von Esquirol.

⁵⁾ Morel, *Traité des maladies mentales*, p. 101.

⁶⁾ Annalen der Charité. Berlin, 1853.

⁷⁾ Renaudin, *Études médico-psychologiques*, 1854, p. 13.

⁸⁾ Andererseits kann die Meningitis, d. h. die unmittelbare Entzündung der Hirnsubstanz, ein heftiges, tobendes Delirium oder die Unterdrückung der Hirn-

Ebenso leicht lassen sich Fälle anführen, wo eine psychische Ursache, besonders Schreck die Veranlassung ist. Vering und Vogel erwähnen kleine Mädchen, die infolge heftiger Furcht in Geistesstörung verfielen; das eine wurde von der fixen Idee beherrscht, seine Stiefmutter zu töten, die es bis dahin sehr geliebt hatte¹⁾. Auch abergläubische Furcht, frühreife Überspanntheit in religiösen Dingen, Furcht vor der Hölle und Dämonomanie haben einen gewissen Einfluss. Ein Mädchen von neun bis zehn Jahren, dessen Phantasie von den Eltern durch allzu lebhaft Bilder vom Leben nach dem Tode überreizt worden war, sah eines Abends den Teufel erscheinen; es stieß einen lauten Schrei aus und fiel bewusstlos nieder²⁾. Die Epidemien religiösen Wahnsinns bleiben der Kindheit nicht erspart. Im zehnten und elften Jahrhundert sah man große Ansammlungen von Kindern, die ihre Familie und ihr Vaterland verließen, um in das heilige Land zu pilgern [Kinderkreuzzüge]. Im Jahre 1605 wurden in der jetzigen Provinz Caserta in Unteritalien viele Kinder durch das Beispiel ihrer Eltern von Halluzinationen und ekstatischen Zuständen ergriffen³⁾. Während der Religionskriege in den Sevensen sah man Scharen von sieben- bis achttausend Kindern, die in der größten Begeisterung „weissagten“.

In vielen Fällen ist die Ursache des kindlichen Irreseins weder ausschliesslich körperlicher, noch ausschliesslich psychischer Natur. Die Zerrüttung der seelischen Fähigkeiten tritt als Folge einer Nervenkrankheit ein. Wenn man bedenkt, welch inniger

funktionen hervorrufen. (Siehe Moreau, Der Irrsinn im Kindesalter, S. 108). [„Man kann vor allem den Fall Delasiauves anführen, welcher ein sechsjähriges Mädchen an einer gefährlichen Meningitis behandelte; vor dieser Krankheit war dasselbe geistig sehr aufgeweckt; nachher verdüsterte sich seine Gemütsart und ward die Beute wunderlicher Gelüste und hysterischer Phantasiegebilde.“ Moreau, a. a. O. U.]

¹⁾ Psych. Heilkunde. II. Leipzig, 1818. — Rusts Magazin. XII. 1822.

²⁾ Crichton Brown, *On insanity*, vol. XI, 15.

³⁾ Calmeil, *De la folie considérée au point de vue pathologique, historique* etc. II, p. 434. [Siehe auch Emminghaus, Allgemeine Psychopathologie. U.]

⁴⁾ Moreau erwähnt eine Mädchenschule, in der ein vierjähriges Kind von epileptiformen Anfällen ergriffen wurde, worauf alle seine Mitschülerinnen in ähnliche Konvulsionen verfielen. [Hierzu siehe Wichmann, Eine Veitstanz-epidemie in der Schule zu Wildbad. Leipzig, 1890. Über die sog. Tanzwut und ihre Ansteckung siehe Emminghaus, Allgemeine Psychopathologie. U.]

Zusammenhang zwischen den verschiedenen Störungen des Nervensystems besteht, so wird man sich nicht darüber wundern, daß die verschiedenen Nervenkrankheiten, wie Chorea, Epilepsie, Hysterie u. s. w., beim Kinde wie beim Erwachsenen kaum anders als mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von geistigen Störungen und Delirien auftreten.

Man würde aber einen schweren Mißgriff begehen, wenn man die Geistesstörungen der Kinder ausschließlich den Zufällen, denen sie anheimfallen, den Nervenkrankheiten oder sonstigen Leiden, denen sie nach der Geburt unterworfen sind, oder einer verkehrten Erziehung zur Last legen wollte, die frühzeitig das Geistesleben fälschen und das Gemüt verderben kann. Meistens muß man bis in die Zeit vor der Geburt, bis zur Periode der Schwangerschaft und bis zu den Gemütsbewegungen zurückgehen, die die Mutter während dieser Zeit empfunden hat. Ein Beobachter berichtet, daß von 92 Kindern, die während der Belagerung von Landrecies geboren wurden, 16 bei der Geburt starben, während 35 in wenigen Monaten dahinsiechten und 10 Idioten wurden¹⁾. Man muß oft noch weiter gehen und die Krankheitsursache, welche die psychischen Fähigkeiten des Kindes zerstört, in den Gewohnheiten der Eltern und in den Eigentümlichkeiten der Eltern und der Rasse suchen.

Besonders bei Individuen, deren Eltern Gewohnheitstrinker waren, läßt sich leicht der verhängnisvolle Einfluß erkennen, den die Laster des Vaters oder der Mutter auf die seelische wie auf die körperliche Gesundheit der Nachkommen ausüben. Fast alle Kinder, die unter solchen Verhältnissen geboren werden, sterben frühzeitig an Konvulsionen, oder sie bleiben, falls sie diese überleben, für immer epileptisch oder hysterisch²⁾. Hippolyte Martin hat 83 Familien studiert, in denen ein

¹⁾ Vergleiche Moreau, Der Irrsinn im Kindesalter, S. 31: „Die Entwicklungsstörungen, die so zahlreich an den während der letzten Monate des Jahres 1871 [in Paris] geborenen Kinder beobachtet wurden — und, könnten wir dem beifügen, die bei diesen angetroffene ausnahmsweise große Sterblichkeit — gaben Veranlassung, daß die Arbeiterbevölkerung ihnen den Namen ‚Kinder der Belagerung‘ (*enfants du siège*) gab, was gleichbedeutend geworden mit ‚einem bösen Geschick geweihte Kinder‘. [Siehe hierzu auch Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers. Stuttgart, 1893. S. 151. Desgleichen Spitzner, Psychogene Störungen bei Schulkindern. Leipzig, 1899. U.]

²⁾ Combe, *On the management of infancy*, p. 76.

oder mehrere Mitglieder eine nervöse Überreizung alkoholischen Ursprungs zeigten. Von 410 Kindern aus diesen Familien hatten 108, also über die Hälfte, Konvulsionen gehabt, und nach Verlauf von einigen Jahren waren 169 gestorben, während 241 noch lebten, aber 83, also über ein Drittel der noch Lebenden, waren epileptisch ¹⁾).

Wenn Eltern allein durch gewohnheitsmäßige Trunksucht auf ihre Kinder ein degeneriertes Dasein übertragen können, ein nervöses Temperament, dessen Schwäche und Erregbarkeit eine Prädisposition zu Konvulsionen, zu Epilepsie und schliesslich zu allen geistigen Störungen ist und sie gleichsam herbeiruft, so ist es noch viel unvermeidlicher, daß bereits geisteskrankte Eltern, deren Irrsinn klar zu Tage liegt, ihren Abkömmlingen eine Art instinktmäßiger Manie und angeborenen Irrsinns vererben. „Ich für mein Teil, sagte Morel, habe stets beobachtet, daß die Kinder von geisteskranken Vätern oder Müttern vom zartesten Alter an in den Verrichtungen des Nervensystems Anomalieen zeigten, welche die sichersten Anzeichen einer späteren Degeneration waren, wenn nichts gethan wurde, um eine solche furchtbare Gefahr zu bekämpfen ²⁾.“

Die Erblichkeit ist also die häufigste, obwohl die dunkelste Ursache der Geistesstörung bei Kindern. Nicht in der schlechten Behandlung einer zänkischen Stiefmutter, oder in den kleinen Enttäuschungen des Kindeslebens, oder in der Roheit eines Lehrers hat man die häufigste Grundursache des Übels zu suchen; die Abirrung der Fähigkeiten rührt von einer viel entlegenern Stelle her. Durch eine Art verhängnisvoller Auslese, die nichts mit derjenigen gemein hat, die man uns als die Ursache des Fortschritts in der Welt darstellt, pflanzt sich das Übel fort, und verschlimmert es sich von Geschlecht zu Geschlecht. Eine bloße Nervenkrise beim Großvater kann beim Sohne zur melancholischen oder maniakalischen Disposition, beim Enkel zur vollständigen Idiotie oder zur Imbecillität werden. Mehr noch als die normalen Zustände des menschlichen Bewusstseins bekunden die krankhaften Erscheinungen, die Macht jenes Vererbungsgesetzes, welches das Üble noch leichter

¹⁾ Siehe *Annales médico-psychologiques*, 1879, I, p. 48: H. Martin, *De l'alcoolisme des parents considéré comme cause d'épilepsie chez leurs descendants*.

²⁾ *Annales médico-psychologiques*, 1857, p. 466.

als das Gute überträgt und immer mehr die wissenschaftliche Formel für eine Wahrheit wird, welche die Religionen geahnt und in dem Dogma von der Erbsünde zum Ausdruck gebracht haben. Man darf übrigens die Eigentümlichkeiten dieses Gesetzes nicht falsch verstehen. Einerseits kann man die Dispositionen, die es überträgt, mit Erfolg bekämpfen; das Übel ist nicht immer unheilbar. Andererseits ist es selbst nur das Ergebnis des freien Gebrauches, den die Eltern von ihrem Willen gemacht haben. Im Leben der Vorfahren und in der Vergangenheit der Familie hat es eine Reihe ausschweifender Handlungen gegeben, für welche die Nachkommen büßen müssen; bisweilen aber hat es einen Tag, eine Stunde gegeben, wo sich das Schicksal der ganzen Familie abgespielt hat dergestalt, daß eine wirkliche moralische Solidarität die Eltern mit den Kindern verbindet, und die Erblichkeit trotz ihres verstellten verhängnisvollen Antlitzes doch die Freiheit zum Prinzip hat.

Sechzehntes Kapitel.

Das Ichgefühl und die Persönlichkeit.

I. Prüfung der Theorie Preyers über die Entwicklung des Ichgefühls. — Die Beobachtung des Kindes an seinem eigenen Körper und das Erkennen des Spiegelbildes. — Der Anteil der Sprache bei der Bildung des Ich. — Ansicht von Romanes und Luys. — Das Ichgefühl geht ganz gewiß dem Gebrauche des Wortes ich voraus. — Die Sprache bestimmt die Ichvorstellung genauer, aber sie begründet sie nicht. — Entwicklung der Ichvorstellung. — Die Bewußtseinszustände. — Das Gedächtnis verbindet die Bewußtseinszustände mit einander infolge der Wiederholung oder Erneuerung. — Die Einheit und ununterbrochene Fortdauer des Ich rührt von der Koordination und Einordnung der Erinnerungen her. — Der Anteil der willkürlichen Thätigkeit bei der Entwicklung der Persönlichkeit. — Die Mitwirkung der Erziehung bei der Bildung der Persönlichkeit und des Bewußtseins von derselben. — — II. Das allgemeine Gesetz der stufenweisen Entwicklung. — Gleichwohl giebt es Zeiten plötzlicher Übergänge oder Entfaltungen. — Die Tiefe unseres Wesens wird uns durch das Bewußtsein nicht völlig enthüllt. — Die Physiologie des Kindes. — Die Metaphysik der Kindesseele. — Die Entwicklung der kindlichen Fähigkeiten vollzieht sich mehr oder weniger schnell. — Die hauptsächlichsten Ursachen dieser Verschiedenheiten. — Ist für die seelische Entwicklung während der ersten Lebensjahre das Geschlecht von Bedeutung? — Einfluß der Erziehung. — Das kleine Kind darf nicht mit dem Tiere auf eine Stufe gestellt werden. — Die Fähigkeiten des Kindes unterscheiden sich von denen des Erwachsenen mehr quantitativ als qualitativ. — Schluß.

I.

Die Theorie Preyers von dem Ursprung und der Entwicklung des „Ichgefühls“ ist überaus interessant und verdient aufmerksam geprüft zu werden; sie ist unvollständig und infolgedessen fehlerhaft, aber wenn sie auch nicht alle Thatfachen in Betracht

zieht, so sind doch diejenigen, auf welchen sie ruht, richtig und scharfsinnig beobachtet ¹⁾).

Preyer beginnt mit der Untersuchung, wie das Kind mit seinem eigenen Körper bekannt wird, und woran man erkennen kann, daß es mit ihm bekannt geworden ist. Besonders sollen es die schmerzhaften Eindrücke sein, die das Kind zuerst zur Unterscheidung von Subjekt und Objekt geführt haben, und durch die es die verschiedenen Teile seines Körpers, die es sieht und berührt, und an denen es gleichzeitig Schmerz empfindet, als ihm selbst gehörend ansehen lernt. Preyer legt bei seinen Beobachtungen aber ganz besonderes Gewicht auf die Art, wie das Kind sich selbst, oder wie es sein Bild im Spiegel betrachtet. Nach ihm würde es genügen, daß sich das Kind von seinem Spiegelbilde unterscheidet, um die Behauptung zu rechtfertigen, es habe „den Übergang vom ichlosen Zustande des Säuglings, der noch nicht deutlich sehen kann, zum Zustande des entwickelten Ich, das sich vom Spiegelbilde und von andern und deren Spiegelbildern unterscheidet“, vollzogen.

Hier scheint uns in der Auffassungsweise des deutschen Physiologen eine Verwechslung vorzuliegen. Ohne Zweifel beweist die Beobachtung des Spiegelbildes, daß das Kind in gewissem Maße bereits die Kenntnis seines Körpers erworben hat, da es ihn in dem Bilde wiedererkennt, das die Spiegelfläche zurückwirft; aber dieses Beobachten an sich trägt nichts zur Entstehung des Ichgefühls bei; es setzt sie vielmehr voraus. Es kann als ein äußeres Zeugnis dafür angesehen werden, daß sich ein Fortschritt im Bewußtsein des Kindes vollzogen hat, aber es ist bei diesem Fortschritte nicht beteiligt. Auch das Tier betrachtet sich im Spiegel; aber wenn man z. B. Affen und Katzen vor einen Spiegel stellt, so halten sie ihre Bilder für andere Affen und Katzen, und man sieht sie hinter den Spiegel und um ihn herumgehen, um jene zu suchen. Das ist einfach ein Beweis dafür, daß sie weder der hinreichenden Aufmerksamkeit fähig gewesen sind, von ihrem eigenen Körper eine Vorstellung, ein geistiges Bild zu gewinnen, noch genügende Intelligenz und hinreichendes Nachdenken besitzen, um die Idee von ihrer persönlichen Individualität zu haben. Das Kind ist anfangs auf derselben Stufe. „In der 57. Woche, sagt

¹⁾ Preyer, Die Seele des Kindes, S. 381—392.

Preyer, hielt ich dem Kinde einen kleinen Handspiegel dicht vor das Gesicht. Es sah sein Bild an und fuhr dann mit der Hand hinter den Spiegel, dieselbe suchend hin und her bewegend.“ Nach einigen Wochen hingegen lächelte Axel seinem Spiegelbilde zu oder schnitt ihm auch Gesichter. Offenbar glaubte er, es handle sich um einen Doppelgänger, um ein anderes Selbst. Das Tier gelangt niemals so weit. Wenn aber das Kind dahin kommt, so geschieht dies gerade deshalb, weil es aus andern Gründen und infolge besonderer Verhältnisse seines Bewußtseins ziemlich schnell im Besitze eines wenigstens unbestimmten und unklaren Gefühls seiner persönlichen Existenz ist. Preyer verwechselt in einer Beziehung die Wirkung mit der Ursache. Es ist ein offener Zirkelschluß, wenn man sagt, das Kind, welches sein Bild erkenne und sich über seinen Körper Rechenschaft gebe, schöpfe aus diesen beiden Thatfachen die Idee von seiner Persönlichkeit. Im Gegenteil, es bringt diese Idee hinzu; sie macht die beiden Thatfachen möglich. Um sich zu sagen „mein Körper“ und „mein Bild“ ist es erforderlich, daß das Kind vorher mehr oder weniger das Bewußtsein des Ich besitzt. Man muß daher den wirklichen Ursprung der Persönlichkeit anderswo suchen.

Richtiger hat Preyer gesehen, wenn er die Sprache nicht als die Quelle des Ichgefühls gelten lassen will. Hierin unterscheidet er sich von zahlreichen Beobachtern, die ohne weiteres behaupten, das Kind erwerbe dieses Gefühl beim Sprechlernen und besonders zu der Zeit, wo es von sich selbst nicht mehr in der dritten Person redet, sondern das Wort *ich* gebraucht, wo es beispielsweise nicht mehr sagt: „Georg ist artig“; „Marcel ist hungrig“, sondern „Ich bin artig“; „ich bin hungrig“.

Romanes leitet die Bildung des Ichgefühls ohne weiteres aus der Sprache ab. „Der Übergang in der Redeweise des Kindes, von sich als einem Objekt, bis dahin, von sich als einem Subjekt zu sprechen, findet nur höchst selten früher als im dritten Jahre statt. Ist dies aber erreicht, so ist damit ein deutlicher Beweis von wahrem Selbstbewußtsein, wenn auch noch in einem mangelhaften Grade, gegeben. Auch ist es zweifelhaft, ob jener Übergang in einem so frühen Alter stattfände, wenn er nicht durch die „soziale Umgebung gefördert würde; denn, wie Sully bemerkt, die Beziehung des Ich und des Nicht-Ich einschließ-

des Ich und Du wird dem Kinde durch die Sprache der andern fortwährend eingeprägt ¹⁾.“

Ganz besonders aber bei Luys finden wir jene neu-nominalistische Lehre klar formuliert, nach der das Fürwort ich die allmächtige Zauberkraft besitzen soll, das Ich zu schaffen. „Gegen das zweite oder dritte Jahr, sagt Luys, sprechen die Kinder wie sie fühlen. Sie haben sich gewöhnt, sich als einen Körper anzusehen, der eine äußere Form hat und eine bestimmte Stelle im Raume einnimmt. Ihr Name als konkrete Bezeichnung ihres ganzen Wesens ist ihnen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Sie bewahren noch eine gewisse Schattierung der Objektivität; in der anfänglichen Form ihrer Sprache reden sie von sich selbst in der dritten Person, als wenn es sich um eine fremde Person handle, und bekunden sie ihre Gemütszustände und Begehungen nach der einfachen Formel: „Paul will das; Paul hat Kopfweh“. Erst ganz allmählich und gewissermaßen durch die Wirkung einer fortgesetzten Zerreibung vermag man dem Kinde beizubringen, daß die Gesamtheit seiner Persönlichkeit in ihrer Einheit auf andre Weise als durch seinen Eigennamen bezeichnet werden kann, und daß der vollwertige Ausdruck dafür in dem Worte ich besteht. Durch eine neue Abstraktionsarbeit nimmt das Kind diese ihm vollständig fertig übermittelte Gabe an, und da es bequem, flink und gewöhnlich beschäftigt ist, so eignet es sich dieselbe an, gebraucht sie und bedient sich ihrer allmählich in der gewöhnlichen Rede ²⁾.“

Wie man sieht, läuft die Theorie von Luys darauf hinaus, die Aneignung der Ichvorstellung beim Kinde als eine Suggestion, als eine Einflüsterung durch das Wort ich darzustellen, dessen Aussprache und Verständnis man das Kind einfach gelehrt habe. Das Kind zöge also gleichsam seine Persönlichkeit an, wie es seine Kleider anzieht.

¹⁾ [Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. Deutsche Ausgabe. S. 202. — In bestimmterer Weise berichtet Fritz Schultze (Sprache des Kindes, S. 44), daß sein Kind im Alter von 19 Monaten zum erstenmal ich — und gleich darauf in einem andern Satze seinen Vornamen sagte und durch den Wechsel zeigte, daß es die Bedeutung des ich, die Beziehung desselben auf seine Person, richtig erfaßte. Anmerkung des deutschen Übersetzers von Romanes, S. 202. U.]

²⁾ Luys, *Le Cerveau et ses fonctions*, p. 190.

Dieser neuen Gattung von Nominalisten läßt sich, wie allen Nominalisten, einfach entgegenhalten, daß das Wort nur dann einen Sinn haben kann, wenn es sich auf eine bereits vorhandene Idee bezieht, daß es dieser Idee folgt und sie genauer bestimmt, daß es sie aber nicht schafft. Das hat Preyer sehr gut erkannt, indem er „die allgemein verbreitete Meinung, das Ichgefühl beginne sich erst dann zu bilden, wenn der Gebrauch des Wortes ich beginne“, als Irrtum bezeichnet. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß das Kind sich bereits in undeutlicher Weise selbst kennt, bevor es die Verben in der ersten Person zu konjugieren vermag. Wenn es sich mit seinem eigenen Namen bezeichnet, so geschieht das durchaus nicht, weil es sich für einen Dritten hielte; es ist nur in der Sprache unerfahren und ahmt passiv die Ausdrücke seiner Eltern nach, wenn sie zu ihm sagen: „Paul ist unartig“; „Paul thut sich wehe“. Preyer teilt zu diesem Gegenstande interessante Beobachtungen mit: „Viele eigensinnige Kinder haben ein stark ausgesprochenes Ichgefühl, ohne sich anders als mit ihrem Namen zu bezeichnen, weil die Angehörigen, wenn sie mit ihm sprechen, sich selbst auch nicht ich, sondern Papa, Mama, Onkel, Omama u. s. w. nennen, so daß die Gelegenheit, früh die Wörter ich und mein zu hören und anzuwenden, selten ist. Andre hören sie zwar oft, besonders von etwas ältern Kindern und wenn die Angehörigen sich untereinander ich nennen, und brauchen sie auch, aber sie verstehen sie nicht und setzen ihren Eigennamen dazu ¹⁾.“ Preyer kommt also mit Recht zu dem Schlusse, daß das Ich der Erwerbung des betreffenden sprachlichen Ausdrucks vorangehe. „Durch das Sprechen wird die begriffliche Unterscheidung des Ich erst präzisiert, die Ausbildung — nicht Entstehung — des Ichgefühls nur begünstigt.“

Bisher sind die Ergebnisse unserer Analyse negativer Art gewesen, und wir haben nunmehr anderswo, als in den angeführten Thatsachen, die Ursache des persönlichen Bewußtseins zu suchen. Was bietet uns Preyer? In seinen endgültigen Schlußfolgerungen

¹⁾ Perez ist derselben Ansicht: „Obwohl man das Gegenteil allgemein annimmt, so halte ich es doch für richtig, daß die Kinder von sich in der dritten Person reden, weil die Vorstellung von ihrer Persönlichkeit und der Ausdruck, welcher diese bezeichnet, sich von der äußern Objektivität noch nicht vollständig losgelöst haben. *Les trois premières années de l'enfant*, p. 324.

²⁾ [Preyer, Seele des Kindes, S. 389. U.]

thatsächlich nichts anderes als die Lehre der Sensualisten, die der Meinung sind, das Ich sei nur eine Sammlung von Empfindungen. Nach ihm giebt es anfänglich nicht nur ein Bewußtsein, sondern mehrere, von denen jedes ein Ich hervorbringt. „Das Rinden-Ich, sagt er, ist ein anderes als das Rückenmark-Ich (die Pflügersche Rückenmarkseele). Jenes spricht, sieht, hört, schmeckt, riecht und fühlt; dieses fühlt nur, und beide sind anfangs, so lange Gehirn und Rückenmark organisch nur locker, funktionell gar nicht verbunden sind, isoliert.“ Aber „zwei Ich“ wäre noch zu wenig gesagt; in Wirklichkeit gäbe es deren so viele, wie es verschiedene Quellen der Wahrnehmung giebt. „Anfangs, wenn die Seh-, Hör-, Riech- und Schmeck-Sphären im Gehirn noch unvollkommen entwickelt sind, perzipiert jede für sich, da die Wahrnehmungen auf verschiedenen Sinnesgebieten noch gar nicht miteinander verknüpft werden, ähnlich wie das Rückenmark anfangs das, was es fühlt, etwa die Wirkung eines Nadelstiches, dem Gehirn nicht mitteilt oder nur sehr unvollkommen mitteilt¹⁾; denn Neugeborene reagieren darauf meistens nicht.“ Wie sich die Vereinigung dieser beiden Ich vollzieht, kann Preyer nicht ernstlich erklären. In der That, wenn jedes Wahrnehmungsorgan durch seine Thätigkeit die Idee von einem besondern Ich erzeugen kann — was übrigens nicht der Fall ist, da die Idee des Ich verwickeltere Verhältnisse voraussetzt, als eine bloße Reihe von Wahrnehmungen derselben Art — so erscheint es uns unbegreiflich, wie diese verschiedenen Ich sich vereinigen und verschmelzen können, um schließlich das eine und unteilbare Bewußtsein zu bilden, das die Grundlage der wirklichen Idee des Ich ist. Die Zweiteilung des Ich oder der Persönlichkeit, wie sie in den von der Pathopsychologie untersuchten Fällen bisweilen hervorgetreten ist, gehört zu den seltenen Ausnahmen und erklärt sich nur durch Störungen im Organismus. Aber wie kann man annehmen, daß sich unter den regelrechten Daseinsbedingungen jeden Tag und bei jedem kleinen Kinde die umgekehrte Bewegung vollziehe, die darin bestehen würde, verschiedene Ich, und zwar mindestens sechs bis sieben, zu vereinigen?

¹⁾ Auch Ribot glaubt, „daß die Individualität auf ihrer höchsten Stufe der in der Hirnrinde eingetretenen Anhäufung und Verdichtung der ursprünglich selbständigen und zusammenhanglos zerstreuten Einzelbewußtseien sei“. (Ribot, Die Persönlichkeit. Deutsch von Pabst. S. 158.) Abermals sagt er: „Das Bewußtsein ist eine Summe von Zuständen“.

Preyer, der die Bedeutung dieser Schwierigkeit übrigens nicht zu ahnen scheint, beruft sich einfach darauf, daß die Sinnesindrücke schnell gleichzeitig werden, daß das Kind gleichzeitig riecht und tastet, sieht und hört, sieht und tastet u. s. w. Hieraus soll eine Verbindung, eine Beziehung zwischen den verschiedenen Wahrnehmungszentren hervorgehen, die Preyer die „interzentralen Verbindungsfasern“ nennt. Aber wenn sich Preyer in dieser Weise der Einheit nähert, so erreicht er sie immer noch nicht. Damit der Aufbau des Ich nach diesen Prinzipien möglich wäre, müßte das empfindende Individuum wenigstens in ein und demselben Augenblicke alle Sinne gleichzeitig entwickeln, und alle die Verrichtungen, welche das Bewußtsein auf das Ich bezieht, müßten sich in einer gewissen einheitlichen und gemeinsamen Schwingung bethätigen. Damit ist es aber nichts. Unsere Eindrücke treten nacheinander auf; sie folgen einander im Laufe der Zeit; sie können höchstens zu zweien auftreten, und ich weiß nicht einmal, ob es sich jemals um eine wirkliche Gleichzeitigkeit handelt. Auf jeden Fall stellt sich diese Konzentration aller verschiedenen Empfindungen und Wahrnehmungen, deren ein Menschenwesen fähig ist, niemals in einem einzigen Sensorium ein.

Daher vermag uns Preyer das Ichgefühl schließlicly nur als eine Abstraktion darzustellen, die der Wirklichkeit nicht entspricht. „Dieser allein dem erwachsenen denkenden Menschen eigene abstrakte Ichbegriff existiert nur gerade, wie andere Begriffe existieren, nämlich durch die Einzelvorstellungen, aus denen er resultiert, wie der Wald, der nur da ist, wenn die Bäume da sind.“ Das Ich wäre also nur eine reine Abstraktion, nicht einmal eine Sammlung von besondern Zuständen. „Das Ich ist nicht einheitlich, sagt Preyer, noch weniger ist es eine Summe¹⁾“, und die Konsequenz davon würde sein, daß das Kind sich nicht zu der obersten Ich-Idee zu erheben vermöchte. Die niedern Ich-Formen, die den isolierten Sinnesgebieten entsprechen, sind beim kleinen Kinde noch nicht begründet; es giebt keine Einheit, weil ihm noch die organischen Leitungen fehlen. In die Sprache der

¹⁾ Aus dem von Preyer gebrauchten und von uns soeben angeführten Vergleiche (der Wald ist nur da, wenn Bäume da sind), scheint dennoch hervorzugehen, daß das Ich ebensowohl wie der Wald die Summe aller Elemente ist, die ihn bilden. Es muß zugegeben werden, daß sich Preyer etwas dunkel ausdrückt.

Psychologie übersetzt heisst das: Es fehlt ihm noch die Fähigkeit der Abstraktion.

Wir bleiben indes der völlig entgegengesetzten Überzeugung, daß das Kind frühzeitig im stande ist, sich selbst zu erkennen und als Person zu unterscheiden, und zwar deshalb, weil es in Wirklichkeit eine Person ist. Die Idee des Ich tritt erst dann auf, wenn sich das Ich gebildet hat; nun bildet sich das Ich in dem Masse, wie die geistige Schwäche dies zuläßt, wenn die aufeinander folgenden Bewußtseinszustände durch das Gedächtnis untereinander verbunden sind, und nachdem es sich einmal gebildet hat, entwickelt und kräftigt es sich, wenn die willkürliche Thätigkeit das Bewußtsein anregt.

Bei der Entwicklung der Ich-Idee besteht der Ausgangspunkt offenbar in den bewußten Zuständen. Aber zahlreiche bewußte That-sachen laufen viel früher ab, als das Ich auftritt¹⁾. Das Bewußtsein oder genauer gesagt, die Thatsache des Bewußtwerdens irgend einer Erscheinung bildet für diese Erscheinung ihrem Wesen nach nicht die Zueignung zum Ich und führt nicht die Unterscheidung von Objekt und Subjekt von selbst herbei. Man könnte behaupten, daß alle diese Bewußtseinszustände, die Empfindungen und Wahrnehmungen, trotz der Verschiedenheit der Objekte, die sie dem Kinde vergegenwärtigen, alle einen gemeinsamen Charakterzug haben, den nämlich, gefühlt, bewußt geworden zu sein, und daß sich somit die Ver-

¹⁾ Was wir dem Neugeborenen absprechen, das ist nicht das Bewußtsein, sondern das Ichbewußtsein. Offenbar hat er Empfindungen, aber er lokalisiert sie nicht. Ohne Zweifel müssen die Sinnesempfindungen, die von verschiedenen Stellen des Körpers herrühren, verschiedener Art sein, aber um sie unterscheiden zu lernen und sie einer ganz bestimmten Stelle beizulegen, ist eine lange Erfahrung unerläßlich. Die häufige Wiederholung dieser Empfindungen muß ihre subjektive Assoziation in Verbindung mit dem Bilde desjenigen Körperteils ermöglichen, von dem sie herrühren. Das Kind kann also nur ganz allmählich zu einer immer vollständigeren Topographie seines eigenen Körpers gelangen. Da nun die verschiedenen Teile unseres Körpers mittelst der Nervenzentren untereinander in Beziehung stehen, da diese das Bild von mehreren dieser Teile oder von ihrer Gesamtheit subjektiv reproduzieren, sobald eine einzige erregt ist, da schließlich diese Reproduktion die häufigste von allen ist, so nimmt das Ich die Gewohnheit an, sich als ein Individuum, als ein ganzes Einziges und Unteilbares zu betrachten. Damit das Gedächtnis aber auch das Gefühl der ununterbrochenen Fortdauer des Ich hat, muß es auf einer höhern Entwicklungsstufe angelangt sein, was erst viel später der Fall sein kann (Herzen, *Revue philosophique*, 1878, II, p. 388).

gleichung dieser in einer Beziehung alle gleichartigen Erscheinungen langsam aus der Idee ihrer Ähnlichkeit hervorgeht, die gerade die Idee des Ich sein würde. Aber diese Wirkung würde nur möglich sein, wenn die Zustände des Bewußtseins wechselseitig vor einer vollständig ausgebildeten Seele erschienen, die imstande wäre, Beziehungen zu erfassen und zu beurteilen. Diese Hypothese ist aber unannehmbar.

Die aufeinander folgenden Bewußtseinszustände haben aber eine andere Eigentümlichkeit, nämlich die, sich selbst wiederzuerkennen, wenn sie sich erneuern. Das Gedächtnis fügt die in den einzelnen aufeinander folgenden Thätigkeiten der Sensibilität und der Wahrnehmung verstreuten und verzettelten Bewußtheiten zusammen. Es ist fast etwas Selbstverständliches, wenn man sagt, das Gedächtnis könne diese Rolle nur deshalb spielen, weil sich dieselben Thatfachen des Bewußtseins wiederholen. Fouillée sagt: „Das Selbstbewußtsein verlangt, daß dieselbe Empfindung oder Wahrnehmung sich wiederholt. Es setzt eine gewisse Vereinigung der ähnlichen Elemente, eine Anordnung der Ähnlichkeiten inmitten der Verschiedenheiten voraus¹⁾. Man darf fragen, was aus dem Ich werden würde, und ob sich das Ich-Gefühl bilden könnte, wenn das Schauspiel des Bewußtseins fortwährend wechselte und durchaus keine Wiederkehr derselben Eindrücke zuliefse.“

Wir erfahren alle jedesmal, wenn wir tief und traumlos schlafen, gleichsam einen Einschnitt in die zusammenhängende Fortdauer unseres Bewußtseins, eine Unterbrechung desselben²⁾. Empfinden wir beim Erwachen wenigstens während einiger Minuten nicht ein dunkles Gefühl des Daseins, indem wir unser Ich nicht klar mehr unterscheiden? Es bedarf für uns einiger Minuten, um in dem Strome des bewußten Lebens gewissermaßen wieder festen Fuß zu fassen, um unser persönliches Dasein wieder aufzunehmen und an den letzten bewußten Zustand, der unserm Schlafzustande vorausgegangen ist, die ersten Bewußtheiten unseres Erwachens anzuknüpfen. Wenn wir beispielsweise zum erstenmal in einem Gasthofszimmer geschlafen haben, wo uns keine Sinnesempfindung vertraut ist, wo uns alle Gegenstände neu sind, wo wir nicht die

¹⁾ Fouillée, *Évolutionisme des idées-forces*, 1890, p. 46.

²⁾ Noch mehr ist das Fall beim Erwachen aus einer Stockung des Bewußtseins, aus einer Ohnmacht.

Eindrücke haben, die wir aus unserer Wohnung gewöhnt sind, wo wir weder dieselben Vorhänge, noch dieselben Fenster, noch dieselbe Tapete haben, kurz, wo uns das Gedächtnis an nichts erinnert, macht es uns noch mehr Mühe, wieder in den Besitz unseres Ich zu gelangen¹⁾.

Das Kind macht einen ähnlichen Zustand durch, wie der ist, den wir soeben beschrieben haben. Und was beim Erwachsenen, der vom Schlafen zum Wachen übergeht, nur einige Augenblicke dauert, das erstreckt sich beim Kinde auf Monate. Ebenso wie es eine gradweise Entwicklung des Bewußtseins giebt, bei der in der Entwicklung vom Bewußten zum Unbewußten eine Stufe nach der andern überschritten werden muß, so giebt es in dem Bewußtsein auch eine langsame Entwicklung von dem dunkeln Gefühl des Daseins zur klaren Vorstellung des Ich. Bei dieser Ausgestaltung spielt das Gedächtnis die hauptsächlichste Rolle. Das Ich ist sozusagen ein Gewebe von Erinnerungen, eine Gesamtheit von ineinander geschachtelten Erinnerungen, wie Taine sich ausdrückt. Die Einheit, der fortdauernde Zusammenhang des bewußten Lebens wird allein durch die Koordination der Erinnerungen möglich, und in den anormalen Erscheinungen des Doppel-Ich hat die Zweiteilung der Persönlichkeit thatsächlich das Eigentümliche, daß die Erinnerungen des einen Bewußtseins dem andern völlig fehlen.

Es muß gleich hinzugefügt werden, daß die Ursache der Ich-Vorstellung beim Kinde nicht allein in der Assoziation der Erinnerungen liegt. Es schöpft das Gefühl seiner angehenden Persönlichkeit auch aus seiner willkürlichen Thätigkeit²⁾, aus seiner Fähigkeit aufzumerken und aus seinen kleinen täglichen Bemühungen. In dieser Hinsicht liefert uns Preyer selbst die Waffen zur Bekämpfung seiner eigenen Theorie, die aus dem Ich

¹⁾ Das ist nicht der einzige Fall, wo es zur Aufhellung der Psychologie des Kindes nützlich ist, sich auf das zu berufen, was in unserm Bewußtsein im Augenblicke des Erwachens vor sich geht. Ich habe beispielsweise beim Erwachen mehrmals den Eindruck gehabt, als ob verhältnismäßig entfernte Gegenstände meinen Augen ganz nahe seien. Wenn die Augen erwachen, können sie sich von den Raumverhältnissen keine Rechenschaft geben.

²⁾ Nach Wundt würde die wichtigste Bedingung zur Entstehung des Ich-bewußtseins im Muskelsinn, in der willkürlichen Bewegungsthätigkeit liegen. (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 2. Aufl. 1892. XVI.)

eine Abstraktion machen will. Ist es Preyer, oder ist es Maine de Biran, der den Abschnitt oder doch wenigstens den Schluß des Abschnittes geschrieben hat, den wir gleich anführen wollen? „Ein wichtiger Faktor in der Entwicklung des Ich-Gefühls ist die Wahrnehmung einer durch eigene Thätigkeit bewirkten Veränderung an allerlei fassbaren Gegenständen der Umgebung, und der psychogenetisch merkwürdigste, jedenfalls ein höchst bedeutungsvoller Tag in dem Leben des Säuglings der, an dem er zuerst den Zusammenhang einer von ihm selbst ausgeführten Bewegung mit einem auf dieselbe folgenden Sinneseindrucke erfährt . . . Das Kind entdeckt beispielsweise (im fünften Monat) die Tatsache, daß es beim Zerreißen des Papiers in immer kleinere Stücke immer wieder die neue Schallempfindung hat, und wiederholt Tag für Tag das Experiment, sogar mit Anstrengung, bis dieser Zusammenhang den Reiz der Neuheit verloren hat. Jetzt ist zwar noch keine klare Einsicht in den Kausalnexus vorhanden, aber die Erfahrung hat das Kind nun gemacht, daß es selber die Ursache einer kombinierten Gesichts- und Schallwahrnehmung sein kann, sofern regelmäßig, wenn es Papier zerreißt, einerseits die Zerkleinerung, andererseits das Geräusch erscheint. Die Geduld, mit welcher diese Beschäftigung — in der 45. bis 55. Woche besonders — gern fortgesetzt wird, erklärt sich durch die Befriedigung über das Ursache-sein, über die Wahrnehmung, daß eine so auffallende Verwandlung, wie die der Zeitung in Schnitzel, durch die eigene Thätigkeit bewirkt wurde¹⁾.“ Preyer fährt fort, indem er eine große Anzahl anderer Beispiele anführt, in denen das Kind von diesen scheinbar ganz uninteressanten Beschäftigungen vollständig in Anspruch genommen wird; es wirft Steine ins Wasser, trägt Fußbänkchen hin und her, legt Muscheln, Steine und Knöpfe in Reihen u. s. w. „Dabei ist der Eifer und Ernst, mit denen solche Bewegungen ausgeführt werden, bemerkenswert. Die Befriedigung, welche sie gewähren, muß sehr groß sein und beruht wahrscheinlich auf dem durch die vom Kinde selbst hervorgebrachten Bewegungen erzeugten Gefühle eigener Kraft und auf dem Gefühle des Ursache-seins. Hier liegt kein bloßes Spielen vor, wenn es auch so heißt, sondern Experimentieren. Das anfangs nur spielende, an der Farbe, Form und Bewegung sich er-

¹⁾ Preyer, Seele des Kindes, S. 383 f.

götzende Kind ist zum Ursachwesen geworden. Damit tritt die Entwicklung des Ich-Gefühls in eine neue Phase.“

Diese Bemerkung, die Preyer so nebenbei macht, und die in seiner Theorie nur eine Nebensache ist, dürfte wohl den Kern der Sache treffen. Das Kind wird erst dann zur Person, wenn zum Gefühl der Einheit und der ununterbrochenen Fortdauer noch das Bewußtsein kommt, daß es ein handelndes Wesen ist¹⁾. An dem Tage, wo das Kind, von einer neuen Kühnheit beseelt, den Armen der Mutter entschlüpft, um ganz allein zu gehen und zu laufen, befestigt sich in dieser Thätigkeit der Fortbewegung und der Unabhängigkeit nicht nur seine äußere Individualität, sondern in der erfolgreichen Bemühung ist gewiß auch seine innere Persönlichkeit thätig, und fühlt sie sich handelnd. Je mehr das Kind wagt, umsomehr wird es ferner unternehmen, und umsomehr wird gleichzeitig auch sein Wesen wachsen und das Bewußtsein, das es davon hat. Wie man auch über den ersten Ursprung des Bewußtseins denken mag, ob es die höchste Entfaltung des Organismus, oder aber die unmittelbare Kundgebung eines immateriellen Prinzips ist, — es entspricht in seiner Kraft und Klarheit der Intensität der Thätigkeit, deren innerer Ausdruck es ist.

Hier sehen wir, wie bei der Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit auch die Erziehung mitwirken kann, indem sie die Freiheit des Kindes achtet und seine Initiative anregt. Das Innerste in jedem Menschen, das, was seinem Wesen nach sich den Einflüssen von außen entziehen und sein Prinzip nur in den durchaus spontanen Kräften der Natur haben muß, ist uns ein neuer Beweis dafür, daß die soziale Umgebung, zum wenigsten die Familie, niemals ihre Rechte verliert. Ein Kind, das durch Zwang erzogen wird und nur das passive Werkzeug des elterlichen Willens ist, wird bei seiner folgsamen und resignierten Widerstandslosigkeit, wenn überhaupt, so doch schwer zu einer Persönlichkeit. Dasjenige Kind hingegen, welches in dem erlaubten

¹⁾ Siehe Tiedemann, Beobachtungen u. s. w.: „Die nunmehr (im 19. Monat) entwickelte Selbstthätigkeit zeigte sich auch darin deutlicher, daß er gern unternahm, was mit Schwierigkeiten verknüpft war: durch enge Winkel kriechen, gefährliche Stellungen machen, schwere Sachen tragen und dergleichen“ (Ausgabe von Ufer, S. 32).

Maße sich selbst überlassen bleibt, wird sich frühzeitig zum Handeln auf eigene Kosten und Gefahr entscheiden und verhältnismäßig früh das Gefühl seiner Persönlichkeit erwerben; es wird das Lustgefühl der kleinen Triumphe seiner Anstrengung und gleichfalls das Unlustgefühl der Enttäuschung kennen lernen; eine frühzeitige Erregung der persönlichen Gefühle wird die guten Eigenschaften erzeugen, die deren natürliche Wirkung sind, Mut und Ehrliche, sowie auch die Fehler, die deren Gefolge bilden, Stolz, Ehrgeiz und Eigensinn. Man darf übrigens nicht glauben, daß die negative Erziehung, ich meine diejenige, welche sich damit begnügt, das Kind aus sich heraus handeln zu lassen, der Entfaltung der Persönlichkeit allein günstig sei. Diejenigen Eltern, die durch ihre Worte oder Handlungen bekunden, daß sie mit ihrer Sympathie den geringsten Verrichtungen und Gebärden ihrer Kinder folgen, die diese loben oder tadeln, je nachdem sie artig oder unartig gewesen sind, sind auch Bildner der Persönlichkeit. „Wenn die Aufmerksamkeit des Kindes nach innen gelenkt wird, um über die eigenen Handlungen nachzudenken, insofern sie guten oder schlechten Beweggründen entspringen, so erwacht das persönliche Bewußtsein immer mehr“ (Sully).

II.

Die Entwicklung der Ich-Vorstellung hat uns ein letztes Beispiel jener stufenweisen Entwicklung geliefert, von der auf jeder Seite dieses Buches Beweise gegeben wurden. Die Thatfachen der seelischen Entwicklungsreihe — gleichviel welcher Art — haben lange begonnen, bevor sie ihre endgültige Gestalt erhielten, und waren im früheren Alter andeutungsweise vorhanden. Nichts vollzieht sich hier wie durch ein Naturwunder mit einem Male. Das allgemeine Gesetz, dessen Wirkung die Naturwissenschaft auf allen Teilen ihres Gebietes festgestellt hat, bei der Entwicklung der Pflanze wie bei der Ausbildung des Nervensystems im Tierreich, findet nirgends eine auffallendere Bestätigung, als bei der Untersuchung des kindlichen Seelenlebens. Vom Unbewußten zum Bewußten, vom Automatismus zur Willenshandlung, von den zerstreuten und zusammenhangslosen Eindrücken bis zur Konzentration aller Bewußtseinszustände um ein einziges und sich stets gleichbleibendes Ich giebt es eine Menge unmerklicher Übergänge und kleiner aufeinander folgender Fortschritte.

In dieser langsamen Entwicklung des Bewußtseins, daß sich gradweise aufhellt, giebt es indessen plötzliche Krisen und schnelle, sozusagen augenblickliche Fortschritte. „Man hat Grund zu der Annahme, sagt Romanes, daß die bis zu einem bestimmten Punkte fortgeschrittene Entwicklung einen plötzlichen Sprung macht, der in der Entwicklung des Seelenlebens als das angesehen werden kann, was betreffs der Entwicklung des Körpers die Geburt ist.“ Die langsam vorbereitete und langsam vor sich gegangene Entwicklung zeigt sich plötzlich in auffallender Weise. In einer Stunde, in einer Minute vielleicht, vollzieht sich in der Kindesseele ein sprungweiser Fortschritt, der sie umgestaltet und die augenfällige Trägheit und Langsamkeit der vorhergehenden Perioden wieder ausgleicht, ebenso wie in der Natur während eines sonnigen Frühlingsnachmittags an den bis dahin kahlen und dürrn Baumzweigen plötzlich überall die Knospen springen. Die geheime Arbeit des Seelenlebens wird blitzartig erhellt und offenbart uns die geheimnisvollen Tiefen des kindlichen Geistes und Gemüts. Ein Wort, eine unerwartete scharfsinnige Bemerkung überrascht uns und zeigt uns an, daß das Kind unbemerkt und ohne davon ein äußereres Zeichen zu geben, große Fortschritte gemacht und bereits mehr Gebiet erobert hat, als die bis dahin bemerkten Äußerungen seiner innern Thätigkeit erraten ließen.

Aber auch in Bezug auf diese unvermuteten Erscheinungen in einem Bewußtsein, das entwickelter ist als man nach den unmittelbar vorher beobachteten Zuständen hätte annehmen können, liegt keineswegs der Beweis vor, daß das Gesetz der allmählichen Entwicklung seine Gültigkeit verloren habe. Ohne Zweifel hat sich das Bewußtsein plötzlich erhellt; aber wer sagt uns, daß wir in diesem Aufwachen, in dieser plötzlichen Entfaltung nicht die Wirkung und das Ergebnis einer ganzen Reihe innerer Umwandlungen vor uns haben, die unbemerkt vorübergegangen sind, weil sie sich ihrer Natur nach den Beobachtern des Kindeslebens entziehen? Das Kind erzählt uns nicht alles, was es fühlt und denkt. In der Kette seiner Bewußtseinszustände können unserer Untersuchung mehrere Glieder entgehen, obwohl sie vorhanden sind. Andererseits muß betont werden, daß das Bewußtsein, welches die psychische Thatsache offenbart und ihre Erscheinungsform ist, diese Thatsache nicht vollständig erfaßt. Es dringt nicht bis zum Grunde unseres Wesens vor. Die Psychologie des

Kindes, wie wir sie in den Grundzügen dargestellt haben, ist notwendig unvollständig und darf nicht den Anspruch erheben, bei einem so verwickelten Gegenstande alle Geheimnisse aufzuklären und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Da ist zunächst die Frage nach den beständigen Beziehungen zwischen der Ausbildung des Gehirns und überhaupt des Nervensystems einerseits und der Entwicklung der seelischen Fähigkeiten andererseits. Da ist weiterhin die Frage nach dem Wesen Kraft, welche die Entwicklung dieser beiden Erscheinungsreihen leitet und sie in der Einheit des Lebens vereinigt. Kurz, die Entwicklungsgeschichte der Kindesseele wird nicht zu einem wahrhaft befriedigenden Abschlusse gelangen, bis sie als Stützpunkt und Träger eine noch in weiter Ferne liegende Physiologie des Kindes hat, oder bis sie sich auf eine Metaphysik der Kindesseele gründet, die vielleicht niemals möglich sein wird, auf jeden Fall noch nicht versucht worden ist.

Übrigens kann weder jene Physiologie noch jene Metaphysik mit ihren Schlusfolgerungen die Ergebnisse unserer Untersuchungen in ihrem Werte beeinträchtigen: einerseits die Verbindung, die gleichsam autonome Koordination der Bewußtseinszustände, die — welches ihre Wurzeln im Nervensystem auch sein mögen — einander hervorrufen, zu Kräften werden, die andere Bewußtseinszustände hervorbringen und demgemäß eine Welt für sich, eine Gesamtheit von Thatsachen eigener Art bilden und schließlic auf die Einheit der Person hinauslaufen; andererseits der Entwicklungscharakter des unbekannten Prinzips des psychischen Lebens, das zu Anfang bei weitem nicht das ist, was es werden kann, werden muß und durch allmähliche Entfaltung wird.

Wenn die Entwicklungslehre, so weit es sich um die Arten und ihre Umwandlungen in der Geschichte des Lebens und des Geistes auf dem Erdball handelt, eine unbewiesene Hypothese ist, so ist sie hingegen eine durch die Thatsachen durchaus beglaubigte Gewißheit, wenn die Entwicklung der Organe, der Verrichtungen und Fähigkeiten in der Geschichte des einzelnen Individuums in Betracht kommt.

Übrigens kann sich diese Entwicklung schneller oder langsamer vollziehen. Ein kleiner Wilder entwickelt sich durchaus nicht so schnell wie ein Kind, das einer seit langer Zeit zivili-

sierten Rasse angehört. Die Erblichkeit der Rasse lastet auf dem Kinde, oder sie beschleunigt sein Fortschreiten¹⁾. Bei derselben Rasse und bei demselben Volke wird sich die Entwicklung wiederum, je nach der Familie, aus der das Kind stammt, schneller oder langsamer vollziehen. Neben der Rassenerblichkeit tritt die Familienerblichkeit auf; die Väter und Mütter leben in ihren Söhnen und Töchtern fort. Wiederum sieht man in ein und derselben Familie zwischen Bruder und Bruder sehr bemerkbare Verschiedenheiten hervortreten, was daher kommt, daß die Kinder, obwohl sie von denselben Eltern stammen, doch nicht unter denselben Verhältnissen geboren werden. Es giebt solche, die früher, und solche, die später geboren sind, und infolgedessen sind die Dispositionen verschieden; die Vererbung ist nicht bei allen dieselbe²⁾. Wenn es endlich richtig ist, daß sich zwei Zwillinge gleichartiger entwickeln als zwei Brüder verschiedenen Alters, so weisen die trotzdem bei jedem von ihnen vorhandenen Besonderheiten in der Entwicklung darauf hin, daß es nicht auf die Erblichkeit allein ankommt, daß es so zu sagen ein individuelles Angeborensein, eine geheimnisvolle Präformation giebt.

Das sind in Kürze die natürlichen Ursachen der Verschieden-

¹⁾ [Ohne jede Einschränkung dürfte das nicht richtig sein. In einem Artikel „Aus dem afrikanischen Kinderleben“ (Westermanns Monatshefte, Februar 1899) heisst es: „Der Neger ist in frühester Jugend von anmutender Kindlichkeit. Das gilt aber nur für die ersten paar Lebensjahre; sind diese vorbei, so ist auch die naive Kindlichkeit dahin und hat einer Frühreife Platz gemacht, die nicht gar selten in lächerliche Blasiertheit ausartet. Mit dem siebenten oder achten Lebensjahre geistig fast ganz reif, ist der Neger keiner höhern Entwicklung mehr fähig Es steht fest, daß das Negerkind weder in der Mannigfaltigkeit seiner Spiele, noch in der Vertiefung in sie auch nur entfernt an unsere Jugend heranreicht.“ U.]

²⁾ [Hierzu siehe besonders Marro, *Ricerche sull' influenza dell' età dei parenti sui figli*. 1893. Aus den statistischen Mitteilungen daselbst ergibt sich, daß die Söhne junger Eltern hinsichtlich der schlechten Führung in der Schule das Maximum, hinsichtlich der guten somit das Minimum darstellen. Für die Kinder bejahrter Eltern gilt das Gegenteil, und das Maximum der mittleren Führung zeigt sich bei Kindern der Eltern mittleren Alters. Hinsichtlich der geistigen Begabung ist die Zahl der Kinder junger Eltern am größten. Unter ihnen befindet sich auch der geringste Teil mit mangelhafter geistiger Entwicklung (4%), während er für die mittlere Klasse 5% beträgt und bei den Söhnen bejahrter Eltern 7% erreicht. U.]

heiten, die in der Entwicklung der Individuen hervortreten. Sie geben die teilweise Erklärung dafür, daß der Sohn Preyers immer zurück, der Sohn Tiedemanns immer voraus war, daß endlich unter der Menge der kleinen Wesen nicht zwei sind, deren Entwicklung Zug für Zug dieselbe ist.

Kommt es in der Geschichte der Kindesseele auch auf das Geschlecht an? Ganz gewiß gleichen die Mädchen weder in ihrer Art zu handeln, noch in ihrem Gemütsleben, noch in ihrer Intelligenz völlig den kleinen Knaben. Man behauptet, sie lernten früher sprechen, und sagt auch, sie zeigten sehr zeitig das Eigenartige des Lebens der Frau, nämlich etwas mehr Scharfsinn und Feinheit und etwas weniger Fähigkeit zur Abstraktion und Verallgemeinerung im Denken, etwas größere Lebhaftigkeit und auch Wandelbarkeit in den Gefühlen und vielleicht etwas weniger Bewegungsthätigkeit¹⁾. Trotzdem aber glauben wir, daß in dem Alter von drei oder vier Jahren, wo wir das Kind verlassen, eine merkliche Verschiedenheit nicht vorhanden ist. Der Beobachter vermag auf den ersten Blick einen Knaben von einem Mädchen nicht zu unterscheiden; ihre Gesichter sehen einander ähnlich und auch ihre Seelen sind — von einigen ganz geringfügigen Unterschieden abgesehen — fast völlig gleich; auch ihre Spielsachen sind die gleichen; den Knaben gefällt die Puppe ebenso wie den Mädchen. Erst gegen das vierte oder fünfte Jahr wird von einer besondern Psychologie für jedes Geschlecht die Rede sein können. „Die kleinen Mädchen, sagt Cabanis, nehmen an dem Ungestüm der kleinen Knaben teil und die kleinen Knaben an der Beweglichkeit der kleinen Mädchen. Die Neigungen, Ideen und Leidenschaften dieser Wesen, deren Seelenleben eben begonnen hat, und die noch so unbestimmt sind, daß sie in den meisten Sprachen unter dem Namen „Kinder“ zusammengefaßt werden, haben trotz des Geschlechtsunterschiedes die größte Ähnlichkeit.“ Freilich fügt Cabanis hinzu: „Nicht als ob ein aufmerksamer Beobachter bei ihnen nicht bereits bemerkenswerte Unterschiede wahrnehme; nicht als ob sich die unterscheidenden Züge nicht schon in den allgemeinen Formen der Ausbildung, in den psychischen Gewohnheiten oder in den naiven Äußerungen der Affekte

¹⁾ „Die kleinen taubstummen Mädchen, sagt Ladreyt de la Charrière, sind ruhiger als die Knaben.“

bekundeten . . .“ Aber wenn solche Verschiedenheiten mit ein oder zwei Jahre existieren, so müssen sie sehr geringfügig sein, denn C a b a n i s giebt sie nicht an ¹⁾).

Doch gleichviel um welches Geschlecht, um welche Familie oder Rasse es sich handeln mag, — die in einem Falle langsamere, im andern schnellere Entwicklung unterwirft alle Kinder denselben Gesetzen. Diese regelmäßige Ordnung gewährt ein bewundernswürdiges Schauspiel, indem sie bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Physiognomien und Charaktere alle kleine Wesen, die im Laufe der Zeit zur Welt kommen, unter dasselbe Joch beugt und sie nötigt, sich gleichartig in derselben Richtung nach einer feststehenden Reihenfolge zu entwickeln und in derselben Weise das Chaos ihres angehenden Gemüts- und Geisteslebens zu ordnen.

Welchen Fortschritt könnte die Menschheit machen, wenn mit dieser natürlichen Entwicklung eine angemessene Erziehung Hand in Hand ginge, die ihrer Grundsätze und Vorschriften sicher genug wäre, um das Werk der vererbten oder angeborenen Triebe zu unterstützen; der es nicht an Umsicht fehlte, dieses Werk an der Wiege zu beginnen und die Umgebung des Kindes so zu gestalten, daß in allem, was es sähe und hörte, alles das ferngehalten würde, was die natürlichen Tendenzen des Gemüts- und Geisteslebens hindern oder in falsche Bahnen bringen kann, die schließlichs einsichtig genug wäre, um der Schwäche des Kindes alles zu gewähren, dessen sie an Hülfeleistung und Unterstützung, sowie an Anregung bedarf!

Wenn sich aus unsern Beobachtungen eine Wahrheit ergibt, so ist es die, daß das Kind ohne die Hülfe der Erziehung nichts vermag. Im Gegensatz zu Ribot, der versichert, gegenüber dem Angeborenen und der Erbllichkeit habe die Erziehung wenig zu bedeuten, sind wir der Überzeugung, daß der Einfluß der Eltern und der Gesellschaft von der größten Bedeutung ist, und daß sich aus ihm noch mehr als aus der Natur die Verschiedenheiten der Geistes- und Charakterbeschaffenheit erklärt. Nach der Ansicht gewisser bedingungsloser Anhänger des Darwinismus wäre in der Natur des Kindes alles nur Rückerinnerung. Das kleine

¹⁾ [Siehe übrigens die Untersuchungen Garbinis über die Entwicklung des Farbensinnes auf S. 90, Anm. 3. U.]

Kind hätte nicht nötig, etwas zu entdecken oder zu erfinden; es brauchte sich nur zu erinnern. Plato hätte längst die wahre Formel für das Dasein gefunden, obwohl er einen andern Sinn damit verband. Das Kind hätte keine Mühe, zum erwachsenen Menschen zu werden, und Fähigkeiten in Thätigkeit zu setzen, die nur schlafende Kräfte sein würden, welche von den Handlungen einer Reihe verflossener Generationen herrührten; das Kind wäre so zu sagen ein bloßer Schwätzer, der eine von der Art tausendmal erzählte Geschichte mechanisch wiederholte.

Dabei wird nur zu sehr vergessen, daß trotz der erblichen Übertragung der Triebe und Fähigkeiten für jedes neue Individuum immer wieder alles von neuem zu thun ist, alles wieder von vorn angefangen werden muß. Das geistige Leben setzt sich nicht aus einer Reihe von leichten Rückerinnerungen zusammen, sondern es besteht aus zahlreichen mühsamen Erwerbungen und persönlichen Eroberungen. Die Erblichkeit übermittelt uns nicht ein vollständig fertiges Seelenleben, sondern nur Keime, die sich erst unter Mitwirkung der Zeit, der Arbeit und der Überlegung entwickeln. Über der Entwicklung der Art dürfen wir nicht die sich fortwährend erneuernde Entwicklung des Individuums übersehen.

Das Kind ist gleichzeitig das Werk der Natur und das Werk der Erziehung, wenn man unter dem Ausdrücke Erziehung den gesamten Erwerb seiner persönlichen Erfahrung versteht. Übrigens läßt sich unmöglich ganz genau angeben, in welchem Verhältnis sich bei seiner Entwicklung mischt, was aus ihm selbst stammt, und was ihm von außen gegeben wird ¹⁾. Keine chemische Analyse ist so schwierig, wie die seelische Analyse behufs Unterscheidung

¹⁾ Perez wirft dasselbe Problem in folgenden Worten auf: „Ich habe mir oft nicht ohne ein beunruhigendes Gefühl diese Frage vorgelegt, wenn ich einem kleinen Kinde gegenüberstand, dieser geheimnisvollen Sphinx, die nichts davon wußte, daß ich sie beobachtete, und deren große, ruhige und verwundert dreinschauende Augen meine mühsamen Schlusfolgerungen in Verwirrung brachten. Ich erinnerte mich, daß diese oder jene Thätigkeit, die seit langer Zeit in dem Behälter der virtuellen Fähigkeiten verschwunden war, unter der zufälligen Einwirkung gewisser günstiger Umstände plötzlich wieder zum Vorschein kam, und ich fragte mich, ob nicht dem Instinkt und der Erblichkeit zurückzugeben sei, was ich auf Grund meiner Beobachtungen dem Bewußtsein und der individuellen Erfahrung zugeschrieben hatte.“

der Grundbestandteile, die der Spontaneität angehören, oder aber von der Erziehung herrühren. Es handelt sich hier um ein dunkles Zusammenwirken, bei dem nur sicher ist, daß zwei Kräfte dabei thätig sind; ebenso wie sich bei einem gut ausgearbeiteten Drama, das von zwei Dichtern herrührt, die ihr Geheimnis nicht verraten haben, schwerlich der Anteil jedes Dichters bestimmen läßt.

Wie sehr wir aber auch von der Macht der Erziehung überzeugt sind, so können wir doch nicht glauben, daß die Erziehung allein das Kind zu dem mache, was es ist, nämlich zu einem Wesen, das etwas mehr als ein Tier, aber viel weniger als ein erwachsener Mensch ist. Sobald das Kind sprechen kann, und sobald es sich zu sagen vermag, hat es sich vom Tiere durch eine Kluft getrennt, ganz abgesehen von den charakteristischen Zügen seines Gemüts, seines Gedächtnisses, seiner Phantasie und seines Denkens, und besonders abgesehen von dem, was seine Eigentümlichkeit, seine Schwäche und zugleich seine Größe ausmacht, nämlich von der Notwendigkeit, alles durch Erfahrung zu erwerben, was das Tier vermöge des Instinkts besitzt.

In den Vergleichen, die von den Philosophen der Darwinschen Schule zwischen den Tieren und dem Menschen gezogen werden, läßt sich leicht eine zwiefache Tendenz erkennen, deren Absicht man errät. Einesteils schätzt man die menschlichen Fähigkeiten möglichst gering, und entlehrt man die Begriffe, die sie repräsentieren, ihres wesentlichen Inhalts; andererseits verwandelt und erhebt man die geringfügigsten Thatfachen aus dem Leben der Tiere, und deutet man mit willfähriger Bewunderung gewisse Thätigkeiten desselben. So wird infolge dieser entgegengesetzten Bewegung, die den Menschen herabzudrücken, das Tier aber zu erheben strebt, der Abstand zwischen diesen beiden Daseinsformen in sonderbarer Weise verringert; die beiden Ufer rücken näher zusammen, und wenn man vom einen zum andern gelangen will, so ist der Übergang leicht. Gleichwohl erkennen die Evolutionisten, wenn sie aufrichtig sind, ohne weiteres an, daß zwischen dem Kinde und dem Tiere schon ein merkbarer Unterschied bestehe. „Hinsichtlich der Intelligenz kann man die Seele des kleinen Kindes und diejenige des erwachsenen Hundes nicht auf eine Stufe stellen.“ So spricht Darwin, der hierin richtiger urteilt als sein Gegner Agassiz, der — ich weiß nicht, wie er dazu kommt — irgendwo

schreibt: „Ich sehe zwischen der Intelligenz eines zweijährigen Kindes und derjenigen eines jungen Schimpanse keinen wesentlichen Unterschied.“

Wenn Agassiz recht hätte, so müßte man daraus, daß die Natur mit zwei Jahren beim Kinde schon ihre eigene Kraft bekundet hat, schliessen, nur die erziehlischen und sozialen Einflüsse seien die Ursache des [späteren] Unterschiedes zwischen Mensch und Tier. An eine derartige Ungeheuerlichkeit würde aber niemand glauben. Die Grenzscheide zwischen dem kleinen Kinde und dem Tiere ist mit zwei Jahren schon allein durch die Sprache deutlich gezogen. „Die Artikulationsorgane, sagt ein Physiolog, sind bei den Säugetieren ebenso vorhanden wie beim Menschen. Wenn nun der Mensch spricht und die Tiere nicht, so kommt dies daher, daß beim Menschen eine geistige Thätigkeit eingreift¹⁾.“ Heißt das nicht anerkennen, daß die Sprache, wofern sie das grobse Werkzeug des höhern Fortschrittes der Intelligenz werden soll, selbst die Wirkung der Intelligenz ist?

Läßt sich das kleine Kind, das bereits höher steht als das Tier, mit Michelet²⁾ schon bei der Geburt fast als ein kleiner Erwachsener hinstellen, dessen Nervensystem zur Thätigkeit vollständig fertig sei? Das wäre etwas übertrieben. Ohne Zweifel stehen uns die Kinder in den meisten Punkten näher, als wir im allgemeinen glauben möchten. Sie denken mehr, als sie sagen können, insofern ihnen das Ausdrucksvermögen noch fehlt. Wenn es ihren geistigen Fähigkeiten auch noch an Festigkeit und Sicherheit mangelt, so haben sie doch schon den Gang angenommen, den sie während des ganzen Lebens beibehalten werden. Sie denken in ihrer Weise, und wenn sich ihre Schlusfolgerungen auch auf nichtige Beweismittel stützen, so ist doch der logische Weg gefunden, gerade wie der Magen des Neugeborenen schon seine Verrichtungen ausübt, wenn er auch nur Milch verdauen kann. Zweifellos haben die Gemütsbewegungen bei ihm noch nicht diejenige Stärke, die sie später erlangen werden; die Lebhaftigkeit der Gefühle ist der Kraft des empfindenden Wesens angemessen; aber in diesen mäßigen Verhältnissen durchläuft die kindliche Sensibilität gleichwohl fast die ganze Gefühlsskala der Er-

¹⁾ Bécclard, Physiologie, 1884.

²⁾ Michelet, *Nos fils*, p. 79.

wachsenen. Ohne alles aufzuzählen, können wir im allgemeinen kurz sagen, daß sich die Fähigkeiten des Kindes und des erwachsenen Menschen mehr in qualitativer als in quantitativer Hinsicht unterscheiden. Anders ausgedrückt: das Kind besitzt bereits alle unterscheidenden Merkmale der menschlichen Natur, aber es besitzt sie erst in unausgebildeten Formen und in beschränktem Umfange. Daher kann man nicht mit Michelet sagen, das Kind sei bereits ein Erwachsener.

Man kann aber unbedenklich behaupten, daß das Kind mit vier Jahren seine erste Entwicklung — vom Nichts zu den Anfängen von allem — vollendet hat. Wenn man in diesem Alter eine Musterung der Bewußtseinszustände anstellt, so überzeugt man sich, daß keine einzige wesentliche Verrichtung fehlt. Die weitere Entwicklung wird kräftigen, was noch schwach und kümmerlich ist. Die Sinne werden täglich neue Erwerbungen machen, und das Gedächtnis wird seine Schätze vermehren. Die Kenntnisse werden sich erweitern; aber die Werkzeuge sind in stand gesetzt. Die Aufmerksamkeit wird an Dauer und Konzentration zunehmen. Der Wille wird in der größern Hemmungsfähigkeit und Beständigkeit der Ideen eine festere und widerstandsfähigere Stütze finden. Kurz, alle Fähigkeiten werden wachsen, und infolge dieses Wachstums wird man in dem begrifflichen Denken eines Gelehrten oder in der sittlichen Kraft eines energischen Charakters die kümmerlichen Fähigkeiten, welche beim Kinde die ersten Denkversuche oder die ersten Bethätigungen des Willens und des Mutes leiteten, vielleicht nicht wiedererkennen. Aber es werden dennoch dieselben Fähigkeiten sein mit dem Unterschiede, der sich aus der Steigerung ergibt, gerade wie die scharf hervortretenden Züge in dem ausdrucksvollen Gesichte des gereiften Mannes — wenn auch in unkenntlicher Gestalt — dieselben zarten und unbestimmten Züge sind, die vor Jahren sein rosiges und lächelndes Kinderantlitz bildeten. Abgesehen von den neuen Elementen, welche die Leidenschaften der Pubertät im Herzen des jungen Menschen erzeugen, kann die Zukunft die einzelnen Fähigkeiten nur erweitern, ohne ihre Zahl zu vermehren. Mit vier Jahren hat sich die Seele des Kindes wirklich ganz entfaltet. Die Rahmen der geistigen Fähigkeiten sind bereit; es handelt sich nur darum, sie zu füllen. Alle Triebkräfte der Maschine sind an ihrem Platze; sie brauchen bloß in Thätigkeit

gesetzt zu werden. Die Skizze verlangt nur die Umwandlung zum Gemälde. Das Kind bedarf nur der Zeit, der Arbeit und der Erfahrung, um sich wirklich zum Menschen zu entwickeln. Mit einem Worte — wie annähernd schon Aristoteles sagt — die Natur und die erste Erziehung haben alles begonnen; die weitere Erziehung hat alles zu vollenden.

Berichtigungen.

Seite	2,	Zeile	5	von unten	ist zu lesen:	nötigten mich.
"	5,	"	17	"	"	zu ergründen.
"	41,	"	14	"	oben	vom Kinde wie vom Tiere mit Ovid.
"	79,	"	14	"	unten	Der Widerspruch.
"	90,	"	10	"	"	Siehe besonders Grant Allen.
"	92,	"	16	"	"	abgebildet.
"	191,	"	3	"	oben	Wildes (statt Waldes).
"	280,	"	8	"	unten	Sprachbildung.
"	368,	"	16	"	oben	erweitern (statt sich erweitern).
"	371,	"	14	"	"	dem Eintritt der sittlichen Entwicklung.

1954

JUL 2 1962

MAY 12 '62 H

Educ 2069.00
Die Entwicklung der Kindesseele /
Widener Library 004461358



3 2044 079 719 142

